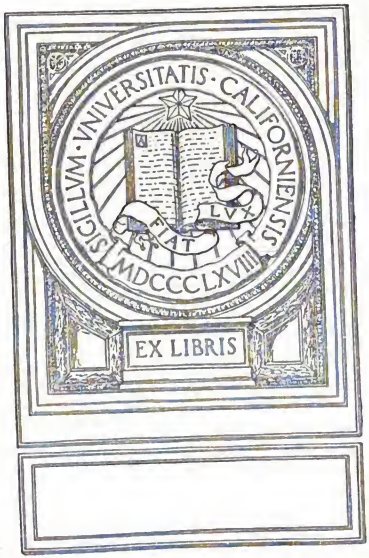
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Pyt. 1 cpl ED
DM. 17 16

16 E.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Bd. 1 cpl ED
DM. 17 16

16 E.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

17. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1858.

AP30
G7
v.17:1
★★

Register.

Jahrgang 1858. Erstes Vierteljahr.

Politik.

Zum ersten Januar. S. 1.
Der deutsche Dualismus. S. 65. 441.
Aus Konstantinopel. S. 75.
Quid faciamus nos? S. 113.
Zur Geldkrisis. S. 77. 275.
Die Botschaft Buchanans. S. 153.
Das Attentat auf Napoleon 3. S. 192.
Ostindien und England. S. 180.
Normanbys Memoiren. S. 172. 211.
Preußische Jahrbücher S. 241.
Das System der preußischen Festungen. S. 252.
Imperialistische Consequenzen. S. 233. 270.
Die Februarfeste in Berlin. S. 313.
Schleswig-Holstein. S. 329. 481.
Palmerstons Fall. S. 361.
Das Versicherungswesen. S. 370. 458.
Die südslavische Bewegung. S. 420.
Die Schweiz 1857. S. 401.
Die Wuchergesetze in Preußen. S. 411.
Der Staatsdienst und die Presse. S. 425.
Napoleon 3. und England S. 454.

Geschichtliche und Culturbilder.

Die Gesellschaft in der römischen Kaiserzeit. S. 41. 98.
Geldkrisen im Alterthum S. 511.
Die Aerzte im alten Rom. S. 247.
Josephus und der jüdische Krieg. S. 334.
Der deutsche Adel im 16. Jahrhundert. S. 380.
Deutsche Fürsten auf den Reichstagen. S. 281.
Die Dörfer und ihre Geistlichen im dreißigjährigen Krieg. S. 3. 50.
Humor in Häuserüberschriften. S. 350.
Weihnachtsspiele in Ungarn. S. 354.
Traumleben auf dem Nil. S. 31.
Der gothische Schneider von Bologna. S. 121.
Die Deutschen in Texas S. 143.

M284043

Gewerbliche Kunſtthätigkeit S. 184.
Der Volksgeſang in Italien S. 218.
Ein ruſſiſcher Staatsmann. S. 298.
Ein franzöſiſcher Marſchall. S. 321.
Künſtlercarneval in Dresden S. 358.
Die Juden in Galizien. S. 429.
Pariſer Salons. S. 447.
Kunſtausſtellung in München. S. 199. 497.

Literatur.

O. Jahns Leben Mozarts. S. 21.
Strauß Ulrich von Hutten S. 81. 130.
Adalbert Sifter. S. 161.
Gieſebrecht S. 201.
Goethe von Lewes u. A. S. 108.
Brachvogels Narciß u. A. S. 149.
Naturforſchung. S. 307.
Franzöſiſche Kritik. S. 118.
Deutſche Literaturgeſchichte. S. 346.
Springers bildende Kunſt S. 465.
Lehrs griechiſche Studien u. A. S. 470.
Haupts Reidhart u. A. 476.
Revue Germanique. S. 505.
Kleine Berichte. S. 79. 157. 196. 239. 279. 437. 517.

Zum ersten Januar.

Ein Jahr ist vergangen, reich an Blüten und Sonnenlicht. Die Garbenzahl war groß, die Körner schwer, kaum faßten die Fässer den süßen Most und der lachende Herbst dehnte seine Herrschaft so weit aus, daß die Handarbeit im Freien bis jetzt kaum unterbrochen wurde. Aber wie hold die Geister der Natur dem deutschen Lande auch gewesen sind, auf den Menschen liegt doch ein trüber Ernst und unruhig, freudlos und sorgenvoll blicken sie nach der Gegend des Himmels, aus welcher die Gestirne der nächsten Zukunft über unsere Häupter aufsteigen.

Wir sind ärmer geworden. Nicht daß die Luftgebilde geträumten Reichthums verschwinden, auch nicht daß Millionen von erworbenem Vermögen wieder verloren sind, ist unser größter Verlust. Was alle verstimmt und demüthiget, ist die nationale Einbuße an Männern, an Kraft und Vertrauen. Wir haben den Glauben an Viele verloren, die wir unter den besten unsrer Nation zu zählen gewohnt waren, die Ueberzeugung ist geschwächt, daß unser Volk nicht arm ist an maßvoller Energie, an besonnenen, dauerhaften, redlichen Arbeitern. Was im Verkehr des Marktes Mißtrauen heißt, ist nur ein Ausdruck für das allgemeine Gefühl der Enttäuschung und das schmerzliche Unbehagen darüber, daß so viele schwach und gewissenlos gehandelt haben.

Auch in andern Gebieten des deutschen Lebens war die Erhebung versagt, welche bei großen politischen Wandlungen den Völkern in Schmerz und Freude so gut Bedürfniß ist, wie dem Einzelnen. In dem größten Staate Deutschlands vollzieht sich ein verhängnißvoller Wechsel fast lautlos in beengenden Formen. Allmälig hat sich ein dunkler Schatten über die glänzende und bewegliche Seele gebreitet, welche durch 17 verhängnißvolle Jahre Preußens Geschick entschied. Die Kunde von diesem furchtbaren Ereigniß — nicht verhehlt und doch nicht öffentlich ausgesprochen, — drang nur durch Gerüchte unsicher und entstellt in das betroffene Volk. Dem neuen Regenten und den Preußen wurde das volle Maß der Empfindungen versagt, welche erschüttern, erheben und verjüngen, so oft ein König sein Antlitz vom Leben abkehrt zu dem stillen Haus seiner Ahnen. Ein König scheidet, ein neuer Herrscher kommt, und es fehlt alles Gewaltige, der düstere Pomp und die feierlichen

Klagen des Schmerzes, es fehlen die neuen Kränze, die reinen Gewänder, es fehlt der laute Ausdruck der Gefühle, mit denen ein großes Volk dem neuen Souverän entgegenruft. Der Fürst selbst entbehrt die hohe Poesie des Königthums, deren voller Glanz nur auf die ersten Wochen der Herrschaft fällt, und für ihn ach! so schnell verbleicht. Ihm sind die alten Gesichter geblieben, der alte Staub, die matte graue, einfarbige Alltäglichkeit. Langsam und reizlos umschließt den Pflichtvollen sein neues Amt, und längst empfindet er den Druck der Krone, bevor ihr Leuchten seine Stirn erhellt. Der 23. Januar wird wahrscheinlich eine Verlängerung seines Mandats bringen. Schwerlich werden die Kammern dieses Winters etwas thun, um das neue Verfassungsleben Preußens an dem großen Uebergange zu betheiligen. — In diesem Jahre aber werden in Preußen neue Volksvertreter gewählt.

Doch zwischen den grauen Schatten, welche die Wiege des neuen Jahres umgeben, fehlen nicht ganz farbige Bilder und lachende Gesichter. In dem Königsstamm der Hohenzollern wird ein neuer Haushalt eingerichtet. Des Deutschen Herz, stets bereit zu lieben und zu verehren, und gemüthlicher Erhebung sehr bedürftig, erwärmt sich bei dem Gedanken an das Glück eines jungen Paares und freudig werden kleine Züge aus ihrem Leben erzählt und gehört, welche Hoffnung geben, daß die Verlobten, welche einst die Krone Preußens tragen sollen, glücklich und gut sein werden. Und wenn warme Glückwünsche des Volkes ihnen das neue Haus schmücken könnten, so müßte jeder Dachziegel von Golde sein. Auch dem Nichtpreußen erscheint als Verheißung einer großen Zukunft, daß jetzt Wahrheit wird, was vor mehr als hundert Jahren erstrebt und damals einem König vereitelt wurde, dessen Heldengestalt noch immer über dem Kampf unserer Parteien schwebt als Hausgeist des preußischen Staats, und Vorkämpfer des deutschen Nordens.

So ist auch in der vernüchterten, unsichern Gegenwart das Gemüth der Deutschen nicht ohne die Geschenke der Göttin, welche ihm die nationalste von allen ist, der Hoffnung. Ueber jedem Wechsel der Stimmung und Interessen aber soll unsrer Nation die große Ueberzeugung stehn, daß wir in eine Periode unsrer Entwicklung getreten sind, wo wir alles sichere Wachsthum an Stärke und Größe nicht als ein müheloses Geschenk der ewigen Gewalten, auch nicht als eine plötzliche Gabe unsrer Fürsten erwarten dürfen, sondern daß wir selbst mit Tüchtigkeit, in langen Kämpfen und durch unermüdliche Arbeit darnach zu ringen haben. Und so sollen wir das neue Jahr nicht mit Klagen und Träumen beginnen, sondern mit den Vorsätzen eines ernsten Willens.

Solche gute Vorsätze spricht auch dies Blatt grüßend vor seinen Lesern aus.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Die Dörfer und ihre Geistlichen im dreißigjährigen Kriege.

1.

Es ist nicht die Absicht, in den folgenden Seiten die Gräuel des furchtbaren Krieges aufzuzählen. Wer die lebhaften Schilderungen der beiden Humoristen aus dem 17. Jahrhundert zur Hand nimmt, erkennt schaudernd, daß vor 200 Jahren dieselben Brutalitäten in unsern Dörfern verübt wurden, von denen wir jetzt in Berichten aus Ostindien vernehmen. Auch soll hier nicht versucht werden, die Größe des Unglücks zu skizziren, denn eine solche Darstellung würde selbst dann noch ungenügend werden, wenn man das ungeheure Detail aus hunderttausend vergilbten Blättern in ein ernstes Geschichtswerk verarbeitete. Dagegen sollen hier einige Züge aus dem Leben des Volkes zu einem Bilde verbunden werden, Thatsachen, welche an sich unbedeutend sind, aber in ihrer Zusammenstellung wol die Theilnahme der Leser beanspruchen dürfen. Es ist in d. Bl. mehr als einmal gesagt worden, daß die Folgen des ungeheuren Verlustes an Menschen und Gütern von jenem Kriege bis in unser Jahrbundert fühlbar geworden sind; es ist auch der Versuch gemacht worden, diesen Verlust für einzelne Landschaften annähernd zu bestimmen. Die Annahme wird nicht zu hoch gegriffen sein, daß das damalige Deutschland, Oberbaiern und Oberösterreich ausgenommen, weit über 60 Procent seiner Bewohner (in den Dörfern über 70 Procent) verloren habe, an seinem Viehinventarium aber sicher nicht weniger als 80 Procent, und daß diese Verluste durch die Vernichtung und Verwüstung alles übrigen Besitzthums und durch die Demoralisation der Ueberlebenden noch gesteigert wurden. Hier nun soll an einzelnen Beispielen die Zerstörung der Dorfgemeinden verständlich gemacht und dabei gezeigt werden, welche Kräfte neben den verderbenden thätig waren, das Uebrigbleibende zusammenzuhalten und die letzte Vernichtung der Nation abzuwehren. Die Verhältnisse sind einer bestimmten Landschaft entnommen, welche durch das Kriegsunglück zwar hart getroffen wurde, aber nicht mehr als die meisten andern Länder Deutschlands, ja nicht so sehr als z. B. die Mark Brandenburg und mehre Territorien des niedersächsischen und schwäbischen Kreises. Es ist die thüringische und fränkische Seite des Waldgebirges, welches in der Mitte Deutschlands als uralte Grenzscheide zwischen dem Norden und Süden gilt; vorzugsweise die jetzigen Herzogthümer Gotha und Meiningen. Die folgenden Einzelheiten sind aus Kirchenbüchern, Gemeindeacten, mehres aus den voluminösen Kirchen und Schulgeschichten, welche geistliche Sammler im vorigen Jahrhundert herausgaben, entnommen.

Deutschland galt um das Jahr 1618 für ein sehr reiches Land. Auch der Bauer hatte in dem langen Frieden eine Wohlhäbigkeit erlangt, welche wahrscheinlich größer war, als sie im Durchschnitt noch gegenwärtig ist. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war etwas größer als jetzt. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt, aber sie waren nicht arm an Hausrath und Behagen. Schon standen alte Obstbaumpflanzungen um die Dörfer und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den Düngerstätten der eingefriedeten Höfe tummelten sich große Scharen von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänseherden und in den Ställen standen die Gespanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrscheinlich ein großer starknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterrosse, sie, die stolzeste Freude des Hofbesitzers. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern grasten auf den steinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräsern. Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkische Flurtheilung in lange Bänder sich erhalten hatte — in drei Felder getheilt, deren Hufen schon damals viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig versteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Cultur. Es ward häufig Weizen in das Winterfeld gesäet. Waid wurde im Norden des Rennsteigs eifrig und mit großem Vortheil gebaut, der Flachs wurde durch die Wasserröste zubereitet, auch die Pferdebohne scheint schon damals ein beliebtes Futtergewächs gewesen zu sein und die bunten Blüten des Mohnes und die schwanken Rispen der Hirse erhoben sich inmitten der Aehrenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten und diese alte Cultur, welche jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen sehr trinkbaren Wein hervorgebracht haben, sogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und vorzüglich in Franken schon damals zu gutem Biere benutzt. — Die Lasten, welche auf dem Bauernstand lagen, Servituten und Abgaben waren nicht gering, am größten auf den adligen Gütern, aber es gab nicht wenig freie Bauerdörfer im Lande und das Regiment der Landesherrn war im Ganzen weniger hart, als im südlichen Franken und in Hessen. Es ist ein Irrthum, wenn man die Bureaukratie und Schreiberherrschaft als ein Erzeugniß der neuen Zeit betrachtet, es wurde schon damals viel regiert und die Dörfer hatten dem herzoglichen Amtsboten, der ihnen die Briefe brachte, schon oft sein kleines Zehrgeld zu zahlen. Die Gemeinderechnungen wurden seit fast hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen beaufsichtigt; auch auf Ortszeugnisse und Heimathscheine ward schon gehalten, und die Gemeinden

empfahlen einander freundnachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorf nach dem andern zogen. Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Durch Thüringen führte fast parallel mit den Bergen eine große Handelsstraße von der Elbe zum Rhein und Main und am Abfall des Gebirges gegen die Werra lag die große Heerstraße, welche den Norden Deutschlands mit dem Süden verband. Die Vecturanz auf den kunstlosen Straßen erforderte zahlreichen Vorspann und brachte den Dörfern Verdienst und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit Geld auszugeben. Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer meist Theologen, auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld gezahlt und ein Theil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer" war in den Stuben der Handwerker immer noch ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze und als charakteristische Eigenschaften seines Standes wurden ihm Rohheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude an Prügeln nachgerühmt. Aber wie abgeschlossen und arm an wechselnden Eindrücken sein Leben auch damals war, man würde sehr Unrecht thun, wenn man ihn für wesentlich schwächer und untüchtiger hielte, als er jetzt ist. Im Gegentheil war sein Selbstgefühl nicht geringer und oft besser berechtigt. Wol war seine Unkenntniß fremder Verhältnisse größer, denn es gab noch keine Zeitungen und Localblätter, und er selbst war in der Regel nicht weiter gewandert als bis zur nächsten Stadt, wo er seine Producte verkaufte, etwa einmal über die Berge, wenn er Kühe trieb, als Thüringer nach Erfurt auf den Waidmarkt, als Franke vielleicht ins Katholische nach Bamberg mit seinem Hopfen. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modisch, wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unsläthig hielt, er schwor und fluchte anders und sein Begrüßungsceremoniel war ein anderes als das des Städters, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war sein Leben nicht arm an Gemüth, an Sitte, selbst nicht an Poesie. Noch hatte der deutsche Volksgesang ein kräftiges Leben und der Landmann war der eifrigste Bewahrer desselben, noch waren seine Feste, sein Familienleben, seine Rechtsverhältnisse, seine Käufe und Verkäufe, reich an alten farbenreichen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Repräsentation. Auch die echt deutsche Freude an hübscher Handwerksarbeit, das Behagen an saubern und kunstvollen Erbstücken theilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgeräth war stattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, sauber ausgeschnittne Tische, geschnitzte Stühle und Wandschränke haben sich

einzeln — selten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unsere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apostelkrügen und ähnlichem Trinkgeschirr von Kunstsammlern aufgekauft. Groß muß der Schatz der Bauerfrauen an Betten, Kleidern, Wäsche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck gewesen sein, und nicht weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang. Auch viel baares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe oder sorglich in Töpfen und Kesseln vergraben, denn das Aufsammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauern Wein und was von Metallwaaren und Geräth in Hof und Küche nöthig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten oft die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm seine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor den gelehrten Juristen, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Processe, aber er wälzte wol auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblase oder ein paar alte Scherben in sich herum, die er gefüllt mit schweren Joachimsthalern im Milchkeller oder unter seinem Ehebett versteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaisers lagen, um den er sich wenig kümmerte. Er kaufte wol von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt, oder ein Spottlied auf den verlorenen König der Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Thür kam, von seinem Brot und Käse und hörte seine Schauergeschichten mit Kopfschütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemuthet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und beeilte sich seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine schlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde sehr roth, und alle Waaren wurden theurer; auch er wurde in die heillose Verwirrung hineingezogen, welche seit 1620 durch das massenhafte Ausprägen werthlosen Geldes über das Land kam. Er sah rundum in seiner Nähe Heckenmünzen aufrichten und erfuhr, daß man jetzt überall von Kupfer Geld mache. Wenn er in die Stadt kam, wurde er vom Kaufmann betrogen, man verlangte seine guten Thaler, wenn er bezahlen sollte und gab ihm garstiges Heckengeld, wenn er zu fordern hatte. Sein Pastor fing von der Kanzel an gegen Wucher, theure Zeit und schlechtes

Geld zu predigen, und das machte ihn sehr argwöhnisch, denn wenn schon der Pfarrer das neue rothe Geld nicht mehr zum Opfer annehmen wollte, so mußte die Sache in der Welt schlecht stehen. Er behielt sein Getreide und Fleisch zu Hause und ging gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und seinen Nachbarn, weil er auch das neue Geld bei seinen Zahlungen loswerden wollte, und nur altes gutes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böser Ahnungen. So ging es bis zum Jahr 1623. Da sah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebstähle und Einbrüche mehrten sich, fremdes Gesindel wurde oft auf den Landstraßen gesehen, Trompeter sprengten mit schlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahlerisch und frech vor seinen Hof, forderte Unterhalt, stahl Würste, und nahm Hühner im Schnappsack mit. Defensioner, ein neu errichtetes Corps von berittenen Polizeisoldaten, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, legten sich ihm in Quartier und belästigten ihn mehr als die Spitzbuben, die sie von seinen Viehställen abhalten sollten. Endlich begannen —für Thüringen seit 1623 — die Durchmärsche fremder Truppen und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschirte in sein Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Contribution, außerdem Geschenke und zerschlug, verwüstete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, seit 1626 mit jedem Jahre schlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer setzte sich um ihn herum in Winterquartieren fest, die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlau gewesen war, so wurde sein Loos noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und durch Qualen, welche niederzuschreiben peinlich ist, gezwungen, den Versteck seiner Schätze selbst anzugeben. Von dem Schicksal seiner Frau und seiner Töchter schweigen wir, das Greulichste wurde so gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Aber noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, seine Magd, sein kleiner Knabe wurden nicht nur viehisch gemißhandelt, sie waren auch in dringender Gefahr durch Ueberredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte ein roher unseliger Troß von Dirnen und Knaben. Es war eine Sache der Ehre und des Vortheils für den Arquebusier wie den Reuter, eine Dirne zu halten, mit der er im wilden Haushalte lebte und einen Buben, der ihm die niedrigsten Dienste verrichtete, für ihn Beute machte und stahl. Das Schicksal dieser Unglücklichen läßt sich denken! Aber die Wirthschaft des Landmanns ward noch in anderer Weise verwüstet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden

Soldaten ertragen, zuletzt lief er selbst unter die, welche schlugen; die Gespanne wurden vom Pfluge gerissen, die Herden von der Weide geholt, und dadurch die Bestellung der Felder oft unmöglich gemacht. Und doch, wie jammervoll und hilflos seine Lage war, in der ersten Hälfte des Krieges, bis zum Tode Gustav Adolphs, war doch das Schreckliche noch verhältnißmäßig erträglich. Denn noch war selbst in Plünderung und Zerstörung ein gewisses System, einige Manneszucht hielt wenigstens die regelmäßigen Heerhaufen zusammen und ein und das andere Jahr verlief ohne große Truppenzüge. Es ist uns möglich in dieser ersten Zeit zu erkennen, wie viel einzelnen Gemeinden zugemuthet wurde, denn schon saßen in dieser Zeit die Landesbehörden fest in ihren Schreibstuben, und nach den Durchmärschen wurden von den betroffenen Gemeinden gewöhnlich Liquidationen über ihre Leistungen eingefordert, deren Beträge ihnen freilich nicht wieder erstattet wurden. Wer solche Liquidationen in den Gemeindearchiven durchblättert, der wird die Namen berüchtigter Heerführer, die er aus der Geschichte oder aus Schillers Wallenstein kennt, in sehr realer Verbindung mit den Geschicken eines thüringischen Dorfes finden.

Die Wirkungen, welche ein solches Leben voll Unsicherheit und Qual auf die Seelen der Landleute ausübte, war sehr traurig. Die Furcht, eine bebende, klägliche Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüth voll von Aberglauben gewesen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit alles aufgesucht, was als Eingreifen überirdischer Gewalten gedeutet werden konnte. Man sah am Himmel die schrecklichsten Gesichter, man fand die Anzeichen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten; Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B., Herzogthum Hildburghausen erschienen weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerkanzelei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehn im ganzen Lande. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rothem, bald in blauem Hemdlein, vor ihr aufs Bett oder den Tisch setzte und ängstliche Wahrheiten aussprach, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte, wehe! schrie, und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten blauen Krägen, — damals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche die geistlichen Herrn verschiedener Würden über die Halbblödsinnige aufnahmen, verursachte ihnen nur der eine Umstand Bedenken, weshalb das Engelein nicht sie selbst besuche, sondern eine einfältige Magd.

Neben dem Schrecken zog Trotz und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die sittliche Verwahrlosung nahm im Landvolk furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern, die Gewohnheiten, Laster und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, selbst wenn die Räuber aus dem verwüsteten und halb zerstörten Dorfe abzogen. Damals wurde das Tabakrauchen bei dem Landvolk allgemein, das Branntweintrinken, das sich etwa seit dem Bauernkriege auf dem Flachlande verbreitet hatte, wurde ein gewöhnliches Laster. Die Achtung vor fremdem Eigenthum verschwand. Im Anfange des Kriegs waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich gesinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und dasselbe bei der nächsten Nachtrast wieder verkauften, so gaben die Käufer den neuen Erwerb um den Einkaufspreis oft den frühern Eigenthümern zurück. Das thaten in Franken selbst katholische und protestantische Ortschaften einander zu Liebe. Allmälig aber begann der Landmann zu stehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Wald oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampfe an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja sie überboten die Virtuosität der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht damals greuliche Unthat von solchen verübt ist, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entstand allmälig ein grimmiger Corpshaß zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas Anderes die Dörfer Deutschlands verdorben hat. — Auch zwischen den Landschaften und einzelnen Oertern entstanden Fehden. Hier sei aus der düstern Zeit nur eine harmlose berichtet.

So hatten die Bürger von Eisfeld noch mehre Jahre nach dem Kriege heftige Feindschaft mit dem Kloster Banz, wegen zwei wohltönenden Glocken ihrer alten Stadtkirche, dem „Banzer“ und der „Messe“. Ein schwedischer Obrist hatte die beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft. Und zweimal, wenn katholische Völker in Eisfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wiederzuholen, aber das erste Mal bekamen die Mönche mit einem gewissenhaften Kroaten der Einquartirung Händel, weil sie eine Thurmuhr obenein mitnehmen wollten. Der Kroat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein, und er und seine Kameraden liefen auf den Thurm und läuteten heftig mit den Glocken, so daß die Mönche von Banz für unmöglich fanden, die Glocken herunterzuholen und an ihrer Statt nur die Thurmuhr mitnahmen. Das zweite Mal gings ihnen nicht besser; endlich nach dem Frieden wurde ihnen

als Ersatz eine andere kleine Glocke angeboten. Als sie aber auf dieser den Spruch sahen: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort", gingen sie kopfschüttelnd wieder nach Hause. Endlich verglich Herzog Ernst der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für sich selbst und hing sie in Gotha auf dem Friedenstein auf.

Nach Kräften suchten sich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. So lange noch Geld aufzubringen war, machten sie Versuche, durch Zahlung einer Geldsumme an die vorausgesandten Offiziere die Einquartirung von sich abzukaufen, und mancher Schurke benutzte solche Furcht und erhob in der Maske eines vorausgesandten Fourirrs hohe Steuern von den getäuschten Dorfsassen. Auf die Kirchthürme und hohe Punkte der Flur wurden Wachen gestellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne sichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe eilig in einen entfernten Versteck. Solche Verstecke wurden mit großem Scharfsinn ausgesucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht und Wochen, ja Monate lang fristeten dort die Flüchtlinge ihr angstvolles Dasein. Im schwarzen Moor zwischen Gräben, Binsen und Erlengebüsch, in dunkler Waldesschlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk suchten sie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Theilnahme auf solche Stellen. Zu Aspach in einem alten Thurm ist 16 Fuß über dem Boden ein großes Gewölbe mit eiserner Thüre, dorthin flüchteten die Aspacher, so oft kleine Banden auf das Dorf marschirten, für längere Flucht aber hatten sie ein Feld von mehren Ackern, das mit Heimbuchen dicht umwachsen war, darum pflanzten sie Dorngebüsch, das auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mauer stand. In diesem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauche kriechend gelangen konnte, hat sich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgereutet und der Boden in Hopfen-, dann in Krautländer verwandelt. Noch heißt ein Theil dieses Grundes „der Schutzdorn". — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuser zurück und besserten nothdürftig aus, was verwüstet war. Nicht selten freilich fanden sie nur eine rauchende Brandstätte.

Auch nicht alle, die geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenderen suchten sich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig straffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land und, wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die Meisten hat sicher das Elend dort nicht weniger hart geschlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimischen Flur. Das wilde Leben im Versteck und Walde, die rohe Freude an Gewaltthat und

Beute machte die Trotzigsten zu Räubern. Mit rostigen Waffen versehn, die sie vielleicht getödteten Marodeuren abgenommen hatten, führten sie unter den Fichten der Berge ein gesetzloses Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, bald Wilddiebe, bald Wegelagerer.

So verminderte sich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehre Dörfer ganz verlassen und um die geschwärzten Balken und das Stroh der zerrissenen Dächer schlichen die Thiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgestalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da an nahm das Unheil in solcher Steigerung zu, daß sich nichts in der neuern Geschichte damit vergleichen läßt. Zu den zerstörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine schlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Theurung entstand, Hungersnoth folgte und in dem Jahre 1635 und 36 ergriff eine Seuche so schrecklich, wie sie seit fast hundert Jahren in Deutschland nicht gewüthet hatte, die kraftlosen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langsam über das ganze deutsche Land, über den Soldaten, wie über den Bauer, die Heere fielen auseinander unter ihrem sengenden Hauch; viele Oerter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wüthete von dieser Schreckenszeit ab noch 12 lange Jahre. Auch er war schwächer geworden, die Heerhaufen kleiner, die Operationen aus Mangel an Lebensmitteln und Thieren unsteter und planloser, aber wo die Kriegsfurie aufflackerte, fraß sie erbarmungslos weg, was sich noch von Leben zeigte. Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglücks; ein dumpfes apathisches Brüten wurde allgemein. Bis dahin hatte sich die Presse in Streitschriften, Liedern und fliegenden Blättern lebhaft an dem Kampfe betheiligt, seit der großen Seuche werden auch diese Volksstimmen selten. Ein klägliches, bettelhaftes Wesen nimmt in Stadt und Land überhand. Gleichgiltigkeit gegen das eigne und fremde Leid, rohe Genußsucht, Kriecherei und Gesinnungslosigkeit werden hervorstechende Züge auch in den anspruchsvolleren Classen. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie vegetiren verwildert, und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten sind in Dorfurkunden, Pfarrbüchern und kleinen Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja fast die laute Klage, verlernt. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo solche, die zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, selbst Hand an sich legten, das lesen wir aus Berichten der Gesandten, welche an dem großen Frieden Jahre lang vergeblich arbeiteten.

Man mag fragen, wie bei solchen Verlusten und so gründlichem Verderb

der Ueberlebenden überhaupt noch ein deutsches Volk geblieben ist, das nach geschlossenem Frieden wieder Land bauen, Steuern zahlen und nach einem dürftigen Vegetiren von hundert Jahren wieder Energie, Begeisterung und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft zu erzeugen vermochte. Allerdings ist wahrscheinlich, daß sich das Landvolk ganz in schwärmende Banden aufgelöst hätte, und daß die Städte niemals im Stande gewesen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutschen Landmann vor der gänzlichen Zerstreuung bewahrt hätten: seine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen seiner Obrigkeit und vor allem der Eifer seines Seelsorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eignen Flur, noch jetzt ein starkes Gefühl, welches gegen die wohlthätigsten Ackergesetze feindlich arbeitet, war im 17. Jahrhundert noch um vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eigenen Dorfflur sehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem andern Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren sehr schwer zu übersteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus seinem Versteck nach dem zerstörten Hofe und versuchte immer wieder die zerstampften Aehren zusammenzulesen, oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu streuen, den er sich gerettet hatte. Er hütete sich wohl, seinem Hause ein wohnliches Aussehen zu geben, er gewöhnte sich in Schmuz und Ruinen zu hausen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neste suchten. Die kärgliche Speise versteckte er an Orte, vor welchen selbst dem ruchlosen Feind graute, in Gräber, in Särge, unter Todtenköpfe. So hauste er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß seine Arbeit ihm selbst zu Gute kommen werde. — Kaum geringeres Interesse als er selbst, hatte sein Landesherr und dessen Beamte ihn zu erhalten. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, desto höher stieg der Einzelne im Werth. Von der Residenzstadt aus kümmerten sich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schösser während des ganzen Krieges um das Schicksal der Dörfer, ja der Einzelnen. Die Actenschreiberei wurde nur in der ärgsten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugnisse, Berichte, Eingaben und Rescripte liefen bei all dem Elend hin und her,*) Eingaben und Kosten Liquidationen wurden unermüdlich eingefordert und manch armer Schulmeister verrichtete gehorsam seinen Dienst als Gemeindeschreiber, während der Schnee durch die

*) Der Schösser Johann Martin zu Heldburg berichtet z. B. den 13. September 1640 zu Gunsten des hilflosen Pfarrers Bötzinger und trägt auf dessen Versetzung an, weil in dessen Pfarrdorf nur noch eine Witwe nebst noch einer Weibsperson sich aufhalte, und er selbst, der Schösser, könne von den jährlichen Amtsgefällen seines Bezirkes, die sich sonst auf einige 100 Thlr. belaufen, jetzt nicht einen Groschen herausbringen.

ausgeschlagenen Fenster in seine Schulstube hineinwehte, die Gemeindekasse zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er schrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finstern ungesetzlichen Anschlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dies Schreiberwesen in vielen Fällen war, es zog doch zahllose Fäden, durch welche der Einzelne an die Ordnung seines Staates gebunden wurde. Und daß der Mechanismus der Verwaltung sich erhielt, war in den Pausen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Das beste Verdienst aber um die Erhaltung des deutschen Volkes hatten die Landgeistlichen und ihr heiliges Amt. Zuverlässig war ihr Einfluß in den katholischen Landschaften nicht geringer, als in den protestantischen, wenn uns auch wenig Nachrichten darüber geblieben sind, denn die katholischen Dorfpfarrer waren damals ebenso dem Schreiben abhold, als die evangelischen schreibelustig. Doch an der Bildung ihrer Zeit hatten die protestantischen Pfarrer einen weit größeren Antheil. Die deutsche gelehrte Bildung war durch die Reformatoren wesentlich theologisch geworden, und die Pfarrgeistlichen repräsentirten diese Intelligenz gegenüber dem adligen Gutsherrn und den Bauern. Sie waren in der Regel in den alten Sprachen gut bewandert, geübt Latein zu schreiben und elegische Verse zu machen. Sie waren starke Disputirer, wohlerfahren in dogmatischen Streitigkeiten, voll eifrigem Zorn gegen Schwenkfeldianer, Theophrastianer, Rosenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberisch, und ihre Lehre war stärker im Haß gegen die Ketzer, als in Liebe gegen ihre Mitmenschen. Ihr Einfluß auf das Gewissen der Laien hatte sie hochmüthig und herrschsüchtig gemacht, und die Begabteren unter ihnen kümmerten sich mehr um Politik als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf, für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geschaffen hat, sondern nur repräsentirt, so hatte die lutherische Geistlichkeit eine schwere und verhängnißvolle Schuld an der Verödung des Gemüthes, der unpraktischen Kraftlosigkeit, dem trockenen, langweiligen Formalismus, welche damals in deutschem Leben sehr oft zu Tage kam. So waren die Geistlichen als Stand weder bequem noch besonders liebenswerth, und selbst ihre Moralität war engherzig und inhuman. Aber all dies Unrecht sühnten sie in den Zeiten der Armuth, der Trübsal und Verfolgung. Und unter ihnen am meisten die armen Dorfpfarrer. Sie waren den größten Gefahren ausgesetzt, den kaiserlichen Soldaten am meisten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen sich dem Feinde bemerkbar zu machen, die Rohheiten, welche sie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tödtlich ihr Ansehen in der eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, sie waren nicht geübt und wenig geeignet, sich durch körperliche Arbeit die Tage zu fristen; unter jeder Verringerung des Wohlstandes, der Sittlichkeit, der Menschenzahl

ihres Dorfes hatten sie am meisten zu leiden. Man muß einer sehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugniß geben, daß sie all diese Gefahren als echte Streiter Christi ertrugen. Die Meisten hielten bei ihren Gemeinden aus bis fast zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Crucifix gestohlen, der Altar durch eklen Unrath beschmutzt, die Glocken vom Thurm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Wenn die Gemeinde zusammenschmolz, daß der Gesang der Zuhörer aufhörte und kein Cantor mehr die Bußlieder intonirte, da riefen sie den Rest der Gemeinde noch zur Betstunde zusammen. Sie waren stark und eifrig im Trösten und Strafen, denn je größer das Elend war, desto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden sie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren sie die ersten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebstahl und frecher Muthwille wurden am liebsten gegen solche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage am meisten imponirt hatten. Ihre Schicksale sind daher vorzugsweise charakteristisch für jene eisernen Jahre und wir sind glücklicherweise in der Lage, grade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu besitzen, oft in Kirchenbüchern, denen sie ihr Leid klagten, während kein Mensch sie hören wollte. Aus solchen Notizen thüringischer und fränkischer Pfarrgeistlicher seien hier nur wenige Beispiele mitgetheilt.

Magister Michael Ludwig war seit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld. Dort predigte er im Walde unter freiem Himmel seiner Gemeinde, ließ sie mit der Trommel statt mit der Glocke zusammenrufen, und Bewaffnete mußten Wache stehen, während er predigte; acht Jahre hielt er so aus, bis seine Gemeinde ganz verschwand. Da rief ein schwedischer Oberst den tapfern Mann als Prediger zum Regiment, er wurde später Präsident des Feldconsistoriums bei Torstenson und Superintendent zu Wismar. — Georg Faber, Prediger zu Gellershausen, hielt mit drei, vier Zuhörern Betstunden bei steter Lebensgefahr, stand jeden Morgen um drei auf, studirte und lernte seine Predigten von Wort zu Wort auswendig, schrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über biblische Bücher.

In den benachbarten Landstätten hatten die Geistlichen nicht weniger zu ertragen. In Eisfeld z. B. war seit 1635 Rector Johann Otto, ein junger Mann der erst geheirathet hatte; er hat acht Jahre in der allerschlimmsten Zeit mit noch einem Lehrer die ganze Schule halten müssen und dabei das Cantorat gratis versehen. Was seine Einnahmen gewesen, kann man aus Notizen sehen, die der tüchtige Mann in seinen Euklid geschrieben hat: „Zwei Tage gedroschen im Herbst. 5 Tage gedroschen im Februar 1647. 2 Tage gedroschen im Januar 47. 1 Tag im Holz gearbeitet 1646. ½ Tag geschnitten.“ 4 „Hochzeitsbriefe geschrieben. item ½ Tag Hafer gebunden, 1 Tag geschnitten

u. s. w. Er dauerte aus und stand seinem Amt 42 Jahr in Ehren vor. Sein Nachfolger der große Lateiner, Johann Schmidt, Lehrer des berühmten Cellarius, war unter die Soldaten gerathen und las einst auf der fürstl. Schloßwache in einem griechischen Dichter; das sah sein Offizier mit Erstaunen und meldete es Ernst dem Frommen, der ihn zum Lehrer machte. —

Der Superintendent Andreas Pochmann ebendaselbst war als elternlose Waise mit zwei kleinen Brüdern von den Kroaten geraubt worden. Er rettete sich mit den Brüdern in der Nacht. Später wurde er als lateinischer Schüler wieder von Soldaten aufgefangen, zum Fourierschützen und dann zum Musketier gemacht. In der Garnison aber studirte er fort, fand unter seinen Kameraden Studenten aus Paris und London, mit denen er das Lateinische übte. Einst blieb er als Soldat krank am Wachtfeuer liegen, unter seinem Aermel die Pulvertasche mit 1½ Pfd. Pulver, da erreichte die Flamme den Aermel, und verbrannte ihn zur Hälfte; die Pulvertasche blieb unversehret. Als er aufwachte, sah er sich allein im verlassenen Lager ohne einen Pfennig Geld. Da fand er in der Asche 2 Thlr. Damit schlug er sich auf Gotha zu; auf dem Wege kehrte er zu Langensalza in ein einsames Häuslein an der Mauer ein, eine alte Frau nahm den Todmüden auf und legte ihn auf ein Bett. Es war die Pestwärterin, das Lager ein Pestbett, und die Krankheit wüthete damals in der Stadt; er blieb unversehret. Wie sein Leben ist das seiner meisten Zeitgenossen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Uebergängen, unerwarteter Hilfe, ebenso wie von Todesgefahr, Noth und häufiger Veränderung des Ortes. Solche Zeiten muß man genauer ansehen, um zu verstehen, wie sich grade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben sind, bei den Ueberlebenden ein fatalistischer Glaube an die göttliche Vorsehung, welche auf wunderbare Weise in das Leben des Menschen eingreift, ausgebildet hat.

Fast aus jedem Kirchdorf kann man Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer seiner Pfarrer zusammentragen. Freilich nur die Stärksten überwanden eine solche Zeit, ohne selbst zu verkümmern. Die endlose Unsicherheit, Mangel an Nahrung und das gesetzlose Treiben der Soldaten und der eigenen Pfarrkinder machte viele auch in ihrer Gesinnung armselig, kriechend, bettelhaft. Ein Beispiel statt vieler. Johannes Elfflein, seit 1632 Pfarrer zu Simau, wurde so arm, daß er Tagelöhnerarbeit thun mußte, Holz im Walde hauen, hacken, graben, säen, zweimal wurde ihm eine Beisteuer aus der Armenbüchse von Koburg, die man bei Kindtaufen aufstellte, zugetheilt. Endlich ließ das Consistorium zu Koburg einen Kelch seiner Kirche verkaufen, damit er sich Brot dafür schaffe. Für ein besonderes Glück hielt er, als es einmal eine vornehme, adlige Leiche gab. Da bekam er einen guten alten Reichsthaler und ein Viertel Korn. Und als er kurz darauf einem

vertrauten Nachbar seinen Hunger klagte und dieser in verzweifeltem Entschluß erwiederte, er wüßte wol, was er in solchem Fall thun würde, da sagte Magister Elfflein in starkem Glauben: „Mein Gott weiß schon Mittel, ehe ich sollte Hunger sterben, ehe müßte ein reicher Edelmann sterben, damit ich wieder Geld zu einem Viertel Korn kriegte.“ Und er betrachtete als eine Schickung der Vorsehung, daß dies melancholische Ereigniß bald darauf eintrat. Seine Lage war so jämmerlich, daß sogar die raubgierigen Soldaten in der Nachbarschaft ihren Buben, die sie auf Beute schickten, dringend empfahlen, sie sollten den Pfarrer von Simau in Ruhe lassen, denn der arme Tropf hätte selbst nichts. Endlich bekam er eine andere Pfarre. — Viele Pfarrer, welche einst hoffnungsreiche und gebildete Männer gewesen waren, zogen in den letzten Jahren des Krieges als „Vaganten“ oder „Exulanten“ Almosen heischend durch die Lande. Sie erhielten dazu von ihrem Consistorium Zeugnisse, versuchten auch wol sich in der Fremde als Prediger niederzulassen, und kehrten, wenn das Elend sie nicht getödtet hatte, um das Ende des Krieges zu ihrer Dorfkirche zurück. Dann sammelten sich um sie die Trümmer der früheren Gemeinde, die Kirche ward wieder nothdürftig gesäubert und hergestellt, auch ein Communionkelch wurde von einem benachbarten Adeligen oder einem ausgedienten Hauptmann, der seinen Frieden mit der Kirche zu machen wünschte, geschenkt und unter den größten Entbehrungen und kleinlichem Gezänk mit rohen Pfarrkindern wurde das kirchliche Leben aufs Neue eingerichtet.

Endlich flog die Nachricht durch das Land, daß der Friede geschlossen sei, ein Friede seit vielen Jahren heiß ersehnt. Welche Wirkung die Nachricht auf die Ueberreste der deutschen Nation machte, ist noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Leuten erschien er als eine Rückkehr ihrer Jugend, sie sahen die reichen Ernten ihrer Kinderzeit wiederkehren, dicht bevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die sie mit ihren getödteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenossen verlebt hatten, sie sahen sich selbst glücklicher, männlicher und besser als sie in fast 30 Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegserzeugte, verwilderte Geschlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande. Die Zeit, wo auf jedem Ackerstück des Winter- und Sommerfeldes dichte gelbe Aehren im Winde wogen, wo in jedem Stalle die Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen sollte, wo sie selbst mit zwei Pferden und lustigem Peitschenknall auf das Feld fahren würden und wo kein feindlicher Soldat ihre Schwestern oder ihr Mädchen mit rohen Liebkosungen an sich reißen durfte; wo sie nicht mehr mit Heugabeln und verrosteten Musketen den Nachzüglern im Busch auflauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erschlagenen sitzen würden; wo

die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern sein sollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hofthore hören würde, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenster und schöne Glocken haben würde, wo in dem beschmuzten Chor der Kirche ein neuer Altar, mit einer seidenen Decke, einem silbernen Crucifix und einem vergoldeten Kelch stehen sollte und wo einst die jungen Burschen wieder Bräute zum Altar führen könnten, die einen Kranz im Haare trügen. Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, selbst die wildeste Brut der Kriegszeit, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen, selbst die harten Regierenden, die Fürsten und ihre Gesandten fühlten, daß der große Friedensact die Rettung Deutschlands vor dem letzten Verderben sei. Feierlich und mit aller Inbrunst, deren das Volk fähig war, wurde das Friedensfest in Stadt und Dorf begangen. Aus dem Kreise von Dorferinnerungen, welchem die vorhergehenden Beispiele entnommen sind, sei auch die nachfolgende Festbeschreibung angeführt.

Döllstedt, ein stattliches Kirchdorf des Herzogthums Gotha, hatte schwer gelitten. Im Jahre 1636 hatte den Ort das hatzfeldische Corps überfallen, großen Schaden gethan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie solches der Pfarrer Herr Deckner kurz vorher prophezeit hatte. „Dieser liebe Mann," so schrieb sein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, „hatte seine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen gestraft. Aber seine Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Undank erwiesen, den Hopfen von den Stangen geschnitten, das Korn von den Feldern entführet, wie er Anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts Anderes, als Gottes gerechte Strafen solchen verstockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Kanzel, sondern auch noch wenige Stunden vor seinem seligen Abschied hatte er solche Klage geführt: Ach du armes Döllstedt! wie wird dirs nach meinem Abschied übel gehen! Und darauf hat er sich gegen die Kirche gewendet und sein mattes und mit dem Tode ringendes Haupt über Vermögen mit Hilfe des Wärters aufgerichtet, als wollte er aus der Kammerecke, wo er sein Leben beschlossen, die Kirche noch einmal ansehen und hat gesagt: Ach, du liebe, liebe Kirche! wie wird dirs nach meinem Tode gehen! Mit Besen wird man dich zusammenkehren."

Seine Prophezeihung traf ein, das Dorf hatte im Jahre 1636 an 5,500 fl. Kriegsschaden zu liquidiren, von 1627—37 zusammen 29,595 fl; so daß die Einwohner sich nach und nach verloren und die Stätte fast ganz wüst stand; im Jahre 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorfe; im Jahr 1641, nachdem Banner und im Winter die Franzosen wieder gewirthschaftet hatten, war ein halber Acker Korn bestellt, und vier Paar Einwohner vorhanden. — Der

große Eifer Ernst des Frommen von Gotha bewirkte, daß sich in seinem Land die verlassenen Dörfer verhältnißmäßig schnell wieder mit Menschen besetzten. Im Jahr 1650 den 19. August konnte in Döllstedt das „Jubel- und Friedensfest" gefeiert werden. Die Beschreibung desselben folgt hier, wie sie der damalige Pfarrer Trümper im Kirchenbuch aufgezeichnet hat, der Leser wird sie nicht ohne Theilnahme lesen:

Den 19. August, Morgens 4 Uhr sind wir mit unsern Adjuvanten und den Hausleuten von Gotha auf unsern Thurm gestiegen und haben den Morgensegen musicirt. Gegen 7 Uhr ist, wie den vorigen Tag um 1 Uhr auch geschehen, mit allen Glocken angefangen worden zu läuten, eine ganze Viertelstunde, halb 8 wieder so lange. Unterdeß hat sich das Volk, Mann und Weib, jung und alt, ohne was beim Geläute bleiben müssen, vor dem Thor versammelt, und ist 1) das Weibervolk auf einer Seite gestanden, und vor demselben der Friede, welchen die adeligen Jungfrauen mit einem schönen grünen seidenen Kleide und andern Zierrath ganz schön ausstaffiret, auf dem Haupt einen schönen grünen Kranz mit eingemengten gelben Flittern und einen grünen Zweig in der Hand habend. 2) Auf der andern Seite gegen dem Dorfe standen die Mannspersonen, und vor denselben die Gerechtigkeit in einem schönen weißen Hemde, einen grünen Kranz auf dem Haupte, ein bloß Schwert und gelbe Waage in den Händen tragend. 3) Gegen das Feld auf dieser Seite standen die Junggesellen mit Röhren, und etliche mit bloßen Schwertern und vor denselben der Mars, als ein Soldate gekleidet, und eine Armbrust in den Händen tragend. 4) In der Mitte standen die Schüler, Hausleute und Adjuvanten neben mir, da habe ich eine Erinnerung gethan, daß wir oft mit thränenfließenden Augen zu unsern Thoren hätten ausfliehen und flehen müssen, und wenn der Sturm vorüber, mit Freuden wieder heimgegangen, ungeachtet wir alles verwüst, zerschlagen und umgekehrt gefunden. Also wären wir billig itzund, dem lieben Gott zu Ehren, vor unser Thor herausgegangen, und weil er uns durch gnädige Verleihung des edlen lang erwünschten Friedens von dergleichen Verwüstung, Fliehen und Flehen errettet, nun zu desselben Thoren eingehen mit Danken, und zu seinen Vorhofen mit Leben, wollten darauf unsere Stimme einmüthig erheben und singen: Allein Gott in der Höh sei Ehr ꝛc. 5) Unter Musicirung dieses Gesetzleins näherten sich der Friede und Gerechtigkeit je mehr und mehr. Auf die Worte: „All' Fehd' hat nun ein Ende," steckten die mit bloßen Schwertern dieselben ein, die mit den Büchsen thaten einige Salven, und kehrten sie darauf auch um. Der Friede winkte denen hierzu Bestellten; die nahmen dem Marti, welcher thäte, als wolle er sich wehren, seine Armbrust und zerbrachen sie ihm; Fried und Gerechtigkeit traten zusammen und küsseten sich. 6) Darauf wurde der angefangene Gesang fortgesungen, und schickte man sich an zu

gehen. Vor den Schülern ging Andreas Ehrhardt nach Vermögen ausgeputzt, einen Stab mit einem grünen Kranz über der Hand umwunden. Darauf folgten die Schüler alle mit grünen Kränzen auf den Häuptern, grüne Zweige in den Händen, und hatten die kleinen weißen Hemden an, darauf die Adjuvanten, Spielleut, nach welchen ich, der Pfarrer, neben dem Herrn Pfarrer von Vargula, welcher zu mir kam. Nach uns gingen die Mägdlein, die kleinen vorher, die großen darnach, alle nach ihrem Vermögen geschmückt, und grüne Kränze auf ihren Häuptern. Nach diesen ging der Friede und hinter ihnen Knaben, die trugen einen Korb mit Wecken, eine Schüssel mit Aepfeln, welche hernach unter die Kinder ausgetheilt wurden; item allerlei Früchte des Feldes.

Auf diese folgten die adeligen Jungfrauen neben ihren Muhmen, welche sie zu sich gebeten; nach ihnen die Edelleute v. Seebach, Sachsen und andere, die zu ihnen kommen waren. Nach diesen ging die Gerechtigkeit und hinter ihr her die Heimbürger und Gerichtsschöppen, alle weiße Stäbe in den Händen tragend, mit grünen Kränzen umwunden. Hierauf folgte der Fähndrich Christian Heum in seinem besten Schmuck, mit einem Stab, daran er ging, in der Hand aber mit einem grünen Kranz umwunden. Nach diesen gingen die Mannspersonen zu Paaren mit grünen Sträußen in den Händen. Auf die Mannspersonen folgte der Mars gebunden, und hinter ihm die jungen Bursche mit den umgekehrten Röhren. Darauf folgte der Wachtmeister Hic! Er Dietrich Grün, in seinem Schmuck, einen Stab in der Hand wie der Fähndrich: auf ihn folgten die Weibspersonen, alle auch zu Paaren in ihrer Ordnung; alle singend durch das Dorf nach der Kirche. Als der obgedachte Gesang ausgesungen war, sungen wir: Nun lob, mein Seel, den Herrn.

In der Kirche wurde es mit Singen und Predigen der fürstl. Ordnung gemäß gehalten. Nach vollendetem Gottesdienst gingen wir in voriger Ordnung aus der Kirche auf den Platz vor der Schenke, da die Mannspersonen auf einer Seite, die Weibspersonen auf der andern Seite einen halben Circul und alsdann einen feinen weiten Kreis schlossen, und wurde unter dem Hingehen gesungen: „Nun freut Euch, lieben Christen gemein." Nach geschlossenem Kreise bedankte ich mich gegen sämmtliche, daß sie nicht allein unserer hohen landesfürstlichen Obrigkeit Ausschreiben zu diesem Mal gehorsamlich nachgelebet, sondern auch auf mein Begehren allesammt Adlige, und Unadlige, vor das Thor gegangen, und in so schöner Ordnung mir zur Kirche gefolget ꝛc. mit Vermähnung, Nachmittags dem Gottesdienst wieder fleißig beizuwohnen. Und ob ich zwar sagte, es möchte ein jeder zu diesem Mal aus seinem Hause zur Kirche gehen, so hatten sie sich doch allesammt wie Vormittage vor der Schenke versammlet, war auch der Friede und Gerechtigkeit wieder in ihrem Schmuck da, Mars aber hatte sich verloren. Als ich das-

selbe berichtet wurde, ging ich unter dem letzten Puls mit den Schülern, Adjuvanten und Hausleuten zur Hinterthür hinaus, durch die Kirchgaß nach der Kirche, da mir jeder männjglich wiederum, wie frühe geschehen, in die Kirche folgete. Darinnen wurde damals gesungen: „Nun laßt uns Gott dem Herren ꝛc.“ Aus der Kirche gingen wir in solcher Ordnung wieder singend: „Lobet den Herrn, lobet den Herrn ꝛc.“ auf gedachten Platz, da ich abermals gegen Fremde und Einheimische mit einem herzlichen Friedenswunsch mich bedankte. Und wurden hier vor 6 gr. Wecke und etliche reife Aepfel unter die Kinder ausgetheilet.“

Bekannt ist, daß der große Friede sehr langsam kam, wie die Genesung aus einer tödlichen Krankheit. Die Jahre 1648—50 vom Friedensschluß bis zur Feier des Friedensfestes gehörten noch zu den schwersten der eisernen Zeit, unerschwingliche Kriegssteuern waren ausgeschrieben; die Heere der verschiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landschaften und der Druck, welchen sie auf die elenden Bewohner ausübten, war so furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsschrei der Völker sich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien mischte. Dazu kamen Plagen andrer Art, alle Länder wimmelten von „herrenlosem Gesindlein“. Banden entlassener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Scharen von Bettlern, große Räuberhaufen streiften aus einem Gebiet in das andere, sie quartirten sich gewaltsam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten und setzten sich wol gar in den verlassenen Hütten fest. Auch die Dorfbewohner mit schlechten Waffen versehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen noch bequemer zu rauben, als das Feld zu bestellen und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Territorien, die Evangelischen in katholisches Land und umgekehrt. Auch die echten Kinder eines gesetzlosen Lebens, die Zigeuner, waren an Zahl und Dreistigkeit gewachsen, und lagerten phantastisch aufgeputzt mit ihren hochbeladenen Karren, mit gestohlenen Pferden und nackenden Kindern um den Steintrog des Dorfplatzes, grade wie im Anfange des 15. Jahrhunderts, wo sie zuerst bandenweise in das deutsche Land eingefallen waren. Wo grade ein kräftiger Regent und eifrige Beamte thätig waren, wurde solchem wilden Wandern nach Kräften entgegengearbeitet. Die Dorfleute des Herzogthums Gotha mußten noch im Jahre 49 von den Kirchthürmen Wache halten, Brücken und Fährten über die Bäche des Landes besetzen und Lärm machen, so oft sie einen marschirenden Haufen erblickten. Ein System von Polizeiverordnungen, durchaus nothwendig und heilsam, war das erste Zeichen des neuen Selbstgefühls, welches die Regierungen erhalten hatten. Wer sich niederlassen wollte, dem wurde die Ansiedlung leicht gemacht. Wer fest saß, mußte angeben, wie viel Land er bebaut hatte, in welchem Zustand ihm Haus und Hof war, ob er Vieh hatte. Neue Flurbücher und Verzeichnisse der Einwohner wurden angefertigt, neue Steuern in Geld und

Naturalien wurden ausgeschrieben und auch durch solchen harten Druck die Dorfbewohner zur Arbeit gezwungen. Allmälig besetzten sich die Dörfer wieder mit Menschen. Viele Familien, die sich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, besserten ihre verwüsteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde wieder zurück, auch verabschiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Rest ihrer Beute zuweilen Acker und ein leeres Haus oder liefen zu dem heimischen Dorfe. — Es wurde viel geheirathet und eifrig getauft.

W. A. Mozart von Otto Jahn.

Dritter Theil. Mit Mozart's Bildniß nach Tischbein, und drei Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. —

Es sei uns erlaubt, bei der Anzeige eines Werks, welches zu den wohlthuendsten Erscheinungen der neusten Zeit gehört, und welches in seiner Gattung als historische und kritische Analyse einer schöpferischen Naturkraft in der ganzen Literatur ohne Gleichen ist, mit einem Tadel zu beginnen, einem Tadel, in welchem zugleich ein mehr oder minder laut ausgesprochenes Mißvergnügen des Publicums seinen bestimmteren Ausdruck finden soll. Ueber die Tiefe der Forschung, die Feinheit des Urtheils und die warme Begeisterung, die sich in diesem Buch ausspricht, ist alle Welt einig; zugleich hört man aber an verschiedenen Orten die Klage, daß es zu lang sei. Im ersten Augenblick scheint diese Klage völlig unbegreiflich; denn lange Bücher sind dem deutschen Publicum im Allgemeinen nicht fremd, und selbst in dieser bestimmten Sphäre sind in den letzten Jahrzehnten eine Menge halb belletristischer, halb wissenschaftlicher Werke erschienen, die das Leben eines großen Künstlers behandeln und an Umfang dem vorliegenden Buch nicht viel nachgeben. Diese Bücher haben ihr Publicum gefunden, obgleich sie meist ein triviales artistisches Geschwätz in hochtrabenden Formen sind. Für den wahrhaft Gebildeten mußten diese leeren Fictionen eines sentimentalen Künstlerthums ebenso langweilig sein, als die streng historische Darstellung Jahns interessant ist. Ja, wenn wir davon absehn, was auf Rechnung der historischen Aufgabe des Buchs kommt, die erschöpfende Verarbeitung des Materials, so behaupten wir, daß es zu den unterhaltendsten Büchern gehört, die man sich überhaupt vorstellen kann. Freilich finden sich darin längere Besprechungen von Musikstücken, die man wenig mehr aufführt, und die daher nur denjenigen interessiren, der aus der Kunst ein eigentliches Studium macht, es finden sich in den Anmerkungen und Zusätzen gelehrte Notizen, die nur auf

wenig Leser berechnet sind. Aber diese Excurse durften nicht fehlen, wenn das Buch seinen Zweck, den vollständigen Abschluß des Materials, erfüllen sollte; der Laie kann sie mit leichter Mühe überschlagen, und was übrig bleibt wird jeden fesseln, der überhaupt Sinn für das Verständniß menschlicher Zustände, Sinn für geniale Größe hat, den Laien wie den Künstler, das Weib wie den Mann. Wie alle Männer, die das Handwerkszeug ihrer Wissenschaft im festen Besitz haben und ihrem Gegenstand nach allen Seiten hin gewachsen sind, besitzt Jahn im hohen Grade die Gabe der Popularität, d. h. er ist im Stande, genau das zu sagen, was er sagen will, seinen Gedanken den adäquaten Ausdruck, seinem Gefühl den charakteristischen Tonfall zu geben. Weit entfernt von dem vornehmen Wesen vieler unserer besten Gelehrten, die nur von denjenigen verstanden werden können und verstanden werden wollen, welche dieselben Studien durchgemacht, dieselbe Höhe der Wissenschaft erstiegen haben, betheiligt Jahn seinen Leser, indem er alle Schwierigkeiten ebnet, an seiner Untersuchung, er legt ihm alle Actenstücke in der gehörigen Ordnung vor, macht ihn auf die wichtigen Punkte aufmerksam, und es gehörte schon eine ziemlich verwahrloste Bildung dazu, wenn man ihm nicht in allen seinen Schlüssen folgen könnte.

Dennoch sind jene Vorwürfe nicht ganz ohne Grund; das Buch hätte nicht unbeträchtlich abgekürzt werden können, ohne einen seiner Vorzüge einzubüßen.

Einmal geht die Länge aus dem zu weit getriebenen Streben hervor, durchaus verständlich zu sein, alles vollständig zu sagen, was überhaupt gesagt werden kann. Wir glauben, daß man dem Leser etwas mehr zumuthen dürfte. Beim Dichter ist alle Welt davon überzeugt, daß er am meisten wirkt, wenn er etwas zu errathen übrig läßt, vorausgesetzt, daß für jeden normal gebildeten Verstand das Wort des Räthsels unzweifelhaft ist. Der wissenschaftliche Schriftsteller hat dasselbe Recht, und abgesehn von dem materiellen, keineswegs zu verachtenden Raumgewinn, erlangt er damit noch ein zweites. Die Wahrheiten, die er ausspricht, und die Form, die er ihnen gibt, prägen sich dem Gedächtniß und der Phantasie dann am lebhaftesten ein, wenn es einige Mühe kostet, sie in ihrem vollen Umfang zu würdigen. Darin liegt zum Theil der Zauber der Dichter und Philosophen unseres classischen Zeitalters. Freilich ist mit dieser Form der Paradoxie in Deutschland ein schreiender Mißbrauch getrieben worden, man hat den Leser überlistet oder vielmehr betrogen, indem man ihm durch Weglassung des vermittelnden Gliedes eine für den bestimmten Fall evidente Formel als allgemeine Regel einschmeichelte. Allein dieser Mißbrauch kann den richtigen Gebrauch nicht aufheben. Jahns ästhetische und psychologische Deductionen sind so gehaltvoll, sie dringen so tief in den Kern der Sache ein, daß der wahrhaft

gebildete Leser, der über den unmittelbaren Eindruck sich durch Reflexion erhebt, ihm seine Bewunderung nicht versagen wird; der gewöhnliche Leser dagegen, dem der Verfasser Satz für Satz seinen Gedanken entwickelt, folgt ihm mit der größten Unbefangenheit, als verstände sich das alles von selbst; er wird in keinem Augenblick überrascht, und die Folge davon ist, daß sich seinem Gedächtniß nichts einprägt. Hegel hat einmal gesagt, der Anfang des philosophischen Studiums müsse sein, daß dem Schüler Hören und Sehen vergehe. Freilich kann man den Satz arg mißverstehn, und es ist Hegel selbst so gegangen, aber an und für sich ist er nicht unrichtig. Gewiß wird man uns nicht so deuten, als ob wir die Marktschreierei und Koketterie mancher modernen Schriftsteller damit rechtfertigen wollten, die, wenn sie etwas Merkwürdiges zu sagen haben, vorher die Trommel rühren und ihren Hanswurst Bocksprünge machen lassen, wir meinen die Parodoxie der Wahrheit in dem Sinn, wie sie Goethe z. B. im „Faust" anwendet. Freilich hat der prosaische Schriftsteller nicht wie der Dichter das Recht, sich im Vertrauen auf die Inspiration für sich selbst der Arbeit der Vermittelung zu überheben, aber er hat keineswegs nöthig, den Leser mit dem ganzen Gedankengang bekannt zu machen, dem er sein Resultat verdankt, falls er nur die evidente Form findet. Von allen Wissenschaften ist keine prosaischer als die Mathematik, und doch gibt der Mathematiker das Resultat, zu dessen Auffindung er vielleicht Folianten vollgeschrieben hat, häufig auf einer Seite.

Ein zweiter Uebelstand ist, daß dem Werk die letzte Feile fehlt. Jahn hat seinen Stoff sehr geistvoll gruppirt, jedoch nach zwei Rücksichten, theils nach dem sächlichen Zusammenhang, theils nach dem chronologischen; daraus sind eine Reihe kleiner Abhandlungen hervorgegangen, von denen jede einzelne ihren Gegenstand erschöpfend behandelt. Aber nicht selten hat ihn diese Gruppirung zu Wiederholungen verleitet, da manche seiner Belege unter verschiedene Rubriken gehören. Am meisten tritt das bei den Briefen hervor, welche in der Regel im Anhang in extenso abgedruckt werden, so daß man manche Stelle dreimal antrifft. Hier konnte, ohne daß in der Anordnung etwas Wesentliches verändert wurde, die einfache Scheere nachhelfen. Es kam gar nicht darauf an, in jedem einzelnen Capitel den Gegenstand zu erschöpfen. Die chronologische Ordnung mußte zu Grunde liegen und die eigentliche Charakteristik in der Form eines Excurses sich da einfügen, wo es am passendsten war. Auch in diesem Bande ist in Bezug auf die Zeit vieles vorausgenommen, was uns zwar diesmal sehr interessirt, was aber bei der weiteren Fortsetzung voraussichtlich wiederholt werden muß.

Indem wir nun, nach Beseitigung dieser unwichtigen, aber doch nicht zu umgehenden Ausstellung auf einzelne Vorzüge des Werks die Aufmerksamkeit hinlenken, können wir eine gewisse Verlegenheit nicht unterdrücken. Jahn hat bei seiner

Arbeit das Princip der gebildeten Bewunderung, derjenigen Bewunderung, die sich durch deutliche Analyse rechtfertigt, in einer so classischen Form zur Anwendung gebracht, daß er eigentlich seinem Kritiker die Pflicht auflegt, an ihm dasselbe Verfahren zu beobachten. Allein wir müssen uns dieser Pflicht entziehn; um ihr nur einigermaßen nachzukommen, müßten wir diese Anzeige zu einer Abhandlung ausdehnen. Wer das Buch aus eigener Anschauung kennt, hat unserer Beihilfe nicht Noth; nur für diejenigen, die es noch nicht gelesen haben, heben wir einige Punkte hervor.

Was die Kritik der einzelnen Kunstwerke betrifft, die in diese Periode fallen, so tritt am meisten die „Entführung aus dem Serail" hervor. Wir sind in der Lage gewesen, im ersten Quartal dieses Jahrgangs S. 481 ff. unsern Lesern daraus einen Auszug mittheilen zu können, der hinlänglich zeigt, mit welcher Feinheit Jahn es versteht, die so unendlich schwierige Aufgabe, ein musikalisches Kunstwerk in Worten zu erläutern, wenigstens so weit durchzuführen, daß derjenige, der die Musik kennt, weiß, um was es sich handelt. An sich ist die Musik incommensurabel: wer des angeborenen musikalischen Sinns entbehrt, dem wird man nie deutlich machen können, wovon die Rede ist; aber es gehört schon ein großes Geschick dazu, diesen angeborenen Sinn in die rechte Fährte zu leiten. Die „Entführung aus dem Serail" entzückt jeden, der sie hört. Jahn macht es nun dem Bewunderer möglich, sich selber Rechenschaft zu geben, was ihn daran entzückt hat. Dies Unternehmen ist himmelweit von der thörichten Bemühung verschieden, die Töne durch Worte ausdrücken zu wollen.

Die Mehrzahl der Leser wird in diesem Band hauptsächlich die Darstellung der rein menschlichen Zustände, also der biographische Theil interessiren. Wenn man früher nur auf diejenige Seite des künstlerischen Lebens seine Aufmerksamkeit richtete, die der Oeffentlichkeit zugekehrt war, so bemüht man sich jetzt, in das Innere des Herzens einzudringen, und für die Größe und Schönheit der Leistungen in der Größe und Schönheit des Gemüths das Verständniß zu suchen. Wenn dies Bestreben zuweilen zu übereilten Schlußfolgerungen führt, so ist es doch im Allgemeinen zu billigen, zu billigen namentlich im Gegensatz gegen das frühere romantische Vorurtheil, welches gern im Gefühl des Contrastes zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit stehen blieb und dem Genius keine größere Schmeichelei sagen zu können glaubte, als wenn es ihn von aller vernünftigen Ordnung und Sitte freisprach. Wer im Stande ist, die Geheimnisse des Lebens völlig zu durchschauen, wird jedesmal zu dem Resultat kommen, daß die schöpferische Kraft nichts Anderes ist, als der concentrirte Ausdruck der vollen Natur. Aber es ist freilich nicht leicht, auch nur annäherungsweise in die Tiefe einer menschlichen Seele so weit einzudringen, daß man den Schlüssel für die incommensurabeln Momente ent-

deckt, die auch bei unbedeutenderer Persönlichkeit zurückbleiben, namentlich wenn ihre leitende Thätigkeit sich nicht, wie die eines Helden oder eines Staatsmannes, sinnlich dem Auge bloßstellt. Der Biograph Mozarts ist darin günstiger gestellt als z. B. der Biograph Shakspeares, der fast ausschließlich auf Vermuthungen angewiesen ist. Das Material, welches wir über Mozarts Leben besitzen, ist so umfassend, daß die erste Aufgabe der Biographen eine kritische Sichtung desselben sein muß. Mozart hat bei seinem sorglosen, freien und offenen Sinn der Lästerung einen großen Spielraum geboten, und nicht blos der böse Wille, sondern auch die gutmüthige Einfalt, die sich über liebenswürdige Schwächen freute, hat diese Blößen zu den seltsamsten Verleumdungen ausgebeutet. Auf der andern Seite hat man sich bemüht, um den guten Ruf eines großen Mannes zu retten, seine Schwächen, auch wo sie handgreiflich vorlagen, zu vertuschen. Jahn hat den umgekehrten Weg eingeschlagen: er gibt die volle ungeschminkte Wahrheit, wie sie aus seinen Forschungen hervorgegangen ist, er gibt sie nicht blos aus Pflichtgefühl gegen die Wissenschaft, sondern in der festen Ueberzeugung, daß eine wahrhaft edle Natur durch die vollständige Wahrheit nichts verlieren kann. Er hat Recht gethan, denn die strengste Sittlichkeit wird sich nicht erwehren können, nach diesem Bilde den Menschen ebenso warm zu lieben, als man den Künstler verehrt. Wie in seinen musikalischen Dichtungen, ist Mozart auch in seinem Leben aus einem Guß: eine freie sorglose Künstlernatur, mit frohem Muth dem Leben entgegenblickend, im innersten Kern gesund und heiter, jedem guten Eindruck offen und durch die eigne Güte mit dem festen Glauben an die Güte aller erfüllt. Sein Vater, den man gleichfalls aus dieser Biographie ehren und schätzen lernt, hatte bis zu einer gewissen Grenze die Natur seines Sohnes richtig durchschaut, und wie seine Liebe dadurch gewachsen war, so hatte er auf der andern Seite die Gefahren nicht verkannt, die bei einem so unbefangenen sorglosen Gemüth aus der Berührung mit der Welt hervorgehn mußten. Vielleicht war sein Mittel, diesen Gefahren zu begegnen, nicht richtig gewählt. Er hatte ihn über das Knabenalter hinaus in allen praktischen Angelegenheiten einer ängstlichen Leitung unterworfen, die Mozarts Selbstständigkeit nicht fördern konnte, und er hatte sich so daran gewöhnt, der liebevolle Vormund seines Sohnes zu sein, daß der erste Versuch desselben, in der ernsthaftesten Angelegenheit des Lebens sich dem väterlichen Willen zu entziehn, eine dauernde Entfremdung zurückließ. Anklagen kann man den besorgten Vater deshalb nicht, aber man lernt daraus begreifen, daß auch der Mann sich nur sehr schwer und in vieler Beziehung gar nicht daran gewöhnte, den augenblicklichen Eingebungen des Gefühls jene nothwendige Controle des Verstandes entgegenzuhalten, die er bis dahin immer von der väterlichen Hand zu erhalten gewöhnt war. Der Einblick in seine

häuslichen Verhältnisse macht einen schmerzlichen Eindruck, denn es ist des Mannes überhaupt und namentlich einer so edlen Natur unwürdig, sich fortwährend auf fremde Hilfe zu verlassen und diese mitunter in nicht beneidenswerther Art in Anspruch zu nehmen. Aber dies trübe Gefühl wird verscheucht durch das schöne Bild des Ganzen, durch die innige Liebe zu seiner Frau, durch die übersprudelnde Lust am Leben, den Adel eines reinen Gefühls. Freilich hat er noch nicht den Byron gelesen und sein Gefühl äußerte sich noch nicht in tragischen Formen. Das Getändel mit seinem Stanzerl, Krallerballerl, Spitzignaserl u. s. w. wird vielen modernen Lyrikern sehr wenig genial vorkommen, aber es ist auch in diesen Spielereien dieselbe Innigkeit und Gesundheit, die uns in seinen Compositionen erfrischt und erhebt. Es ist in unsern Tagen vielleicht das dankenswertheste Geschäft des Schriftstellers, Freude am Leben, Freude an der menschlichen Natur zu erregen und es sind uns aus den letzten Jahren sehr wenig Schriften bekannt, denen das in so hohem Maße gelungen wäre.

Die Schilderung der persönlichen Verhältnisse Mozarts führt den Biographen in die damaligen Culturzustände ein, die mit umfassender wissenschaftlicher Genauigkeit charakterisirt werden. Die eine Seite derselben, das musikalische Treiben, wird mit einer Sorgfalt und Ausführlichkeit charakterisirt, daß der spätere Geschichtschreiber nicht mehr darüber hinaus kann, aber auch die übrigen Zweige der Cultur sind nicht blos berührt, sondern zum Theil, freilich nur innerhalb des Umfangs, der durch den Gegenstand geboten war, erschöpfend behandelt. Wir machen z. B. auf die interessanten Mittheilungen über den Einfluß des Freimaurerordens, dem auch Mozart wie so viele große Männer jener Zeit mit voller Seele angehörte, auf das öffentliche Leben und die Gesittung jener Periode aufmerksam. Bei weitem aber das Größte, was Jahn geleistet hat, liegt in dem feinen Verständniß, mit welchem er das künstlerische Schaffen Mozarts charakterisirt.

Es gehört zu den interessantesten Fragen, welche die Betrachtung eines Kunstwerks in uns hervorruft, wie das entstanden sei, was uns so mächtig bewegt. An eine vollständige Lösung dieser Frage läßt sich nicht denken, es hat schon die größten Schwierigkeiten, sich ihr auch nur zu nähern. Von einer unmittelbaren Beobachtung des Schaffens durch einen Fremden ist natürlich gar nicht die Rede, und was das Schlimmste ist, der schaffende Künstler selbst hat in der Regel über seine Thätigkeit kein bestimmtes Bewußtsein, wenn auch der bekannte Ausspruch Goethes gegen Schiller, daß das Genie als solches durchaus bewußtlos verfahre, mancher Restrictionen bedarf, um nicht mißverstanden zu werden. Will man endlich versuchen, aus dem Kunstwerk heraus nachträglich die Operation zu analysiren, aus der es hervorgegangen ist, so wird dieser Versuch um so weniger gelingen, je vollständiger

sich in demselben Form und Inhalt durchdrungen haben. Ein unfertiges, ein romantisches Werk bietet Handhaben genug, dem subjectiven Ursprung auf die Spur zu kommen, denn das Unvollständige, das Irrationelle läßt sich ermessen, aber wo der Stoff vollständig von der Idee gesättigt ist, stehen wir wie vor einem Naturproduct, wir können es wohl auseinandernehmen, aber es nicht als ein Unfertiges, allmälig Entstehendes uns vorstellen.

Diese Schwierigkeiten sind groß, aber wie man sie wenigstens bis zu einer gewissen Grenze überwinden kann, lehrt am besten die Arbeit Jahns. Mozart liebte es zwar nicht, über seine eigne Thätigkeit zu reflectiren, doch stand er in seiner offenen, heitern Weise gern und willig Rede und setzte fremder Wahrnehmung keine Hülle entgegen. Er ist viel beobachtet worden, und wenn auch der Unverstand aus einzelnen Thatsachen die unsinnigsten Folgerungen gezogen hat, so bleiben doch die Thatsachen selbst bestehn, und wer mit der Natur des Genius vertraut ist, kann daraus wichtige Schlüsse herleiten, um so mehr, da Mozart in seinen Briefen sich selbst sehr treu portraitirt. Zudem sind von ihm zahlreiche Handschriften von Entwürfen, kleine Aufzeichnungen zur Beihilfe seines Gedächtnisses u. s. w. vorhanden, und hier zeigt sich, was philologische Gewissenhaftigkeit vermag, wenn sie mit tiefeindringendem Verständniß verbunden ist. Jahn hat eine bewundernswürdige Arbeit darauf verwandt, diese Zettelchen zu sammeln, zu studiren, zu vergleichen; selbst die Art der Handschrift entgeht ihm nicht; was aber für einen Pedanten ein leerer Notizenkram geblieben wäre, wird für ihn das Material zu einem kunstvoll zusammengefügten Gebäude. Jahn hat sich die Studien unserer großen Dichter, namentlich Goethes und Schillers, über die Natur ihrer Kunst, wohl zu Nutze gemacht, und da er selbst so weit productiv ist, um das Verhältniß des musikalischen Schaffens zum künstlerischen Schaffen überhaupt klar aufzufassen, so eröffnet er in das Wesen des Genius eine Perspective, die ebenso entzückt als überrascht. Was unsere Aesthetik an objectiven Gesetzen aufgestellt hat, läßt noch immer viel zu wünschen übrig; in der transcendentalen Seite dieser Wissenschaft dagegen, die sich mit dem Verhältniß des Subjects zum Object beschäftigt, sind wir namentlich durch Goethe und Schiller bereits sehr weit gekommen.

Den Mittelpunkt dieser Analyse bildet ein Brief Mozarts, welchen Rochlitz mittheilt. Aus verschiedenen äußern Widersprüchen hat Jahn zu erörtern gesucht, daß der Brief interpolirt sein müsse; wenn wir einem so bewährten Kenner gegenüber mit einer eigenen Ansicht hervortreten dürfen, so würden wir noch weiter gehn, wir würden behaupten, daß ihn Mozart gar nicht geschrieben hat, wenn er auch unzweifelhaft das Richtige trifft. In Mozarts übrigen Briefen herrscht eine reizende, ganz ursprüngliche Naivetät; auch in diesem Brief ist freilich der Ton naiv, aber so, wie ihn ein geistreicher

Mann in die Seele eines andern hinein empfindet. Hat ihn Rochlitz selber componirt — unmöglich wäre es nicht — so ist er das Zeugniß eines außerordentlichen Talents.

„Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spatzieren, und in der Nacht wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie das, weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf, und summe sie auch wohl vor mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich das nun fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente et caetera. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ichs hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geist übersehe, und es auch gar nicht mehr nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmauß. Alles das Finden und Machen geht in mir nur wie in einem schön starken Traum vor *): aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nun nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich nun hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig, und wird auch selten viel anders als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich herum mancherlei vorgehen, ich schreibe doch; kann auch dabei plaudern, nämlich von Hühnern und Gänsen u. s. w." —

Der eigentliche Kern des Schaffens entzieht sich in der That der Analyse, damit ist aber nicht gesagt, daß nicht das Bewußtsein und der Wille auch in den entscheidenden Punkten der Arbeit thätig sein sollte. Der einzelne Künstler wie der Mensch steht nicht isolirt, er erhebt sich auf der Basis vergangener Bildung, die ihm durch Erziehung mitgetheilt wird. Der große Künstler wird stets eine strenge Vorschule durchgemacht haben, um die Sprödigkeit des Stoffs und die Strenge der Form nicht mehr als ein äußeres Hemmniß, sondern als die nothwendige Gestalt seiner Eingebungen zu empfinden. Diese Erziehung, die der Knabe äußerlich empfängt, setzt der Mann

*) So hat Mozart gewiß nicht geschrieben.

in unausgesetztem Studium fort. Mozart blieb in seiner Jugend, so lange er unter der Obhut des Vaters war, von den regelrechtesten Studien und Arbeiten nichts erspart; selbst als reifer Mann und entwickelter Künstler wollte er keineswegs für den gelten, der in sorgloser Genialität seine Compositionen hinwerfe, oder sich seiner redlichen Mühe und Anstrengung schäme. „Man irrt, sagte er einmal, wenn man denkt, daß mir meine Kunst leicht geworden ist, niemand hat so viel Mühe auf das Studium der Composition verwendet als ich, und es gibt nicht leicht einen berühmten Meister in der Musik, den ich nicht fleißig und oft mehrmals durchstudirt hätte.“ Durch frühe Anbildung werden nun die Gesetze der Kunst zum Instinct, zur vollen Natur,*) aber damit entschwindet noch nicht das Bewußtsein des Gesetzes, das auch der fertige Künstler sich jeden Augenblick bei seinem Schaffen vorhalten muß. „Die dem Künstler inwohnende schöpferische Kraft wirkt in ihm nicht mechanisch, wie ein Uhrwerk, das, einmal aufgezogen, fortarbeitet, bis es abgelaufen ist, sondern die Aufgabe, welche jedem Menschenleben auf geistigem und sittlichem Gebiet gestellt ist, in unausgesetztem Ringen die Ausgleichung jener Gegensätze zu erstreben, erneuert sich auch für den Künstler fort und fort im Großen wie im Kleinen. Das ist das eigentliche Arbeiten des Künstlers.“ —

Mit der wunderbaren Fülle in Mozarts Schöpferkraft waren noch andere Erscheinungen verbunden, die nicht weniger in Erstaunen setzen. Zunächst die Gabe, unabhängig und gleichsam abgeschieden von der Außenwelt im Innern zu schaffen, und bis ins feinste Detail auszubilden, das so Gebildete nicht allein in jedem Augenblick klar anzuschauen und vollständig zu überblicken, sondern mit einem bewundernswürdigen Gedächtniß festzuhalten, um es, sobald er wollte, auch äußerlich zu fixiren. Wenige vermögen das innere Leben

*) Das muß man festhalten, wenn man Jahns übrigens schöne und treffende Charakteristik vom Verhältniß des Genius zum Gesetz S. 429 nicht mißverstehen will: „Das ist es, was die Werke genialer und schöpferischer Naturen als solche bezeichnet, daß auch in demjenigen, was nur als die Erfüllung eines gebotenen Gesetzes erscheint, sich die Freiheit einer selbstständigen Individualität offenbart. Denn das, was als formale Vorschrift und abstracte Regel ausgesprochen, und als solche erlernt und angewendet werden kann, ist ja nur der unvollkommene Ausdruck eines lebendigen Naturgesetzes, nach welchem die Dinge entstehen und sich entwickeln, das allem künstlerischen Schaffen zu Grunde liegt. So wie jede Erscheinung die individuelle Darstellung des allgemeinen Gesetzes ist, so trägt die Seele des schaffenden Künstlers dieses allgemeine Gesetz des Hervorbringens in sich; nicht als ein erkanntes, angelerntes, sondern als ein eingeborenes, von seiner individuellen Natur ganz durchdrungenes und nur durch diese wirksames: seine Individualität ist das Medium, durch welches jenes Gesetz lebendig und productiv wird.“ — Sehr richtig, wie man ja auch richtig und schön spricht, ohne des Sprachgesetzes in dem Augenblick bewußt zu werden; nur ist man ebenso im Stande, das Gesetz, das der Seele nicht wie der geschichtlosen Pflanze, sondern wie der zeitlich und culturhistorisch bedingten und vermittelten menschlichen Erscheinung innewohnt, sich im Augenblick wieder gegenwärtig zu machen und dem instinctiven Schaffen daran ein Maß zu geben. Freilich wird bei dem vollendeten Künstler Production und Kritik — Feile oder wie man es nennen will — zusammenfallen.

klar zu fassen, welches im tiefsten Schacht des Geistes rastlos arbeitet, schafft und bildet, ohne doch den Zusammenhang mit dem äußern Thun ganz aufzugeben; ein oberflächlicher Beobachter pflegt sich nur an die nach außen gerichtete Thätigkeit zu halten, ohne von dem innern Schaffen etwas zu ahnen. Auch Mozarts Vater hatte von dieser Organisation kein völliges Verständniß; er schätzte als Fleiß und Arbeit nur die letzte, eine lange ununterbrochene Kette geistiger Anstrengungen und Mühen abschließende Thätigkeit, das Niederschreiben, wodurch allerdings das künstlerische Gebilde erst abgeschlossen wird. Dies galt aber Mozart selbst als das Unwesentliche, es fiel ihm lästig, weil die freie Production dabei den geringsten Antheil hatte, er schob es so lange als möglich auf, nicht allein, weil er sich die Freiheit über ein Kunstwerk, das ihn innerlich beschäftigte, so lange als möglich vorbehielt, sondern auch, weil er mehr Befriedigung im Schaffen als im Aufschreiben fand, er schob es dann auch mitunter zu lange auf. Das mag freilich der geordnete Geschäftsmann mißbilligen, zumal wenn er weiß, daß Mozart jederzeit im Stande war, bestellte Arbeit solid und tüchtig zu liefern.

Von seiner ungeheuern Abstractionskraft beim Componiren und seinem Gedächtniß nur ein Beispiel. Bei der Uebersendung eines Musikstücks an seine Schwester entschuldigt er sich, daß das Präludium, welches vor die Fuge gehöre, hinter derselben geschrieben sei. „Die Ursache aber war, weil ich die Fuge schon gemacht hatte und sie, unterdessen ich das Präludium ausdachte, aufgeschrieben.“ Er war also im Stande, während er das im Kopf fertig gemachte Werk, und zwar hier ein Werk in strengster Form, das nur abzuschreiben schon Aufmerksamkeit erfordert, wie aus einem Fach, in dem es aufbewahrt lag, hervornahm und niederschrieb, zugleich ein neues Kunstwerk in Gedanken hervorzubringen; die schaffende und die blos reproducirende Kraft seines Geistes waren also gleichzeitig nach verschiedener Richtung, in vollkommener Freiheit thätig — das übersteigt fast die Vorstellung.

Mit einem erhebenden Gefühl legen wir das schöne Buch aus der Hand, das uns in das edelste Schaffen des menschlichen Geistes, des Geistes, der mit dem Herzen ganz eins ist, einen tiefen Einblick öffnet; möchte es uns bald vergönnt sein, die Fortsetzung zu begrüßen! Man erstaunt, wenn man erfährt, daß Jahn diese Biographie mit der ganzen ungeheuern Arbeit, die sie einschließt, gewissermaßen in seinen Mußestunden ausführt. Die Studirenden in Bonn folgen mit gewinnreicher Aufmerksamkeit seinen Vorlesungen über alte Kunstgeschichte, die gelehrte Welt erwartet mit Spannung seine Archäologie (in der Weidmannschen Sammlung), den compendiarischen Abschluß jener Studien, in denen er vielleicht jetzt die erste Autorität ist, für die er in der Einleitung zu der münchner Vasensammlung so tief eingehende gelehrte Vorarbeiten geliefert hat. Eine Reihe schöner Verpflichtungen lasten auf ihm,

wir aber, im Sinn des größeren Publicums, dem die allgemein menschlichen Interessen näher liegen als die gelehrten, möchten ihn dringend auffordern, vor allem an die Vollendung des Mozart, an das noch größere Werk über Beethoven und das über Haydn zu denken; denn die Archäologie wird nicht untergehn, wenn man auch noch länger auf ein zweckmäßiges Lehrbuch wartet, aber die Vorarbeiten zu dem Leben jener großen Männer können nicht zum zweiten Mal gemacht, sie können von keinem andern so bearbeitet werden, als Jahn es versteht. Bei allem Respect vor der Gelehrsamkeit — dem Volk die Perspective in den tiefen Schacht eines großen, genialen Lebens zu öffnen und damit seinen Sinn für das Große zu stärken, zu erweitern, sein Gefühl zu adeln, ist doch noch mehr werth, und da es gar wenige in Deutschland gibt, in denen die seltene Vereinigung auseinanderliegender Gaben — kritische Methode und warmes Herz, strenge Gelehrsamkeit und Kunstbildung freies Urtheil und Begeisterung — in diesem Grad sich vorfindet, so darf man ihm wol das Sprichwort vorhalten: Noblesse oblige! J. S.

Traumleben auf dem Nil.

Wenn der arabische Schiffer die Chowadschi aus dem Frankenlande, die auf seiner Dahabieh die Reise von Kairo hinauf nach den Trümmerstätten von Theben und weiter nach den Wasserfällen von Syene machen, mit leuchtenden Blicken fragt: „Habt auch ihr einen solchen Strom?“ so begreift man das. Die Frage ist reine Prosa. Aegypten ist eine Oase der großen nordafrikanischen Wüste, der Nil ihr Schöpfer und Erhalter. Der Mann denkt an die dürren, todten Flächen von Sand und Gestein, die sich zu beiden Seiten Tagereisen auf Tagereisen strecken, und weidet seine Augen an dem Gegensatz, der ihnen in dem prachtvollen Spiegel süßen Wassers und in der fetten tiefgrünen Uferlandschaft entgegentritt. Wir verstehen seine Empfindung, wenn er den Fluß mit einem Gefühle heiliger Scheu, wenn er ihn trotz Koran und Mohammed als eine Gottheit betrachtet, und wir glauben ihm, wenn er meint, hätte der Prophet vom Nilwasser gekostet, so würde er Allah um ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Es schmeckt auch dem, der nicht an das Brackwasser der Wüstenbrunnen gewöhnt ist, sehr wohl, schon deshalb, weil ganz Aegypten kein anderes hat.

Nicht so begreiflich ist es in den ersten Wochen dem stromauffahrenden Reisenden, wenn er Europäer, die ihm flußabwärts kommend begegnen, mit Wärme von der Poesie des Lebens auf dem Nil sprechen hört, wenn einzelne entzückt, begeistert, berauscht von seinen Freuden und Genüssen sind, wenn das

eine und das andere schwärmerische Gemüth in seiner Trunkenheit so weit geht, zu erklären, es habe nie schönere Zeiten erlebt und werde nie schönere erleben. Der Neuling kann solcher Hingerissenheit gegenüber in den Fall kommen, entweder an dem Geschmacke der Schwärmer oder an seinem eignen irre zu werden. Er meint vieles Seltsame, aber wenig Schönes gesehen zu haben. Er glaubt zu wissen, daß dies im Wesentlichen auch ferner so bleiben wird, und es bleibt in der That so, ja die Oase, durch die ihn sein Schiff trägt, wird, je weiter er in sie eindringt, nur ärmer an landschaftlichen Reizen.

Die Gegend von Kairo hinter ihm verlohnte die Reise unzweifelhaft. Auf dem rechten Ufer die mächtige Stadt, ein Wald von Minarets, hellfarbige Gartenpaläste, halbverborgen von dunkelgrünen Wipfeln, darüber auf der Kante des röthlichen Mokattamgebirgs, stolz in der Nähe, zauberhaft anmuthig in der Ferne, die Citadelle mit Mehemed Alis Alabastermoschee, auf dem Strome lebendigster, buntester Schiffsverkehr, auf der linken Seite jenseits der Palmenhaine, welche die Stätte des verschwundenen Memphis beschatten, die blauen Riesenzelte der Pyramiden am Saum der gelben Wüste geben ein Gesammtbild, das sich der Seele als bleibender Gewinn einprägt. Was weiter hinauf dem Auge geboten ist, rechtfertigt als einzelnes jenes Entzücken nicht. Das Nilthal oberhalb der Hauptstadt ist beinahe so einförmig wie die Wüste, durch die es sich hinwindet. Ein breiter, langsam fließender Strom gelbgrauen Wassers durchschneidet eine grüne Thalsohle, die zur Rechten und Linken, fast überall gleichhoch, gleichförmig und gleichfarbig, meilenlangen nackten Mauern ähnlich, die röthlichgrauen Bergketten der lybischen und der arabischen Wüste einfassen. Die Biegungen und Windungen des Flusses sind zahlreich, aber nur selten eröffnet sich dem um eines der vielen Vorgebirge Schiffenden ein wesentlich neues Landschaftsbild. Felder mit Gerste und Durrah, Zuckerrohr und Baumwollenstauden, Palmenhaine, mit ihren rothen Stämmen und ihren graugrünen Wipfeln von fern gesehen deutschem Kiefernhochwald täuschend ähnlich, in ihrem Schatten erdfahle Dörfer, Ameisenhaufen vergleichbar, über den Dörfern Taubenschwärme, im Strome Sandbänke mit langen Reihen von grauen Gänsen und Enten, weißen Ibissen und Pelikanen besetzt, dazu als Staffage auf dem Wasser bisweilen ein Schiff oder Boot, alterthümliche dreieckige Segel blähend oder mit taktmäßig sich streckenden Ruderfüßen die Flut zertheilend, auf dem Lande nackte schwarzbraune Arbeiter an Schöpfmaschinen beschäftigt, blauverschleierte Fellahweiber, die mit antiken Wasserkrügen auf den Köpfen nach dem Strome herniedersteigen, Kameele in Herden und Karavanen, graue Büffel in grünem Klee, Eselsreiter mit weißem Turban und blauem Kaftan, hin und wieder ein prächtiger Schech oder Bej, der in allen Farben des Regenbogens strahlt — das ungefähr sind die Bilder, welche auf der durchschnittlich drei Wochen währenden Stromfahrt von Bulak bis Assuan

Tag für Tag sich wiederholen. Die Städte, an denen die Reise vorüberführt, unterscheiden sich von einander fast gar nicht, von den Dörfern nur durch ihre Größe und dadurch, daß sie einige Minarets haben. Denkmäler des Alterthums werden erst von Theben an sichtbar, und die Regel ist, sie erst auf der Rückfahrt zu besuchen. So einförmig die Gestalt des Landes ist, so eintönig ist seine Stimme. Der Gesang der arabischen Matrosen beim Ziehen und Rudern der Dahabieh, das Gekreisch der Vogelschwärme, das leise Rauschen des Flusses an den Seiten des Kiels, das Concert der Grillen und Schakals am Abend, das melancholische Gestöhn der Sakiehs*) am Ufer trägt, Tag auf Tag in derselben Melodie fortklingend, nicht wenig dazu bei, die einschläfernde Wirkung der Landschaft zu verstärken. Auch Ausflüge in das Land hinein bieten nur in den ersten Tagen Neues. Die Jagd am Ufer gibt immer und immer dasselbe, Tauben auf Palmen. Abenteuer erleben im heutigen Aegypten nur amerikanische Chowadschi, denen auch — genau von der Stelle bei Manfalut an, bis zu welcher nach Murrays rothem Buch die Krokodilzonereicht — die Drachenschaft des Nil häufiger als andern Sterblichen zu erscheinen beliebt.

Der Reisende ist Pascha, ist Autokrat auf seinem Boot, die Mannschaft hat ihm aufs Wort zu gehorchen, und sie gehorcht ihm, wenn er die rechte Mitte zwischen Milde und Strenge zu treffen weiß, wirklich aufs Wort. Er ist auch am Ufer in Dorf und Stadt unverletzlich und ungebunden, nur dem Consul seiner Flagge für sein Thun verantwortlich. Das Klima ist ein ewiger Frühling. Die Abwechslung von warmen Tagen und langsam erkaltenden Nächten, der stete Aufenthalt in freier Luft, der reinen Luft der Wüste, stärkt die Nerven und füllt die Adern mit Gesundheit. Aber grade jene Ungebundenheit trägt, da bei ihr dem Willen kein Hinderniß entgegensteht, dazu bei, daß man das Einerlei des Lebens auf dem Nil tiefer empfindet, während das Gefühl ungewöhnlicher Kraftfülle vergeblich auch einem Gegenstand sucht, an dem es sich bethätigen könnte.

So geht es fort Tag auf Tag bis in die Region der Monumente, bis zu den Wasserfällen, bis in das granitne Thal von Nubien hinein. Die Langeweile, die dieser Zustand hervorbringt, würde zum Mißbehagen, zur Verzweifelung werden, wenn es ganz so fortginge.

Aber allmälig, bei dem Einen früher, beim Andern später, beginnt sich ein anfangs unerklärliches Etwas zu regen, eine Wandlung seines Denkens und Fühlens zu vollziehen. An die Stelle des wirklichen Lebens tritt, erst nur an stillen Abenden, dann am lichten Tage ein Traumleben, dessen wunderbare Magie auf der Heimfahrt, wo das ganze Aegypten, seine Natur und seine Kunst, seine Gegenwart und seine Vergangenheit sich in der Erinnerung

*) Von Ochsen getriebene Schöpfmaschinen zur Bewässerung des Landes.

spiegelt, auch das nicht leicht erregbare Gemüth mit ihrem Zauber bestrickt. Zuerst ist es nur ein dumpfes, inhaltsloses Brüten, dem des Fakirs gleich, der nur für das leere Wort Om lebt. Wie der Fakir sich dabei auf die Nasenspitze blickt, so blickt der Chowadschi, auf dem Dach seiner Kajüte sitzend, auf die Wolken seines Pfeifenkopfs. Dann wird es heller und heller. Die Qual der Langeweile ist einem Gefühl des Behagens gewichen. Die Sonne des Orients bescheint ihn, bescheint, wie er jetzt ganz inne wird, auch die Landschaft. Das Behagen wird zur Beschaulichkeit, zu einer innerlichen Schöpfung, und ohne daß der Träumende sich dessen bewußt wird, ist Saul auch unter den Propheten.

Die Sonne ist das große Mysterium des Morgenlandes. Sie vor allem ist es, welche jene Magie auf das Leben des Fremden in Aegypten ausströmt. Er hat die Empfindung, als ob er ihr Licht mit der Luft einathme, eine ätherische, schwer in Worte zu fassende Empfindung, ein Vorschmack von Leben und Weben im ewigen Licht. Man fühlt es warm in den Adern, wie edlen Wein. Das ganze Körpersystem saugt mit allen Poren Sonnenschein ein. Man sieht mit andern Augen, hört mit andern Ohren, lebt in einer andern Welt. Ein warmes, tiefinniges Behagen senkt sich vom Himmel auf das Herz, füllt es und befruchtet es zu rosenfarbenen stillen Träumen, in welche wiederum Gedanken an die ungeheure Vergangenheit des Landes ihre Schatten werfen und jene milde Wehmuth erzeugen, die auch in den Bechern und Augen der Seligen schwimmt.

Die ägyptische Sonne strahlt nicht, da keine Wolken sie stören. Sie scheint. Sie schießt ihr Licht nicht, sondern gießt es aus. Die Formen der Landschaften in unserm Norden heben sich scharf und streng wie Gebilde des Winterfrosts vom Himmel ab. Die Linien des Morgenlandes und vorzüglich die der Niloase verschmelzen mit der Bläue droben und miteinander. Die Sonne ist die Vermittlerin, sie trennt nicht, sondern vermählt die einzelnen Schönheiten des Gemäldes. Und in derselben Weise wirkt sie auf das Gemüth. Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, bunte Schemen drängen sich an die Stelle der Gedanken, eine Fata Morgana gaukelt mit tausend und tausend Bildern, schwankend, flackernd, verfließend, sich umgestaltend und wieder zergehend über dem Spiegel der Seele — es ist, als ob auch unser Leibliches zerfließen wollte, um mitzukreisen und mitzuschweben in dem Reigen der göttlichen Phantasien.

Altes und Neues, Kleinliches und Erhabenes geht an uns vorüber im bunten Wechsel. Wir verstehen das Flüstern des Stromes am Bug der Dahabieh. Er murmelt von dem Geheimniß seiner Quelle, von dem niegesehenen Mondgebirge tief im Binnenlande, und er gedenkt der Tage, wo er einer von den vier Flüssen des Paradieses war. Wir fühlen die Bedeutung des leisen Stöhnens der Sakiahs; es ist die Tradition der alten Linosklage, ein

Nachhall des Wehrufs um den ermordeten Osiris, ein Trauerlied auf den nicht mehr klingenden Memnon, auf das todte Volk in den Mumiengrüften von Theben und Beni Hassan. Die steinerne Welt der Monumente thaut auf, die steifen Könige lösen sich von den Wänden, auf denen sie der Meißel verewigte, ihre großen Augen blitzen, das Weihrauchgefäß des Priesters, der ihnen als Göttern räuchert, läßt Wölkchen auf Wölkchen entquellen. Der Harfner aus dem Grabe Ramses des Dritten läßt seine vierundzwanzigsaitige Harfe erklingen, und vorüberschweben durch den Weihrauchdampf Amun, der Göttervater mit den blauen Federn, seinen königlichen Sohn Sesostris an der Hand, Hathor, die Liebesgöttin vom Tempel in Denderah, mit Kleopatras Brustbild von demselben Heiligthum, Isis mit dem Kuhkopf und Thot, der dreimalgroße Gott mit dem Schakalshaupt. Alle werden nur im Profil sichtbar, wie auf den Grab- und Tempelwänden, von denen sie herabstiegen. Dazwischen tönt das ubi Troja fuit der ächzenden Sakiah, das unendliche Bakschischgeschrei des heutigen Geschlechts und dann wieder das Getöse des Triumphzugs Pharao Sisaks, als er den König von Juda, dessen Bild wir in Karnak sahen, gefangen nach Theben brachte.

Und die Traumgestalten werden plastischer, greifbarer, die Wirklichkeit drüben auf den Ufern, jetzt verklärt, schaut herein in den Kreis der Erinnerungen. Die Fellahweiber mit den alterthümlichen Krügen auf den Köpfen verwandeln sich in Frauen der heiligen Geschichte. Die Männer, die auf den von der Abendsonne angestrahlten Feldern nach Mekka gekehrt ihr Gebet verrichten, sind Beter der Urzeit, wo es keine Kirchen und Moscheen gab, Zeitgenossen Melchisedeks und Abrahams. Der Esel, der von einem Mann mit dem Pilgerstab getrieben, eine Araberin und ihren Säugling trägt, mahnt an das Bild, das wir uns von der Flucht nach Aegypten machten. Der Ziegenhirt, der auf dem Brunnenrande sitzt, ist Moses, der beim Vater Ziporas dient. Der Leichenzug, der mit seinen Klageweibern aus dem Stadtthor quillt und sich über die Schutthaufen herab nach dem Begräbnißplatz hinwindet, mag einen Jüngling von Nain der Mutter entführen. Durch die Palmenhaine aber gießt die Sonne ein Licht, von dem sich dies alles wie eine Reihe alter Bilder von Goldgrund abhebt.

Von der unmittelbaren Gegenwart schweift die Phantasie zurück über Thebens Trümmerfeld und die einsame Tempelruine von Ombos nach den Katarakten von Syene und über die strudelnden, schäumenden Stromschnellen hinaus nach dem stillen Philä, dem einzigen wirklich anmuthigen Landschaftsbilde am Nil, der ultima Thule der meisten Reisenden. Das wild zerklüftete Thal erscheint wieder, dessen dunkelrothe oder bleifarbne Granitfelsen, in riesenhaften Blöcken auf- und durcheinandergeschichtet, uns mit Schauer erfüllten. Der Fluß, hier breit und still wie ein Alpensee, glänzt uns entgegen wie ein

blauer Spiegel. Zwischen den düstern Klippen rinnt die goldgelbe Sandflut der Wüste herab. Einzelne Palmen beschatten die Lupinenbeete auf dem schmalen Saume fruchtbaren Landes zwischen dem Gestein und Wasser, und in Mitten des wellenlosen Stromes taucht mit seinen vom Baumgrün umgebenen Pylonen und Säulenhallen die heilige Insel der Isis, die letzte Zufluchtsstätte des ägyptischen Heidenthums auf. Ein Boot trägt uns hinüber, wir gehen, von den Festen der Göttermutter träumend, durch die dunkeln Höfe, durch die buntbemalten Corridore, durch die Nebentempel und schauen dann von der Terrasse im Süden hinab auf die ruhige Flut, wie sie aus der rothen Schlucht leise murmelnd heranströmt, um kurz darauf sich in den Kampf mit den Felsen zu stürzen.

Zögernd trennt sich die Erinnerung von dem bezaubernden mild melancholischen Gegensatz, in dem das liebliche Eiland zu der Nacktheit, Schroffheit und Unwirthlichkeit seiner Umgebung steht. Die Coulissen verschieben sich, der halbbegrabne Tempel von Edfu, die Ruinen von Esneh mit ihrem unterirdischen Säulensaal treten in die Scene, aber noch lange bildet das holde Philä, mondbeglänzt, wie jeder es geschaut haben muß, der es ganz geschaut haben will, den Hintergrund des Gemäldes, bis endlich das alte Nationalheiligthum von Karnak, mit seinen Pylonen und Obelisken und seiner von hundertundzwanzig Riesensäulen getragenen Halle die größte Ruine der Welt, Luksor und das Memnonium, der Pharaonenpalast von Medinet Habu und die ganze ungeheure Trümmerstätte von Theben sich an seine Stelle drängt.

Wir sitzen auf einer umgestürzten Säule. Der graubärtige Führer hat gefunden, daß er überflüssig ist, und sich, in seinen Burnuß gehüllt, im Schatten eines zerbrochnen Kolosses schlafen gelegt. Die Eselsbuben sprechen nur flüsternd und beobachten neugierigen Blickes die Chowadschi, während ihre Thiere, schläfrig die Augen schließend und die Ohren hängen lassend langsam ebenfalls den Schatten suchen, um sich zum Schlaf hinzustrecken. Von den Säulenschäften schauen Götter und Könige auf uns herab, im Westen blicken uns in den gelben Bergen lange Reihen von schwarzen Grabthüren an, durch die allmälig das ganze Aegyptervolk in das Nachtreich der Mumien auswanderte, im Süden erheben sich aus grünen Saatfeldern auf ihren Thronen die beiden Kolosse des Pharao Amunoph, von denen der eine uns von Kind an als der klingende Memnon bekannt ist. Er ist der König dieser Trümmerwelt. Er thront auf den Ruinen Thebens, selbst eine Ruine. Täglich kommt die Sonne wie sie einst kam, aber sie belebt ihn nicht mehr. Sohn der Morgenröthe, warum so schweigsam? Frage meine Schwester, die Sphinx der Pyramiden! Frage die Dichter, denen ich Rede stand!

Und wir sind wieder auf unsrer Dahabieh, mitten auf dem Strome. Die Sonne ist untergegangen, nur die Kante der Bergwand im Osten ist noch

schwach von der Abendröthe beleuchtet. Ein günstiger Wind führt uns an einem Felsvorsprung vorüber, auf dem in der Kapelle eines arabischen Heiligen die ewige Lampe brennt. Die Sitte erfordert, daß die Matrosen hier ein Brot als Opfer in den Strom werfen, damit der Heilige die Heimfahrt segne. Das Opfer ist gebracht, der Schech hat es wohlgefällig angenommen; denn er sandte von der Höhe seine Tauben, es ihm zu holen. Die Ruder ruhen. Das Schiffsvolk ahmt dem Chowadschi nach, der auf dem Verdeck sitzend den Tanz der Sterne auf den Wellen beobachtet. Von der Laterne am Bugspriet beschienen, hocken die braunen Gesellen im Kreise und lassen die Pfeife von Mund zu Mund gehen. Der Schiffsjunge holt die Tarabuka, und der Sänger der Gesellschaft — es fehlt nie an einem solchen Sänger — trägt vom Gemurmel der Tarabuka und dem taktmäßigen Händeklatschen der Uebrigen begleitet mit leisen Molltönen ein Liebeslied aus der Wüste oder eine Romanze von Abu Said oder Antar vor. In der Ferne leuchtet das Licht eines andern Bootes mit Europäern, am Ufer ein Wachtfeuer, durch dessen Rauchwolken weiße Turbane sichtbar sind.

Das Schiff hat sein Ziel für heute erreicht. Auf steiler Uferbank zeigen sich die dunkeln Umrisse von Palmen, darin die Hütten eines Dorfes. Das Herdfeuer eines Kaffeehauses flackert den Ankömmlingen einladend entgegen. Die Tänzerinnen des Ortes sammeln sich am Landungsplatz und gaukeln in ihren hellen Gewändern lockend aus dem Dunkeln ins Helle und wieder in die Nacht zurück. „Fantasia? Fantasia, ya Chowadschi?“ rufen die Sirenen des Nil nach dem Boot herüber. Die Frage wird durch den Dragoman bejaht, der Chowadschi will ihre Fantasia gnädig ansehen, und behend geht die Mannschaft daran, die Dahabieh für den Tanz der Bajaderen vorzubereiten. Noch nie waren ihre Finger und Füße so rasch, als heute, wo sie die Bühne für dieses Ballet vorbereiten, bei dem sie Galerieplätze haben sollen. Im Nu ist die Mitte des Verdecks in ein großes Zelt verwandelt, Geräth und Geschirr aus dem Wege geräumt, ein Sitz für die Künstlergesellschaft erbaut und die große Laterne in der Mitte des improvisirten Zeltes als Kronleuchter aufgehangen. Die Chowadschi nehmen Platz vor der Kajüte, die Matrosen lagern sich im Kreise um den Vordermast. Die Dandies unter ihnen haben Zeit gefunden, sich für die Gelegenheit nach Kräften zu putzen, schneeweiße Turbane statt der Alltagsfetzen um die Schläfe zu winden, die Finger mit silbernen Ringen zu bestecken, selbst die Gesichter zu waschen. Der Schiffsjunge präludirt mit Daumen und Mittelfingern auf dem Trommelfell der Tarabuka. Der alte Capitän schlägt dann und wann die Leinenwände des Zeltes auseinander, um auszuschauen, ob sie kommen.

Und sie kommen endlich. Frauenstimmen lassen sich hören. Das Bret, das die Brücke vom Boot nach dem Lande bildet, beginnt zu schwanken. Ein

gelbes Mädchengesicht mit schwarzen Augen, ein rother Tarbusch mit Ketten von Goldmünzen geschmückt, blitzt durch die Leinwandthür. Der Körper, in ein Gazehemd, ein gesticktes Leibchen, einen bunten Schleier und weite Beinkleider von Seide gehüllt, folgt trippelnd nach, und die Gawassi steht vor uns. Andere Schwestern von der Zunft kommen nach, zuletzt die Musik, eine alte Frau mit einem Tambourin und ein graubärtiger Geiger mit dem Rabab, der zweisaitigen Violine Aegyptens. Der Dragoman macht die Honneurs, nöthigt die Mädchen auf den Apfelsinenkorb, den ein Ibrahim oder Mohammed von der Mannschaft in einen Lehnstuhl verwandelt hat, auf die Provisionskiste, die durch eine andere geschickte Hand zu einem leidlich bequemen Divan geworden ist, präsentirt Aquavit und Cognac, den die Sirenen zum Erstaunen der Chowadschi in Quantitäten wie die Matrosen zu sich nehmen, präsentirt auch die Pfeife, die dann von der Primadonna bis zu der alten Hekate mit dem Tambourin die Runde macht. — Die Tarabuka des Schiffsjungen mahnt leise an den Zweck des Besuchs. Aber es bedarf eines zweiten Glases und einer zweiten Pfeife, ehe Hekate und der Graubart mit der Geige der Mahnung antworten. Der Fidelbogen fährt über die Saiten, die Finger huschen am Griffbret auf und nieder, Hekate schlägt und schüttelt ihre Schellentrommel — die ägyptische Polyhymnia, die der ägyptischen Terpsichore aufspielt. Dazu singen sie — ein seltsames, wahnwitziges Klettern und Springen von einer Stufe der Tonleiter zur andern, ein Näseln und Gurgeln, ein diabolisches Kreischen und Zittern, wie wir es nie gehört haben, wie wir uns nur die Musik vorstellen, welche das Orchester auf den Tempelwänden von Theben machen würde, wenn es, plötzlich von neuem belebt, zu uns herabstiege. Wir denken an ein Concert der Unterwelt, unsre Matrosen schwelgen in den Tönen wie im Paradiese. Das taktmäßige Händeklatschen, mit dem sie die wilde Melodie begleiten, klingt wie ihr vergnügtes Schmatzen nach fetten Genüssen. Selbst dem Schiffsjungen quellen vor Entzücken die Augen aus dem Kopfe, und wie toll trommeln seine Fingerspitzen auf die Tarabuka.

Und jetzt erhebt sich die erste Tänzerin, tritt aus den gelben Schnabelschuhen, läßt den Schleier fallen wie Aphrodite den Meeresschaum und schreitet blos mit dem Hemd und Leibchen und den weiten Hosen bekleidet, kleine Messingcastagnetten mit Daumen und Mittelfinger emporhaltend, schlank und stolz in die Mitte des Kreises. Bewegungslos wie ein Steinbild steht sie einen Augenblick da und läßt die wüthende Brandung von Tönen an sich anprallen, bis plötzlich die ganze Oberfläche ihres Körpers erst leise, dann immer heftiger mit der Musik im Takte zittert. Ihre Hände lassen, über den Kopf erhoben, die Castagnetten erklingen, langsam dreht sie sich einmal um sich selbst, indem ihr rechter Fuß dabei als Stützpunkt dient und alle Mus-

keln während der Wendung convulsivisch beben, dann schreitet sie bedächtig, unaufhörlich mit allen fleischigen Theilen des Leibes fibrirend, vorwärts und rückwärts — ein wundersames Bild von Bewegung und Ruhe in Eins verbunden, eine unablässige Aufeinanderfolge von fieberischen Wonneschauern der Leidenschaft, morgenländischer Leidenschaft, morgenländischen Liebeverlangens, glühendster Sinnlichkeit.

„Die ganze Nacht durch lasse ich nicht ab mit Seufzen
Ueber eine einsame Gazelle, die Entführerin meiner Seele.
Ich gelobe, wenn meine Geliebte kommt,
Will ich Thaten verrichten, wie sie Antar nicht gethan."

So, begleitet von Tambourin und Rabab, Tarabuka und Händeklatschen, erschallt der Gesang der Musikanten, in den die andern Tänzerinnen einfallen, und der die Primadonna zu neuem spasmodischen Zusammenschauern anregt.

„Und die Geliebte kam zu mir bebenden Ganges,
Und ihre Augenlider machten mich trunken.
Ich streckte die Hand aus, den Becher zu ergreifen,
Da ward ich berauscht von ihren Augen.
O Du in dem rosenrothen Kleide, in dem rosenrothen Kleide,
Liebling meiner Seele, bleibe bei mir!"

Und die Tänzerin beugt sich plötzlich nieder, fällt, ohne Unterlaß von ihren wollüstigen Schauern überlaufen, auf die Knie, streckt sich der ganzen Länge nach immer taktmäßig zuckend auf den Boden hin, erhebt sich in derselben Weise zitternd und tritt dann zurück, um sich wieder in ihr Obergewand und den Schleier zu hüllen, während die Musik eine andere zu ähnlichen Pantomimen herbeiruft. „Buono!" ruft der Chowadschi — Buono, das einzige Wort Europas, welches die Mädchen verstehen. „Tejb! Tejb!" schallt der Bravoruf der Matrosen am Bugspriet. „Wallah!"*) murmelt der alte Capitän in seinen Bart, wenn das Spiel geendet ist.

Die Gawassitänze sind einer der wesentlichsten unter den bunten Steinen, aus denen sich das Mosaikbild des Traumlebens auf dem Nil zusammensetzt. Ihre wilden Melodien aber werden übertönt von dem melancholischen Gesang der Sakiahs, welche immer aufs Neue ihre klagenden Stimmen hören lassen, immer wieder daran erinnern, daß Aegypten ein großes Todtenfeld ist und dem Chowadschi noch lange, nachdem er in die Heimath zurückgekehrt ist, die vorwiegende Stimmung des Nillebens nachempfinden lassen. Einzeln und in der Nähe gehört, singen sie so wenig schön, wie ein Wagenrad, das sich durch den klingenden Frost eines winterlichen Schneewegs hindurcharbeitet. Anders in der Ferne und in Gemeinschaft miteinander. Es sollen ihrer auf

*) Tejb heißt gut, Wallah bei Gott.

den Ufern des Nil an fünfzigtausend stehen. Eine ruft der andern zu, und diese wieder ihrer Nachbarin auf dem andern Gestade. Ein horizontal laufendes Rad treibt ein lothrechtlaufendes. Jenes wird von Ochsen in Bewegung gesetzt, dieses schöpft mit Krügen aus einer Grube am Flusse die befruchtende Flut in einen Graben, der sie in kleinen Kanälen über das benachbarte Feld ausbreitet. Das bewegende Princip der Maschine, der Musikant des Instruments ist ein Knabe, der auf dem horizontalen Rade sitzend, unablässig die Hintertheile der Ochsen bearbeitet. Nie wird die Nabe des Rades mit fettiger Substanz bestrichen. Sie würde der Maschine die Stimme nehmen, und der Fellah liebt das Concert der Sakiahs wie der Alpenbewohner seinen Kuhreigen. Das Concert ist von unendlicher Mannigfaltigkeit, aber stets von trauriger Wirkung. Es ist der Schwanengesang Aegyptens. Einige Sakiahs haben eine scharfe, schrille Stimme, es mögen die jungen sein. Andere kreischen mehr in den Tönen des hilflosen, hoffnungslosen Alters. Es ist die Klage des zu hoch besteuerten Ackerlandes, in welche sich, ganz von fernher summend, ähnlich dem Insektengeschwirr unsrer Wiesen an schwülen stillen Mittsommertagen, die Klagen aller der Geschlechter mischen, welche wir in unserem träumerischen Sinnen im Lauf der Jahrtausende über dieses Land gehen und verschwinden sahen. Es hat, wo der Fluß breiter wird und die Strömung das Boot des Chowadschi durch die Mitte der Wasserfläche führt, die wunderbarste Aehnlichkeit mit fernem Glockenklang, und der Träumende fragt sich, ob auch das Ohr hier eine Fata Morgana hat wie das Auge. Wir glauben den orthodoxen Baßton des Geläuts der Kathedrale, den milden Tenor der und jener Parochialkirche der Vaterstadt, den Discant ihrer Kapellglöckchen, die Silberstimmen der Glocken ferner Dörfer zu vernehmen. Das ist St. Jakob, das Peter und Paul und das ist die Gottesackerkirche! Und das ist — o daß du schwinden mußt, schöner Traum! — das halb arabische, halb englische Kauderwälsch des Kochs aus der Kajüte: „Abendessen fertig, Gentlemen. Stehe zu Ihrem Befehl!“

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1857. **Fr. Ludw. Herbig.**

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die Gesellschaft und der gesellige Verkehr.

1.

Schon in den spätern Zeiten der römischen Republik, besonders im letzten vorchristlichen Jahrhundert, hatten die Formen des geselligen Verkehrs sich in ziemlich hohem Grade ausgebildet und befestigt, und eine nicht geringe Anzahl von Höflichkeitsbezeugungen war durch das Herkommen zum Range von Pflichten (officia) erhoben worden. Als aber Rom einen Hof erhielt, wurden auch die Gesetze der Höflichkeit je länger desto zahlreicher, complicirter, strenger und drückender, und nun erst bildete sich ein Ceremoniel aus, das sich auf alle gesellschaftliche Verhältnisse bezog und das Detail der überall zu beobachtenden Formen mit genauen Unterscheidungen regelte. Diese Conveniezen des geselligen Verkehrs erlitten im Lauf der Zeit mannigfache Modificationen, da sie sich nach den an dem jedesmaligen Hofe beobachteten Formen zu richten pflegten. Doch scheinen während der ersten beiden Jahrhunderte wesentliche Aenderungen nicht eingetreten zu sein, nur daß gegen Ende dieser Periode die Förmlichkeiten zunahmen und die Tendenz sich mehr geltend machte, die Abstufung der verschiedenen Stände und Rangclassen schärfer zu markiren. Im dritten Jahrhundert wurden die römischen Sitten mehr und mehr von orientalischen Einflüssen inficirt, die sich besonders auch in strenger Scheidung zwischen Höhern und Niedern und Ausbildung eines asiatischen Ceremoniels am Hofe und den nach dessen Muster eingerichteten großen Häusern kundgaben, bis endlich Diocletian dem römischen Kaiserhof vollständig den Charakter eines orientalischen gab.

Aus dem totalen Umsturz der frühern Zustände und der chaotischen Verwirrung, welche die Bürgerkriege herbeigeführt hatten, ging mit Begründung der Monarchie eine neue Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse hervor. Einen Geburtsadel, der als solcher einen abgeschlossenen Stand gebildet hätte, gab es schon längst nicht mehr, wenn auch das Patriziat noch in der Kaiserzeit in einer Scheinexistenz fortdauerte, bis es unter Konstantin zum bloßen Titel wurde. Der ebenfalls erbliche Amtsadel (die Nobilität) bestand zwar in der Kaiserzeit fort, aber je mehr die Staatsämter aufhörten eine

wirkliche Bedeutung zu haben, desto mehr büßten sie von ihrem ursprünglichen Charakter ein, wovon sogleich die Rede sein wird. Die neue Rangordnung der Stände war im Wesentlichen weder auf Geburt noch auf amtlicher Stellung, sondern auf den Besitz basirt. In der Gracchenzeit hatte sich ein auf Census basirter Ritterstand gebildet, durch Festsetzung eines senatorischen Census, der von August ausging, bildete sich ein Senatorenstand. Das erforderliche Minimum von Vermögen betrug für jenen gegen 30,000, für diesen über 70,000 Thaler. Sank das Vermögen einer noch so edeln und alten Familie unter diese Summe herab, so verlor sie den ersten Rang, falls sie nicht durch kaiserliche Unterstützung darin erhalten wurde; so wie andererseits eine Frau, die ihrem Mann eine Mitgift von dieser Höhe mitbrachte, ihn dadurch zum senatorischen Range erhob. Daher eine Menge von Familien schon im ersten Jahrhundert zu den beiden ersten Ständen gehörten, die von niedriger Herkunft waren, selbst von Freigelassenen stammten; und wenn die Freigelassenen selbst freilich durch ihre Geburt von der Erhebung in den ersten Stand ausgeschlossen waren, so war ihnen doch die Theilnahme an den Vorrechten des zweiten nicht versagt. Während also, wie Horaz klagt, jeder, dem einige Hundert von den 30,000 fehlten, trotz Rechtschaffenheit und Bildung zum Pöbel gerechnet wurde, sah man viele Menschen, die auf eine mehr oder minder anständige Weise jene für die damalige Zeit sehr mäßige Summe zusammengebracht hatten, sich als Ritter geriren. Unter Tiberius (im Jahre 21) kam der Gegenstand im Senat zur Sprache und es wurde Klage geführt, daß sogar Kneipwirthe häufig den goldenen Ring trügen, zu dessen Anlegung nur die beiden ersten Stände berechtigt waren: worauf man beschloß, daß fortan hierzu nicht nur der ritterliche Census, sondern auch freie Geburt und Abstammung von einem freigebornen Vater und Großvater erforderlich sein sollte. Aber diese Bestimmung scheint wenig gefruchtet zu haben. Denn erstens wurde sie durch die Kaiser selbst umgestoßen, die Freigelassenen häufig den goldenen Ring und damit das Recht der freien Abstammung verliehen, theils erwies sich ohne Zweifel das Geld mächtiger als das Gesetz, und verschaffte den Freigelassenen factisch Rechte, die ihnen gesetzlich nicht zukamen. Auf den Sitzen der Ritter saßen im Theater Elegants, deren Väter Kuppler, Ausrufer, Gladiatoren und Fechtmeister gewesen waren. Der Kerl, der vom Euphrat als Sklave nach Rom gekommen war, und dessen durchlöcherte Ohrläppchen seine Herkunft verriethen, verlangte und erhielt den Vortritt vor dem Manne von senatorischer Abkunft, weil ihm seine fünf Kramläden die dreißigtausend abgeworfen hatten: da doch einmal, sagt Juvenal, die Majestät des Reichthums bei uns die höchste ist, wenn auch dem unseligen Gelde noch kein Tempel gebaut, noch keine Altäre errichtet sind.

Die beiden obern Stände waren durch verschiedene äußerliche Auszeichnungen von dem Volk gesondert. Die der Ritter bestanden außer den goldenen Ringen und besondern Plätzen in den Schauspielen, in einem schmalen Purpurstreif, der vom Halsausschnitt zum untern Saum der Tunica ging, während die Senatoren einen breiten trugen. Der breite Streif wurde aber von August auch den durch Herkunft und senatorischen Census ausgezeichneten Rittern verliehn, und diese damit zu einer höhern, von dem übrigen Stande, gesonderten Classe erhoben. Die Ertheilung des Ritterpferdes war seit August der Anfang zur höhern militärischen oder amtlichen Laufbahn, die auch zur Beförderung in den ersten Stand führen konnte. Die Vorrechte des Senatorenstandes bestanden in dem Recht, den Senatssitzungen schon vor dem zur Berathung erforderlichen Alter von 25 Jahren beiwohnen zu dürfen, in Bevorzugungen beim Militärdienste und in dem eximirten Gerichtsstand, zu dem auch die Frauen und Kinder dieses Standes gehörten. Innerhalb des Senatorenstandes sonderten sich durch Beförderung zu den verschiedenen Aemtern oder auch durch bloße Verleihung der betreffenden Titel und Insignien verschiedene Rangclassen ab, deren höchste die Consularen bildeten. Obwol das Consulat schon im Anfang der Kaiserzeit aller wirklichen Macht und später auch aller Functionen entkleidet war, so galt es doch immer noch als die höchste Würde, die ein Unterthan erlangen konnte.

Der Kaiser Julian nennt es „eine Ehre, die jede Macht aufwiegt, für die Unterthanen einen Preis und eine Belohnung der Tugend, Treue, Ergebenheit oder der Dienstleistungen gegen die Regenten, für die Regenten eine Zierde und einen Schmuck, den sie den andern von ihnen verliehenen Gütern hinzufügen;“ und noch der gothische Schriftsteller Jornandes sagt bei Gelegenheit der Ernennung Theodorichs zum Consul, dies werde für „das höchste Gut und die größte Ehre in der Welt“ gehalten. Um nun möglichst viele verdiente Unterthanen mit derselben beglücken zu können, kürzten die Kaiser die Consulate von einem Jahr auf zwei Monate und zuweilen noch kürzere Zeiträume ab, so daß die Zahl der Consuln z. B. in einem Jahr auf 15, in einem andern sogar auf 25 stieg. Hieraus entstand ein neuer Rangunterschied zwischen den Consuln der beiden ersten Monate, die dem Jahr den Namen gaben, und den übrigen, die man die kleinern Consuln nannte. Aber auch so konnte noch immer die Sehnsucht des senatorischen Standes nach Erlangung der consularischen Würde ebensowenig hinreichend befriedigt werden, als der Wunsch der Regierung, möglichst viele Verpflichtungen auf so wohlfeile Art los zu werden, und möglichst viele bedeutende Personen sich zu verbinden. Sie verlieh also den Titel und die Insignien des Consulats ohne das Amt, und konnte auf diese Weise auch dem umfangreichsten Bedürfniß gerecht werden. So bildete sich sowol unter den höhern Beamten, als unter

den Senatoren eine eigne Rangclasse der Consularen, die in späterer Zeit erblich wurde. Ebenso wurden nun die Rangstufen und Insignien der übrigen Aemter, der Prätur, Aedilität u. s. w. ohne das Amt selbst verliehen; die Insignien auch solchen Personen, die zum Eintritt in den Senat nicht berechtigt waren, als Rittern und Freigelassenen, selbst Ausländern. So erhielt z. B. der jüdische König Agrippa, ein Enkel Herodes des Großen, von dem ihm sehr verbundenen Claudius die consularischen Insignien, dessen Bruder Herodes die prätorischen. Es leuchtet ein, wie zweckmäßig diese wohlfeilen Auszeichnungen waren, um den Unterthanenehrgeiz in eine für die Monarchie ersprießliche Richtung zu lenken, und der Eifer, mit dem sie erstrebt, der Werth, der ihnen beigelegt wurde, zeigt, daß die Absicht vollkommen erreicht worden ist. Auch kam es vor, daß die Kaiser Senatoren, die sich vergangen hatten, zu einer tiefern Rangstufe degradirten. Von einem so ausgebildeten, complicirten, und durch äußere Abzeichen nüancirten Rangsystem war zur Uniformirung der verschiedenen Classen nur noch ein Schritt, und einmal wenigstens ist dieser Gedanke wirklich gehegt worden. Der Kaiser Alexander Severus hatte im Sinne, allen Würden und allen Aemtern eigne Trachten zu verleihen, an denen sie sogleich erkennbar sein sollten, so wie er auch die Sklaven durch eine besondere Tracht von den Freien unterscheiden wollte. Aber die beiden berühmten Juristen Paulus und Ulpian sollen ihn davon durch die Vorstellung zurückgehalten haben, daß daraus sich fortwährende Reibungen und Streitigkeiten ergeben würden. So hatte es denn bei der Unterscheidung der drei Stände durch den Purpurstrich sein Bewenden. Welche Wichtigkeit auf die Standes- und Rangesunterschiede gelegt wurde, zeigt am besten die scrupulöse Genauigkeit, mit der in Inschriften die Aemter, Würden und Titel in der gehörigen Reihenfolge aufgezählt werden. Diese dehnte sich beim ersten Stande auch auf die Frauen auf, unter deren Titulaturen nicht nur Mutter, Schwester, Großmutter, sondern auch „Verwandte von Männern senatorischen Standes" vorkommt. Natürlich waren die Rangunterschiede im geselligen Verkehr für Vortritt, die Ordnung der Plätze bei Tafel u. s. w. maßgebend. Wie stark das Standesgefühl war, mag man daraus ermessen, daß ein Tacitus es als einen Gegenstand der öffentlichen Trauer bezeichnen konnte, daß ein Mitglied des kaiserlichen Hauses einen Mann heirathete, dessen Großvater aus der Landstadt Tivoli herstammte und nur zum Ritterstande gehört hatte. Nicht minder charakteristisch ist die Art, wie er sich über das ehebrecherische Verhältniß von Germanicus Schwester Livia mit Tibers allmächtigem Günstling Sejan äußert: „sie, deren Oheim August, deren Schwiegervater Tiber war, die von Drusus Kinder hatte, schändete sich, ihre Ahnen und ihre Nachkommen durch Ehebruch mit einem Manne, dessen Vorfahren nicht zum Amtsadel gehört hatten." War schon der Abstand zwischen den

beiden ersten Ständen so groß, so trennte vollends den ersten vom dritten eine unermeßliche Kluft. Ein Senator prätorischen Ranges, der unter Domitian wegen eines zweifelhaften Vergehens angeklagt, die freiwillige Verbannung der sichern Verurtheilung vorzog, sah sich genöthigt, zu seinem Lebensunterhalt in Sicilien Unterricht in der Beredtsamkeit zu ertheilen. Einst als er vor seinem Auditorium auftrat, sagte er in der Einleitung seiner Rede: „Welches Spiel treibst du mit uns, Fortuna! du machst aus Senatoren Professoren, aus Professoren Senatoren!" In diesem Satz, sagt der jüngere Plinius, ist so viel Galle, so viel Bitterkeit, daß ich glaube, er hat das Lehramt nur übernommen, um dies sagen zu können. Der zweite Theil dieser Antithese spielt wahrscheinlich auf den berühmten Rhetor Quintilian an, der längere Zeit eine öffentliche Professur bekleidet hatte, und darauf von Domitian zum Prinzenerzieher gemacht und durch Verleihung der consularischen Insignien geehrt wurde, eine Standeserhöhung, die später noch einigen Prinzenlehrern zu Theil wurde, aber offenbar selten war und großes Aufsehen erregte. Alle Stände vereinigten sich übrigens in der entschiedensten Geringschätzung der Ausländer, besonders wenn sie so unglücklich waren, unfrei geboren zu sein. Man mochte sich vor ihnen noch so tief demüthigen, wenn sie reich und mächtig waren, man dünkte sich doch unendlich mehr als sie.

Während der senatorische Stand die höchste Stufe des gesellschaftlichen Rangsystems einnahm, hatte er doch als solcher nur einen sehr geringen Antheil an der Regierungsgewalt. Es war ein oberster Grundsatz der von Augusts begründeten cäsarischen Politik, den Schwerpunkt der wirklichen Macht außerhalb der Aristokratie zu legen, weil nur von dieser eine bedenkliche Opposition zu befürchten war, und dieser Grundsatz ist so lange beibehalten worden, bis (im dritten Jahrhundert) die Besorgniß vor dem Senat gänzlich geschwunden war. Deshalb wurden die neugeschaffenen, mit der Macht bekleideten Behörden, die den alten Staatsämtern entzogen war, zum Theil mit Rittern besetzt, wie namentlich das Commando der Garden, dessen Inhaber schon unter Tiber die erste Person nach dem Kaiser war, später, wo er auch die höchste Gerichtsbarkeit und das Recht erlangte, Rescripte mit Gesetzeskraft zu erlassen, eine beinahe der kaiserlichen gleichkommende Macht besaß. Auch die Vicekönige mehrer Provinzen, die als kaiserliche Domänen administrirt wurden, waren Ritter, (namentlich der wichtigsten, Aegypten, die ohne kaiserliche Erlaubniß ein Senator nicht einmal betreten durfte), zum Theil sogar Freigelassene, z. B. Felix, der Procurator von Judäa. Auch in den Cabinetsrath, der mehr und mehr die factische Bedeutung erhielt, die der Senat nur noch dem Scheine nach besaß, zogen die Kaiser Männer aus dem Ritterstande, dem auch Augusts vertrautester Rath Mäcen, ohne Zweifel im Einverständniß mit seinem kaiserlichen Freunde, bis zu seinem Ende angehörte.

Die sehr zahlreichen Beamten dieses Cabinets waren Freigelassene, und gelangten in unscheinbaren Stellungen mitunter zu einem allmächtigen Einfluß, wie die Beispiele der Cabinetssecretäre Pallas und Narcissus zeigen, die in der That in Claudius Namen regierten. Endlich waren die mit der Zeit ins Grenzenlose vervielfachten Chargen des Hofstaates mit kaiserlichen Sklaven und Freigelassenen besetzt, und die Macht der Kammerdiener war damals mindestens nicht kleiner als jetzt. Die Classe der kaiserlichen Militär- und Hausbeamten, die also selten von hohem, oft vom allerniedrigsten Stande war, besaß natürlich mit der Macht auch das Ansehn, auf das sie nach dem Gesetzbuch des Rangsystems keinen Anspruch hatte. Dergleichen Widersprüche kommen in allen gesellschaftlichen Zuständen vor, aber niemals sind sie so massenhaft, so grell und schneidend hervorgetreten, als in der Gesellschaft des kaiserlichen Roms. Vor dem Freigelassenen, dem das nationale Vorurtheil nie die Ebenbürtigkeit mit dem geringsten Freigebornen zugestand, vor dem Sklaven, dem das Recht selbst die Persönlichkeit absprach, erniedrigten sich die Abkömmlinge der erlauchtesten Familien oft zu sklavischer Demuth, und die höchsten Würdenträger der Monarchie wetteiferten in Beweisen von Ehrerbietung gegen diese so tief verachteten Menschen.

Das Prototyp des ganzen geselligen Verkehrs in Rom war der Hof, dessen Einrichtungen, Formen und Ceremoniel in den übrigen großen Häusern mehr oder minder genau nachgeahmt wurden. Die Personen, die an den Hof gezogen wurden, wählte der Kaiser selbst, wobei durchaus nicht Stand und Rang, sondern persönliche Eigenschaften maßgebend waren. August nahm die hervorragendsten Mitglieder seiner Elite, wie bemerkt, absichtlich aus dem Ritterstande, auch griechische Philosophen, Gelehrte und Literaten wurden der täglichen Tischgenossenschaft des Kaisers gewürdigt. Diese Personen führten den Namen Freunde und Begleiter des Kaisers, der mit der Zeit zum förmlichen Titel wurde. Sie bildeten sein Gefolge, begleiteten ihn auf Reisen und speisten an seiner Tafel; fielen sie in Ungnade, so wurden sie davon ausgeschlossen. Ein Theil der Hofdienerschaft war eigens zu ihrer Bedienung bestimmt. Da die Kaiser selbst noch in späterer Zeit öfter sich als hochgestellte Privatleute zu geriren liebten, wechselten sie mit dieser Elite allerlei Höflichkeiten, nahmen Einladungen an ihre Tafeln an, besuchten sie in Krankheiten (wenn sie sehr herablassend waren, ohne Leibwache) und erwiesen ihnen die letzte Ehre. Die Elite der kaiserlichen Freunde zerfiel in Classen, es gab Freunde erster, zweiter und dritter Classe, (eine Eintheilung, die schon C. Gracchus getroffen haben soll), von denen die ersten zu Einzelaudienzen gezogen, die nächstfolgenden gruppenweise, die letzten nur in Masse vorgelassen wurden. Diese Classenunterschiede wurden überhaupt genau festgehalten, z. B. bei der Vertheilung von Geldgeschenken und Legaten, wo die zweite Classe

zwei Drittel, die dritte ein Drittel der an die erste fallenden Summen erhalten zu haben scheint; ferner ohne Zweifel bei Tafel und sonst. Von Alexander Severus wird als Zeichen ungewöhnlicher Herablassung erwähnt, daß er nicht blos bei Freunden erster und zweiter, sondern auch dritter Classe Krankenbesuche machte.

In der Regel fand am Hofe ein täglicher Morgenempfang Statt. Bei diesem erschien im Palast nicht blos die kaiserliche Elite, sondern regelmäßig auch der größte Theil der Senatoren. Auch die übrigen Stände wurden, namentlich von herablassenden Kaisern, wenn auch wahrscheinlich nicht oft, empfangen. Frühaudienz wurde gleich nach Sonnenaufgang ertheilt, eine nach unsern Begriffen sehr unbequeme, aber der römischen Tageseintheilung angemessene Zeit. Diese war insofern vollkommen naturgemäß geblieben, als sie die sämmtlichen Verrichtungen und Geschäfte in die Zeit der Tageshelle verlegte und in der Nachmittagszeit mit dem Hauptmahl beschloß; deshalb mußte der gesellige Verkehr mit Tagesanbruch seinen Anfang nehmen. Vespasian, der ungemein thätig war, empfing schon vor Tagesanbruch im Bett und ließ sich während der Audienz ankleiden. Eine eigne Abtheilung der kaiserlichen Hausbeamten war ausschließlich für den Dienst bei den Audienzen bestimmt. Die Art des Empfangs richtete sich theils nach der größern oder geringern Herablassung der Kaiser, theils nach dem Range und dem persönlichen Verhältniß der Vorgelassenen. Auch hier wurde wenigstens während des ersten Jahrhunderts von den meisten Kaisern noch die Fiction durchgeführt, daß sie sich nicht als absolute Monarchen, sondern nur als die Ersten des Senatorenstandes gerirten, und dessen Mitglieder so viel als möglich wie ihres Gleichen behandelten. Sie begrüßten z. B. die bevorzugten und ihnen nähersteheuden Senatoren mit Kuß und Umarmung. Diese zärtliche Sitte fand jedoch schon Tiber so unbequem, daß er sie für seinen Hof durch einen eignen Erlaß aufhob; sie wurde aber an den spätern Höfen wieder eingeführt. Die nicht des Kusses gewürdigten Senatoren wurden von gnädigen Kaisern wenigstens so viel als möglich angeredet, wobei man großen Werth darauf legte, wenn der Kaiser den Namen selbst im Kopfe hatte und nicht erst von dem hiermit beauftragten Freigelassenen daran erinnert zu werden brauchte. Auch gestatteten die Kaiser im ersten Jahrhundert nicht die Anrede „Herr" (domine), weil es die des Sklaven an seinen Eigenthümer war; erst Domitian führte sie ein, von da ab war sie gewiß stehend (der jüngere Plinius schreibt z. B. immer so an Trajan), Alexander Severus verbot sie sich ausnahmsweise. Auch Kaiserinnen hielten ihre Cour. Livia empfing die Senatoren und auch Personen der übrigen Stände, wenigstens während der Regierungszeit ihres Sohnes Tiber, und ließ die Namen derer, die sich zur Cour eingefunden hatten, im öffentlichen Anzeiger mittheilen; dasselbe that Agrippina als Claudius Gemahlin.

Alexander Severus schloß Frauen von übeln Ruf von dem Empfang seiner Frau und Mutter aus.

Wie der Kaiser hielten auch die Großen Roms ihren täglichen Morgenempfang, dessen Einrichtung genau dieselbe war wie am Hofe. In jeder Frühe strömte ihren Palästen eine bunte Menge zu: arme Clienten des Hauses mit schmuziger Toga und geflickten Schuhen drängten sich schon in der Dämmerung auf den Vorplatz, zuweilen in solcher Masse, daß sie die Gasse stopften und den Durchzug der Vorübergehenden hemmten. Sänftenträger in rothen Livreen brachten einen reichen Mann im Trabe getragen, der hinter den zugezogenen Vorhängen seinen Morgenschlummer fortsetzte, und von einem Gefolge eigner Clienten umgeben war. Lictoren machten mit ihren Ruthenbündeln einem Consul oder Prätor in purpurverbrämter Toga Platz. Die Masse der Morgenbesucher füllte das Atrium, einen hohen, geräumigen, säulengetragenen Prachtsaal, mit einer Lichtöffnung in der Decke; die vertrautesten Freunde des Herrn wurden einzeln ins Schlafgemach des Hausherrn vorgelassen, die weniger vertrauten mehre auf einmal. Der Menge zeigte sich dieser, wenn er dies überhaupt für gut fand, nur, um ihre ehrfurchtsvollen Begrüßungen in vorher von seinen Dienern bestimmter Reihenfolge entgegenzunehmen.

Die große Mehrzahl der täglichen Morgenbesucher waren die Clienten. Von dem Verhältniß der Clientel, wie es in der Republik war, hatte sich in der Kaiserzeit nur eine Caricatur erhalten, es war aus einem Pietäts- ein Miethsverhältniß geworden. Eine ganze Classe von dürftigen Menschen machte es zu ihrem Erwerb, gegen eine festgesetzte Entschädigung in das Gefolge und den Hofstaat der Reichen und Vornehmen einzutreten. Selbst sehr mittelmäßig begüterte Geschäftsmänner mußten um ihres Credits willen wenigstens einige Clienten halten. Da nun ein volles Atrium zu den unumgänglichen Erfordernissen eines großen Hauses gehörte, mußten dessen sämmtliche Clienten sich an jedem Morgen zum Empfange einstellen, falls sie nicht ihren Tagelohn verlieren wollten, und zwar nie anders als in der Toga, dem Staatskleide, die für sie allmälig eine Art auszeichnender Uniform wurde, da sie übrigens in Rom mehr und mehr außer Gebrauch kam. Auch Männer von Talent und literarischem Ruf, wie Salejus Bassus und Martial, sahen sich durch Armuth gezwungen, Clientendienste zu thun. Glücklich, wenn sie wie der letztere einen Patron fanden, der seine Umgebung aus gebildeten Leuten wählte und sie anständig behandelte, welches beides zu den allerseltensten Ausnahmen gehörte. Martial hat die Leiden der „nächtlichen Wanderungen", die er aus eigner langer Erfahrung kannte, besonders beweglich geschildert: er verlange ja nicht viel, sagt er, nichts als ausschlafen zu können; die Unmöglichkeit diesen bescheidenen Wunsch zu befriedigen, vertrieb ihn endlich aus Rom. „Wenn der Schein der Gestirne zweifelhaft zu werden anfängt, oder sich noch die kalten Wagen des trägen

Bootes am Himmel herumdrehn," sagt Juvenal, „entreißt sich schon der arme Client seinem Schlaf und vergißt in der Hast seine Schuhe zu schnüren, voll Angst, das Heer der Besucher möchte seinen Kreislauf bereits beendet haben." So macht er sich noch im Finstern auf den Weg, zu einer Zeit, wo auf den Straßen niemand anzutreffen war, als die Bäcker, die ihre Waaren ausrufen und deren früheste Kunden, die Knaben, die mit Lampen in der Hand in die Schule gingen, oder ein Nachtschwärmer, der von einem späten Gelage heimkehrte. In ganzen Scharen, unter deren Tritten der Boden dröhnte, zogen diese Frohnpflichtigen des Morgenbesuches durch Rom, kein Wetter durfte sie zurückhalten, weder die pfeifende Tramontana, noch die kalten Güsse des Winterregens, selbst nicht Hagel und Schnee, obwol Schneefall sonst eine hinreichende Entschuldigung war, um z. B. angenommenen Einladungen nicht Folge zu leisten. Dazu der Straßenschmuz, die ungeheuren Wege, wenn die bescheidene Miethswohnung des Clienten am einem und der Palast des Patrons am andern Ende von Rom lag, besonders da die meisten mehre Besuche an einem Morgen zu leisten hatten; endlich, wenn sich nun die Straßen mit dem lärmenden Treiben des Tages zu füllen begannen, das Gedränge und selbst die Gefahren, die Fußgängern von den schwer beladenen Lastwagen drohten, stellt man sich dies alles vor, so wird man die Klagen der armen Clienten mehr als gerechtfertigt finden. Aber schwerer zu ertragen als alles dies, war die Behandlung, die sie in der Regel erfuhren. Sie mußten ihrem Patron die tiefste Unterthänigkeit zeigen, ihn „Herr" oder „König" anreden; wenigstens im zweiten Jahrhundert reichte man ihnen schon die Hand zum Kusse; selbst die Sklaven des Hauses erlaubten sich gegen sie, was sie wollten; an der Tafel des Herrn mußten sie mit den elendesten Speisen vorlieb nehmen, sich gefallen lassen, den Gegenstand gnädiger Späße abzugeben u. s. w. Wurden sie nach Jahren dieses sauern Dienstes mit einer kleinen Versorgung bedacht (z. B. als Aufseher auf einem Landgut), so durften sie sich glücklich schätzen.

Die täglichen Morgenbesuche, welche die beiden ersten Tagesstunden füllten, gehörten zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten Roms, die dem Fremden auffielen. In der That darf man sich wol vorstellen, daß in jeder Frühe die eine Hälfte der Bevölkerung auf dem Wege war, der andern ihre Aufwartung zu machen. Auch der Reiche und Angesehene bequemte sich dazu dem Reichern und Angesehenern gegenüber, und antichambrirte bei Freigelassenen und selbst Sklaven (des Kaisers), um die Ernennung zu einem höhern Amt zu erlangen. Und wer lebte wol so außerhalb der Gesellschaft, daß er sich nicht bisweilen in die Nothwendigkeit versetzt gesehn hätte, einen Morgenbesuch zu machen! Auch Gelehrte vermochten die zeitraubende Sitte nicht zu umgehn, auch Philosophen kamen in den Fall, sich in die Launen eines Portiers fügen zu müssen.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Die Dörfer und ihre Geistlichen im dreißigjährigen Kriege.

2. Der Pfarrer Martin Böhinger.

Oft hat mir der Soldat
Und zerufge Croat
Das Schwert ans Herz gesetzet
Und mich gar sehr zerfetzet,
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Ins Wasser ich auch mußt,
Da hat ich schlechte Lust,
Man warf mich nein gebunden,
Gott hat mich losgewunden,
Daß ich nicht durft ersaufen
Bin wunderlich entlaufen.

Mistlacken etlich Maß,
Goß man, als in ein Faß
Mir in den Leib zur Stunden,
Vier Kerels mich fest bunden;
Doch konnt' ich noch nicht sterben
Kein Unfall mich verderben.

Ich war ein Exulant,
Dort im Thüringer Land
Rotleben mich ernährte,
Bis Gott die Pfarr bescheerte
Zum Heubach, und der Friede
Erfolgt durch Gottes Güte.

Hier hab' ich Christi Knecht
Die Kirch bestellet recht.
Das Wort darin gelehret,
Die Bösen abgewehret,
Die Sünder absolviret,
Und treulich informiret.

Aus: Vier christliche Lieder von Martin Böhinger. (1663. 8.)

Unter den zahlreichen biographischen Aufzeichnungen protestantischer Pfarrer, welche sich aus der Zeit des großen Krieges erhalten haben, ist eine der lehrreichsten die des Franken Martin Böhinger. Sowol das Dorfleben zur Zeit des Krieges, als die Verwilderung der Menschen wird aus seiner Erzählung zum Erschrecken deutlich. Böhinger war kein großer Charakter, und die kläglichen Schicksale, welche er zu ertragen hatte, haben ihn nicht stärker gemacht. Ja man wird ihm das Prädicat eines recht armen Teufels schwerlich versagen. Dabei besaß er aber zwei Eigenschaften, welche ihn für uns werthvoll machen, zuerst eine unzerstörbare Lebenskraft, welche mit nicht geringem Leichtsinn verbunden war, und jenes verzweifelte deutsche Behagen, das auch der trostlosesten Lage immer noch erträgliche Seiten abzugewinnen weiß. Er war ein Poet. Seine deutschen Verse sind, wie die vorgesetzte Probe zeigt, durchaus schauderhaft, aber sie dienten ihm in der schlechtesten Zeit als zierliche Bettelbriefe, durch welche er sich Mitleiden zu verschaffen suchte. So hat er alle Amtleute und Schösser der Parochie Heldburg in einem gewissermaßen epischen Poem gefeiert, so die traurigen Verhältnisse von Koburg, wo er eine Zeitlang als Flüchtling verweilte. Außerdem war er schreibselig und hatte die Eigenschaft, zwar nicht sehr geordnet, aber lebhaft und ausführlich zu beschreiben.

Von dem Lebenslauf, den er niederschrieb, waren der Anfang und der letzte Theil schon abgerissen, als ihn im Jahr 1730 Krauß seiner hildburghäusischen Kirchen-, Schul- und Landeshistorie einverleibte. Aus diesem

Fragment wird das Folgende getreu mitgetheilt. Nur einzelne Ausdrücke sind, so weit es hier nöthig war, in unsere Redeweise übertragen, und die Reihenfolge der Begebenheiten, welche in seiner Selbstbiographie durcheinanderlaufen, ist hier nach den Jahren geordnet. — Bötzinger war Gymnasiast zu Koburg, während der Kipperzeit Student zu Jena gewesen, wurde 1626 Pfarrer zu Poppenhausen. Im Frühjahr 1627 war der junge Pfarrer in Begriff, Herrn Michael Böhme's, Bürgers und Raths zu Heldburg einzige Tochter, Namens Ursula, zu freien.

„Als nun a. 1627, Dienstag nach Jubilate alle Präparatoria dazu gemacht waren, kamen eben an solchem Tag 8000 Mann Sachsen-Lauenburgisches Volk, nebst dem Fürsten selbst, vor Heldburg, schlugen ein Feldlager auf dem Samen, verderbten in acht Tagen die Stadt und das Amt dermaßen, daß weder Kalb noch Lamm, weder Bier noch Wein mehr zu bekommen war. Es wurde aus allen Aemtern Proviant zugeführet, und konnten dennoch kaum die fürstlichen Officir und Beamten unter ihnen aushalten. Wurden wegen Kälte, so einfiel, in die Stadt und Dorfschaften etliche Tag eingelegt. Da bin ich zu Poppenhausen im Pfarrhaus das erste Mal geplündert worden. Denn ich hatte nicht allein nichts verwahret, sondern vielmehr zugeschicket, als wenn ich einen ehrlichen Gast oder Officirer herbergen wollte. Kam um mein Weißzeug, Bettgeräth, Hemden u. s. w. Denn ich wußte noch nicht, daß die Soldaten Mauser wären, und alles mitnahmen. Muste der Landesfürst, Herzog Casimir, selber nach Heldburg reisen, und stellte dem Lauenburger ein fürstliches Banquet an, schenkte ihm etliche stattliche Rosse und 8000 Thlr., damit er ihn nur hinwegbrächte. Nach diesem Unglück fand sich allenthalben der Segen Gottes wieder ein zur Verwunderung. Denn die Wintersaat auf Hellingen zu war wegen der Hütten, Quartier und Feuer, deren viel tausend zu sehen waren, im Grund weg, viel 1000 Hütten, viel 100 Schock Stroh und anderes waren da beisammen, sie machten mehr eine Wüste, als Aecker aus. Gleichwol wuchs aus diesen gebrannten Hüttenstätten und Gruben so eine dicke Saat, daß dasselbe Jahr ein Ueberfluß der Winterfrucht war. Miraculum! — So gewann meine Hochzeit ihren Fortgang am Dienstag nach Exaudi, und ward gehalten auf dem Rathhaus. —

Fünf Jahre lang war ein ruhiger Stand im Land bis anno 32, außer daß mancher kaiserliche Zug zu 2, 3 und mehr Regimentern hin und herzog, die im Amt Heldburg auch oft Quartier nahmen, und ausmergelten. Ich hatte zu Poppenhausen keine Noth. Wollte wünschen, daß ichs jetzo so gut hätte, als ichs vorm Krieg gehabt. Da aber das Feuer des Kriegs wollte ankommen, reformirten die benachbarten Bischöfe stark, schickten Jesuiten und Mönche mit Diplomatibus ins Land, repetirten die geistlichen Güter und Klöster. Die Fürsten hatten ihre Defensioner hin und wieder, welche bis-

weilen im benachbarten Papstthum mauseten und Crabrones irritirten. Ein jeder Verständige konnte wol merken, die Sache würde ärger werden. Es flöhneten auch die Edelleute, ihre Pfarrer, Voigte ꝛc. das Ihrige in unser Städtlein und Dörfer, hofften sicherer zu sein, als in ihren Orten.

Anno 1631 Michaeli kam König Gustavus aus Schweden plötzlich über den Wald, als wenn er flöge. Königshofen und viel andere Ort bekam er ein, und es ging sehr bunt daher. Unsere vom Adel warben dem König Volk, welches im Mausen und Rauben ja so arg war, als die Feinde. Sonderlich nahmen sie den benachbarten Katholischen ihre Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, und trieben sie gen Heldburg, da war ein Gekauf, eine Kuh für einen Ducaten, ein Schwein für 1 Thlr. Und liefen die Papisten oft her, und sahen, wer und wie ihr Vieh kauffte, sie löseten es auch selber oft wieder. Es wurde aber ihnen so oft genommen, daß sie des Lösens müde wurden und waren die armen benachbarten Papisten übel dran. Wir allhier zu Poppenhausen verwahreten ihnen aus Nachbarschaft ihr Gefehrtlich in Kirch und Häusern, so weit es helfen wollte. Da sich aber anno 1632 das Blatt wandte, und die drei Generale, Friedländer, Tilly und Baierfürst, Koburg und das Land einnahmen, halfen die benachbarten Papisten rauben und brennen, und funden wir bei ihnen keine Treu noch Sicherheit.

Als man am Abend Michaelis die ganze Carthaune, als Losungsschuß, von Koburg hörte, daß der Feind ankäme, und sich jeder wahrnehme: zog ich mit allen denen, so ich etliche Wochen geherbergt, nach Heldburg, dahin ich schon mein Weib und Kind geschickt hatte. Die Stadt hielt ihre Wache, meinete nicht, daß es so übel würde daher gehn. Burgemeister und etliche des Raths rissen aus, mein Schwäher sel. war Verwalter über Pulver, Blei und Lunten, daß er der Wache ihre Nothdurfft austheilete, er mußte wol in der Stadt bleiben. Ich hatte mit Weib und Kindern Lust aus der Stadt zu ziehen, er aber wollte mich nicht, viel weniger seine Tochter aus der Stadt lassen, hieß uns zu Haus bleiben, hatte einen ziemlichen Beutel mit Thalern gefüllt, damit gedachte er sich im Unfall los zu machen. Aber es war der Mittag am Fest Michaelis noch nicht recht heran, da präsentirten sich 14 Reiter, man meinte, es wären Herzog Bernhards Völker, aber es war sehr weit gefehlet. Diese mußte man nun einlassen ohne allen Dank. Diesen folgten bald etliche Fußgänger, welche zum Anfang alles durchsuchten, und schlugen und schossen, wer nicht wollte pariren. Mitten auf dem Markt hatte einer von diesen vierzehn meinen Schwäher mit einem Pistol vor den Kopf geschlagen, daß er wie ein Ochs niedergefallen. Der Reuter ist abgestiegen, hat ihm die Hosen visitiret, und haben unsere Bürger, so auf dem Rathhaus gewesen, gesehen, daß der Dieb einen großen Klumpen Geld herausgezogen. Als ihm die Betäubung ob dem Schlag, vergangen und er aufgestanden, muß er mit in das Sternwirthshaus, da sie zwar

zu fressen funden, aber nichts zu saufen; da spricht er, er wolle heim und zu trinken bringen. Weil sie nun gedachten, er möchte ihnen ausreißen, nahmen sie das Zinn und Essen alle mit, und kommen in mein Haus. Es währte nicht lange, so fordert einer Geld, da er sich nun entschuldigt, stach ihn der Tropff mit seinem eigenen Brotmesser, in Gegenwart meines und seines Weibes, daß er zu Boden sank. Hilff Gott! wie schrie mein Weib und Kind. Ich stak in des Baders Haus über dem Ställein im Strob, sprang herab und wagte mich unter sie. Wunder war, daß sie mich in der Harzkappe nicht fingen. Ich nahm meinen Schwäher, der da wie ein Trunkener taumelte, und trug ihn in die Badstube, daß er verbunden würde. Ich mußte zusehen, daß einer eurer Mutter, [B. redet seine Kinder an] die Schuh und Kleider auszog, und dich, Sohn Michael, auf den Armen trug. Hiermit räumten sie das Haus und Gassen. Ich wagte mich weiter, ging von Baders Höflein durch in meines Schwähers Kammer, trug Kissen und Betten hinüber, worauf wir ihn legten. Noch weiter mußt ichs wagen, ging in Keller, darinnen sein Bruder, Herr Georg Böhm, Pfarrer zu Lindenau, in 3 Stückfässern 2 Fuder guten Wein liegen hatte, ich sollte für den Schwäher einen Labetrunk holen, aber die Fässer waren oben so fleißig und dichte zugemacht, daß, wenn ich gleich den Zapfen herausholte, doch nichts heraus laufen wollte, ich mußte gar lang vor dem Zapfen mit großer Gefahr stehen, ehe ich einen Löffel voll bekam. Kaum war ich hinüber, kommt ein Schelm in die Badstuben, wirft den Kranken vom Bett, und sucht alles aus. Ich hatte mich nerlich verkrochen unter die Schwitzbank, wo ich wol zu schwitzen bekam, denn vorigen Tags war Badetag gewesen. Weil nun in der Stadt ein Metzeln und ein Niederschießen, auch niemand sicher war, kamen in einer Stund unterschiedliche Bürger, wollten sich verbinden lassen. Da gab mein Schwäher zu, daß ich ein Loch suchte und aus der Stadt käme, mein Weib und Kinder aber wollte er nicht mit mir lassen. Also ging ich auf die Schloßgärten zu, und kam an der Höhe hinter das Schloß, daß ich gen Holzhausen und Gellershausen zu sehen konnte, obs sicher wäre? Da funden sich Bürger und Weiber zu mir, an mir einen Trost zu haben, und mit mir zu reisen. Kam also über den Hundshanger Teich ins Holz, und wollte auf den Strauchhahn zu. Als wir nun bei den Heideäckern waren, ritten acht Reiter, (waren Croaten) oben auf der Höhe. Da sie unser gewahr werden, errannten sie uns eilends. Zwei Bürger, Kührlein und Brehme, entkamen, ich mußte am meisten aushalten. Sie zogen mich aus, Schuhe, Strümpf und Hosen, und ließen mir nur die Harzkappe. Mit den Hosen gab ich ihnen meinen Beutel mit Geld, den ich vor drei Stunden hinten in die Hosen gesteckt und also vor den ersten Mausern erhalten hatte. Die Noth war so groß, daß ich nicht an meinen Beutel gedacht, bis ich ihn das letzte Mal sahe. Forderten 1000 Thlr., darnach

500 Thlr., endlich 100 für mein Leben, ich sollte mit in ihr Quartier, mußte auch barfuß ein Stund lang mit laufen. Endlich wurden sie gewahr, daß ich ein Pap oder Pfaff wäre, welches ich auch gestund, da hieben sie mit ihren Säbeln auf mich hinein, ohne Discretion, und ich hielt meine Arm und Hände entgegen, habe durch Gottes Schutz nur eine kleine Wunde unten an der Faust bekommen. Etliche geben den Rath, mir die Testikel zu nehmen, der Obrist aber, ein stattlicher Mann, wollte es nicht zugeben. Unterdessen wurden sie einen Bauer gewahr, welcher sich in den Büschen besser verkriechen wollte. Es war der reiche Caspar von Gellershausen, auf solchen reiten sie alle zu, und blieb nur einer bei mir, welcher ein geborener Schwede, und gefangen worden war. Dieser sagte zu mir: „Pape, Pape, leff, leff, du müst sonst sterfen.“ Item, er wäre gut schwedisch. Ich fing Vertrauen aus dem Rath und bat ihn, wenn ich liefe, sollte er mir zum Schein nachreiten, als wenn er mich einholen wollte. Und also geschah es, daß ich den Croaten entkam. Der reiche Caspar aber mußte auf solchem Ort elend sterben. Denn als er sich nicht ausziehen wollte, welches ich wol sah, haben sie ihm die Kniekehlen wol entzwei gehauen. Darüber er an solchem Ort liegen geblieben, und nach Abzug der Feinde gefunden ward. Ich aber lief im groben Eichenholz ungefähr eine ganze Stunde fortwährend, konnte keinen dicken Busch ersehen, da ich mich verbergen konnte, fiel endlich nur in eine Wasserlache, wodurch eine eichene Wurzel gewachsen war. Ich war so matt vom Laufen, daß ich nicht weiter konnte, das Wasser fing an s. v. mir zu entgehen, und ich konnte nicht aufhören, meinte die Blase wäre mir zersprungen. Mein Herz pochte auch so sehr, daß ich nicht wußte, ob ich den Pferdehufschlag hörte, oder obs mein Herz wäre. Also saß ich, bis es Nacht wurde, stand auf und ging immer dem dicken Gebüsch nach, kam vor, daß ich gen Seidenstadt hinaussehen konnte. Schleiche mich ins Dorf, und weil ich Hunde bellen hörte, hoffte ich Leute zu Haus anzutreffen, aber da war niemand, ging deswegen in einen Stadel und wollte mich zu Nacht auf dem Heu behelfen. Da schickts Gott, daß die Nachbarn, die im Strauchhan sich verkrochen gehabt, eben hinter diesem Stadel zusammenkommen, und berathen, wo sie sich wieder sammeln und wo sie hingehen wollen. Das konnt ich eigentlich hören, stieg deswegen herab, und ging auf das Haus zu, da war der Bauer allererst hinein, hatte ein Licht angezündet, stand im Keller und rahmte Milch ab, die er essen wollte. Ich stand oben am Loch, redete ihn an und grüßte ihn, er sah auf, und sah den untern Theil des Leibes, nämlich das Hemd und nackte Beine und oben schwarz. Er erschrack sehr; als ich ihm aber sagte, daß ich Pfarrer zu Poppenhausen wäre und von Soldaten wäre ausgezogen, trug er die Milch herauf, und ich bat ihn, daß er mir bei seiner Nachbarschaft von Kleidern etwas zu wege brächte, ich wollte mit ihnen,

wohin sie auch gehen würden. Er ging aus, unterdessen machte ich mich über seinen Milchtopf und leerte ihn ganz aus. Hat mir mein Lebtag keine Milch so wohl geschmeckt. Er kam nebst andern wieder, und brachte mir einer ein Paar alte lederne Hosen, die von Wagentheer sehr übel stanken; ein andrer ein Paar alte Riemenschuhe, ein andrer zwei Strümpfe, einen grünen und weißen wollenen. Diese Livree schickte sich weder für einen Reisenden noch für einen Pfarrer. Dennoch nahm ichs mit Dank an, konnte aber in den Schuhen nicht gehen, denn sie waren hart gefroren. Die Strumpfsohlen waren zerrissen und ging also mit ihnen mehr barfuß als beschuhet gen Hildburghausen. Wenn wir uns umsahen, so sahen wir, wie es im Itzgrund an vielen Orten lichterloh aufbrannte. Damals ging auch Ummerstadt, Rodach, Eisfeld, Heldburg im Feuer zu Grunde. Ich machte mit meiner Ankunft ein solches Spectakael, Schrecken und Furcht zu Hildburghausen, daß sich niemand (da doch viel 1000 Fremde dahin gekommen waren) sicher wußte, obgleich die Stadt starke Wache hielt. Mir aber war nur die Sorge, wie ich ein ehrlich Kleid, Strümpfe, Schuhe etc. bekommen möchte, ehe wir da ausrissen. Ging deswegen unbeschuhet zu Herrn Burgemeister Paul Waltz, zum Diaconus etc., bat mir etwas zu schenken, damit ich mich ehrlich bedecken möchte. H. Waltz schenkte mir einen alten Hut, war fast eine Elle hoch, deformirte mich mehr, als etwas anderes, gleichwol setzte ich ihn auf. H. Schnetters Eidam, jetzt Diaconus zu Römhild, schenkte mir ein Paar Hosen, die über den Knien zugingen, die waren noch gut, H. Dressel ein Paar schwarze Strümpfe, der Kirchner ein Paar Schuhe. Also war ich staffiret, daß ich ohne Scham unter so viel tausend fremden Leuten, die in der Stadt Sicherheit suchten, und unter den Bürgern mich durfte sehen lassen. Der Hut aber deformirte mich gar sehr, drum trachtete ich auf Gelegenheit, wie ich einen andern überkommen möchte. Es trug sich aber zu, daß das ganze Ministerium, Schulcollegen und Rath heimlich sich vereinigt hatten, daß sie unwissend der gemeinen Bürgerschaft, Nachts 9 Uhr die Thore wollten öffnen lassen, und davon gehen mit Weib und Kind. Dies erfuhr ich, ging deswegen in des H. Stadtschreibers Behausung, wo die Herren sich alle versammelten, niemand aber wollte meiner achten noch mich kennen. Ich setzte mich allein über einen Tisch im Finstern, wurde da gewahr, wie ein fein ehrbarer Hut am Nagel hing. Ich dachte, wenn dieser bei ihrem Aufbruch hängen bliebe, so wäre es mir gut. Gehts doch ohnedies alles zu Boden nach dem Abzug. Und was ich wünschte und gedachte, das gerieth mir. Es ging an ein Scheiden, Heulen und Valediciren, ich legte den Kopf auf den Tisch als ein Schlafender. Als nun fast jedermann im Abziehen war, hängte ich den langen Störcher an die Wand, that einen Tausch und ging mit den andern Leuten vor in die Gasse. Da war diese Verabredung unter den Leuten offenbar

geworden. Saßen unzählig viele Leute mit ihren Packeten auf der Gasse, auch viele, viele Wagen und Karren angespannt, die alle, als das Thor auf ging, mit fortwanderten. Als wir ins freie Feld kamen, sahen wir, daß die guten Leutchen sich in alle Straßen vertheilten. Da wurden viel 1000 Windlichter gesehn, diese hatten Laternen, diese Strohschäube, andere Pechfackeln. In Summa etliche 1000 Leute zogen in Traurigkeit fort. Ich und mein Hause kamen um 12 Mitternacht gen Themar, welche Stadt sich mit uns auch aufmachte, und abermals etliche hundert mehr wurden. Der Marsch ging auf Schwarzig, Steinbach zu, und als wir gegen Morgen in ein Dorf kamen, da wurden die Leute erschreckt, daß sie Haus und Hof auch zurückließen, und mit uns fortzogen. Wir waren etwa eine Stunde in der Herberge gewesen, so kam schon Post, daß die Croaten diesen Morgen wären zu Themar eingefallen, hätten die Fuhrmannsgüter oder Geleit aufgehauen, geplündert, dem Burgemeister den Kopf aufgespalten, die Kirche ausgeplündert, auch die Orgelpfeifen auf den Markt herausgetragen etc. Da wars hohe Zeit, daß wir gewichen. Hildburghausen aber hat sich darnach mit einer großen Summe Geldes und Kelchen ranzioniren müssen, sonst wäre die Stadt auch eingeäschert worden, wie andere Städte. Auf dieser Wanderschaft bekam ich auch ein Paar Handschuh, Messer und Scheide verehret. Das währte etwa 5 oder 6 Tage, da kam die Post, die Feinde wären von Koburg aufgebrochen. Da konnte ich nicht länger bleiben. Ich lief geschwind auf Römhild zu, wo mein Herr Gevatter Cremer Amtsschreiber war. Mußte Herrn Amtmann referiren, wie mirs ergangen. Nur dieses Städtlein blieb ungeplündert. Herr Amtmann ließ Feuer unter sie geben, und Gott erhielt durch des Amtmanns Vorsicht dies Städtlein. Unterdeß kam Römhild ganz voll Exulanten, die theils bekannt, theils unbekannt waren. Ich achtete aber damals keiner Gesellschaft, überlief viel 100 Menschen und kam zuerst nach Heldburg zurück, eben da man die Erschlagenen auf einem Karren auf den Gottesacker führte. Als ich solches sah, ging ich auf den Gottesacker, und fand 17 Personen in einem Grab liegen, darunter waren 3 Rathspersonen, eine mein Schwiegervater, der Cantor, etliche Bürger, der Hofmeister, Landknecht und Stadtknecht. Waren alle gräulich zugerichtet. Nach diesem ging ich in meiner Schwiegerin Haus, da fand ich sie krank, und vom Rädeln, Zwicken mit Pistolschrauben so übel zugerichtet, daß sie mir kaum Rede geben konnte. Sie gab sich darein, sie müßte auch sterben. Drum befahl sie, ich solle mein Weib und Kinder, welche der Feind mitgenommen, suchen lassen. Es waren aber die Kinder, (du Michel 1½, und deine älteste Schwester 5 Jahr alt). Gern hätte ich zu Heldburg etwas gegessen, es war aber weder zu essen noch zu trinken da. Laufe deswegen hungrig und erschrocken auf Poppenhausen zu, dort nicht allein mich zu erquicken, sondern auch Boten zu schaffen, die mein Weib und Kinder suchten und aus-

lösten. Aber da erfahre ich, daß auch Poppenhäuser Kinder wären mit weggenommen worden, und dazu der Marsch auf viele Straßen gegangen wäre, dazu ein Bote Leibes und Lebens unsicher wäre. Unterdessen bereiten meine Pfarrkinder zu Poppenhausen eine Kuh, welche den Kriegsleuten entlaufen, diese erwartete ich mit hungrigem Magen. Da aßen wir Fleisch genug ohne Salz und Brot. Ueber der Mahlzeit kam mir Post, mein Weib wäre gekommen, welches auch wahr, und also zugegangen war. Sie war von etlichen Musketieren mit sammt ihren zwei Kindern mitgenommen worden bis Altenhausen, dort war sie aus Furcht der Ehre mit zwei Kindern über die Brücke ins Wasser gesprungen. Da war sie nun von den Soldaten selbst wieder herausgezogen worden, und mit ins Dorf gebracht worden, wo sie in der Küche die Abendmahlzeit zuschicken helfen mußte. Unterdeß kommt ein Haufe anderer Soldaten, die höher und mehr waren, und trieben diese aus dem Quartier. Da bekommt mein Weib Gelegenheit zu entlaufen. Drehet sich aus, und läßt die 2 Kinder im Haus unter den Soldaten. Eine arme Bettelfrau führet sie durch heimliche Winkel aus dem Dorf, und bringt sie ins Holz, in eine alte Spelunke, darin sie die Nacht und den andern Tag bis gegen Abend verbleibt. Diesen Tag brach das Volk aus allen Quartieren auf, also macht sich meine Frau auf, und kam gesund und in Ehren zu mir, daß wir alle froh waren und Gott dankten. —

Wie es aber zu Heldburg mit Mord, Brand etc. hergegangen, will ich auch melden. Die Stadt Heldburg hatte Defensioner und Ausschuß und es war decretirt, wenn Truppen vom Feind ankämen, die Stadt zu defendiren. Denn man hoffte immer, Herzog Bernhards Völker sollten nicht weit sein, und das Land entsetzen. Da es nun am h. Michaelistage 32 anging, wichen unsere reichsten Bürger und Rathsherrn aus mit Wagen und Pferden. Mein H. Schwäher aber war gesetzt zum Pulverthurm, daß er täglich der Wache Lunten, Kugeln und Pulver mußte austheilen, daher ihm nicht geziemen wollte, die Stadt, wie andere thaten, zu deseriren. Darüber er nicht allein in seinem Haus von einem Reuter gestochen ward, sondern sich also verblutet, daß er gar matt wurde. Als nun die Stadt angezündet ward, eilet er mit vielen andern Bürgern und Bürgersleuten aus der Stadt, und kommt mit meinem Weib und zwei Kindern in der Nacht nach Poppenhausen, mein Weib richtet ihm ein recht Krankenbettlein zu. Denn es war von Edelleuten und Voigten mein Pfarrhaus mit allerlei Hausgeräth geflöhnet.*) Und obgleich Mauser darin gewesen, war doch noch genug da. Des Tags kommt eine ganzer Haufe Reiter ins Pfarrhaus, examiniren die Meinigen, lassen sie aber passiren, weil da ein Beschädigter lag, bestellen die Nachtmahlzeit, ziehen fort aufs Beuten,

*) Flöhnen, flüchten, dann das Geflüchtete unterbringen.

kommen gegen Abend und bringen Raub allerlei. Da muß man sieden und braten, helfen auch die benachbarten Weiberlein weidlich dazu. Da die Reiter aber aufbrechen, rathen sie meinem Schwiegervater, er solle nicht wohl trauen, dieser Lärm werde noch 8 Tage dauern, und weil die Straße daher ginge, möchte er und seine Tochter Gewalt erfahren, drum sollte er, weil die nächsten Dörfer papistisch wären, sich in ein anderes Dorf machen. Das thut mein Schwiegervater und geht bei Nacht und Nebel gen Gleichmuthausen, Sicherheit zu haben; aber die gottlosen Nachbarn bringen ein Geschrei aus, daß die Reiter die lutherischen Leute wollten verbrennen und erschlagen. Sie thatens aber zu ihrem Vortheil, denn die Papisten liefen mit den Reitern in unsere Dörfer und Häuser, stahlen ja so sehr als andere. Da wollte mein Schwiegervater auch dort nicht länger verbleiben, ging mit den Seinigen ins Einöder Holz und blieb da Tag und Nacht. Macht sich darnach hervor, daß er auf die Heldburger Straße gegen Einöd sehen konnte; als er nun eines Tags niemand sonderlichs auf der Straße weder fahren noch reiten sah, und auch das kleine Glöcklein, so man pflegt zu läuten, wenn man Kinder tauft, hörte, gedachte er, es wäre so, schleicht der Stadt näher zu, und sieht den ganzen Weg nichts Hinderliches. Sobald er aber in die Stadt kommt, wird ihm nachgelauscht, wo er einkehre. Da kommt ein ganzer Hauf Drossen und führen ihn und mein Weib und Schwiegerin in Herrn Göckels Haus. Ach, da war ein Banquettiren und Gesaufe! Als er nun angestrengt wird, Geld zu geben, und allerlei vorwendet, haben sie ihm mit Talglichtern seine Augen, Bart und Maul scheußlich geschmieret und versenget, mein Weib aber unverschämt in der Stube vor jedermann wollen nothzüchtigen, welche aber so sehr schrie, daß ihre Mutter mit Gewalt in die Stube sprang, und sie durch die Stubenthür, welche zwar zu, aber das untere Feld, das mit Leisten künstlich eingemacht und zerbrochen war, herausschlüpft. Da hat sich der Koch über sie erbarmt und sie aus dem Haus geführt; und als ihm mein Weib etliche Ducaten (welche sie 8 Tage lang vorn im Ueberschlag an ihrem Ermel erhalten), gegeben, hat er meinen Schwäher, (aber übel zugerichtet) ihr zugestellt. Also sind sie mehr todt als lebendig aus der Stadt gegangen, und weil er der Mattigkeit halber nicht weiter kommen mögen, ins Siechhaus. Da hielten sich auf nicht allein die armen siechen Leute, sondern auch viele ehrbare Bürger und Weiber, in Hoffnung an diesem Ort sicherer zu sein. Aber weit gefehlt. Obgleich mein Schwäher dem Tod nahe auf ein Bett gelegt worden, und jedermann sah, wie blutig und übel er zugerichtet war, dennoch ist er hin und her geschleppt, und ohne Zweifel von losen Leuten verrathen worden, daß er ein Reicher wäre. Meine Schwieger hat man gerädelt, mein Weib und Kinder in die Stadt gefangen geführt, sie hat den Soldaten Hemden machen sollen. Als sie nun auf dem Kirchhof sitzet, und ihr

einer ein Stück Leinwand bringet, solls zerschneiden, spricht er zu seinem Kameraden: Gehe hin, mache den Bauer, (meinen Schwäher meinend) vollends todt. Dieser geht hin, kommt bald wieder und hat in seinen Armen meines Schwähers Hosen und Wamms, und spricht zu meiner Frau: „dein Vater ist fertig". O Grausamkeit! — Als die Mauser genug aus der Kirche gemauset hatten an Kleidern, und weißem Zeug, zogen sie aus der Stadt, und mußte mein Weib mit ihnen, es wäre ihr lieb oder leid. —

Nicht lange darnach bekamen sie vor Leipzig und Lützen ihren Lohn dafür, wie an andern Orten zu lesen. Nach diesem zog man allenthalben wieder nach Haus, und fanden sich die Leute wieder. Aber das Schaf- und Rindvieh war alles weg. Ich erhielt mehr nicht als 3 Kälber von 8 Stück, ohne die 48 Schafe, die mit der ganzen Herde wegkamen.

Im 1633ten Jahre starb und ward begraben Herzog Johann Casimir eben an dem Tage, da dem Gustav, König in Schweden in diesem Land seine Leichenpredigt gethan ward. War solche Zeit ein sehr großes Rauben und Plündern, auch von Herzog Bernhards Völkern, deren 9 Regimenter im Itzgrund lagen, damit man in Sicherheit den fürstlichen Leichnam begraben konnte.

Anno 34 war es noch viel ärger; und man merkte wohl, daß in kurzem alles über und untergehen würde. Darum that ich aus dem Weg, was ich konnte, gen Stelzen, zum Pfarrer, meine Betten, 2 Kühe und Kleider u. s. w., aber es ging im Herbst, nachdem Lamboy sich eingelagert, alles an allen Orten darauf, und kostete mich das Winterquartier in 35 Wochen mehr als 500 fl., wie ichs dem Hauptmann Krebs liquidiren mußte. Hatte in meinem Hause 11 Personen, ohne Troß und Mägde. Es ist nicht zu beschreiben, was ich, mein Weib und Kinder die Zeit über habe leiden und ausstehen müssen. Konnte endlich nicht länger vor ihnen sicher sein, machte mich krank aus dem Staube, kam nach Mitwitz und Mupperg, da ich ja so wenig Ruhe hatte, als zu Heldburg. Sonderlich quälete mich meine Stiefmutter, (sie ist vom Donner erschlagen worden,) sie konnte mich nicht sehen in meinem Exil bei meinem alten Vater. Mußte mich nach Neustadt machen zu Herrn Rector M. Val. Hoffmann, jetzigem Superintendent. Aber ich war nicht allein sehr arm, sondern auch täglich kränker, deswegen ich nur gedachte, wie ich wider gen Poppenhausen oder Heldburg käme, und da stürbe. Denn ich war meines Lebens ganz müde. Wunderlich kam ich in Finsterniß und Nacht durch die Wege und Dörfer, da es noch allenthalben unsicher war, und endlich nach Poppenhausen. Da waren meine armen Pfarrkinder und Schulmeister ja so froh, als wenn unser Herrgott gekommen wäre. Es war aber solch große Mattigkeit und Mangel, daß wir den todten Leuten ähnlicher sahen, als den lebendigen. Viele lagen schon aus Hunger darnieder, und mußten gleichwol alle Tage etliche Male Fersen-

geld geben, und uns verstecken. Und obgleich wir unsre Linsen, Wicken und arme Speise in die Gräber und alten Särge, ja, unter die Todtenköpfe versteckten, wurde es uns doch alles genommen. — —

Damals mußten die noch lebendigen Leute von Haus und Hof gehen oder Hungers sterben. Wie denn zu Poppenhausen die meisten begraben wurden. Es blieben etwa noch 8 oder 9 Seelen, die anno 36 vollends darauf gingen oder entwichen. Dieselbe Gelegenheit hatte es auch mit Lindenau, welche Pfarre mir 1636 vicariatsweise vom fürstlichen Consistorium anbefohlen war. Ich konnte keine Einkünfte genießen. Aepfel, Birnen, Kraut und Rüben war meine Besoldung. So bin ich von a. 36 bis 41 auch der Lindenauer Pfarr gewesen. Ich ließ zwar die Pfarre zurichten, konnte aber wegen Unsicherheit und Plackerei nicht beständig drunten wohnen und verrichtete die Labores von Heldburg aus. Mein Zeugniß von den Lindenauern ist noch vorhanden, worin sie bekennen, daß ich in 5 Jahren nicht 10 fl. an Geld bekommen habe, sie haben mir aber seither den Rest mit Holz und Aepfeln richtig gemacht. —

Als a. 40 zwischen Ostern und Pfingsten die kaiserlichen und die schwedischen Armeen zu Saalfeld ein Feldlager schlugen, wurde Franken und Thüringen nah und fern verderbet. Am Sonntag Exaudi früh 4 Uhr fielen kaiserliche starke Parteien zu Heldburg ein, als die meisten Bürger noch in den Betten ruhten. Meine ganze Gasse oben rein und hinten mein Hof ward in Eile voll Pferde und Reiter, nicht anders als wenn ihnen mit Fleiß mein Haus wäre gezeigt worden. Da wurde ich und mein Weib wol 5 Mal in einer Stunde gefangen, wenn ich von einem los kam, nahm mich ein anderer. Da führt' ich sie halt in Kammer und Keller, möchten selber suchen, was ihnen dienen möchte. Endlich verließen sie mich zwar alle und ließen mich allein im Haus, doch war das Schrecken, Furcht und Angst so groß, daß ich an meine Baarschaft nicht gedachte, welche ich zehn mal hätte können retten, wenn ich getraut hätte damit fortzukommen. Aber es waren alle Häuser und Gassen voll Reiter, und hätte geschehen können, daß, wenn ich meinen Mammon zu mir gefaßet, ichs einem zugetragen hätte. Aber ich dachte vor Angst an kein Geld. Es ließen sich Männer und Weiber durch die Gil de Hasischen Reiter, so bei uns im Quartier lagen, hinausconvoyiren. Da kam ich wieder zu Weib und Kindern, wir begaben uns ins nächste Holz, gegen Hellingen, da blieb Alt und Jung, Geistliche und Weltliche Tag und Nacht. Der meisten Leute Speise waren schwarze Wachholderbeeren. Nun wagten es etliche Bürger, gingen in die Stadt, kamen und brachten essende Waare und sonst, was ihnen lieb gewesen. Ich dachte, ach! wenn du auch könntest in dein Haus kommen, und die baaren Pfennige ertappen, und damit dich und deine Kinder könntest fortbringen. Ich wagts

und schlich hinein, gehe durchs Spittel- aufs Mühlthor zu, welches mit Pallisaden vermacht war. Da hatte inwendig ein und der andere auf der Lausche gestanden, die mich Unwissenden erhaschten, wie eine Katze eine Maus. Da ward ich mit neuen Stricken gebunden, daß ich mich weder mit Gehen, noch Greifen behelfen konnte, sollte entweder Geld geben oder reiche Leute verrathen. Mußte den Dieben für ihre Pferde im Herrnhof Futter schwingen, den Pferden zu trinken vorhalten und andere lose Arbeit thun. Da ich mich nun etwas frei zu sein däuchte, laufe ich davon, aber unwissend, daß vor dem Hofthor ein ganzer Haufe Soldaten stand, lief ich ihnen also in die Arme. Welche mich mit Degen und Bandeliren sehr wohl abschlugen, mich besser mit Stricken verwahrten, und von Haus zu Haus führten, und sollte ihnen sagen, wem dies oder jenes Haus wäre. Also ward ich auch in mein Haus geführt, da sehe ich in der Hausflur den kupfernen Schöpftopf liegen, in welchem meine Baarschaft, 300 Thlr., gewesen, und dachte, hättest du das gewußt, daß die Vögel und Füchse weg wären, so wärest du draußen geblieben. Weil ich nun niemand verrathen wollte, setzte mir einer meine eigene Kappe, die in meinem Hause auf der Erde lag, auf, und hieb mir mit einem Hirschfänger auf den Kopf, daß das Blut bei den Ohren herein lief, und war kein Loch durch die Haube, denn sie war von Filz. Noch mehr: eben dieser setzte mir aus Muthwillen den Hirschfänger auf den Bauch, wollte probiren, ob ich fest wäre, drücket ziemlich hart auf, dennoch wollte Gott nicht, daß er mir weiter Blut abgewinnen sollte. Zweimal in einer Stunde, nämlich in der Schneiderin Wittich Hof auf dem Mist, zum andern Mal in des Wildmeisters Stadel haben sie mir den Schwedischen Trunk, mit Mistjauche gegeben, dadurch meine Zähne fast alle wackelnd geworden. Denn ich wehrte mich, als man mir einen großen Stecken in den Mund steckte, so gut ich Gefangener konnte. Endlich führten sie mich mit Stricken fort, und sagten, sie wollten mich aufhängen, brachten mich zum Mühlthor hinaus auf die Brücke; da nahm einer von ihnen den Strick, womit beide Füße zusammengezogen waren, der andere den Strick am linken Arm, stießen mich ins Wasser, und hielten die Stricke, womit sie mich regierten, auf und nieder zogen. Und weil ich nun mich fehmete und Steurung suchte, erhaschte ich die Rechenstecken, welche aber auf mich zuwichen, und konnte daran keinen Anhalt finden, nur daß durch Gottes Schickung mir ein Loch gemacht wurde, daß ich konnte unter die Brücke schlüpfen. So oft ich mich wollte anhalten, schlugen sie mich mit gedachten Rechenstecken, daß dieselben entzwei-sprangen, wie ein Schulbakel. Als sie sich nun nicht allein müde gehardelt hatten, sondern auch dachten, ich hätte meinen Rest, ich würde im Wasser ersaufen, lassen sie beide Stricke fahren, da wischte ich unter die Brücke, wie ein Frosch, konnte mir keiner beikommen. Da suche ich im Hosensack und finde ein Messerlein, so sich

zusammenlegen ließ, welches sie nicht hatten haben wollen, ob sie mich schon oft durchsucht. Damit schnitt ich die Stricke an beiden Füßen los, und sprang hinunter Stockwerk hoch, wo die Mühlräder liegen. Es ging mir das Wasser über den halben Leib, da warfen die Schelme Stöcke, Ziegelsteine und Prügel hinter mir her, um mir den Rest vollends zu geben. Ich war auch willens mich ganz hinaus zu arbeiten, gegen des Müllers hintere Thür, konnte aber nicht, entweder, weil die Kleider voll Wassers mich zurück dehneten, oder vielmehr weil Gott solches nicht haben wollte, daß ich da sterben sollte. Denn wie ein trunkener Mann hin und her taumelt, also auch ich, und komme auf die andere Seite gegen den hintern Brauhof. Da sie nun merkten, ich würde im Zwinger aussteigen, laufen sie alle in die Stadt, und nehmen mehr Gesellen zu sich, passen unten bei den Gerbhäusern auf, ob ich ihnen kommen würde. Aber als ich dieses merkte, daß ich jetzo alleine war, blieb ich im Wasser liegen und steckte meinen Kopf unter einen dicken Weidenbusch, und ruhete im Wasser 4 oder 5 Stunden, bis es Nacht wurde, und vorher in der Stadt stille wurde; dann kroch ich heraus halb todt, konnte der Schläge wegen fast keinen Athem holen. Ging hinab bis an die Gerbhäuser, wurde da gewahr, daß es noch nicht sicher; daß einer dort Gras mähete, einer Gerberskessel ausriß, und wäre schier auf diesen gekommen. Mußte also da stecken bis in die Nacht. Ging dann über die Brunnenröhren, den Wasserfluß immer hinab und kletterte über einen Weidenstamm, daß ich die andere Seite gegen Poppenhausen innen bekam. Als ich an den Poppenhäuser oder Einöder Weg kam, lags da und dort voll Weißzeug, welches die Soldaten weggeworfen oder verloren hatten. Ich konnte mich nicht bücken etwas aufzuheben, kam endlich nach Poppenhausen, und fand niemand einheimisch, denn Claus Hön, dessen Frau eine Sechswöchnerin war, der mußte mir die Kleider vom Leib schneiden, denn ich war verschwollen, legte die nassen Kleider ab, damit sie trocken wurden. Mußte mir auch ein Hemd leihen, da besah er mir das Fell, welches ganz bunt von Schlägen, ward endlich mein Rücken und Arme schwarz vom Geblüte. Den andern Tag gebot mir das schöne Pfarrkind aus, denn er fürchtete sich, man möchte mir nachstehen und er meinetwegen in Unglück kommen. Also zog ich die nassen Kleider mit seiner Hilfe an, und ging fein sachte auf Lindenau zu, immer durch die dickſten Büsche, und hielt mich jenseit in den Lindenauer Gärten, von denen ich das Dorf sehen konnte. Wurde endlich gewahr, daß etliche Leutlein in ein Haus gingen, ging darauf zu, man wollte mich aber nicht einlassen, denn die Furcht war zu groß. Endlich, da sie durch das Fenster sahen, daß ihr Pfarrer kam, kam ich ein, und blieb etliche Tage bei ihnen. Denn sie hatten einen im Quartier, der ein Lindenauer Kind war, der half ein wenig. Ich aber hatte da ein neues Unglück Als der im Quartier Liegende mit den Lindenauern nach Schloß Einöd ging, da abzuholen,

was sie noch von ihrer Habe fanden, hielt unter der Zeit der Schultheiß, und Schmidt und ich auf den Thurm Wache, wir versahen alle drei den Dienst, es kommen etliche Reiter in das Dorf, sehen uns auf dem Thurm, gehen stracks auf den Thurm, und finden uns da beisammen. Als wir nun aus dem ungestümen Auftreten und Sprache merkten, daß es Reiter wären, lernte ich leider steigen, so übel mir war, kletterte auf den Glockenstuhl hinauf, und legte mich wie ein Kätzchen hinter das Uhrhaus; aber es stieg gleichwol ein Dieb hinan und fand mich. Meine Pfarrkinder sagten, ich wäre ihr Schulmeister, baten für mich, ich wäre schon von den Soldaten übel geschlagen worden. Es half mir aber nichts. Dieser Schulmeister mußte immer mit herabsteigen, und ging der Schultheiß voran, darnach ein Reiter, ferner der Schmidt, darnach ein Reiter, endlich folgte ich tardo pede. Als sie nun zum Kirchthor alle hinaus waren, blieb ich drinnen, und riegelte das Thürlein zu, und lief zum andern Thor hinaus und verkroch mich in einer Rübengrube. Hilf Gott! wie wehe geschah mir, daß ich niederbücken und so auf allen Vieren eine Stunde liegen mußte. Also kam ich davon. Meine schönen Mitwächter mußten mit in eine Mühle und Säcke mit Mehl auffassen. — Freitag vor Pfingsten kam ich mit vielen Bürgern nach Koburg am Sonntag Exaudi. Es hatte mir ein Dieb meine Schuhe ausgezogen, und mir alte böse dafür gegeben, die ich fast acht Tage trug, es waren beide Sohlen herausgefallen. Wenn es nun bei Tage Ausreißens galt, dreheten sich die Schuhe ringsum, und stand oft das vorderste zu hinterst. Mußte mich oft lassen auslachen. Also kam ich nach Koburg. Nun war mein Martyrium schon vor etlichen Tagen nach Koburg gekommen, auch die Sage, ich wäre todt gemacht. Als ich nun selber kam, verwunderten sich Bürger und alte Bekannte. Dr. Kesler, Generalsuperintendent, item Consul Körner luden mich die Pfingstfeiertage etliche Mal zu Gast, und thaten mir, Weib und Kindern, die Koburger vier Wochen lang viel Gutes, wie ich solches in einem Druck am Johannistag gerühmet. — Ach welch ein Jammer und Noth ward da gesehen und gehöret, da alle umliegende kleine Städtlein: Eisfeld, Heldburg, Neustadt, sammt den Dorfschaften sich in der Stadt elendiglich behelfen mußten. Da war heischen und betteln keine Schande. Doch wollte ich meinen guten Wirth H. Hoffmann, Apotheker, nicht gar zu sehr beschweren. Ging mit dem Pfarrer zu Walburg, Eisentraut, victum quaerendi gratia drei Wochen in die Welt, gen Culmbach, Bareuth, Hirschheid, Altorf, Nürnberg und wieder gen Koburg. Da ich nun fand, daß mein Weib und Kinder wieder zu Poppenhausen eingezogen waren, und aufs Neue Gil de Hasische Reiter hatten, zog ich heim, und war weder zu schleißen noch zu beißen um sie. Was mir Gott auf der Reise beschereet, mußte ich aufs Rathhaus tragen und den Soldaten geben, und waren die Kinder schier vor Hunger verdorben. Denn sie hatten die Zeit über nicht

Kleie genug kaufen können zu Brot. Mein Superintendent H. Grams starb wegen schwedischen Trunks auf dem Schloß etwa vier oder fünf Wochen nach diesem Tumult.

Weil nun die Exactiones und Pressuren immer fort gingen, ich keine Besoldung haben konnte, und doch neben meiner Pfarre auch die Pfarre zu Heldburg mußte helfen versehen, ging ich cum testimonio & consilio Dr. Keslers und mit Recommandationschreiben gen Eisenach zu Herzog Albert, und trug Unterschiedlichen im Consistorio meine Armuth vor. Bekam Vergünstigung und andere Recommandation an Ihro Fürstl. Gnaden beide Herren Brüder, ob ich in Dero Landen könnte befördert werden. Also kam ich von Eisenach nach Gotha, eben als unser Gn. Fürst und Herr Herzog Ernst das Kaufhaus zur Residenz machen ließ. Denn ich habe die Huldigung zu Gotha mit angesehen. Das Fürstl. Consistorium ließ mir bald die Pfarre Notleben vorschlagen. Weil aber die Notleber mit ihrem alten Pfarrer disceptirten, und vier Wochen Aufschub hatten, ihren Krieg auszuführen, suadirte H. Dr. Glaß, ich sollte interim mit meiner Recommandation nach Weimar gehen und für meine arme Hausgenossen etwas colligiren. Mein Vagiren aber währete bis anno 1641. Ich kam Dienstags d. 18. Jan. wieder nach Gotha, und stand die Pfarre für mich noch offen, welche ich in höchster Unterthänigkeit und Dankbarkeit angenommen, und ex Matth. 20 vom Weinberg die Probepredigt gethan habe. Ich habe aber zu Notleben nicht allein unsicher gelebt, da man täglich auf die Flucht handeln mußte, sondern auch Streitigkeiten mit den Bauern gehabt, die in Kirchen- und Schulsachen das Maul immer nach Erfurt hingen, und alle Fürstl. Ordnungen wegen des Catechismi bei ihnen odios waren. Ich Pfarrer mußte das bei dem Rath und Bauern entgelten, und weil alle Besoldung in der Länderei stak, dazu ich weder Hofmeister noch andere Mittel haben konnte, daß ich zurecht gekommen wäre, suchte ich unterthänig an um eine Translocation. Und hat unser Gn. Fürst und Herr, sobald er nach der Erbtheilung die Pfarre Crock, und dies Dorf (Heubach) betrachtet, mich zum Pfarrer hierher vorgeschlagen, welches ich länger, als ein Jahr zuvor erfuhr. Habe also anno 47. diese Versetzung unterthänig angenommen, und am Sonntage Judica meine Probepredigt gethan, in Gegenwart der H. Commissarien und Eingepfarrten. Die Vocation bekam ich des andern Tages, und bin also im Namen Gottes herausgezogen mit Weib und Kind. Und dies wäre mein vierter Kirchendienst, wo ich für meine Person begehre zu sterben, so es Gottes Wille wäre, aber mein Weib sehnet sich weg, wegen großen beschwerlichen Mangels an Dienstboten, an einen bessern und ebenern Ort. Ich stells Gott und der Obrigkeit heim."

So weit reicht, was von der Biographie Bötzingers erhalten ist. — In Heubach endlich erlebte er den Frieden, und verwaltete dort noch 26 Jahre

sein Amt. Er starb 1673, 74 Jahr alt, nachdem er 47 Jahr ein Leben geführt hatte, dem man das Prädicat „friedlich" nicht geben kann. Heubach war eine neue Pfarre, welche Herzog Ernst der Fromme von Gotha eingerichtet hatte, Bötzinger der erste Pfarrer. Er mußte in dem fürstlichen Jagdhause wohnen, welches Herzog Casimir am Walde sich für die Zeit der Auerhahnsbalz gebauet hatte. In dem Forsthaus nebenan hauste ein trotziger Förster, die Gegend war wild, wenig bewohnt und das Volk durch den Krieg und gesetzloses Waldleben roh. Es scheint, daß der neue Pfarrer den Waldmenschen nicht besonders willkommen war; besonders der Förster wurde sein heftiger Gegner, und verstohlen klagt der Pfarrer in lateinischen Distichen, die er in das Kirchenbuch schrieb, seinem Nachfolger das bittere Leid, welches ihm dieser Diener des Waldes zufüge. Er warnt den zukünftigen Pastor brüderlich vor der Schlechtigkeit des Mannes und vor dessen böser Frau. Aber trotz dieser Händel läßt sich schließen, daß der vielgeplagte Dulder nicht ganz unglücklich gewesen ist, eine harmlose Selbstbeschaulichkeit ist auch aus seinen lateinischen Versen zu erkennen. Als er endlich starb, wurden, wie damals Sitte war, von ansehnlichen Amtsbrüdern rühmende Verse auf ihn gemacht, von denen uns lateinische und deutsche erhalten sind. Sogar Herr Andreas Bachmann, Hofprediger zu Gotha, ein vornehmer Mann, gönnte „seinem lieben, alten, nunmehr seligen Amtsbruder" die Krone der Ehre, welche folgendermaßen anfängt und hier schließen soll:

„Martinus Bötzinger, ein treuer Gottesknecht,
Im Pfarramt lange Zeit, wie Hiob schlecht und recht,
Doch nimmer ohne Kreuz, ein wohlgeplagter Mann,
Wie seines Lebens Lauf des Weitern zeugen kann." —

Der deutsche Dualismus.

Gothaisches geschichtliches Jahrbuch 1856. Der europäischen Chronik neue Folge. Im Verein mit mehreren Publicisten herausgegeben von Dr. Aurelio Buddeus. Mit 82 politischen Aktenstücken. — Gotha, Scheube. —

Unser Jahrhundert. Gallerie politischer und literarischer Persönlichkeiten, Biographien und Charakteristiken. 1. Bd. Stein, Fichte, Bruck. — Gotha, Scheube. —

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. — Zweiter Band 1. und 2. Abth. — Leipzig und Heidelberg, Winter.

Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutscher Geschichte, von Prof. Kutzen. In zwei Abtheilungen: der Tag von Kollin; der Tag von Leuthen. — Breslau, Hirt.

Die Schlacht bei Leuthen. Eine Jubelschrift von Dr. Adolph Müller. — Berlin, Fr. Schulze. —

Wenn die Reaction fortwährend darüber klagt, daß sich der Liberalismus die deutsche Entwickelung ganz nach dem Maßstab englischer und französischer Verfassungsformen vorstellt und die Abweichung der deutschen Zustände außer Acht läßt, so ist dieser Vorwurf nicht ungegründet, aber die Schuld trifft hauptsächlich die deutschen Regierungen von 1815—48. Blättert man z. B. in der preußischen Staatszeitung bis 1847, so erstaunt man über das Geschick, mit welchem die parlamentarischen Verhandlungen von London und Paris, in zweiter Linie auch die von Madrid, Brüssel u. s. w. behandelt sind, während sich über Deutschland, einzelne dürftige Hofnotizen, Todesfälle u. s. w. abgerechnet, kein Wort darin vorfindet. Jene Debatten waren nicht in dem Sinn einer bestimmten Partei, etwa im Sinn des preußischen Absolutismus redigirt, sondern ganz objectiv; man konnte sich aus ihnen viel vollständiger über die Ansichten und Grundsätze der leitenden Persönlichkeiten in jenen Ländern unterrichten, als aus irgend einer französischen Zeitung. Die natürliche Folge war, daß sich das gesammte Publicum im hohen Grade für Guizot, Thiers, Odilon Barrot, für Peel, Russel, Palmerston interessirte, während es von den Staatsmännern, auf welche bei Preußens Zukunft zu rechnen war, nicht einmal die Namen wußte. Zwar brachten die liberalen Blätter Süddeutschlands einige Notizen von den Kammerverhandlungen der kleinen deutschen Staaten, aber diese beschränkten sich entweder auf Localfragen, für die man anderwärts kein Verständniß erwarten durfte, oder sie waren nur ein schwacher Abklatsch von dem großen Schauspiel, welches in London und Paris aufgeführt wurde. Die politische Beschäftigung muß entweder von einem bestimmten realen Interesse ausgehn, oder sie muß die Phantasie anregen, und für das Letztere sorgten die Leiter in England und Frankreich und ihre Verbündete, die preußische Staatszeitung, in hinreichendem Maß. Als nun bei dem Antritt des jetzt regierenden Königs der Presse eine freiere Bewegung verstattet wurde, als die altehrwürdigen Institute Berlins die Budenfrage an der Schloßfreiheit und Probleme von ähnlicher Tragweite behandelten, ließen sich die Provinzialblätter, welche nun die Führung der Opposition übernahmen, die Lehren der Staatszeitung wohl gesagt sein: sie behandelten die deutschen Zustände nach den Gesichtspunkten der französischen Parlamentsredner. Es machte zuweilen einen ganz wunderlichen Eindruck, wenn Stichwörter, die für Deutschland gar keinen Sinn hatten, und abstracte Bezeichnungen, denen die entsprechenden

Thatsachen fehlten, ohne Weiteres der neuen Politik zu Grunde gelegt wurden. Als man in Berlin einen Localverein zur Hebung der nothleidenden Classen gründete, schien das Exercitium in den parlamentarischen Formen der Hauptzweck zu sein: auch hier hatte man eine äußerste Rechte und äußerste Linke, ein rechtes und linkes Centrum und einen Tiers-Parti; es regnete von Amendements, Interpellationen, Präsidentenwahlen u. d. g., und man konnte schon damals wahrnehmen, daß es uns erforderlichen Falls an „ehrenwerthen" Rednern nicht fehlen würde. Nun kam die große Ueberraschung des vereinigten Landtags, dessen Verhandlungen die Staatszeitung neben den englischen und französischen ausführlich mittheilte. Es hätte sich daraus eine sehr gedeihliche Entwicklung der politischen Gewohnheiten herleiten lassen, wenn nicht die Regierung geflissentlich das Ansehn dieser höchst loyalen Versammlung, die sie doch selber ins Leben gerufen, untergraben hätte. Wenn man auch rechts und links an die fleißige Lectüre der preußischen Staatszeitung d. h. der französischen Redensarten erinnert wurde, so waren die Mitglieder dieser Versammlung doch durchweg Männer, die innerhalb des Staats ein bestimmtes Interesse zu vertreten hatten, und jeder in seinem Kreise vollständig wußten, um was es sich handelte. Richtete das Publicum zunächst, wie es sich von selbst versteht, seine Aufmerksamkeit auf die sogenannten allgemeinen Fragen, so hätte es sich mit der Zeit daran gewöhnt, auch die Wichtigkeit der Specialitäten zu begreifen, der landwirthschaftlichen, gewerblichen Verhältnisse u. s. w. Die Unruhen von 1848 leiteten die öffentliche Meinung wieder in die entgegengesetzte Richtung, und die abstracte Politik, das einseitige Parteiinteresse dominirte für mehre Jahre die öffentlichen Verhandlungen. Wenn sich jetzt in dieser Beziehung eine gründliche Reaction wahrnehmbar macht, so verdankt man das zum Theil dem so viel geschmähten Materialismus. Die Noth hat die Menschen dahin gebracht, sich um den concreten Inhalt der Zustände zu kümmern, und ohne deshalb die Formfragen bei Seite zu setzen, die Politik wieder auf ihre eigentliche Basis zu beziehen, auf die Volkswirthschaft, das Recht u. s. w. Wenn daher die Kammerverhandlungen und die Zeitungen gegenwärtig einen viel weniger brillanten Eindruck machen als 1848, ja als 1842 und 1843, so ist das nur ein scheinbarer Rückschritt. Denn früher handelte es sich nur um allgemeine Wünsche, und die Parteien schienen sich einander zuzurufen: fürchte dich, damit ich mich nicht fürchte! jetzt dagegen kämpft Einsicht gegen Einsicht, und die Büreaukratie, die früher den Liberalismus als eine jugendliche Schwärmerei bemitleidete, hat jetzt alle Kräfte aufzubieten, um in den materiellen Fragen den vollwichtigen Gründen der Presse und der parlamentarischen Opposition zu begegnen. Durch diese gründlichere Einsicht in die heimischen Zustände lernt man auch das Ausland richtiger würdigen, und während früher die Leser der Staatszeitung nur die Außenseite des Parlamentarismus

gewahr wurden, bemüht sich jetzt jedes der neuen Blätter, seinen Leser hinter die Coulissen einzuführen.

Bei der flüchtigen Lectüre der Zeitungen bemerkt man häufig nicht, mit was für ernsthaften Fragen man sich beschäftigt hat; zudem wird der Zusammenhang oft unterbrochen, und die Erinnerung reicht nicht aus, alles das zu ergänzen, was die Zeitung doch nicht beständig wiederholen kann. Eine Sammlung, wie die europäische Chronik, d. h. eine verständig geordnete und durch spätere Erfahrung berichtigte Wiederholung des politischen Materials ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Der Plan des Verfassers ist durchweg zu billigen. er gibt die Thatsachen in der Umständlichkeit, die nothwendig ist, um ein wirkliches Interesse zu erregen, druckt die hauptsächlichen Actenstücke vollständig ab, und stellt zur Bequemlichkeit des Lesers die erläuternden Notizen, die man sonst mühsam aus statistischen und andern Handbüchern aufsuchen mußte, an der Spitze jedes Capitels zusammen. Wenn er sich in seinen Gesinnungen zu der Partei hält, welche auch in unsern Blättern vertreten wird, so bemüht er sich doch, jede Parteirücksicht zu entfernen, und nur die Thatsachen reden zu lassen; ja er geht in seiner Objectivität in einer Beziehung zu weit. Er theilt nämlich bei allen bedeutenden Ereignissen, auch wenn später durch urkundliche Mittheilungen die Sache völlig aufgeklärt ist, die früheren Ansichten und Conjecturen der verschiedenen Zeitungen mit, weil sie nach seiner Ansicht als Stimmen der Zeit Beachtung verdienen. Wir glauben, daß er diese Sorgfalt übertreibt. Die Zeitung ist verpflichtet, täglich ihren Lesern mitzutheilen, was sie selber weiß, aber nur in außergewöhnlichen Fällen wird es von Interesse sein, zu erfahren, in wie weit sie darin geirrt oder das Richtige getroffen hat. In den Fortsetzungen des Jahrbuchs wird der Verfasser durch ein beschränkteres Eingehn auf diese Ephemeren hoffentlich einen größeren Raum gewinnen.

Wenn man den Inhalt dieser Chronik erwägt, so tritt wol für jeden Unbefangenen die Ueberzeugung hervor, daß für die nächste Zeit an eine größere Action nicht zu denken ist. Die gewaltigsten Mächte Europas haben in der orientalischen Frage ihre Kräfte aneinander gemessen, ohne zu einem erheblichen Resultat zu gelangen; jede ist wachsam auf die andere, und wenn die Diplomaten geschäftig sind, neue Combinationen und Bündnisse zu Stande zu bringen, so läßt sich doch ohne große Prophetengabe annehmen, daß diese im Augenblicke, wo es zur Action kommen soll, an dem stillschweigenden Widerstand aller übrigen Staaten scheitern werden. Aber diese politische Muße ist grade die rechte Zeit, die Gesinnung der Menge für eine zukünftige Entwickelung zu bearbeiten. Bei dem factischen Dualismus, der in Deutschland herrscht, liegt die Kernfrage aller allgemeinen Politik darin, ob der Schwerpunkt der Entwickelung nach Oestreich oder nach Preußen fällt.

Wir haben seit Jahren die letztere Ansicht vertreten, wundern uns aber nicht, wenn bei dem unverkennbaren Aufschwung Oestreichs und der geschickten Taktik seiner Regierung auch die entgegengesetzte im Publicum Raum gewinnt. Es läßt sich von dem neuen Oestreich sehr viel Gutes sagen und wir nahmen daher *unser Jahrhundert*, welches augenscheinlich im Sinn der östreichischen Propaganda redigirt ist, wenn es auch im Programm heißt: „von der Einseitigkeit der Parteirichtungen, welche in der jüngsten Vergangenheit wurzeln, wird man sich frei zu erhalten bemüht sein" mit einigem Interesse zur Hand. „Die Gesellschaft, die sich zu diesem Unternehmen verbunden hat, und sich des aufrichtigen Bestrebens bewußt ist, ihrer Nation dadurch einen Dienst zu leisten, dürfte sich, auch was literarische Befähigung und Ruf betrifft, nicht scheuen, Namen zu nennen; sie hat *aus Gründen, die vielleicht errathen werden*, beschlossen, daß die Nation einzig und allein von der Einsicht in den Inhalt der ersten Hefte ihre Theilnahme abhängig machen solle." Indeß gleich nach den ersten Seiten wird man enttäuscht. Die zehn bis zwölf Redensarten, welche darin vorkommen, sind die zehnte oder zwölfte Auflage der zehn bis zwölf Redensarten, in denen sich der bekannte Schriftsteller *Diezel* bewegt. Zwar wird man in sofern wieder irre, als das Vocabularium der Schimpfwörter dies Mal in mäßigere Anwendung gebracht ist, aber vielleicht hat die Redaction etwas gestrichen, und jedenfalls, wenn der Biograph Steins nicht Diezel selbst ist, so muß er einen Doppelgänger haben. Was aber Diezel über das Verhältniß Oestreichs zu Preußen denkt, ist bereits bekannt. Preußen ist ein Territorialstaat, dessen Wesen darin liegt, sich nie zu einer großstaatlichen Politik erheben zu können. Wenn das mitunter doch zu geschehen scheint, so ist das nur eine Anomalie. Preußens Wesen besteht darin, seine Besonderheit vermittelst des Auslandes zu erhalten (S. 18). Preußen verdankt seine Stellung in Deutschland *nur* dem Einfluß des Auslandes (S. 18: das *nur* hat der Verfasser selbst unterstrichen); Preußen verdankt Frankreich gradezu seine Großmachtstellung (S. 8). Es ist nicht nöthig, von diesen Hanswurstiaden noch mehr mitzutheilen. Wie schön sticht dagegen Oestreich ab! es hat die deutsche Kaiserkrone mit so viel Ehre, als ihm die Zustände des Reichs irgend gestattet, getragen (S. 3); es hat zwar im siebenjährigen Krieg das gesammte Ausland, namentlich Rußland und Frankreich gegen Preußen gewaffnet; aber das war ganz in der Ordnung u. s. w. Nebenbei werden der deutschen Aristokratie ziemlich erhebliche Complimente gemacht. Die Verbindung Steins mit dem preußischen Staat wird „eine unglückliche Ehe" genannt, und dieser interessante Einfall wird mehrmals wiederholt. — Ein Anderer, der sich L. R. unterzeichnet, beschreibt Fichtes Leben in derselben Art, wie es schon mehrmals geschehen ist, die eigenthümliche Tendenz ist nur, nachzuweisen, daß Fichte nicht den Schwer-

punkt der deutschen Entwickelung in Preußen gefunden habe. Die Beweisführung S. 115 ist ungewöhnlich. „Fichte sagt in seinen Gesprächen über Patriotismus: der in Preußen lebende Deutsche könne nichts Anderes wollen, als daß, zunächst in dieser Staatseinheit, der deutsche Nationalcharakter hervortrete und von da sich über die übrigen deutschen Stämme verbreite." „Nur einmal in einer Stelle des Entwurfs zu einer politischen Schrift vom Frühjahr 1813, hat Fichte etwas wie den „deutschen Beruf Preußens" im Auge. Die Frage behandelnd, welcher von beiden deutschen Großstaaten geeigneter sei für ein deutsches Kaiserthum, räumt er Preußen den Vorzug ein, weil es nicht wie Oestreich außerdeutsche Interessen zu verfechten habe. Der Geist seiner bisherigen Geschichte, setzt er hinzu, zwingt es fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche, nur so kann es fortexistiren, sonst geht es zu Grunde." — Damit ist natürlich bewiesen, daß Fichte den Schwerpunkt deutscher Entwickelung nicht in Preußen findet; um so mehr da er hinzusetzt, daß diejenige Partei, die auf Absonderung Preußens von Deutschland dränge, gegen den preußischen Geist handele. — Offener geht der dritte Mitarbeiter zu Werk, der sich N. unterzeichnet, und das Leben des Ministers Bruck beschreibt. Oestreich ist unter allen deutschen Staaten der einzige, der nicht durch Auflehnung gegen Kaiser und Reich entstanden ist; „aber die Consequenzen dieser Abnormität kamen eben nur bei Preußen, diesem ganz bürgerlich durch Kauf entstandenen, auf keiner naturwüchsigen Stammgrundlage fußenden, durch seine ganze Stellung zu ehrgeizigen Plänen besonders berufenen Staate mit seiner vorwiegend protestantischen und verständigkritischen Bevölkerung zur Reife und Ausbildung." Wie gemein sieht doch dieser bürgerliche Ursprung Preußens aus, da das aristokratische Oestreich sich durch Heirathen vermehrt hat.

Bella gerant alii, tu felix Austria, nube!

In Folge dieses verschiedenen Ursprungs hat Preußen stets zwischen Liberalismus und Reaction geschwankt, „während man in Oestreich in der Abwehr der freiheitlichen Elemente sich immer getreu blieb." (S. 125) 1849 ist für Oestreich die Periode der Umkehr, „nicht zwar in dem Sinn einer Angliederung, wie man ihn bei Preußen vorfand, wol aber in dem, künftighin für Deutschland zu werden, was es immer hätte sein sollen: als erster deutscher Großstaat auch erster Vertreter der deutschen Nationalinteressen, Deutschland Stärke gebend und von Deutschland Stärke erhaltend." Ja wol! Die Pacisicirung Hessen-Kassels und Schleswig-Holsteins waren der Anfang. — Nun werden die bruckschen Denkschriften über die deutsche Handelseinigung paraphrasirt, mit dem Refrain: „man wird bekennen, mit einer Organisation, wie die hier in Aussicht genommene, wäre ungefähr dasjenige gegeben, was vom nationalen Gesichtspunkt für das Gedeihen unserer Volks-

wirthschaft wünschenswerth und zugleich unerläßlich ist." Der Anschluß Belgiens, Hollands, Dänemarks, Italiens an diesen volkswirthschaftlichen Verein solle zugleich „eine politische Föderation zwischen all diesen Ländern" hervorbringen; damit wäre freilich das schleswig-holsteinische Problem gelöst! Mit der Zeit soll auch ein allgemeines Parlament daraus hervorgehn, an dem sich Ungarn, Serben und Kroaten betheiligen (S. 161). Nun die charakteristische Stelle, S. 166: „Je härter der Widerspruch wird (zwischen Oestreich und Preußen), desto eher muß sich die Lösung herausarbeiten; vor allem wird sich die Nothwendigkeit, aus dem gegenwärtigen Verhältniß der deutschen Staaten, nach Beseitigung der thatsächlichen Hindernisse*), in ein bundesstaatliches überzugehen, täglich gebieterischer entwickeln, wenn auch Oestreich selbst jenen Theil des bruckschen Programms, welcher den Bundesstaat eigentlich schon voraussetzt, fürs Erste nicht weiter betonen und an dem Niederfallen der Zollschranken sich genügen lassen sollte. Nur wird es sich dann gefallen lassen müssen, von Zeit zu Zeit an den Ausspruch (der bruckschen Denkschrift) erinnert zu werden, daß, wenn der deutsche Zollverein nicht auch zum politischen wird, die Zerwühlung der gesellschaftlichen Zustände fortdauern werde, und ebenso, daß heute, „wo alle Völker nach gründlicher Verbesserung ihrer politischen und socialen Zustände streben, jeder versäumte Tag ein unwiederbringlicher Verlust ist u. s. w."

Die Hauptsache wäre, zu erfahren, wer diese Anträge stellt? Wer sind die Herren L. N., N. u. s. w.? Es wäre nicht unwichtig, darüber Auskunft zu erhalten. Dem preußischen Staat kann es sehr gleichgiltig sein, wenn obscure Scribenten ihn beschuldigen, er verdanke seine Großmachtstellung französischem Einfluß; aber der östreichischen Regierung muß daran liegen, daß man nicht etwa den Verdacht erregt, sie habe dabei die Hände im Spiel. Beide Staaten, Oestreich und Preußen, verfolgen mit unablässigem Eifer ein ernstes, historisch berechtigtes Ziel des Ehrgeizes, und da diese miteinander collidiren, so wird es vielleicht noch einmal zu einem Zusammenstoß kommen; die Weltgeschichte wird entscheiden, wessen Recht das tiefer begründete war. Aber beide Staaten stehn zu hoch, um in diesem Kampf ein Mittel anzuwenden, das nur Ohnmächtigen ziemt, das Mittel der Schmähung. Um so weniger ist jetzt der geeignete Zeitpunkt, da für die nächste Periode die ehrgeizigen Entwürfe des einen wie des andern Staats nicht die geringste Aussicht haben sich zu erfüllen; weder wird Preußen die norddeutsche Union zu Stande bringen, noch Oestreich den mitteleuropäischen Staatenbund. Beide haben jetzt eine sehr bestimmt vorgezeichnete Aufgabe, die deutsche Ehre in dem Punkt zu wahren, wo sie wirklich gefährdet ist, in Schleswig-Holstein. Nur das

*) Doch wol der preußischen Armee?

einträchtige Zusammenhalten der beiden deutschen Großmächte kann in dieser Angelegenheit eine günstige Entscheidung vermitteln, und jeder Versuch diese Eintracht zu gefährden, verdient gebrandmarkt zu werden.

Was nun aber den Umstand betrifft, den auch die Mitarbeiter unsers Jahrhunderts widerwillig zugeben, daß die bei weitem größere Mehrzahl der Gebildeten sich allmälig die Ueberzeugung angeeignet hat, die deutsche Entwicklung falle mit der preußischen in der Hauptsache zusammen, so kann er nur völlig verstanden werden, wenn man die Gesinnung ernster Männer, die von einem lebhaften deutschen Vaterlandsgefühl erfüllt waren, und zu diesem Resultat kamen, ohne Preußen durch Geburt oder Stellung anzugehören, genetisch verfolgt. Am lehrreichsten sind solche Schriftsteller, die ursprünglich starke Antipathien zu bekämpfen hatten, wie z. B. Paul Pfizer, der als Schwabe dem preußischen Wesen am wenigsten befreundet war. Seit dem vorigen Jahr ist man wol allgemein überzeugt, daß unter den Trägern dieser Sache Friedrich von Gagern der hervorragendste Charakter war. Der zweite Band seiner Lebensbeschreibung, mit dem das Werk, da der dritte Band vorausgegangen war, abgeschlossen ist, wird den Unbefangenen in dieser Ueberzeugung bestärken. Zunächst greift wol jeder Leser nach dem 10. Capitel in welchem die vertrauten Briefe der Familie Gagern von der Rückkehr des Generals aus Ostindien bis zu seinem unglückseligen Tode mitgetheilt sind. Neue Thatsachen erfährt man nicht, aber man versinnlicht sich die Stimmungen und Motive der leitenden Persönlichkeiten. Es kostete Heinrich von Gagern einen schweren Kampf, die durch seine frühere historische und politische Bildung, zum Theil auch durch den Einfluß seines Bruders gewonnene Ueberzeugung, daß Preußen in dem neu zu bildenden Bundesstaat die Hegemonie übernehmen müsse, auch dann fest zu halten, als die furchtbare Erschütterung dieser Monarchie am 18. März allen frühern Voraussetzungen zu widersprechen schien. Und hier ist es wohlthuend und überzeugend, daß dem warmen und beweglichen Gefühl Heinrichs der entschlossene unerbittliche Verstand seines Bruders zur Seite trat, und daß beide unabhängig voneinander auf das nämliche Ziel zusteuerten; ja daß auch der Vater, der in seinem wechselvollen Leben den Einsturz so mancher Illusionen durchgemacht hatte, und dessen Sympathien ursprünglich nach einer andern Richtung gingen, im Wesentlichen ihnen beitrat. Die flüchtig hingeworfenen kleinen Briefe versinnlichen uns deutlicher die Gemüthsbewegungen, von denen dieser Bildungsproceß begleitet war, als die parlamentarischen Reden, die doch immer bis zu einem gewissen Grad zurecht gemacht waren. — Daß Heinrich von Gagern das unglückselige Ereigniß von Kandern durch ausführliche Mittheilung aller Actenstücke noch einmal vor die Seele führt, mag man seiner brüderlichen Pietät zu Gute halten: sein Verlust war groß, aber der Verlust Deutschlands

war nicht kleiner. — Die übrigen Capitel enthalten die belgische Revolution 1830—31, die Sommertage und Winterquartiere in Nordbrabant bis nach dem Friedensschluß zwischen Holland und Belgien 1831—39, den Dienst bei der niederländischen Cavalerie 1839—44 und die Sendung nach Ostindien 1844—47. Das Geschick Gagerns, durch kleine, scheinbar unbedeutende Federstriche einen Charakter und eine Situation scharf zu umreißen, ist aus den Tagebüchern des dritten Bandes bereits bekannt. Insofern sind diese sporadischen Mittheilungen auch für den künftigen Historiker von großer Wichtigkeit; fast ebenso wichtig als Röderers Tagebücher für die Geschichte des Consulats. Daneben finden sich noch gehaltvolle Züge, die das schöne Bild der edlen und männlichen Persönlichkeit, das wir aus dem dritten Bande entnommen haben, erfreulich ergänzen; an dem Eindruck des Ganzen wird dadurch nichts verändert. Mit Erhebung, aber freilich auch mit Wehmuth über den unersetzlichen Verlust, legen wir das Buch aus der Hand.

Was ist es nun, das diesen echten Freund des deutschen Vaterlandes, der Preußen nichts verdankte, und dem das Berlinerthum gewiß ebenso zuwider war, als es jedem Gebildeten zuwider ist, was ist es, das seine Gleichgesinnten, das Philosophen, Historiker, Staatsmänner bestimmt hat, den Glauben an die Fortdauer Deutschlands an die Entwicklung des preußischen Staats zu knüpfen, obgleich dieser Staat es an Schwächen und Inconsequenzen zu keiner Zeit hat fehlen lassen? — Der Grund liegt freilich zum Theil in der äußern Nothwendigkeit. So viel geistige Einflüsse und Bewegungen dazu beitragen können, Deutschlands Wiedergeburt vorzubereiten, so weiß man doch sehr wohl, daß die letzte Entscheidung nur von demjenigen gegeben werden kann, der Eisen in die Wagschale zu werfen hat. Allein dieses Motiv der Berechnung würde der Phantasie keine Beschäftigung geben. Wenn man von Preußen spricht, so denkt man vielmehr stets an den Staat Friedrich des Großen.

Man versinnliche sich die unglückselige Periode des Elends und der Schmach seit dem dreißigjährigen Kriege, in der selbst die Hoffnung einer bessern Zukunft verloren schien. Der Erste, der den Deutschen wieder Selbstgefühl einflößte, war der Sieger bei Fehrbellin. Freilich sagt man von Friedrich dem Großen nicht mit Unrecht, er habe den preußischen Staat geschaffen, aber er konnte es doch nur, weil er das geeignete Material vorfand. Er war der Erbe des großen Kurfürsten. Daß das winzige Preußen sieben Jahre lang den gesammten Streitkräften Europas erfolgreich widerstehn konnte, hat freilich nur der Genius Friedrichs möglich gemacht. Aber daß diese Reihe von Siegen dem deutschen Nationalgefühl den Impuls gaben, sich ebenbürtig neben das Selbstgefühl der Briten und Franzosen zu stellen, dazu war noch ein andrer Umstand nöthig. Auch die Oestreicher haben reiche Lorbeern gepflückt.

Die Siege Eugens gegen die Türken und Franzosen, die Thaten Laudons und andrer östreichischer Feldherrn im siebenjährigen Kriege reichen zwar nicht an die wunderbaren Erfolge Friedrichs, aber sie werden in den Jahrbüchern der Geschichte mit Ruhm genannt werden. Woher kam es denn, daß sie das Bewußtsein der Nation nicht erfüllten, wie die Siege bei Roßbach, bei Zorndorf, ja der Sieg bei Leuthen?

Weil Friedrich so glücklich war, in der Belebung des deutschen Geistes den entscheidenden elektrischen Funken zu treffen. Joseph II. war gewiß kein gewöhnlicher Mensch; was er für seinen Staat erstrebte, war verständig, zusammenhängend, den Bedürfnissen der allgemeinen europäischen Bildung entsprechend; er wollte wie Richelieu, wie Ludwig XIV., wie Friedrich II., den Staat zu einer absoluten Macht erheben, alle brauchbaren Kräfte des Volks in seinen Dienst ziehen, den übrigen, die ihn nicht störten, freien Spielraum gewähren. Dasselbe wollte Friedrich, aber während ihm der Jubel und die Begeisterung seines gesammten Volkes, der Beifall Deutschlands und Europas entgegenkam, begegnete Joseph nur Kälte, Abneigung, heftigem Widerstand, endlich allgemeinem Haß. Es reicht nicht aus, einen großen Willen zu haben, um einen neuen Staat zu schaffen, ein neues Princip in die Geschichte einzuführen. Auch daß Friedrich persönlich bedeutender war, als sein Nebenbuhler, entscheidet die Sache noch nicht, der Hauptpunkt ist, in Friedrich verkörperte sich der preußische Geist zu seiner genialsten Erscheinung, Joseph hatte nichts vom östreichischen Geist. Der östreichische Geist fand seinen Ausdruck in Metternich. Metternich hat sein Princip übertrieben und deshalb in mancher Beziehung schädlich gewirkt, aber auch er war kein kleiner Mensch, und er verstand die Natur seines Staats besser, als die Männer von 1848.

Einen Wechsel in der Politik findet man bei beiden Staaten, auch in Oestreich zeigen sich fortwährend liberale, reformatorische Velleitäten, aber sobald sich das Gleichmaß herstellt, tritt in beiden der ursprüngliche charakteristische Geist hervor. Preußen, das Kind der Reformation, des Staatsabsolutismus, der Aufklärung, reformirt, sobald es zur Besinnung kommt, während Oestreich, an den Katholicismus geheftet und aus einer Conglomeration der verschiedenartigsten einander widerstrebenden Elemente hervorgegangen, in dem gleichen Fall die conservative Fahne aufsteckt. Oestreich ist in diesem Augenblick in der glänzendsten Phase des Reformirens, und doch schließt es das Concordat und doch beschränkt es die Presse, jetzt, wo alle Schrecken der Revolution längst überwunden sind. Die Geschichte ist doch eine stärkere Macht, als man glaubt. Friedrich hat seinen Staat geschaffen, aber nicht aus dem Nichts, und seine Schöpfung ist nicht in Nichts zerflogen. In den Zeiten der höchsten Noth hat man nicht blos die bürgerliche Frei-

heit hergestellt, nicht blos die Verwaltung solid organisirt, man hat Berlin zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland gemacht. Daß unter den Männern, an welche sich die Wiedergeburt Preußens knüpft, Stein, Blücher, Gneisenau, Humboldt, York, Schön, Niebuhr, Schleiermacher u. s. w. einige von Geburt nicht zu Preußen gehörten, thut nichts zur Sache; feiert doch auch Oestreich mit Recht in Prinz Eugen den östreichischen Helden.

Es sind grade hundert Jahre her, daß die schwarzweißen Fahnen, wenn auch gegen Deutsche, doch zur Ehre des deutschen Namens sich unsterblichen Ruhm erworben haben, man lese die lebensvollen Bilder, die Professor Kutzen von den Schlachten bei Kollin und Leuthen entwirft; welcher Deutsche wird nicht warm, wenn sich die Heldengestalt Friedrichs vor seiner Phantasie entfaltet! Consistorialrath Stahl und Redacteur Wagener haben zwar in Zeiten allgemeiner Verwirrung die schwarzweiße Fahne aufgesteckt, aber das ist noch kein Zeichen, daß sie ihnen wirklich zukommt. Friedrich ist der Genius des preußischen Staats: specifisch preußisch ist, was seinem Geist entspricht, nicht das Gegentheil. Die Preußen sind, wie Vincke in der Paulskirche ganz richtig bemerkte, deutsch, und sie wissen es auch; sie wissen, daß sie nichts sind, wenn sie nicht deutsch sind; und die schwarzweißen Fahnen, die in Fehrbellin, in Roßbach, in Leipzig und Waterloo zu Ehren Deutschlands geweht haben, werden auch in der Zukunft ihrer Geschichte keine Schande machen.

J. S.

Correspondenzen.

Konstantinopel. — 25. December 1857. Die Verhandlungen über den Suezkanal, aus Anlaß deren Herr Ferdinand de Lesseps hierher kam, rücken mehr und mehr ihrem Ende entgegen, und es scheint keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß Napoleon III. im nächsten Jahre Frankreich mit der Nachricht von ihrem Schluß und der, wenn auch ein wenig modificirten Annahme des französischen Projects durch die Pforte wird überraschen können. Am letzten Sonnabend gab Aali Pascha, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aus Anlaß der Anwesenheit des vorgedachten französischen Staatsmannes ein glänzendes Diner, zu dem alle Mitglieder sowol der Gesandtschaft des Herrn von Thouvenel, wie auch des osmanischen Cabinets eingeladen waren. Neben dem genannten Chef der französischen Legation saß der Großvezier Reschid Pascha, und beide unterhielten sich auf das freundlichste miteinander. Wol mit Recht zieht man daraus den Schluß, daß nach der Abreise Lord Redcliffes das gute Einvernehmen zwischen den beiden einander lange feindlich gegenübergestandenen bedeutenden Männern vollkommen wieder hergestellt worden ist. Was man von dem Resultate der über den Suezkanal geführten Unterhandlungen

hier weiß, reducirt sich auf die Thatsache, daß die Zustimmung zur Ausführung selbst vom hiesigen Gouvernement nicht weiter beanstandet wird, und daß man lediglich Bedenken trägt, dem französischen Ansinnen zu willfahren, wonach der Kanal zu einem allen Nationen und zu jeder Zeit offenstehenden Verkehrswege erklärt und der Pforte das Recht abgesprochen werden soll, denselben unter gewissen Umständen einzelnen Flaggen zu schließen. Die Ausführung des Durchstichs wird Verhältnisse von so eigenthümlicher Natur schaffen, daß es Schwierigkeiten haben mag, sich in dieselben hineinzudenken. Gesetzt den Fall, der Kanal sei vollendet, und die Pforte entäußere sich des Rechtes, ihn für gewisse Flaggen unter Umständen, also wenn Krieg zwischen ihr und den Mächten besteht, welche von jenen repräsentirt werden, zu schließen, so wird dadurch ein Zustand statuirt, der bis dahin durchaus unerhört gewesen ist. Es darf dies an und für sich indeß nicht als so wichtig angesehen werden, wie die sich daraus ergebenden Consequenzen. Die Befugniß, den das Mittel- und rothe Meer verbindenden Seekanal zu schließen, würde der Türkei eine ungemessen größere Bedeutung verleihen, wie ihr aus der Herrschaft über die beiden, die mittelländische See und den Pontus verbindenden Meerengen erwachsen. Die osmanischen Staatsmänner erkennen dies sehr wohl und sie sind durchaus nicht geneigt, indem sie die Bewilligung zur Ausführung des Kanals ertheilen, zugleich die ihrem Lande daraus erwachsenden günstigen politischen Chancen aus der Hand zu geben. Es ist schwer zu bestimmen, wie in Hinsicht auf diese Nebenpunkte die Partie steht; äußerst wenig nur dringt darüber aus den Conferenzsälen hinaus ins Publicum, aber, wie schon oben ausgesprochen wurde, sind die Meinungen darüber durchaus einig, daß man eine Entscheidung noch in wenigen Tagen zu erwarten hat.

Was die Stellung Oestreichs zu der in Rede stehenden Frage angeht, so weiß man seit länger als einem Monat, daß es sich dem französischen Verlangen angeschlossen hat, was nicht auch von Rußland zu sagen ist. Letztere Macht würde es, aus begreiflichen Gründen, lieber sehen, wenn der Pforte das Recht zugestanden würde, Befestigungen an den beiden Ausgängen des Kanals zu errichten, und denselben im Kriegsfall der feindlichen Flagge zu schließen; denn da ihre (die russischen) Häfen im Pontus, die doch bei einem kriegerischen Zerwürfniß mit der Türkei vermöge des Bosporus und der Dardanellen abgeschnitten sind, bei dem asiatischen Handel allein in Betracht kommen, so kann aus der bezüglichen Stipulation für Rußland kein Nachtheil erwachsen. Am entschiedensten scheint es in Englands Interesse zu liegen, daß die Meerenge befestigt werde. Es darf noch auf eine lange Zeit hinaus hoffen, in Konstantinopel den dominirenden Einfluß zu üben, und damit nach freiem, eigenen Belieben über das Auf und Zu des wichtigen neuen Seethors zu verfügen. Von einer Einmischung des Gouvernements der Vereinigten Staaten oder Preußens in diese Angelegenheit, habe ich nichts erfahren; ich vermuthe sogar, daß nach der Abreise des Herrn Karrol Spence erstere Macht hierselbst gar nicht politisch vertreten ist. Als den Nachfolger des Genannten bezeichnet man einen Mr. Buchanan, muthmaßlich ein Verwandter des jetzigen Präsidenten.

In Hinsicht auf sonstige Vorkommnisse ist nur zu erwähnen, daß neuerdings eine große Anzahl hiesiger bedeutender Bankiers und Kaufleute von der Regierung die Aufforderung erhalten haben, im Verein mit mehren osmanischen Staatsbeamten,

insbesondere mit dem Finanzminister Hassib Pascha und dem Münzdirector Tüz Oghlu über die Lage der türkischen Finanzen in Berathung zu treten. Es ist hierin nur ein ernstere und weitgreifende Beschlüsse vorbereitender Schritt zu erkennen. Was zu erwarten steht, ist schwer schon jetzt zu definiren, indeß werden muthmaßlich die nächsten Wochen schon Licht in der Sache verschaffen. Nach Einigen handelt es sich um nichts Anderes, als um eine Wiederaufnahme der im Juli abgebrochenen Unterhandlungen wegen einer, unter starker Mitwirkung des hiesigen Handelsstandes zu errichtenden osmanischen Nationalbank.

In Hinsicht auf die Eisenbahn zwischen hier und Triest, von der ich Ihnen schrieb, daß das sie betreffende Project die lebhafte Unterstützung der hiesigen französischen Legation fände, habe ich noch zu bemerken, wie es mehr und mehr den Anschein gewinnt, als könne dieselbe wirklich im Frühjahr, mindestens vorbereitend, in Angriff genommen werden. Wenigstens soll der hier als Agent der betreffenden Compagnie sich aufhaltende General Klapka bestimmt eine derartige Hoffnung geäußert haben. Es wäre dies, neben der Ausführung des Suezkanals, der zunächst wichtigste Sieg, welchen das französische Interesse hier davon zu tragen vermag. Für die auf das Centrum der östreichischen Monarchie, über Adrianopel, Sofia und Belgrad zu richtende Bahn sind dagegen nur wenig Aussichten auf ein baldiges Beginnen der betreffenden Arbeiten vorhanden, wenn auch diese Linie vor der ersteren den wichtigen Vortheil voraus hat, daß sie bereits vermessen ist.

Die feine Welt von Pera trifft eben ihre Vorbereitungen zu einem ersten und glänzenden Ball, den der russische Gesandte, Herr von Butenieff, morgen in dem hiesigen Legationspalais geben wird, und mit dem er die diesjährige Saison eröffnet. Nachdem gestern ein Sturm und starker Regenguß, noch spät in der Nacht, eine lange Reihe unvergleichlich schöner Tage unterbrochen, hat sich seitdem das Wetter wieder aufgeheitert und die Sonne strahlt wieder hell auf die in diesem Winter mit besonders frischem Grün bedeckten Berge und Hügel, von denen die Stadt eingefaßt wird, hernieder. Die Promenaden sind mit Lustwandelnden bedeckt, und weit über die Dächer des Frankenquartiers hin schallt das Läuten und Bimmeln der katholischen Kirchenglocken und Glöcklein zu Ehren des ersten Weihnachtstages. —

Einige Bemerkungen zu der „die Geldkrisis" betitelten Abhandlung in No. 45, 1857, der Grenzboten. In der genannten Abhandlung wird (S. 206) über die im Frühjahr 1856 im Buchhandel erschienene Schrift: „Tellkampf über die neuere Entwicklung des Bankwesens in Deutschland" ein Urtheil gefällt, welches entweder auf flüchtiger Durchsicht, oder auf einem Mißverständniß derselben zu beruhen scheint. Es heißt daselbst:

„Der Verfasser gehört zu denen, welche dem Staate allein das Recht zur Banknotenausgabe lassen wollen, und will er dies damit beweisen, daß Banknoten als allgemeines Tauschmittel der Werthmesser des Landes seien, dessen Anordnung wie beim Maß und Gewicht doch dem Staate zukomme. Wir meinen aber mit einem bildlichen Vergleiche läßt sich überhaupt nichts beweisen, zumal das Geld

noch etwas mehr als bloßer Werthmesser ist. Selbst aber wenn es dies allein wäre, so wird es unmöglich verboten sein können, daß Leute im Verkehre sich eines anderen, als des öffentlichen Maßes und Gewichtes bedienen. Wenn sie darin einen Vortheil finden, warum sollten sie denn nicht auch ein beliebiges Creditpapier verwenden, wenn es ihnen nützlich erscheint? Wir wagen zu behaupten, daß nur in der allmälig anzubahnenden Rückkehr zu diesem einfachsten Zustande eine Menge Geldkrisen vermieden werden können. Mindestens zeigt grade der jetzige Augenblick wieder, daß die Privilegien des Staates und der Banken das nicht vermögen."

Der Recensent scheint anzunehmen, daß der Verfasser der erwähnten Schrift den Staatsbanken und nicht den Privatbanken das Wort rede.

In der That empfiehlt aber dieser

1. Privatbanken nach dem Vorbilde der schottischen Banken, deren Mehrzahl keine Privilegien besitzt. (S. 5, 41, 66 und 71.)
2. Eine der engl. Bank (welche bekanntlich Privat- und nicht Staatsbank ist) möglichst ähnliche Gestaltung der bestehenden Staatsbanken in den deutschen Staaten, unter Berücksichtigung des engl. Bankgesetzes vom 19. Juli 1844. (S. 5, 35 und 59.) und
3. Eine gesetzliche oder vertragsweise Begrenzung der Summe der auszugebenden Banknoten, um der Gefahr der Zuvielausgabe derselben, welche zu Bank- und Handelskrisen führen würde, zeitig vorzubauen. (S. 3 und 56.)

Der Verfasser gesteht allerdings dem Staate die Gesetzgebungsgewalt über das Bankwesen und das Recht der Ausgabe von Banknoten, als Stellvertretern des baaren Geldes, ebensowol zu, als das Recht Gold und Silber zu prägen, — Rechte, welche überall anerkannt sind, — er empfiehlt aber, mittelst dieser Gesetzgebungsgewalt die Normativbedingungen für ein Privatbankwesen nach schottischem Vorbilde aufzustellen und die Summe der auszugebenden Noten gesetzlich festzustellen. In diesem Sinne heißt es u. a. (S. 3.)

„Die größte Gefahr des Bankwesens ist stets die Zuvielausgabe der Noten und dahin drängt die Speculation fortwährend; diese Zuvielausgabe führt zu verderblichen Krisen, und der einzelne Staat vermag nicht, denselben zuvorzukommen, da er allein die Zuvielausgabe der Banknoten für ganz Deutschland nicht verhindern kann. Nur die sämmtlichen Zollvereinsstaaten können gemeinsam die finanzielle Uebersicht ihrer Notenausgabe und ihrer Kräfte haben, um das Maß richtig zu bezeichnen.

Wird hierfür nicht Sorge getragen, so sind große Verluste früher oder später unvermeidlich." — Ferner: (S. 5.)

„Da wir nun aber einmal an allen Grenzen von notenausgebenden Banken umgeben sind, gegen deren Circulation wir uns durch baares Geld und eigne bessere Noten zu schützen haben, so empfehle ich die Errichtung von Privatbanken nach dem seit mehr als hundert Jahren als vortrefflich bewährten Muster der schottischen Banken und außerdem die Beachtung der neuen von Sir Robert Peel durchgesetzten englischen Gesetzgebung hinsichtlich des Bankwesens. Nach dem schottischen Bankwesen haften die Actionäre und Theilnehmer der Banken für deren Notenausgabe nicht nur mit ihren Actien und dem Bankcapitale, sondern subsidiarisch auch mit ihrem eignen Vermögen. Die Statuten anderer Banken, welche diese Verpflichtung

nicht enthalten, privilegiren die Banktheilnehmer durch eine Ausnahme von den gewöhnlichen Verpflichtungen aller sonstigen Schuldner und setzen dadurch das Publicum Verlusten aus, während auf Kosten desselben einige Speculanten sich bereichern können. Die schottischen Statuten dagegen entsprechen den Grundsätzen der Gerechtigkeit."

Gegen den Einwurf der Beurtheilung:

— „Wir meinen aber, mit einem bildlichen Vergleiche läßt sich überhaupt nichts beweisen, zumal das Geld noch etwas mehr als bloßer Werthmesser ist" —

haben wir einfach Folgendes zu bemerken:

In der erwähnten Schrift wird keineswegs die Behauptung aufgestellt, daß das Geld bloßer Werthmesser sei, sondern es heißt vielmehr in derselben: (S. 63.)

„Unter dem Gelde versteht man immer die Quantität reinen oder feinen Metalls, welche in einer gegebenen Summe vorhanden ist. Das Geld ist 1) Werthmesser und 2) Tauschmittel.

Einer Berichtigung bedarf endlich noch die Aeußerung des Recensenten:

„Schließlich bemerken wir dem Verfasser, daß nicht, wie derselbe mehrfach anführt, Girobanken zu Amsterdam und zu Hamburg bestehen. Die einzige noch vorhandene reine Girobank ist die hamburger."

In der erwähnten Schrift wird nicht mehrfach angeführt, daß Girobanken zu Amsterdam und Hamburg bestehen, sondern als existirend wird daselbst (S. 69) nur die hamburger Girobank genannt; und dann ganz allgemein von Girobanken nach dem bekannten Muster der Banken von Amsterdam und Hamburg gesprochen; es wird deren Wesen erklärt, aber nicht ihre Geschichte geliefert.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, wie wenig die Bedenken und Einwürfe des Recensenten bei genauerer Prüfung der beurtheilten Schrift begründet erscheinen.

Zum Schluß ist zu bemerken, daß diese Abhandlung zuerst im Winter 1855—56 zur Motivirung eines Vortrages im preußischen Herrenhause hervortrat, also als eine der ersten Stimmen, welche vor den Gefahren einer Nachahmung des amerikanischen Bankwesens und der Société de Credit mobilier warnte, und daß sie schon damals die Fehler jenes Bankwesens und einer von ihm geförderten maßlosen Speculation als die Hauptursachen der periodisch wiederkehrenden Bank- und Handelskrisen nachwies. Daß diese Warnung nur zu wohl begründet war, zeigt die jetzige Krisis zur Genüge. C. T.

Literatur.

Vermischte Literatur. — Handbuch der Erdkunde von G. A. von Klöden. Berlin, Weidmann. 1. Lieferung. — Dieses Buch verspricht zu leisten, woran es bisher noch so sehr gefehlt: eine Geographie, die zugleich eine unmittelbare Anschauung gewährt. Dies wird hauptsächlich durch die in den Text eingedruckten Holzschnitte erreicht, die ebenso verständig entworfen, als geschickt ausgeführt

sind. Das Ganze ist auf 3 Bde. zu 25 Lieferungen (à 10 Sgr.) berechnet. Der 1te Band enthält 11 Abschnitte: Astronomische Geographie; die Erdoberfläche; Vulkanismus; die Erdrinde; das Wasser; die Luft; Verbreitung der Wärme und Klimate; Verbreitung der Pflanzen; der Thiere; Landschaftliches Bild der Erde; Verbreitung der Menschenracen, Sprachen und Religionen. Der 2te Band behandelt Europa, der 3te die übrigen Welttheile. —

Der neuen preußischen Provincialblätter andere Folge. Herausgegeben von K. v. Hasenkamp. Königsberg, Koch. — Die neue Redaction bemüht sich eifrig, diesen für die Provinz so wichtigen Blättern tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen. „Die Provinz," sagt der Herausgeber mit Recht, „welche dem Staat den Namen gegeben hat, ist reicher an hervorragenden Eigenthümlichkeiten, reicher an Individualität als die übrigen. Dieser größere Reichthum entspringt aus dem ganzen Gange ihres historischen Entwicklungsprocesses, aus ihrer durch Entfernung und Mangel an Communicationsmitteln herbeigeführten größern Isolirung von den geistigen und materiellen Interessen des übrigen Deutschlands, aus der Berührung dreier Nationalitäten, überhaupt aus der Berührung mannigfacher Gegensätze in diesem Grenzland deutscher Gesittung." —

Del senso allegorico, pratico e dei vaticini della Divina Comedia lezioni due recitate alla societa academica di Basilea, da L. Picchioni. Basel Schweighauser. — Eine interessante Nachlese zu den zahlreichen Auslegern Dantes. —

Kardinallegat Cuno Bischof von Präneste. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit Kaiser Heinrichs IV. Von Gustav Schöne. — Weimar, Böhlau. — Es ist Schade, daß der Verfasser dieser sehr fleißig und gründlich ausgearbeiteten Monographie eine gelehrte Abhandlung dazu benutzt hat, seinem Mißfallen an den „Reformjuden" und „Lichtfreunden" Luft zu machen, und Abälard als einen anticipirten Uhlich darzustellen. Wenn sich eine Monographie auf entfernt liegende Gebiete begibt, so wird man zwar nicht verlangen, daß sie diese eingehend darstellt, wol aber, daß sie alle unmotivirten Behauptungen vermeidet. Thränen galten im Mittelalter nicht für so schimpflich als heute. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1857. **Fr. Ludw. Herbig.**

Ulrich von Hutten.

Von David Friedrich Strauß. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1857.

Ueber Hutten Geschriebenes und Gedrucktes hatten wir schon sehr viel: einen Hutten bisher nicht, weder eine Lebensbeschreibung, die desselben würdig wäre, noch eine irgend genügende Ausgabe seiner Werke. Und daß doch beide Leistungen von unsrer Zeit, will diese sich nicht zu ihrer eignen Schande verkennen, nicht geweigert werden dürfen, bedarf für den, der ihn verstünde, des Beweises nicht. Jene erste Schuld unsrer Zeit an Hutten ist nun abgetragen: wir haben dafür einem Manne zu danken, der sich, seiner theologischen und kritischen Werke zu geschweigen, durch seine Schilderungen Schubarts, Märklins, Frischlins als klaren Historiker und gründlichen Anthropologen überhaupt und als fähigsten Erforscher und Darsteller hervorragender Individualitäten insbesondere bewährt hatte, der aber uns in diesem seinem neuesten Werke ebensosehr jene früheren übertroffen zu haben scheint, als uns Huttens Persönlichkeit selbst als eine eminentere Verkörperung deutscher Nationalität erscheint, mag sie nun geliebt oder gehaßt werden; denn zum Verachten bringt es, so oft es versucht worden ist, keiner. Das aber bewährt den Beruf unsres Biographen, daß er ohne die mindeste Verläugnung oder Verhehlung seiner eigenen scharf ausgeprägten Persönlichkeit in die seines Helden mit liebenswürdigster Receptivität einzudringen und mit liebevoller Hingebung darzustellen und zu preisen verstanden hat. Daß er dieses gewollt, gekonnt und wirklich geleistet hat, davon ist das ganze Werk selbst bleibender Beweis; als Beweisstelle mag hier der Schluß der Vorrede stehen, wo es von Hutten heißt: „seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Huttens Geschoß dabei gewesen.“ Der Biograph ist selbst ein Mann, der, wenn er auch nicht vieler Menschen Städte gesehen, doch trefflich der Menschen Geist sich gemerkt hat, auch im eignen Gemüth des Leidens vieles erfahren.

Doch ich will ja nicht, was mir etwa leichter würde, einen panegyrischen Aufsatz über den Biographen Strauß, sondern einen berichtenden und, gelingts, auch berichtigenden über seine Biographie Huttens dem Leser vorlegen. Diese

besteht, außer Vorrede und Schriften- und Namenregister, aus zwei Theilen, deren ersten der Verfaßer als „Vorübungen und Kampfspiele“ mit Huttens älterem Wahlspruch „Sinceriter citra pompam. Redlich und ohne Prunk,“ den anderen als „Hutten im Kampf gegen Rom“ mit dem cäsarischen Motto Huttens „iacta est alea, Ich habs gewagt,“ charakterisiert hat. Wie gründlich der Verfaßer seinen Helden verstanden, zeigt schon diese, man dürfte sagen, endlose kurze Ueberschrift des zweiten Buches: warum nicht „Huttens Kämpfe und Ende?“ Huttens Ende war nur das Ende des siechen kleinen Körpers des großen Mannes; aber den Kampf Huttens setzt er noch fort, wenn auch die plätschernden Wellen des Zürcher Sees die Grabstätte Huttens, die niemand mehr kennt, abgespült haben werden.

Wollte ich die Vorrede des Buches nicht berühren, weil sie mich selbst, und sehr freundlich, berührt, so wäre das, däucht mir, falsche Scham: was von mir dort Thatsächliches berichtet wird, hat seine Richtigkeit, und des Verfaßers Urtheil über mich und meine litterarische Thätigkeit mag er erforderlichen Falles selbst verantworten: Veranlaßung von mir zu sprechen war ihm, daß ich seit vielen Jahren sehnlich wünsche und bestrebt bin jene obbezeichnete andere Schuld unserer Zeit an Hutten abzutragen, und jetzt zu einer namhaften Abschlagszahlung darauf durch Herausgabe des brieflichen Verkehrs Huttens und andrer über ihn bereit bin. Die Vorrede gedenkt der Verdienste früherer Bearbeiter des Lebens und der Schriften Huttens, des emsigen Burckhard, des genialen Blickes Herders, der schwachgerüsteten Panegyrik Schubarts, der etwas handwerksmäßigen Fertigkeit Meiners, Panzers ehrlicher Katalogisierung. Wagenseils Briefsammlung war zu tadeln, sie ist so schlecht, daß sie in dieser Eigenschaft nur von Münchs Ausgabe übertroffen worden ist, welche Strauß sehr glimflich als unwißend, fahrläßig, liederlich bezeichnet. Wagenseils und Bürks biographische Versuche sind durch die Nennung mindestens zureichend geehrt, gleichen Anspruch hätten wol einige poetische, z. B. der Fröhlichs, gehabt. Ausländischer Lebensbeschreibungen Huttens z. B. der französischen von Lobstein, Zeller, gedenkt Str. nicht, selbst nicht der von Niceron und Bayle, die wieder viel von Deutschen benutzt worden sind; aber wenn auch alle diese Darstellungen hauptsächlich nur aus deutschen geschöpft sind, so beweisen sie doch Theilnahme unsres Nachbarvolks an dem deutschen Hutten. Daß Weislinger nicht aufgeführt worden ist, muß ich tadeln, zumal Str. aus Zeitschriften, in denen man ihm selbst so gern das Zeitliche gesegnet hätte, wußte, daß noch nicht aller Weislinger begraben ist. Aus andrem Grunde hatte Füßlis leider unvollendete Biographie Anspruch auf nicht unrühmliche Erwähnung, wie sie neuere geschichtliche Forschungen, namentlich Rankes und Gervinus gefunden haben. Daß des Verfaßers Wunsch, seine Schrift möchte alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde,

in Erfüllung gehen wird, bezweifle ich ebensowenig, als daß sich viele mit mir über seine Schrift herzlich freuen werden.

Jeder beider Theile ist in 12 Kapitel getheilt, deren Ueberschriften den Inhalt im allgemeinen meist treffend bezeichnen, wie auch durch das ganze Buch hindurch Columnenüberschriften, Buch und Kapitel (links) und den specielleren Inhalt (rechts) angebend, den Leser fördern. Wie bequem für diesen die Einrichtung ist, sieht jeder, wie unbequem und schwierig sie aber dem Verfaßer sein mußte, bedenken wol nur wenige; zu diesen stellen wir uns und wollen zum Dank dafür hier auch nur flüchtig erwähnen, daß nicht überall die Gefahren jener Einrichtung mit gleichem Glück überwunden worden sind, wie z. B. die „Entschuldigung wider etlicher unw. Ausgeben" in II. 5. verfrüht zu den Schriften von 1520 und 21 gestellt ist (II. S. 124 ff.).

Im 1. Kap. von „Huttens Abkunft und Klosterleben 1488. . . 1504 (5?)" erhalten wir nicht eine trockene Genealogie des alten fränkischen Rittergeschlechtes derer von Hutten und eine unanschauliche Topographie von dem Schloße Steckelberg und seinen Umgebungen, sondern ein lebensvolles Zeit-, Familien- und Ortsgemälde, aus welchem wir den kleinen Hutten so zu sagen herauswachsen sehen. Und schon hier bekundet der Verfaßer sein Talent zur proportionierten correcten Zeichnung der Nebenfiguren: so versetzt er uns (S. 12.) durch einfache Angabe des Altersverhältnisses Huttens zu den mitlebenden personae dramatis Hutteniani sofort auf den richtigen synchronistischen Standpunkt; so sehen wir den erstgebornen Steckelberger Hutten, unsren Ulrich, als Schüler unter den Mitbewohnern der alten fuldischen Abtei; so lernen wir hier schon Eitelwolf vom Stein so kennen, daß er uns nicht bloß, um Huttens Flucht aus dem Kloster zu verstehen, ebenso wichtig erscheint, als der etwas mit sich selbst zerfallene störrige Vater des Knaben, sondern daß wir ihm später wieder zu begegnen hoffen; auch des Crotus etwas zweifelhafter Antheil an jener Flucht gibt schon hier Veranlaßung, uns für diesen bedeutenden Menschen, dessen Leben nur gar zu lückenhaft bekannt ist, zu interessieren; den Namen dieses Joh. Jäger leitet auch Str. unrichtig ab; Crotus ist eine Bezeichnung des Sternbildes des Schützen. Leider hat sich aber auch der Verfaßer vor dem Schluße dieses Kapitels durch Mohnike zu einer, wie ich glaube, ebenso unrichtigen als Huttens Charakter unentsprechenden Erklärung verleiten laßen, daß nämlich Hutten im Sommer 1509 in die Greifswalder Universitätsmatrikel als „clericus" eingeschrieben worden sei, vielleicht weil er „in seiner damaligen hilflosen Lage sich gern für einen Geistlichen halten ließ, um desto eher Unterstützung zu finden." Nein, Hutten, und hätte er sich auch eigenhändig als clericus eingeschrieben, ist weder Weltgeistlicher oder Mönch geworden, noch hat er sich dafür ausgegeben: clericus (franz. clerc, engl. clerk) ist, auch noch später, jeder litteris, nicht bloß der sacris

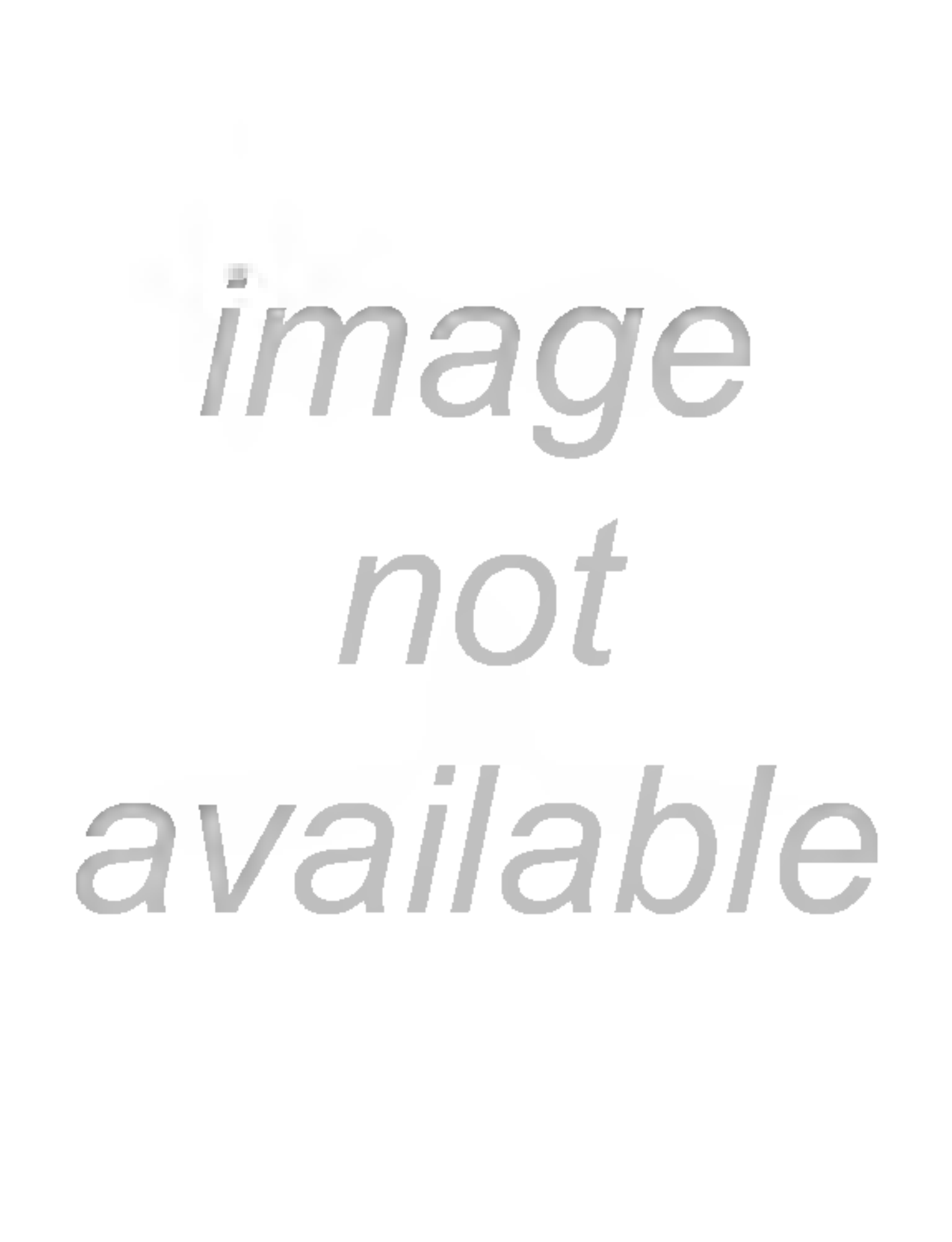
image
not
available

wie dazu schon die damaligen akademischen Graduierungen veranlaßten, allezeit wohlgelaunten Crotus ihre so zu sagen organische Stelle. Hier geschehen denn auch die Vorstellungen anderer in Huttens Lebensgeschichte mehr oder weniger bedeutsamer Männer, seines Lehrers Rhagius von Sommerfeld, seines Mitreuchlinisten des Grafen Hermann von Neuenar, seiner Freunde Crocus, des Koblenzer Fabricius und anderer, und sehr geschickt läßt unser Biograph von Köln aus Hutten die von diesem in den Klagen II. 10. geschilderte Rheinreise zu den deutschen Dichtern machen und fragt, hier noch zeitig genug, an deren Schluß, wer dem Studenten während der Wanderjahre das nöthige Geld gewährte, da ihn der Vater als einen Wildfang ohne Unterstützung ließ. Außer der Hinweisung auf die freundlichen Vettern Frowin und Ludwig wünschten wir hier eine kleine Episode über die ökonomischen Verhältnisse damaliger Studenten, wozu unter andrem aus Platers Selbstbiographie treffliches zu entnehmen wäre. Auf Huttens Zug nach Frankfurt a. O. weilt er und unser Biograph einige Zeit auf der Erfurter Universität und namentlich mit wohlverdienter Liebe bei den beiden biederen Landsleuten und Gesinnungsgenoßen Huttens, dem gleichalterigen Erban Hesse, und dem 16 Jahre älteren gothaischen Kanonikus Mutian (Konr. Mut). Im Herbste 1506 geht Hutten auf die Universität Frankfurt a. O., die kurz vorher Joachim I. gegründet hatte, dessen jüngster Bruder der nachmalige Mainzer Erzbischof und Cardinal und Huttens Dienstherr war, der ihn auch jetzt wol schon mit Stipendien unterstützte, auf die gewichtige Fürsprache Eitelwolfs, welcher bis an seinen Tod Huttens väterlich gesinnter Gönner blieb; auch die Gönnerschaft des Lebuser Bischofs Dieterich von Bülow rühmt Hutten in seinen Klagen dankbar. Außer Rhagius waren in Frankfurt der Elsaßer Publius Vigilantius Bacillarius Azungia (dessen deutschen Namen niemand angiebt: hieß er Schmier oder, aus Wagenschmier verderbt, Wackelschmier?) und der Thüringer Trebelius (Notianus ist das latinisierte Surwint', d. i. Süderwind, Südwind) seine Lehrer, und die meklenburgischen Junker von Osten so wie der später in seiner Heimat zu hohem Ansehen aufgestiegene Pomeraner Stoientin seine namhafteren Freunde. Von einer akademischen Graduierung Huttens reden zwar Spätere, aber ohne zureichenden Grund. Dem Frankfurter Aufenthalt gehören die beiden poetischen Versuche an, die Laus Marchiae und De Virtute elegiaca exhortatio, welche man bisher für die Erstlinge der huttenschen Muse gehalten hat; wir besitzen aber eine bisher ganz unbemerkt gebliebene Elegie an Eoban Heß, welche schon in Erfurt verfaßt worden ist und die ihrem Gegenstande gemäß nicht so sehr als jene poetisch-rhetorisches Uebungsstück ist. Aber auch in jenen Erstlingen weiß der sinnige Biograph schon die Keime eines edlen Charakters zu erkennen.

Das 3. Kap. ist dem Lebensabschnitte Huttens gewidmet, der für die

innere Festigung des Charakters der wichtigere, dessen verhältnißmäßig große Dunkelheit uns daher um so lästiger ist; der Verfaßer weiß aber mit dem Stoff, den uns die Klagen und einige Briefe bieten, das „etwas vom fahrenden Ritter in Hutten“ so lebendig zu gestalten, daß wir diesen auf seiner Reise nach der Ostsee und einer ungestümen Fahrt auf ihr selbst wie im Nebel verfolgen können, bis wir ihn krank und bettelarm in Greifswald immatriculiert und im Hause der nach Huttens Schilderung eben so gemeinen als wohlhabenden Lötze, des Bürgermeisters und seines Sohns des Professors, finden, die ihn, als er Ende 1509 mit deren Einwilligung nach Rostock abzog, schmählich mißhandeln und berauben ließen, so daß er in letztrer Stadt, von Fieber und Dürftigkeit fast bis auf die Knochen verzehrt, bei dem mildthätigen Ekbert von Harlem Obdach und Pflege zu finden ebensosehr als Glück zu preisen hatte, als ihm die rohe Härte der Lossii zu den heftigen Querelen Stoff gab. „Die Hebamme von Huttens Geist war der Zorn.“ Diesen hatte hier nur ein privates Unrecht angefacht; in entsprechendem Gebiet halten sich auch die 20 Elegien, aus denen die von Trebel eingeführten und vom Verfaßer den Sechszehnern der Rostocker Universität mit einem Tetrastichon an jeden derselben gewidmeten Querelarum libri duo bestehen, theils Klagen, theils Hilfsgesuche und Danksagungen an Freunde, Gönner, Verwandte und Leser, zum Schluß ad poetas Germanos, die Huttens Muse für sich zu werben sucht. Auf diese Elegie verweist schon 1514 Eoban Heß die Nachwelt als auf eine Art poetischer Nationallitteratur. Das Schicksal der huttenschen Druckschrift von 1510 erzählt Strauß, nicht aber, daß im britischen Museum sich ein von Hutten selbst durchcorrigiertes und mit einem ungedruckten Widmungsgedicht an den 6 Jahre später in Wittenberg verstorbenen Dr. Kilian Reuter vermehrtes Exemplar derselben findet, worin er auch die beiden im Druck ausgefallenen Verse (II. 2, 5 und 6), welche dann auch in einige andere der erhaltenen Exemplare eingeschrieben worden sind, zugesetzt hat. Ende 1510 datiert Hutten aus Fachs Haus in Wittenberg an seine Freunde Osten die Widmung der in Hexametern verfaßten und ebenda Idib. Febr. 1511 vollendeten Ars versificandi oder Stichologie, welche an sich unwichtigste unter seinen Schriften, weil sie Schulbuch geworden ist, die meisten Drucke (ich kenne etwa 24) erfahren hat. In Wittenberg (in dessen Universitätsmatrikel Hutten nicht eingeschrieben ist) erhielt er also auch den biographisch so wichtigen Brief des Crotus vom 3. Februar 1511, worin dieser, auf andere uns leider nicht erhaltene Briefe Bezug nehmend, von der noch immer sehr bedenklichen Gesinnung des Vaters und von der zwar wohlwollenden der fuldischen Mönche gegen ihn spricht, die jedoch — Hutten scheint also darum nachgesucht zu haben, — Geldunterstützung vorläufig nicht gewähren wollten. Darauf scheint Hutten etwa ein Semester in Leipzig Vorlesungen gehalten zu haben, wenigstens ist für diese Annahme ein späterer

Brief Veit Werlers; gegen sie aber, daß davon in Zarnckes Leipziger Universitätsgeschichte nichts erwähnt ist, weniger daß Hutten schon im Herbste seine mühselige Wanderung durch Böhmen und Mähren nach Wien gemacht hatte. Hier in Vadians Pensionsanstalt (contubernium) machte er sich alsbald geachtet und beliebt: er wußte viele spannende und merkwürdige Erlebnisse zu berichten, hatte auch, auf einzelne Blätter, großentheils auf dem Pferde niedergeschriebene ansprechende Gedichte, seine ersten politischen Ansprachen, mitzutheilen. Wat ließ sie in Wien (1512), Hutten selbst später in Augsburg, umgearbeitet und vermehrt (Anfang 1519) drucken, eine Anmahnung des Kaisers zum Kriege gegen das Froschvolk der Venezianer, ein Heroicum, daß Deutschland noch nicht entartet sei, und ein Gedicht auf seinen eignen Einzug in Wien. Hier hinderte die Schelsucht der Universitätszunft die Ausführung seines Plans, über die Verskunst Vorlesungen zu halten; er wanderte über die Alpen.

Nach Italien zieht sein Bildungstrieb den Deutschen seit Jahrtausenden, zog es ihn zu Huttens Zeit um so mehr, als es die Pflanzstätte humanistischer und juristischer Bildung war, und Hutten insbesondere drängte dahin der Wille des Vaters, daß der Sohn, der einer Prälatur so leichtfertig entlaufen war, doch auf der weltlichen Laufbahn etwas werde. In Pavia hörte er im Sommer 1512 die Vorlesungen des Jason Mainus und hatte mit dem Augsburger Rem einen gemeinschaftlichen Lehrer im Griechischen. Bald aber vertrieben ihn die Kriegsunruhen; drei Tage hatten die Franzosen den armen fieberkranken deutschen Studenten in so hartem Gefängnisse gehalten, daß er sich schon seine Grabschrift dichtete. Auch in Bologna wollte ihm weder das Glück wohl, noch der es billig gesollt hätte, der Cardinal Lang von Salzburg (er war schon 1511 Cardinal geworden, obgleich ihm erst 1513 feierlich der Hut aufgesetzt wurde), welchem Hutten bei dessen Durchreise nach Rom im Namen der Deutschen zu Bologna ein Huldigungsgedicht gewidmet hatte; dieses ist wol nie erschienen, und seinen Widerwillen gegen den diplomatischen Prälaten hat Hutten nicht wieder abgelegt. Er mußte sich nun zum kaiserlichen Heere anwerben laßen, aus welchem Dienst ihm mehr poetische als kriegerische Kränze erwuchsen, Epigramme auf den Kaiser Maximilian und die Kriegsereignisse, „eines seiner frischesten, reizendsten Werke", die schon mit kecken Vorgefechten gegen den Papst schließen. Schwerlich gehört der Vir bonus, der erst 1513 in Erfurt erschien, seiner Entstehung nach dieser Zeit an: er ist „eine Reliquie aus früheren Tagen". Dagegen möchte ich den (ersten) Nemo (gedruckt Erfurt s. a., dann s. l. [Deventer] 1513. [1613 bei Str. ist Druckfehler], Wittenb. 1516 u. 1518. 4.) für ein Erzeugniß der Stimmung halten, in welcher er sich vornahm etwas zu werden und sich zu dem ihn, und wie dieses und Hutten damals standen, mit Recht so wenig anziehenden Studium der Jurisprudenz zu bequemen, so wie auch der s. g. Nemo revi-

viscens, die vermehrte und verbeßerte Auflage jenes ersten, der Entstehung nach (gedruckt ist er erst 1518) vor die zweite italiänische Reise 1515...17 fällt, von der er denn doch wiederkehrte, ohne etwas geworden zu sein. Im Sommer 1514 treffen wir Hutten als mainzischen Commissar in Erfurt, rigid juristisch auftretend; in Mainz nahmen sich Eitelwolf vom Stein, und wol auch sein Vetter, der Marschall Frowin v. Hutten des jungen Mannes, der zwar nichts war, aber etwas wollte und konnte, beßer an als die centaurischen Angehörigen auf der heimatlichen Burg, und wenn Eitelwolf nicht allzubald gestorben wäre, wer war zu der Ausführung des Plans in Mainz eine Musterakademie zu gründen, brauchbarer als sein Schützling Ulrich? Dieser dichtete auch, dazu aufgefordert von jenem Gönner, für den feierlichen Einzug des neuen Erzbischofs in seine rheinische Residenz (8. Nov. 1514) einen Panegyricus, der ihm außer einem Geschenke von 200 Goldgulden die Zuneigung des jungen Fürsten verschaffte. Diesem Mainzer Aufenthalt gehört auch die Anknüpfung der persönlichen Bekanntschaft zwischen Erasmus und Hutten an. Im Mai 1515 trifft eine doppelte Trauerbotschaft den in Bad Ems Heilung suchenden Hutten am selben Tage, Eitelwolfs Tod und die Ermordung seines Vetters Johannes v. Hutten, von der frankenbergischen Linie, des Sohnes des Würzburger Rathes und Erbamtmanns zu Trimberg Ludwig v. Hutten, durch den Herzog Ulrich von Wirtenberg.

Dieser Greuelthat und einem großen Theil der dadurch veranlaßten Schriften Ulrichs v. Hutten ist das 5. Kapitel der vorliegenden Schrift gewidmet. An dem Beispiele der Reden gegen den Herzog Ulrich bewährt Str. sein Talent, in die Genesis und die Individualität eines Schriftstellers und Schriftwerkes einzudringen, so sehr, daß wir, da wir nicht abschreiben wollen, dem Beschreiben entsagen. Nur zwei bibliographische Bemerkungen wollen wir hersetzen: 1) daß die Anm. 1 S. 135 am Schluße selbst ungenau ist: in die Brust stößt der Herzog seinem Schlachtopfer das Schwert nur auf dem Bilde in dem Ausschreiben; auf dem in der s. g. Steckelberger Sammlung steckt er das Schwert über dem Kopfe des Ermordeten in die Erde, diesen mit der Schlinge daran zu binden; 2) daß die s. g. Steckelberger Sammlung doch wol nicht auf Steckelberg gedruckt ist, obgleich am Schluße steht excusum in arce Stekelberk: ich beßitze ein Exemplar, in welches Ivo Schöffer eigenhändig eingeschrieben hat „Pro venerabilissimo viro dño Conrado pewtinger à Joanne Schoeffer Calcographo moguntiñ," und es ist mir nicht wahrscheinlich, daß mit einer Stegreifsdruckerei, wie die Steckelberger gewesen sein müßte, ein so schöner schöfferscher Druck, als er in jener Sammlung vorliegt, hätte geliefert werden können.

Huttens zweite Reise nach Italien 1515...17 schildert das 6. Kapitel. Sie ward im Winter 1515 angetreten; der Nemo, den er umgedichtet in

Deutschland zurückgelaßen hatte, war er auch noch, als er wiederkehrte, den Wunsch der Seinigen (der den Vater sogar so liberal gemacht hatte, daß auch er ihm nun discendis legibus sumptum zuwandte, obwol auch jetzt wieder der Erzbischof von Mainz beihalf), er möchte als Doctor zurückkommen, hat er nicht erfüllt; die Umstände verhinderten es. Hutten zog — er wäre lieber zu Erasmus gezogen — nach Rom; die Reiseroute sucht Str. gewiß richtig in dem Briefe des Magister Lang, Epp. obsc. vir. II. 12. Hier entstanden nicht bloß köstliche Epigramme, die uns meist in der Augsburger Sammlung vom 2. Jan. 1519 zuerst vorliegen (deren Holzschnitte zum Theil wirkliche Porträts sind, z. B. von K. Max, von Hutten selbst, von Julius II.), ohne Zweifel aber auch in italiänischen Drucken existieren, welche leider bei uns gar nicht zu finden sind; sondern hier keimten auch manche der vollendetsten huttenschen Werke, die später erst ihre Gestalt erhielten, wie die Clag und Vermahnung, die römische Dreifaltigkeit und andere. Auch sein Schwert für Deutschlands und seines Kaisers Ehre zu gebrauchen, ward er in dieser Zeit veranlaßt: in Viterbo kosteten Schmähungen einem Franzosen das Leben und vier anderen Fersengeld. Ende Juli 1516 war Hutten auch schon von Rom weg nach Bologna gezogen, wo er mit den Würzburger Freunden Fuchs und Fischer zusammen wohnte, und wo mit ihm der damalige Hofmeister der Nürnberger Geuder, der Neffen Pirckheimers, Cochläus, häufigen Verkehr hatte. Aber das Absynth der damaligen Jurisprudenz, das er im Ganzen doch vorschriftsmäßig getrunken zu haben scheint, mundete Hutten auch jetzt wieder gar nicht, er nahm lieber mit den jungen Geuder noch Unterricht im Griechischen und las, die wahre Lectüre für einen Hutten, Aristophanes und Lucian. Schön ist, was Str. andeutet, weshalb eigentliche Freundschaft zwischen Hutten und einem Cochläus, Mutian, Erasmus und Melanchthon nicht entstehen konnte; was er aber (S. 170) „von den schlechten Bildern, die von ihm übrig sind", sagt, bedarf der Berichtigung. Es ist uns (in der Berliner Kupferstichsammlung) eine dürersche Zeichnung von Huttens Kopf erhalten, die nicht nur kein schlechtes Bild ist, sondern auch einen Beweis liefert, daß wir wol eher als in Huttens Strenge, ja Wildheit und seinen oft schneidenden und zurückstoßenden Reden, den Grund der angeführten Thatsache in des Mannes stählerner Treue und rücksichtsloser Geradheit in Behauptung der Wahrheit und Freiheit zu suchen haben, die sich freilich mit dem den Umständen großes Gewicht beilegenden Charakter jener Männer, welche alle trotz ihrer Bedeutendheit von Achselträgerei und Kleinlichkeitsgeist nicht frei waren, nie vollkommen verbinden konnte: Hutten war nicht begeistert für Freiheit und Wahrheit, die Hingebung an sie war sein constanter natürlicher Zustand. Ich kann es mir nicht versagen, hier wenigstens auf die Erscheinung Huttens in der „Tragedia (oder Comedia) oder Spill, gehalten in dem Küniglichen Sal zu Pariß 1524"

hinzuweisen, wo auch Erasmus treffend gezeichnet agiert. Daß Str. mir den Beweis der Aechtheit und Identität jenes dürerschen Bildes (es ist ihm nicht unbekannt) abfordern kann, weiß ich wohl, auch daß mir derselbe bei der großen Menge sogenannter Huttenporträts und einander widersprechender Argumente vielleicht nicht genügend gelingen würde. In einer zweiten Auflage der Huttenbiographie, die hoffentlich nicht ausbleiben wird, wird dann hoffentlich auch den Huttenbildern ein Anhangskapitel gewidmet werden. Wir kehren zu den Erzeugnissen der huttenschen Muse selbst zurück: die epistola Italiae an Kaiser Max, worauf Coban die responsoria schrieb, die Heroica von der Fischerei der Venetianer und Marcus, voll poetischen und politischen Schwunges und ernster Ironie, die 2. und 3. Rede gegen den Wirtenberger und der Phalarismus, die alle in Bologna ausgearbeitet worden sind, würden bei einem andern, können aber nicht bei Hutten, der nun auch den Dreißigen sehr nahe kam, beweisen, daß er seine juristischen Studien hintangesetzt habe. Eine Erkrankung aber und darauf im Frühjahr 1517 ein Streit der Deutschen und Lombarden zu Bologna, zufolge dessen Hutten als Sprecher seiner Nation vor dem Gouverneur Fieschi (das Hiscus und das Fragezeichen hinter Fliscus hätte auf S. 184 wegbleiben können) sich zu patriotisch ausgesprochen hatte, veranlaßten ihn, das consilium abeundi nicht abzuwarten; er gieng über Ferrara und Venedig, an welchen Orten, besonders letzterem, er angenehme Bekanntschaften machte und mit der freundschaftlichsten Hochachtung aufgenommen wurde, nach Deutschland zurück. „Wir können (heißt es S. 178), in Absicht auf die Form Huttens Schriftstellerei in 3 Perioden theilen: Die erste die poetische, von seinen frühesten epigrammatischen und elegischen Versuchen in den Jahren 1506 und 7 an bis zum Panegyricus auf Albrecht und der Epistel Italias in den Jahren 1514 und 16. Der Rechtshandel wider den Herzog von Wirtenberg wirft ihn seit 1515 in die rednerische Form, neben welcher er auch die Briefform mit Sorgfalt ausbildet. Von 1517 an wendet er sich mit Vorliebe der Gesprächsform zu, greift aber bei Veranlaßungen zur Streitrede zurück, wie er die Briefform auch ferner fleißig anbaut; lateinische Gedichte werden selten; daß wir dagegen von da an nicht wenige deutsche Reime bei ihm finden, hängt mit seiner Hinwendung zur deutschen Sprache zusammen."

Die beiden folgenden Kapitel (7, 8), zeigen uns Hutten und seine litterarische Thätigkeit in dem reuchliniſtischen Kampfe gegen das kölnische Mönchstheologenthum. Nach einer Charakteristik Reuchlins folgt die Erzählung von dessen Zusammen- oder richtiger Gegeneinandertreffen mit Pfefferkorn und dem damit beginnenden, für die Litteratur so zu sagen weltgeschichtlichen Kriege zweier Richtungen des Schriftenthums, welche eine Gränze des Mittelalters und der neueren Zeit bilden. (Von Pfefferkorn besitzen wir einen mit dem

Monogramm Hieronymus Hopfers, I. H. bezeichneten gleichzeitigen Kupferstich, der, wenn auch schlecht, doch ähnlich in Weislingers Huttenus delarvatus wiederholt ist, und zur Veranschaulichung oder Ergänzung der crotischen Beschreibung, S. 195 Not. 1, dienen kann, wie wir denn, um es in dieser Parenthese zu sagen, die Anführung der zugänglicheren und irgend zuverläßigen Porträts in biographischen Darstellungen ganz geeignet erachten). Das Verbrennen der hebräischen Bücher, welchem Reuchlin, auch zu amtlicher Mitwirkung berufen, nur mit sehr verständigen Unterscheidungen, da sich die Maßregel nach Lage der Sachen nicht mehr ganz vermeiden ließ, das Wort redete, war die Stelle, an welcher das Geschwür der schon in die zweite Gährung weit vorangeschrittenen Scholastik der Käsemönche zum Ausbruch kam. Von Anschuldigungen in Druckschriften kam es, nach unnützen und mehr Friedfertigkeit als Muth bekundenden Versuchen Reuchlins sich Ruhe zu verschaffen, zu Processen vor der geistlichen Gewalt, in denen zwar die kölnische Partei den Vortheil der bequemeren Moral für sich hatte, Reuchlin aber für seine Sache die Zustimmung der älteren Männer von Bildung, mochten sie auch zum Theil die Form der reuchlinischen Gegenschriften mit Recht misbilligen, und die auflodernde Verehrung und den neckischen Muth der in der humanistischen Richtung auflebenden Jugend. Das Verfahren des Ketzermeisters Hochstraten im Oct. 1513, die komische Scene der dadurch, daß der Erzbischof die von Reuchlin an den Papst eingelegte Appellation zuließ, gehinderten Verbrennungsmonomanie des Dominicaners, die dennoch (10. Febr. 1514) erfolgte Verbrennung des Augenspiegels zu Köln, die Absolution Reuchlins vor dem commissarischen Gerichte zu Speier und Verfällung der verketzernden Partei in 111 Goldgulden Kostenersatz (24. Apr. 1514), Hochstratens Berufung an den Papst und Reuchlins Adhäsion gaben dem Streit ein immer weiter um sich greifendes Interesse; die Kölner zogen in das ihrige die theologischen Facultäten, die sich fortan glücklich recrutierenden Reuchlinisten in das ihrige weltliche und geistliche Potentaten und Städte, den Kaiser selbst. Leo X. und die von ihm ernannte Commission waren der Sache des in Person und zum Spicken gespickten Hochstraten wenig geneigt; die Partei des letztern drohte mit Berufung an ein Concilium, ja selbst mit Abfall vom Papste; die Partei Reuchlins verstärkt sich durch das humanistische Mittel der Herausgabe einer Sammlung von Briefen clarorum virorum ad Ioa. Reuchlin (zuerst Tübing. März 1514). Am 2. Juli 1516 erging die Sentenz zu Gunsten Reuchlins, aber alsbald auch ein die Sache niederschlagendes Decret des Papstes, mandatum de supersedendo; Hochstraten zog leichter als er gekommen war an Geld, aber voller an Gehäßigkeit und Gehaßtheit wieder heim; jedoch auch die Rührigkeit der Reuchlinisten hatte das eigentliche Ziel nicht erreicht; das gegen die Theologaster gezogene Schwert kam noch nicht wieder in die Scheide. Schon im Som-

mer 1514 schreibt Mutian von einem Triumphus Capnionis des Accius Neobius „id. est Hermanni Buschii", um dieselbe Zeit will Erasmus ein gleichnamiges Gedicht von Hutten in Mainz vorgezeigt bekommen haben, und Eoban Heß erklärte später mit aller Bestimmtheit, der Triumphus Capnionis Eleutherii Byzeni (zur Erklärung des Namens war auf Zenob. II. 63 zu verweisen, wonach „byzinische Freimüthigkeit" von einem Sohne Poseidons abgeleitet wird), welcher v. O. u. J. (1518? aber beide Drucke sind aus der anshelmischen Officin) erschien, sei von Hutten. Strauß hält die Gründe hierfür auch für überwiegend; ich kann aus ihnen nur den Indicienbeweis entnehmen, daß Hutten der Redacteur und wol auch Hauptverfaßer der merkwürdigen Schrift, diese übrigens eine ihm mit Busch gemeinsame Arbeit sei; von Buschens Triumphus ist daher auch später nicht mehr die Rede. Außer einer guten Anzahl Briefe von Hutten, (hervorzuheben ist der an den Grafen Herm. v. Neuenar vom 3. Apr. 1518, der zugleich Huttens erstes Augenmerk auf die Wittenberger bekundet) und seiner Freunde an ihn und andere über die reuchlinistische Sache gehören dieser Richtung auch an die hexametrische Exclamatio gegen Pfefferkorn, einen in Halle 1514 gemarterten Namensvetter des Kölner, und eine elegische Verwendung für Reuchlin bei dem nachmaligen Papst Hadrian VI. Weitaus das gefährlichste Geschoß gegen die Kölner Feinde, das sie auch zu Tode verwundete, waren aber die Epistolae obscurorum virorum: das sind nie rostende Pfeile, wie sie die komische Satire nie glücklicher und ernstlicher geschleudert hat. Der erste, 41 Briefe enthaltende Theil erschien 1516 in zwei verschiedenen Drucken, eine zweite durch eine „Appendex" von 7 Briefen vermehrte Ausgabe spätestens 1517 (in ein mir vorliegendes Exemplar hat der Constanzer Conr. Zwick „1517" seinen Namen eingeschrieben); der zweite aus 70 Briefen bestehende Theil erschien wahrscheinlich auch schon 1517; zum Anhang des ersten kam (1537?) ein achter Brief hinzu. Die Zuthaten der neueren (seit 1556) erschienenen Ausgaben, von denen keine etwas taugt, läßt auch Str. mit Recht unberücksichtigt. Er hebt zunächst hervor, wie sie Gegenstück einerseits der Epp. clarorum virorum, andererseits des Triumphus Capnionis seien, und versucht dann, glücklich genug, eine Vorstellung von ihrer Art dem deutschen Leser zu geben. Wir brauchen hier nur daran zu erinnern, daß diese Briefe nach Form und Inhalt nichts als der Scholastiker eigenes Zeuch sind, das ihnen in die Hände gegeben ist, daß sie sich damit unter sich vernichteten, wie das denn in der Hauptsache auch geschehen ist; in allen Wißenschaften brechen sich nun aus verschiedenen zusammenwirkenden Veranlaßungen neue Bahnen, was auch Hutten in einem Brief aus dieser Zeit mit Jubel preist, und wenn es ein Zufall ist, so ist es ein artiger, daß das herkömmlich dafür geltende Geburtsjahr der Reformation auch das der duo volumina Epp. obsc. vir. ist; diese haben „sogar noch vor

Luthers Ablaßstreit den wesentlichen Inhalt seiner Thesen und Streitschriften ausgesprochen", freilich auch nicht zuerst. Str. legt nun ein ziemlich detailliertes System des Inhalts jener Briefe vor, um dann die Frage nach deren Autorschaft zu erörtern. Ausgehend von Huttens eignen und anderer Aeußerungen, welche diesen als Verfaßer erscheinen laßen, erwägt er dann das merkwürdige Schreiben gegen die Apologie des Crotus von 1532, auf welches wir unten zurückkommen müßen, und welches den ganzen Crotus von dessen Erfurter Zeit an so abschildert, daß man ihm die Verfaßerschaft der Epp. o. v. ansieht, die er ihm zudem ausdrücklich zuspricht. Dieses bezieht auch Str. nur auf den ersten Theil der Briefe und sucht daraus, daß Hutten seit der Ermordung seines Vetters durch diese Familienangelegenheit zu sehr in Anspruch genommen und seit dem Herbste 15 in Italien gewesen sei, zu erklären, daß derselbe von Anfang an vielleicht keinen Antheil an jenen Briefen gehabt habe, und dessen Theilnahme vorzugsweise auf den 2. Theil zu beziehen sei; der erste Theil bestehe ursprünglich nur aus Briefen, die aus Deutschland und den Niederlanden datiert seien; der zweite habe viele aus Rom datierte Briefe und allerhand römische Anschauungen, und in ihm würden „unter der Form des Berichts von gehaltenen Gesprächen häufiger sehr ernste Erörterungen eingeflochten", auch werde hier Hutten von den Briefstellern mehrmals genannt und „schlecht gemacht". Str. entscheidet (S. 270), „nach äußeren Zeugnissen wie nach inneren Gründen haben wir in den Epp. o. v. ein Pickenick vor uns, dessen erste und hauptsächlichste Schüßeln von Crotus, die übrigen, mit jenen an Reichthum und Wohlgeschmack wetteifernd, von einer Anzahl der besten Köpfe unter den Humanisten der Zeit, insbesondere auch von Ulrich v. Hutten geliefert waren." Dieses Bild genügt mir nicht; ich darf aber hier meine Ansicht von der Autorschaft der Epp. O. V. nicht zu begründen versuchen; sie ist, ganz nicht neu, diese: Hauptmitarbeiter an beiden Theilen sind Crotus, Hutten, Busch; Redacteur und Haupturheber des ersten ist Crotus, des zweiten ist Hutten; wie viel oder wenig einzelne Einfälle anderer und welcher anderen eingearbeitet worden seien, ist genau nicht zu bestimmen, wol aber laßen sich vollständiger als Str. wagen mochte, einzelne Briefe dem Crotus oder Hutten und Büschen zuerkennen. (Vgl. auch die zum Theil sehr schwache „Charakteristik... der Epp. o. v. aus dem Edinb. Review in Vogler u. Bothe, Altes u. Neues f. Gesch. u. Dichtk. Potsd. 1832. 8. S. 231 ff.) Mit dem Bericht über die Aufnahme, welche die Epp. o. v. namentlich bei Erasmus fanden, wie die vernichteten Dunkelmänner eine Vernichtungsbulle gegen die Briefe erwirkten und sich dann durch ihre eigenen (des Ortwin Gratius) Lamentationes o. v. völlig ruinierten, schließt das anmuthige achte Kapitel.

Auf seiner Heimreise aus Italien weilte Hutten im Juli 1517 im Hause

des kaiserlichen Raths Peutinger zu Augsburg, dessen Tochter Constanze den Lorberkranz flocht, womit der Kaiser des gelehrten und kunstreichen, vielerfahrenen und kampfesmuthigen Ritters Stirn am 12. Juli schmückte. Das Dichterdiplom verdanken wir den emsigen Nachforschungen Burckhards. Peutinger, Spiegel und Stab suchten auch den jungen Freund in des Kaisers Dienste zu ziehen, dieser aber wanderte, nach einigem Bedenken, über Bamberg, wo er bei dem befreundeten Kanonikus Jacob Fuchs verweilte und Camerarius ihn kennen lernte, und wo die vierte Rede gegen den Wirtenberger geschrieben wurde, heimwärts. Von Steckelberg 1. December ist die merkwürdige an Leo X. gerichtete Vorrede zu der Schrift des Lorenzo Valla über die constantinische Schenkung datiert, welche Herder als Jugend-, Helden- oder Eulenspiegelstreich bezeichnete, welche aber Str. richtiger als eine wohlberechnete Wendung erklärt, dem Papste die Aeußerung des Misvergnügens über die, wie Hutten wohl wußte, sehr unwillkommene Publication abzuschneiden. Eine Abschrift von Vallas noch jetzt in der Geschichte der Kritik der kanonistischen Rechtsquellen Epoche machenden Schrift hatte sich Hutten noch in Bologna bei Cochläus, wo er sie zuerst gesehen, bestellt. Die curialistischen Aussaugungen Deutschlands erklären, „wie derselbe Erzbischof, der Luthers Angriff auf den Ablaß so übel aufnahm, mit Huttens Kampf gegen die päpstlichen Uebergriffe im Stillen nicht so unzufrieden war", vielmehr den keck angreifenden Streiter in seine Dienste nahm; der Mainzer Erzbischof hatte für sein Pallium 20,000 (nach Ranke Reform. I. 309 waren es 30,000) Goldgulden zu bezahlen, wogegen er sich an dem Ablaßhandel erholen sollte. Schon um Weihnachten finden wir Hutten in Angelegenheiten des Fürsten auf einer Reise zum Könige von Frankreich; in Paris bei Ruzäus bestens empfangen, machte er den günstigsten Eindruck auf Budäus, der nicht ohne Glück damals mit Erasmus um die Palme europäischen Gelehrtenruhmes rang, die Bekanntschaft des berühmten Faber von Estaples, der königlichen Leibärzte de la Ruelle und Cops aus Basel. Aber schon im Februar geleitet er seinen Mainzer Herrn nach Halle, ist jedoch am 3. April wieder in Mainz, von wo er, kaum vom Pferde abgestiegen, den oben angeführten Brief an den Grafen Neuenar über die reuchlinistische Angelegenheit nach Köln schreibt, den wir als den Höhepunkt von Huttens Amtswirksamkeit bezeichnend herausheben möchten; er läßt einen raschen, aber umsichtigen, mannigfaltig, aber freudig und gründlich thätigen Geschäftsmann erkennen, dessen eigentliches Wesen aber Patriotismus und Humanismus ist.

Auch das 10. Kap. eröffnet sich mit Reisen nach Sachsen und zurück nach Mainz, von wo Hutten schon am 25. Mai 1518 an Peutinger seine Aufmahnung an alle deutschen Fürsten zum Türkenkrieg sendet, welchen der Kaiser und die österreichische Partei aufrichtig beabsichtigte, der Papst und seine Partei

ernstlich zu beabsichtigen vorgab, der größere Theil der Reichsstände und der Geistlichkeit aber, auf welche die Lasten der Kriegszurüstung und Führung hauptsächlich gedrückt haben würden, mit Erfolg hinaus zu deliberieren suchte. Mit allem Feuer seiner Vaterlandsliebe zeigt hier Hutten die Nothwendigkeit dieses Krieges; aber wie mit einem Flammenschwerte fährt er auch in die Eifersüchtelei, Ueppigkeit und Selbstsucht der Fürsten, und wie ein Würgengel in die Herde der Römlinge. Die schlimmsten Stellen ließ Hutten, hauptsächlich wol auf Peutingers Betrieb, aus dem ersten, dem Quartdruck der Rede (Augsb. 1518) weg; aber das war Huttens Sache nicht, er veranstaltete gleich darauf im folgenden Jahr apud auream Moguntiam einen vollständigen (Octav-) Druck, worin jene Stellen, „welche zu freimüthig gegen das römische Wesen angehen, als daß ein schlechter Papst sie dulden könnte", an ihrem Orte zu lesen sind. Daß Hutten nicht der Vf. einer s. g. oratio dissuasoria de decimis sei, die ihm von vielen zugeschrieben wird, habe ich jüngst zu der ersten vollständigen und lesbaren Ausgabe derselben gezeigt; Str. räth auf Jacob Fuchs als Vf., ohne der mir gegründeter scheinenden auf Friedr. Fischer gehenden Vermuthung Hagens zu gedenken; die Erwähnung des Crotus und einige Zweifel unserer Biographie S. 306 ff. heben sich hoffentlich auch durch jene meine Abhandlung. Auf den Pasquillus exul und die „ganze Hecke von Schriften ähnlicher Art," gehen auch wir hier nicht näher ein, darin mit Str. ganz übereinstimmend, daß Hutten deren Vf. nicht sei. Während dieses Augsburger Aufenthaltes war Hutten kein müßiger Zuschauer des aus- und inwendigen Getriebes der Fürsten, Prälaten und des Reichstagswesens, wie uns noch einige Briefe bezeugen, (und wie viele mögen verkommen sein!) sondern pflegte auch Umgang mit manchen Freunden aus älterer und neuerer Zeit, ließ seinen zweiten Nemo drucken und schrieb wahrscheinlich schon an der Febris prima, gewiß aber auf das Drängen seines Freundes Stromer von Aurbach (damals Leibarzt des Mainzer Cardinals), welcher kurz vorher des Aeneas Sylvius Büchlein vom Elend der Höflinge bei Schöffer (Juli 1517, 4.) herausgegeben und seinen Freunden dediciert hatte, den Dialog Aula oder wie er ihn später nannte, Misaulus, welchen er an Pirckheimer sandte. Pirckheimers Kritik nahm Hutten mit wahrster Bescheidenheit auf und erwiderte sie mit bescheidenster Wahrheit in der biographisch so wichtigen Epistola vitae suae rationem reddens, welche Str. zu dem anziehendsten stellt, was aus Huttens Feder geflossen ist. Er schrieb diesen großen Brief, während er die Pein der schweren Krankheit und zugleich einer noch viel schwereren Kur im warmen Zimmer zu ertragen hatte: er hätte sonst sicherlich auch Luthern, der vom 7. Oct. an vierzehn Tage gegen Silvester Prierias sich dort zu vertheidigen hatte, in Augsburg persönlich und besser kennen gelernt als er ihn kannte, oder vielmehr nicht kannte, da er im Frühjahr an Neuenar schrieb.

Jene Krankheit und Kur ist der Gegenstand des vorletzten Kapitels des 1. Theils. Mit klarem Blick sieht der Biograph sich zunächst nach dem Entstehungsgrund der bis auf das Jahr 1508 zurückzuführenden Krankheit Huttens um. Dieser spricht an vielen Orten aufs unbefangenste von seinen Leiden, deren Symptomen und Verlauf, auch von den nachtheiligen Einwirkungen, welche unstäte, mühsalvolle und öfters mit Noth und Dürftigkeit ringende Lebensweise auf seinen Körperzustand geübt habe, wie er auch gelegentlich sich das Zeugniss giebt, nicht durch Unmäßigkeit oder Ausschweifung Verschlimmerungen des Uebels verschuldet zu haben, dessen Entstehungsgrund er nicht sowol verschweigt als vielmehr nirgend berührt, gleich als wäre es ihm angeboren. Er sagt zwar selbst von der venerischen Krankheit, sie werde derzeit schwerlich mehr ohne Ansteckung erzeugt; daß und wie er sie sich aber durch solche zugezogen habe, deutet er an keinem Orte an. Da nun Hutten und seine Zeitgenoßen jenes Uebel für ebenso unehrenrührig ansahen, als wir etwa heutiges Tags eine Lungenentzündung oder Unterleibsbeschwerden, und jener Zeit für unanstößig galt was in gebildeten bürgerlichen Kreißen die unsrige mit sittlichem Abscheu verwirft, so hält es Str. für die moralische Beurtheilung unerheblich, ob Hutten durch eine ihm nicht als solche erscheinende Ausschweifung oder, „hiebei zwar zufällig frei ausgegangen, dafür aber ein ander Mal unschuldig zu der Krankheit gekommen" sei. Die schmählichen Nachreden des von Hutten in seiner Selbstsucht entblößten Erasmus, der wohl wußte, daß er die von ihm abgelegten drei Gelübde selbst gebrochen habe, und (leider müßen wir es hinzusetzen) Melanchthons Beschimpfungen des todten Hutten machen mir noch minder als unsrem Biographen eine Ausschweifung Huttens als Grund seiner Krankheit wahrscheinlich; dagegen ist mir von größerem Gewicht als die von Str. für Huttens Sinnlichkeit angeführten Stellen, die auch von ihm nicht übergangene Thatsache, daß Hutten durchweg in seinen Schriften ungleich züchtiger und Lascivitäten abholder erscheint als viele seiner Zeitgenoßen, auf deren Sittlichkeit kein Stein geworfen wird. Die ganz unhistorischen Invectiven materialistischer Geschichtschreiber der Medicin und die gleichartigen pfäffischer Parteischriftsteller bleiben hier billig außer allem Betracht. Giebt man auch zu, daß ein streng geregeltes Jugendleben mit Huttens geistiger Eigenthümlichkeit schwerer als das Gegentheil zusammenzudenken ist, so scheint doch der Schluß noch nicht gerechtfertigt, daß Hutten sich wirklich seine Krankheit durch eine jugendliche Ausschweifung zugezogen habe, und wir müßen bei einem Non liquet beharren. Die Qualen der Krankheit und eilfmaliger Kur, wie sie Str. sehr geschickt Hutten nacherzählt, versuchen wir nicht zu schildern, noch den Inhalt der zu Ende Mai 1518 verfaßten und dem Kurfürsten Albert dedicierten Schrift De Guaiaci medicina zu bezeichnen, sondern bewundern lieber mit dem Biographen den gemeßenen Schritt der didaktischen

Darstellung, in welchem Hutten sich doch bisheran noch nicht bewegt hatte, und weit mehr noch die „Geistesstärke, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechthums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, alles Gesundheit, Frische und Leben ist." Die vollständige Ausgabe der Türkenrede war kein Geschenk für seinen Cardinal; schon von Augsburg aus hatte Hutten an Pirckheimer geschrieben, gute Carrière zu machen könne er mit schlichtem Lebenswandel nicht vereinigen; das aber hielt ihn nicht ab, jene Rede allen freien und wahrhaft Deutschen in feurigster Ansprache zu widmen. Seiner Eminenz dagegen dediciert er, nach einem kurzen Aufenthalt auf der heimischen Burg um Neujahr 1519 nach Mainz zurückgekehrt, die Schrift über das Guajak und die französische Krankheit, die er dem Salzburger Erzbischof zu dedicieren vergebens gebeten worden war. Auch schrieb er damals zu der von Carbach und Angst besorgten, in der schöfferschen Officin gedruckten Ausgabe des Livius, welche für einige Stücke der 4. Dekade princeps ist, auf Bitten jener und anderer Freunde die Zueignung an seinen Erzbischof und ließ im Februar das zwar sehr zudringliche, aber doch sich einschmeichelnde „erste Fieber" ausgehen, das sicherlich den Cardinal Cajetan etwas geschüttelt hat. Aber nun war Hutten auch des Hoflebens übersatt; die Gewogenheit seines Herrn hatte ihm eine Pension, wo er sich auch hinbegeben möge, verheißen; er sollte sie nicht lange genießen.

Der Krieg gegen den Mörder seines Vetters zog auch unsern Hutten gegen ihn in das Heer des schwäbischen Bundes und zugleich in Bekanntschaft, die alsbald wahre Freundschaft wurde, mit dem deutschen Ohnefurchtundtadel, Franz von Sickingen. Diesem verdeutschte und widmete er (1. März 1519) das erste Fieber. In denselben Tagen der Kriegszurüstung hatte er den Phalarismus wieder auflegen lassen und sich in einem Briefe an Franz I. von Frankreich bemüht, diesen zu überzeugen, daß er den Wirtenberger nicht unterstützen dürfe. Auch aus Huttens Briefen, deren uns grade aus dieser Zeit verhältnismäßig viele erhalten sind, erhellet, daß der Krieg gegen den Herzog anfangs, bevor die Schweizer jenen verließen, bedenklicher erschien, als er sich bald erwies; schon am 7. April war das Bundesheer auch in Stuttgart, wo Sickingen und Hutten für Reuchlins, des hochverehrten, Sicherheit bestens sorgten. Auch für die endliche Beisetzung des (bei Berührung noch blutenden) Leichnams des ermordeten Vetters wurde gesorgt. Das größte, was Hutten in diesem Kriegszug erobert hatte, war des Sickingers Freundschaft. Den Frühlings- und Heerzugsstaub wusch wol das Wildbad, wohin sich Hutten Ende Aprils begeben hatte, ab, aber nicht den unseligen morbus Gallicus. Nun entstand die letzte Rede gegen den Wirtenberger, noch einmal dessen und seiner Helfer Verruchtheit und nun auch dessen Fall schildernd; es erschien im September die oben besprochene sogenannte Steckelberger Samm-

lung der huttenschen Schriften gegen den Wirtenberger Herzog. Noch vor beendigtem Feldzug hätte Hutten seine Absicht, zunächst wieder an den Hof nach Mainz zurückzukehren, aber auch die, zu heiraten, vermeldet. Anfangs Juni finden wir ihn wieder in Mainz, wo er unter Fortbezug seines Gehalts freier Muße genoß. Ernstliche Heiratspläne und Bitte um Unterstützung derselben spricht er nun (26. Juli) gegen seinen Freund Arnold von Glauberg in Frankfurt a. M. aus; die gehoffte Braut muß aus eben dieser oder der v. holtzhausenschen oder doch einer mit diesen vertrauten Familie gewesen sein; und wie ernstlich die Bewerbung betrieben wurde, zeigt ein Brief des Cochläus vom 8. Februar 1520, Hutten habe Hoffnung nächstens eine reiche Frau aus edlem Geschlechte heimzuführen.

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die Gesellschaft und der gesellige Verkehr.

2.

Unter der Masse der an jedem Morgen die Straßen Roms durchziehenden Besucher gab es eine Classe, und zwar waren dies grade die regelmäßigsten und beflissensten, zu der man in irgend einer modernen Gesellschaft (wenigstens in dieser Ausdehnung) vergeblich die Analogie suchen würde. Es waren die Erbschleicher. Daß die Erbschleicherei sich zu einer Art von Profession ausbilden konnte, gehört zu den bezeichnenden Erscheinungen dieser Periode: sie hatte ihren Grund in der Zunahme der Ehe- und Kinderlosigkeit der höhern Stände. Die Ehe hatte schon in der Republik für eine Last gegolten, der sich zu unterziehen der Bürger nur durch die Pflicht gegen den Staat bewogen werden könne. Die fortgesetzten Bürgerkriege untergruben die schon gelockerten sittlichen und socialen Zustände vollends auf die Dauer und die von August versuchte Restauration konnte nicht anders als oberflächlich sein. Auch die Ehe hatte er durch Belohnungen und Auszeichnungen der Verheiratheten und Eltern, durch Strafen der Kinder- und Eheloſen zu heben und zu stützen gesucht. Vergebens; weder die einen noch die andern konnten die Vortheile aufwiegen, die jedem zuflossen, der eine Erbschaft zu vergeben hatte, ohne gesetzliche Erben zu haben. Hatte der Stand der Ehe- und Kinderlosen von jeher für den gemächlichsten und sorgenfreiesten gegolten, so wurde er nun immer mehr der einflußreichste und angenehmste; denn sie konnten unbedingt über Vermögen, Einfluß und Hilfsquellen all derer verfügen, die einst in ihrem Testament berücksichtigt zu werden hofften. Natürlich lag

es im Interesse der Reichen ohne Erben, möglichst zahlreiche Hoffnungen zu nähren, da diese für sie eine Art Leibrente waren, während andrerseits die Erbschaftsjäger große Kunst anwendeten, um die schwer zu fassende Beute zu sichern, ohne sich Blößen zu geben. Die mit der äußersten Uneigennützigkeit und Herzlichkeit maskirten Angriffe, die jeder Theil auf alle schwachen Seiten des andern machte und die oft ebenso fein parirt und erwidert wurden, machen einen hochkomischen Effect, wenn sie freilich auch den krassen Materialismus der damaligen Gesellschaft in widerwärtiger Nacktheit zeigen. Es ist wol nicht überflüssig zu bemerken, daß eine andere Art, sich eine wünschenswerthe Position zu geben, an die zu denken uns näher liegt, nämlich durch Heirath, wenig beliebt war, weil sie selten zum Ziel führte. Bei der in der Kaiserzeit üblichen Form der Eheschließung behielten die Frauen die Disposition über ihr Vermögen.

Es gibt kaum einen Schriftsteller oder Dichter aus der Zeit nach Christus, der die sittlichen und geselligen Zustände berührt, ohne von diesem Gegenstand zu sprechen. Wer dies Treiben aufmerksam beobachtete, dem schien es zuletzt, als wenn ganz Rom in zwei Parteien getheilt sei, von denen die eine auf die Testamente der andern speculirte, die andere aus diesen Speculationen Nutzen zu ziehen suchte. In dieser Stadt, sagt Petron, indem er das in Rom heimische Treiben nach Kroton verlegt, werden weder wissenschaftliche Studien getrieben, noch findet Beredtsamkeit einen Platz; weder Bravheit noch Sittenreinheit kommen auf einen grünen Zweig, sondern alle Menschen, die ihr sehn werdet, sie mögen sein welche sie wollen, sind in zwei Parteien getheilt. Entweder angeln sie oder sie lassen nach sich angeln. In dieser Stadt zieht niemand Kinder groß; denn wer Leibeserben hat, wird weder zu Gast gebeten noch zu Lustbarkeiten zugelassen, sondern von allen Vortheilen ausgeschlossen und führt ein obscures Leben unter denen, die der Ehre verlustig erklärt sind. Die aber nie geheirathet und keine nahen Verwandten haben, gelangen zu den höchsten Ehren, und werden für die einzigen vortrefflichen Menschen und sogar für schuldlos gehalten. Ihr werdet eine Stadt sehn, die einem Gefilde in einer Pest gleicht, auf dem es nichts gibt als Leichen und Raben, die sie zerfleischen. Einige Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller mögen zeigen, daß diese Schilderung etwas mehr ist als ein bloßes Phantasiegemälde. Seit die Kinderlosigkeit, schreibt der ältere Plinius, angefangen hat zum höchsten Ansehn und Einfluß zu führen und die Erbschleicherei der einträglichste Erwerb zu sein, seit es keinen Genuß gibt außer am Besitz, ist alles, was dem Leben Werth verleiht, zu Grunde gegangen. Die Kinderlosen, sagt Plutarch, laden die Reichen zu Gast, die Vornehmen machen ihnen den Hof, sie sind die einzigen, denen die Anwalte ihren Beistand umsonst ertheilen. Wird ihnen ein Kind geboren, so sind sie auf einmal freund- und machtlos.

Und was soll man sagen, wenn der Philosoph Seneca an eine Mutter, die ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn verloren hatte, allen Ernstes folgende Worte richten konnte: „Um einen sehr unwahrscheinlich klingenden, aber doch wahren Trost anzuwenden, so gibt in unserer Gesellschaft Verwaisung mehr Einfluß als sie entreißt, und Einsamkeit führt das Alter, das sie seiner Stützen zu berauben schien, vielmehr so sicher zur Macht, daß Viele Feindschaft gegen ihre Söhne heucheln, ihre Kinder abschwören und sich eine künstliche Verwaisung schaffen." Beiläufig gesagt war auch ein guter Theil der kolossalen Reichthümer Senecas, wenigstens nach der Behauptung seiner Gegner, durch Erbschleicherei erworben. Eine reich gesegnete Ehe galt als Beweis eines tugendhaften, selbstverleugnenden Bürgersinns; der jüngere Plinius berichtet von einem seiner Freunde, daß er mehre Kinder habe „in einem Zeitalter, wo den Meisten schon ein Sohn durch die Vorzüge der Kinderlosigkeit zur Last wird." Als charakteristisch für die primitiven Zustände Germaniens unterläßt Tacitus nicht zu erwähnen, daß Kinderlosigkeit da keine Vorzüge gewährt. Die Metaphern von Angel, Köder, Reusen, und wenn das Geschäft auf großem Fuß betrieben wurde, von Fischbehältern voll fetter Thune, von Geiern und Raben, die auf Aas lauern, haben Schriftstellern und Dichtern oft genug Gelegenheit gegeben, Witz oder Pathos zu entfalten.

In einem der witzigsten Gedichte des Horaz befragt Ulyß den Schatten des Sehers Tiresias, wie er seine durch die Wirthschaft der Freier zerrütteten Verhältnisse verbessern könne und erhält den Rath, sich auf Erbschleicherei zu legen, nebst den nöthigsten Anweisungen. Es gehörte keine geringe Kunst dazu, um dies Geschäft mit Erfolg zu betreiben. Es war eine schwere Aufgabe, nie aus der Rolle zu fallen, nie zu wenig zu thun, nie zu übertreiben. Von angenehmen kleinen Aufmerksamkeiten und Galanterien bis zu den wichtigsten und mit persönlicher Aufopferung verbundenen Dienstleistungen konnten kinderlose reiche alte Herrn und Damen von ihren ergebenen Freunden alles verlangen und erwarten. Ihnen wurden die feinsten Leckerbissen zugeschickt, Edelobst, feiner Honig, Gebäck und Wild liefen von allen Seiten in ihren Küchen ein. Ihre Gedichte fanden die lebhafteste Bewunderung. Ihre theure Gesundheit war der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt. Lagen sie zu Bett, so ließ ihre Krankenpflege nichts zu wünschen übrig. Gelübde, Gebete und Opfer stiegen zu den Göttern auf, Weissager wurden befragt, man vermaß sich, sagt Juvenal, im Fall ihrer Genesung Elephanten und Menschen zu opfern. Das schönere Geschlecht zeigte ihren Vorzügen gegenüber eine liebenswürdige Schwäche. Gefiel ihnen das Haus eines ihrer Freunde, so wurde es ihnen unentgeltlich zur Wohnung eingeräumt. Waren sie in einen schlimmen Rechtshandel verwickelt, so drängte man sich sie zu vertheidigen, die Sache mußte verzweifelt stehn, wenn sie nicht gewannen. Ihre Atrien

waren an jedem Morgen von einem Schwarm von Besuchern aus den besten Kreisen gefüllt. Martial zählt einmal unter den Diensten, die der Patron von seinen Clienten verlangt, auch den auf, ihn täglich zu ungefähr zehn Witwen begleiten zu müssen. Man sieht, sagt Juvenal, einen Prätor am frühen Morgen den voraufgehenden Lictor zu größerer Eile treiben: warum ist er so hastig? Er fürchtet, es möchte ihm bei Frau Modia oder Albina ein College zuvorkommen.

Dieser lästige, kostspielige und entwürdigende Dienst wurde auch im besten Fall auf sehr unsichere Aussichten hin geleistet; selbst dann, wenn die kinderlosen Reichen die aufrichtige Absicht hatten, ihn entsprechend zu vergüten; denn wie oft überlebten sie die, die sich geschmeichelt hatten sie zu beerben? Sehr häufig aber hatten sie diese Absicht gar nicht. Ihr Interesse war es, wie gesagt, möglichst viel Hoffnungen zu nähren, gleichviel ob sie nach ihrem Tode befriedigt wurden. Es war ihnen nicht zu verdenken, wenn sie auf einen Schelmen anderthalb spielten. Ihr Husten war oft nur fingirt. Sie machten ihr Testament womöglich dreißigmal in einem Jahr, um ihre Freunde ebenso oft zu den äußersten Anstrengungen zu treiben. Ja bisweilen mochte es einem Virtuosen gelingen, sich in den Besitz aller Vortheile der kinderlosen Reichen zu setzen, ohne reich zu sein. Die ungeheuern Güter in Afrika, die Kauffahrteischiffe, die von Karthago unterwegs waren, die Sklavenheere u. s. w., mit denen er groß that, waren nichts als Puff.

Doch bei weitem das größte Contingent zu den Scharen der Morgenbesucher wurde von einer Menschengattung gestellt, die in Rom so zahlreich war wie in allen Weltstädten, den beschäftigten Müßiggängern. Man nannte sie mit einem Namen, der früher nicht vorkommt und vielleicht erst zu Anfang der Monarchie, wo diese Classe sich sehr vermehrte, in Aufnahme gekommen ist, Ardelionen. Es gibt, sagt ein Dichter des ersten Jahrhunderts, zu Rom eine Nation von Ardelionen, die eilfertig umherrennt, voller Geschäftigkeit im Müßiggang, um nichts in Athem, vieles betreibt und nichts zu Stande bringt, sich selbst beschwerlich, andern aufs höchste widerlich ist. Seneca, der diese Menschen nach dem Leben geschildert hat, vergleicht sie mit Ameisen, die ohne Plan und Zweck an Bäumen bis zum Gipfel hinauf und wieder zur Wurzel herablaufen. Es sind die Leute, deren Leben eine ruhelose Unthätigkeit ist, die nie etwas zu thun haben, aber immer so aussehen als hätten sie etwas zu thun, die nicht ein bestimmtes Vorhaben, sondern der neue Morgen aus dem Hause treibt, die nur ausgehn, um das Gedränge zu vermehren. Wenn sie aus der Thür traten, gaben sie auf die Frage: Wo gehst du hin? Was hast du vor? zur Antwort: Ich weiß es in der That selbst nicht; aber ich will einige Besuche machen, irgend etwas unternehmen. Man fühlt Mitleiden mit ihnen, wenn man sie rennen sieht wie zum Feuer-

löschen, so sehr stoßen sie jeden, der ihnen in den Weg kommt, und stürzen sich und andere kopfüber; und wohin laufen sie? Sie machen einen Besuch, der nie erwidert wird. Wenn sie aus den nichtigsten Veranlassungen in der ganzen Stadt umhergerannt sind und endlich wieder nach Hause kommen, betheuern sie, sie wüßten gar nicht, weshalb sie ausgegangen, wo sie gewesen seien, und — treten am nächsten Tage dieselben Wanderungen an. Dies Geschlecht führte dies Leben noch in hohen Jahren unverändert fort, und starb im eigentlichsten Sinn in der Ausübung seines Berufs. Es gab Sechziger, die an jedem Morgen in Schweiß gebadet und „feucht von den Küssen des ganzen Rom" umherkeuchten, in dem Empfangszimmer jeder Dame ihren guten Morgen abstatteten, zehnmal am Tage nach dem kaiserlichen Palast hinaufeilten und fortwährend die Namen der mächtigsten Männer im Mund, führten: Dies sagt Martial, mögen allerdings junge Männer thun, aber nichts ist häßlicher als Ardelio in grauen Haaren.

Zum Glück für die hier geschilderte Classe gab es außer den Morgenbesuchen noch eine Menge nicht minder wichtiger Veranlassungen, den ganzen Tag außer dem Hause zuzubringen. Das hatten alle, die von ihrer Zeit einen bessern Gebrauch zu machen wußten, oft schmerzlich zu empfinden. „Es ist merkwürdig, sagt der jüngere Plinius, wie in Rom an jedem einzelnen Tage die Rechnung stimmt oder doch zu stimmen scheint: im Ganzen aber und wenn man mehre zusammennimmt, gar nicht. Denn wenn man jemanden fragt: Was hast du heute gethan? so ist die Antwort: ich habe einer Anlegung der Männertoga beigewohnt, eine Verlobung oder Hochzeit mitgemacht; jener hat mich zur Mitunterſieglung seines Testaments, dieser zum Beistand vor Gericht, ein dritter zu einer Berathschlagung eingeladen. Dergleichen Dinge erscheinen an dem Tage, wo man sie gethan hat, nothwendig, wenn man bedenkt, daß man sie täglich gethan, nichtig, und das um vieles mehr, wenn man Rom im Rücken hat. Hier sind nur einige von den zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen erwähnt, die eine ausgebreitete Bekanntschaft in Rom mit sich brachte; andere waren zum Theil noch zeitraubender und lästiger, wobei man in Anschlag bringen muß, daß die meisten einen festlichen Anzug erforderten und es ohne weite Wege in der großen Stadt selten abging. Bei allen bedeutenden festlichen oder schmerzlichen Anlässen forderte die Sitte, daß die Freunde des Feiernden oder Trauernden sich in möglichst großer Zahl einfanden, z. B. auch bei Leichenbegängnissen. Die Anlegung der Männertoga war die Ceremonie, die den Eintritt des Knaben ins bürgerliche Leben bezeichnete, gewöhnlich im funfzehnten Jahr. Besonders zeitraubend müssen Verlobungen und Hochzeiten gewesen sein, wenn man Bekanntschaften unter den Damen hatte, die sich schon wieder scheiden ließen, wenn das grüne Laub noch nicht abgewelkt war, das beim Einzug der jungen Frau die Pfosten

der neuen Hausthür schmückte, und es so zu acht Männern in fünf Jahren brachten. Außer der Abfassung des letzten Willens gab es noch eine große Anzahl bürgerlicher Handlungen, die zu ihrer Rechtsgiltigkeit die Anwesenheit mehrer Zeugen erforderten; diese untersiegelten das betreffende Document genau in der Reihenfolge, die sich aus ihrem Rang und ihrer gesellschaftlichen Stellung ergab. Dann waren Krankenbesuche zu machen, man mußte einem Proceß beiwohnen, einen Candidaten bei seiner Amtsbewerbung unterstützen, das Gefolge eines Consuls oder Prätors bei dem feierlichen Antritt seines Amts vermehren. Oder man hatte einem Rechtsanwalt zugesagt, ihn plädiren, einem Lehrer der Beredtsamkeit ihn vortragen zu hören, oder (das schrecklichste der Schrecken) die Einladung des neuesten poetischen Genies zu der Vorlesung des schon so lange sehnlich erwarteten Gedichts angenommen. In diesem Strudel von geselligen Verpflichtungen war es schwer, sich selbst zu leben. Es war kein Wunder, wenn tiefere Naturen, wie Horaz, sich aus den „Fluten und Stürmen" des römischen Lebens in die Ruhe und Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts retteten. Dagegen waren die Ardelionen in ihrem Element; die Verhältnisse beförderten das Wachsthum dieser Menschenclasse ins Grenzenlose und ließen sie nie ausgehn.

Der gesellige Verkehr erhielt durch die Sitte, an öffentlichen Orten zur Unterhaltung zusammenzukommen, (die für die beschäftigten Müßiggänger und Pflastertreter wie geschaffen war) eine gewisse Aehnlichkeit mit dem modernen italienischen; nur daß freilich die Zahl dieser Orte gegenwärtig auf sehr wenige beschränkt ist, als Cafés, Buchläden, u. dergl. in denen immerhin noch ein guter Theil der Stadtbevölkerungen sich mehr oder minder beständig aufhält, Bekanntschaften anknüpft und cultivirt, Neuigkeiten erfährt und erzählt, Conversation macht u. s. w., so daß die Brennpunkte des geselligen Lebens für ganze Classen des Mittelstandes im untern und zum Theil schon im mittlern Italien außerhalb des Hauses liegen. Im alten Rom war dies in unendlich höherm Grade der Fall, theils infolge der antiken Lebensweise, theils der Großartigkeit und Menge öffentlicher Anstalten, zu denen der Zutritt niemandem versagt war. Die Sitte des täglichen Bades versammelte nach Beendigung der Tagesgeschäfte, unmittelbar vor der Hauptmahlzeit viele tausende in den Thermen. Diese wundervollsten Prachtbauten der Kaiserstadt, deren Ueberreste den Ruinen ganzer Städte gleichen, enthielten nicht nur Badeanstalten aller Art, sondern auch weite Säle und Hallen zu gymnastischen Uebungen, zur Unterhaltung, zur Erfrischung, kurz alle nur erdenklichen Comforts. Wie hier kamen auch auf dem Marsfeld nur Männer zusammen, auf dessen auch im Winter grünen Rasenboden eine Menge sich in Leibesübungen tummelte, wo man ritt, fuhr, Ball schlug, in Waffen und im Ringkampf sich maß, in den gelben Fluten der vorüberströmenden Tiber

schwamm und Gewandtheit und Kraft von den Bravos der Zuschauer belohnt wurden. Dagegen auf den öffentlichen Spaziergängen zeigten sich auch Frauen. Hier wandelte man zwischen Buxhecken oder im Schatten von Platanen- und Lorbeeralleen, um die sich Säulenhallen zogen, mit Statuen, Bildern und kostbaren Teppichen reich geschmückt. Hier sah man zierlich gekleidete Männer neben Sänften von Frauen gehn, und den Sonnenschirm über sie halten. Auch die Schauspiele wurden als Orte der geselligen Unterhaltung benutzt, und wenigstens im Circus saßen Männer und Frauen zusammen. Endlich die Tempel waren als Orte der Verführung förmlich verrufen, am meisten die der ägyptischen Gottheiten, und ein unter Tiberius in die Oeffentlichkeit gelangtes schandbares Ereigniß bewirkte damals scharfe Maßregeln gegen diesen Gottesdienst. Ein römischer Ritter hatte im Einverständniß mit den Priestern eine angesehene Frau unter der Maske des hundsköpfigen Gottes Anubis verführt, und sie war naiv genug gewesen, sich der ihr zu Theil gewordenen Ehre gegen ihre Freundinnen zu rühmen.

Auch an den Gastmählern nahmen Frauen Theil. Neuvermählte mußten oft gleich nach der Hochzeit eine Reihe von solchen ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten durchmachen. Hier hatten in der Stadt „wo man des Lasters lachte und verführen und sich verführen lassen Zeitgeist hieß“ (Tacitus), die Bewerbungen der Männer um die Gunst der Frauen um so mehr Aussicht auf Erfolg, als sie von so mancher aufregenden Unterhaltung unterstützt zu sein pflegten; denn üppige spanische Ballete, frivole Scenen und Possen, schmelzende Musiken wurden den Gästen zur Würze der Tafel, nur zu oft im Uebermaß, geboten; falls nicht etwa der Hausherr seine eignen Gedichte vorlas. Eine von den Heroiden Ovids schildert Paris Bemühungen um Helena an der Tafel seines Gastfreundes mit den Farben und im Costüm jener Zeit, die Unsittlichkeit des damaligen Rom spiegelt sich in dem Gedicht auf eine abschreckende Weise. Die freche Zuversicht des Verführers, der seiner Geliebten versichert, sie könne nicht so bäurisch sein, eine Schönheit wie die ihre mit Tugend vereinbar zu halten, und ließen sie die ihnen von Menelaus gebotene Gelegenheit unbenutzt, so würden sie noch dümmer sein als er selbst; die graziöse Unbefangenheit der schönen Frau, die ohne die mindeste Befremdung zu zeigen zwar eine ausdrückliche Zusage ablehnt, aber andeutet, daß sie sich überraschen zu lassen wünscht; endlich die grenzenlose Verachtung, mit der beide auf den treuherzigen und vertrauensvollen Gemahl herabsehn — alles dies sind aus dem Leben genommene Züge, und so ist es auch die folgende Schilderung der gemeinsamen Mahlzeit. Die Schöne fühlt die kühnen unverwandten Blicke ihres Bewunderers auf sich geheftet; er seufzt, er ergreift ihren Becher und berührt ihn an der Stelle mit seinen Lippen, an der sie ihn zum Trinken angesetzt hat, er macht ihr Zeichen mit Augen und Fingern, er schreibt mit

Wein zärtliche Chiffern auf den Tisch, er erzählt Liebesgeschichten, die in durchsichtiger Verhüllung seine eigne Leidenschaft verrathen, ja er stellt sich betrunken, um seine Kühnheit unverfänglich erscheinen zu lassen.

Es gibt leider keinen gleichzeitigen Schriftsteller, der uns Proben aus der geselligen Conversation des kaiserlichen Rom in irgend einer Zeit aufbehalten hätte, höchstens die Briefsammlung des jüngern Plinius kann uns dienen, um den aus Herzlichkeit und Höflichkeit gemischten Ton der höhern Stände uns zu vergegenwärtigen, in dem der gebildete Italiener, der Meister der Gentilezza, auch heute so viel Angenehmes so ungezwungen bei jeder Gelegenheit zu sagen weiß. Unter dem Druck des schrankenlosesten Despotismus, in der unmittelbaren Nähe des Hofes und bei einer in allen Ständen aufs umfassendste (auch mit provocirenden Agenten) organisirten Spionage konnte sich übrigens auch das gleichgiltigste Gespräch nur mit tastender Behutsamkeit bewegen, und völlig zwanglos war man auch unter den besten Regierungen nicht. Martial sagt in einem Gedicht, worin er sechs Freunde zu einem frugalen Mahle ladet, diesem Feste solle die Freimüthigkeit fern bleiben, die man am andern Tage bereuen könnte. Dies war freilich ein Gebot der natürlichsten Klugheit, aber es mochte schwer genug sein, alle Gegenstände zu vermeiden, deren Besprechung damals möglicherweise freimüthig gefunden werden konnte, wenn man nicht Martials Rath, „sich von den Blauen und Grünen im Circus zu unterhalten" ausschließlich befolgen wollte. Die gewaltsame Ausschließung der Oeffentlichkeit in allem, was die innere und äußere Politik betraf, hatte natürlich die Folge, Vermuthungen, Gerüchte und Combinationen ins Grenzenlose zu vermehren (Tacitus nennt Rom eine „redelustige" Stadt) und die Sehnsucht nach Neuigkeiten unaufhörlich rege zu erhalten. Es fehlte nicht an Leuten, die immer das Neueste wußten und dieser begehrten Eigenschaft manche Einladung an wohlbesetzte Tafeln verdankten; ihre Kunst war sehr einfach; was sie nicht erfahren konnten, erfanden sie. Sie kannten die neuesten Intentionen des parthischen Cabinets, wußten die augenblickliche Stärke der Besatzungen am Rhein und Donau auf den Mann anzugeben, waren im Stande mitzutheilen, was die eben eingetroffene und noch nicht eröffnete Depesche von der dacischen Armee enthielt, wie oft im Lauf des Jahres in Oberägypten Regen gefallen, wie viel Schiffe aus den afrikanischen Häfen ausgelaufen waren, welcher Dichter bei der nächsten Preisvertheilung auf dem Capitol den Kranz erhalten werde. „Spare deine Kunst," redet Martial einen solchen Fabrikanten von Neuigkeiten an, „du sollst heute bei mir essen, aber nur unter der Bedingung, daß du mir nichts Neues erzählst." Doch bei weitem schlimmer und unheilvoller war die Ausspürung und Verbreitung von Geheimnissen, durch die bedeutende Männer compromittirt und oft ganze Familien dem Untergange geweiht wurden, nicht immer durch böse Absicht, sondern oft genug

nur durch die Sucht, mit wichtigen und interessanten Neuigkeiten groß zu thun veranlaßt. Seneca leitet diese Umträgerei aus dem Bedürfniß des beschäftigten Müßiggangs ab, die Zeit zu füllen, „daher," sagt er, „rührt jenes scheußlichste Laster, die Horcherei und Ausspürung von öffentlichen und geheimen Angelegenheiten und die Wissenschaft vieler Dinge, die weder sicher angehört noch sicher mitgetheilt werden." Dieser Umträgerei leisteten die ungeheuern Dienerschaften der großen Häuser außerordentlichen Vorschub. Ein Reicher, sagt Juvenal, hat nie ein Geheimniß. Wenn seine Sklaven schweigen, reden seine Pferde und Hunde, seine Thürpfosten und Marmorwände. Er schließe seine Fenster, verstopfe die Spalten, lösche das Licht, und wenn niemand bei ihm schläft, weiß doch vor Tagesanbruch der nächste Schenkwirth, was er um die Zeit des zweiten Hahnenschreis gethan hat. Die Sklaven fanden noch größeres Vergnügen darin, die Geheimnisse ihrer Herrschaft auszuplaudern, als gestohlenen Falerner zu trinken, und rächten sich für empfangene Prügel durch Geschichten, die zu erfinden sie keineswegs blöde waren, die Zunge war an ihnen der schlimmste Theil. So ging denn nicht leicht etwas in der Gesellschaft vor, das nicht in den zunächststehenden Kreisen sogleich Gegenstand des Gesprächs geworden wäre, und der Conversation floß immer neuer, unerschöpflicher Stoff zu. Ein reicher Mann starb plötzlich an einer Indigestion ohne ein Testament zu machen, ein andrer baute ein großes Haus in der Stadt oder auf einem Gute, jemand, der in beschränkten Verhältnissen war, veranstaltete ein luxuriöses Gastmahl, dergleichen wurde bei allen Gastmählern, in Thermen und Theatern besprochen, commentirt und kritisirt. Natürlich war nichts willkommner als Verhältnisse aller Art zwischen beiden Geschlechtern. Schon Properz wußte, daß Cynthia nicht ungestraft schön sein durfte, und daß der Schönheit die Nachrede als Buße beigesellt ist. Besonders unter den Frauen fehlte es nicht an solchen, die alles wußten, was vorgegangen war, und auch manches, was nicht vorgegangen war. Doch neben der Skandalchronik gab es im kaiserlichen Rom noch ein anderes, ebenso unerschöpfliches und kaum minder beliebtes Thema der Unterhaltung, die Schauspiele. Die Bestrebungen der Kaiser, das Volk durch Schauspiele zu beschäftigen und zu unterhalten, sind allbekannt, und wurden auch von den Zeitgenossen vollkommen richtig beurtheilt. Schon dem Schöpfer des pantomimischen Ballets, das auf der Bühne des kaiserlichen Rom in kurzem völlig dominirte, wird ein darauf bezügliches kühnes Wort in den Mund gelegt. Als August ihm wegen seiner Rivalität mit seinem Kunstgenossen Bathyll und der daraus im Publicum entstandenen Spaltungen Vorwürfe machte, soll er geantwortet haben: „Es ist dein Vortheil, Cäsar, wenn das Volk durch uns in Anspruch genommen wird. Die kolossalen Anstrengungen der Cäsaren, die Interessen des Volks in diese Bahn zu lenken, sind durch den Erfolg noch übertroffen wurden. Die Leiden-

schaft für die Bühne, die Arena und den Circus glich einer epidemischen Krankheit, die sich von den untern Schichten der Gesellschaft auf die höhern Stände verbreitete, die Leidenschaft für Gladiatoren und Rennpferde, so wird in einer um die Zeit von Titus Tod verfaßten Schrift geklagt, erfüllte die Gemüther so völlig, daß sie keinen Raum für edlere Bildung ließ.

Noch ein charakteristisches Moment der geselligen Unterhaltung ist zu erwähnen. Die beiden ersten Jahrhunderte waren Zeiten, in denen das Streben nach encyklopädischer Bildung sehr verbreitet war, das, wie natürlich, häufig genug in oberflächliche Vielwisserei ausartete. Daß diese nicht ermangelte, sich in der Conversation gehörig zur Schau zu stellen, versteht sich von selbst. Die Art, wie der petronische Trimalchio sich an seiner Tafel über alle Wissenschaften und Künste vernehmen läßt, zeigt hinreichend, wie sehr dergleichen Themas zur Unterhaltung beliebt waren, denn wenn schon ein reicher Freigelassener in einer Handelsstadt dabei so lange verweilt, muß in dem bildungseifrigen Rom bei weitem mehr Aufheben davon gemacht worden sein. In der That fehlte es nicht an solchen, die philosophische und literarische Studien machten, um ihre Gelehrsamkeit bei Tafel auszukramen und vielleicht gar die Bewunderung eines Senators zu erregen, den ein günstiges Geschick ihnen zum Nachbar geben mochte.

Solche vereinzelte, zufällig erhaltene Züge geben von dem Ton und Inhalt der geselligen Unterhaltung freilich nur ein sehr unvollkommnes Bild. Manches würden wir uns denken können, auch wenn wir nicht im Stande wären es mit Citaten zu belegen, wie wir z. B. auch ohne Senecas ausdrückliche Mittheilung wissen würden, daß Einleitungen von Gesprächen mit Betrachtungen über das Wetter zwar gewöhnlich waren, aber keineswegs für geistreich galten. Zum Schluß möge hier die Schilderung eines Stutzers aus Martials Feder stehn. Er trägt sein Haar in kunstvoller Ordnung, er duftet stets nach den feinsten Gerüchen. Er trällert alexandrinische Melodien und Ritornells spanischer Ballete, er bewegt seine glatten Arme in tänzerartiger Manier. Er sitzt den ganzen Tag unter den Lehnsesseln der Frauen und hat immer in irgend ein Ohr zu flüstern. Er schreibt Billetchen und liest die Billetchen andrer, er nimmt sich vor einer Berührung mit dem Ellbogen seines Nachbars in Acht. Er weiß von jedem, in welche Frau er verliebt ist, er läuft von einem Gastmahl zum andern, er weiß den Stammbaum des beliebtesten Renners im Circus auswendig. Der Dichter meint, es sei eine sehr verwickelte Sache, alle diese Eigenschaften zu vereinigen.

Deutsche Literatur.

Goethes Leben und Schriften, von G. H. Lewes, übersetzt von Dr. Julius Frese. 2 Bd. Berlin, Franz Duncker. —

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, von J. W. Schäfer. 3 Bd. Leipzig, T. O. Weigel. —

Wir haben bei dem Erscheinen des ersten Bandes der Freseschen Uebersetzung auf den Werth hingewiesen, den Lewes' Leben Goethes auch für Deutschland hat (Grenzboten 1857, 1. Quartal S. 262 ff.); wir haben zugleich auseinandergesetzt, inwiefern grade ein Engländer geeignet ist, die mannigfachen Schwierigkeiten zu ebnen, die sich einem solchen Unternehmen in den Weg stellen. Auf diesen Punkt kommen wir daher nicht mehr zurück. Der zweite Band hat sehr lange auf sich warten lassen; der Uebersetzer rechtfertigt diese Verzögerung durch die Sorgfalt seiner Arbeit, die in der That volles Lob verdient; auch die wenigen Anmerkungen, die er hinzusetzt (z. B. bei Gelegenheit von Christiane Vulpius) sind vortrefflich. Ob nicht eine größere Freiheit in der Behandlung des Textes für ein deutsches Publicum wünschenswerther gewesen wäre, ist freilich eine andere Frage. Namentlich in zwei Punkten hätte die Verschiedenheit der beiden Sprachen berücksichtigt werden sollen. Einmal gebraucht Lewes mit großem Behagen Kraftausdrücke, die im Englischen nicht so schlimm klingen, die aber im Deutschen einen gradezu injuriösen Charakter annehmen; zuweilen auch da, wo die Beleidigung offenbar nicht beabsichtigt ist. So heißt es S. 183 von der Schlegelschen Uebersetzung des Shakespeare wörtlich: „sie sei keineswegs so getreu, wie man in Deutschland meint, oft erbärmlich schwach und bisweilen sehr fehlerhaft in der Auffassung des Sinns," und ohne allen Uebergang wird hinzugesetzt, „im Ganzen habe sie in aller Literatur nicht ihres Gleichen." Eine solche Zusammenstellung von entgegengesetzten Prädicaten hat in Deutschland keinen Sinn, in England lernt man schon aus den parlamentarischen Debatten, über „den ehrenwerthen Gentleman, dessen gaunerische und spitzbübische Maßregeln das Land ruinirt haben, der aber sonst allgemeine Achtung verdient," sich nicht weiter zu verwundern. Daß Lewes auch bei dieser Stelle von den deutschen Gelehrten meint, ihre Kenntniß des Englischen reiche nicht so weit, um zu beurtheilen, ob etwas richtig oder falsch übersetzt sei, gehört zu den zahlreichen Höflichkeiten gegen das deutsche Volk. Hätte er sich etwas in der Shakespeareliteratur seines Vaterlandes umgesehn, wo unter den 10—15 Gelehrten, welche die Höhe dieser Wissenschaft erstiegen haben, so ziemlich jeder den andern für einen Ignoranten erklärt, so würde ihn das etwas gnädiger gegen die deutsche Gelehrsamkeit gestimmt haben. — Eine zweite Eigenthümlichkeit

des Originals, die der Uebersetzer hätte mildern können, liegt in dem gar zu blütenreichen Stil, der nicht den Engländern im Allgemeinen, sondern der Schule Carlyles angehört. Zuweilen sind Lewes' Bilder wie die seines Meisters von seltener Schönheit, aber noch häufiger verlieren sie sich in eine Malerei, die vielleicht in der descriptiven Poesie ihre Stelle fände, in die Prosa aber nicht gehört, wo das Bild nur insofern Berechtigung hat, als es dem Gegenstand einen deutlicheren Ausdruck gibt. Es soll kein Tadel gegen den Uebersetzer sein, da er sein Princip, Lewes genau so reden zu lassen, als er wirklich redet, klar ausgesprochen hat; doch glauben wir, daß eine schonende Bearbeitung bei der Mehrzahl der Leser den Zweck besser erreicht hätte.

Da das Buch bei unserm Publicum bereits den Eingang gefunden hat, den es in reichem Maße verdient, so wollen wir gleich hier alles zusammenstellen, was sich dagegen sagen läßt, weil eine übertriebene Anerkennung des englischen Schriftstellers ein Unrecht gegen unsere Landsleute wäre, die in demselben Fach gearbeitet haben.

Das ganze Buch ist nämlich von einer unangenehmen, weniger persönlichen als nationalen Selbstgefälligkeit getränkt. Für unsern großen Dichter empfindet Lewes eine ehrliche, warme, herzliche Verehrung, aber fortwährend bricht bei ihm die Ansicht durch, daß er von seinem Volk ganz und gar nicht verstanden sei. Am weimarschen Hofe eingeführt, hat er die sogenannte Goetheliteratur, so weit es einem Fremden möglich ist, gründlich studirt, aber das berechtigt ihn noch nicht, sich aus diesem sehr kleinen Kreise ein Bild von der öffentlichen Meinung Deutschlands zu machen. Es ist mit jedem Specialstudium fast unzertrennlich verbunden, daß sich auch bei den ehrlichsten und geistvollsten Männern gewisse Grillen einstellen, die sich nur aus dem zu nahen Standpunkt und der dadurch verrückten Perspective erklären; so ists auch in der Goetheliteratur gegangen. Wer sich von Goethe eine gründlichere Kenntniß angeeignet hat, als die Menge besitzt, legt sich natürlich am liebsten auf denjenigen Theil seiner Werke, zu dessen Verständniß ein tieferes Studium gehört, z. B. auf den zweiten Theil des Faust, auf die Wanderjahre und Aehnliches. Die wahrhaft classischen Schöpfungen Goethes bedürfen keines Commentars, jedes gesunde Gefühl versteht sie ohne weitere Beihilfe; in den genannten Schriften dagegen verlangt fast jede Seite einen eignen Schlüssel, und wer sollte diesen anders geben, als diejenigen, denen die Erklärung Goethes gewissermaßen ein Lebensberuf ist! Hätte Lewes dies in Erwägung gezogen, so hätte er sich nicht darüber gewundert, unter seinen Quellen so viele Commentare über den zweiten Theil des Faust, die Wanderjahre, die Geheimnisse, den Triumph der Empfindsamkeit u. s. w. zu finden, er hätte sich nicht darüber gewundert, wenn das detaillirte Studium dieser Werke, in denen trotz der schwachen Composition sich

der tiefe Denker und die schöne Empfindung nie verleugnet, den Ausleger verführt, grade darauf einen übertriebenen Werth zu legen. Wenn er aber daraus den Schluß zieht, daß das deutsche Volk im Allgemeinen Goethe hauptsächlich aus seinen Apokryphen kennen lernt, so möchte man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Die Zahl derer, welche den zweiten Theil des Faust einmal durchgelesen haben, wird nicht viel größer sein als die Zahl derer, die den ganzen Messias kennen, und was die zweite Lectüre betrifft, so wird das Verhältniß sich noch ungünstiger herausstellen. Ueber Dinge, die man nicht weiß, soll man aber kein Urtheil abgeben. Lewes bestimmt den Werth der einzelnen Werke Goethes im Ganzen richtig, wie ihn in Deutschland seit 70 Jahren jeder bestimmt hat, der Goethe liest, ausgenommen einen Theil derjenigen, die über Goethe schreiben, und die, um nicht die alten Ideen immer zu wiederholen, zuweilen etwas behaupten, was zwar neu, aber nicht wahr ist. — Neben jenen phantastischen Bewunderern sieht Lewes nur die sogenannten Feinde Goethes, diejenigen, die seine Herzensgüte in Abrede stellen, und namentlich sein vaterländisches Gefühl bezweifeln. Was das Erste betrifft, so war es in der That nöthig, thörichten Angriffen durch eine ernste Widerlegung zu begegnen. Es ist in dieser Beziehung zwar in Deutschland schon viel geleistet, aber Lewes' Darstellung hat den Vorzug einer schönen, hinreißenden Beredsamkeit, und muß jeden überzeugen, der ihr nicht bösen Willen entgegensetzt. Was nun das vaterländische Gefühl betrifft, so wiederholt Lewes die hohlen Redensarten, die wir schon von anderer Seite her gewohnt sind, was denn Goethe hätte thun sollen, ob Freiheitslieder dichten oder einen Landsturm organisiren, und ähnliche Fragen, die wegen ihrer Einfalt keine Antwort verdienen. Ueber so etwas hat ein Engländer nicht mit zu reden, er versteht nichts von dem tiefen Schmerz, der uns durch die Seele fährt, wenn wir sehen, wie Goethe, wie J. v. Müller, wie Hegel und andere in jenen Jahren der Schmach und Noth empfunden haben. Wer denkt denn daran, sie persönlich vor der Nachwelt verantwortlich zu machen? Aber daß es möglich war, daß unsere ersten Geister in einer Zeit, wo auch der Stumpfsinnigste hätte ergriffen werden sollen, gar kein Gefühl hatten für ihr Vaterland, daß einige gute Worte des Eroberers sie zu seinen Anhängern machen konnten, das ist ein Umstand, den wir uns immer wieder von neuem in Erinnerung rufen müssen, um die ungesunde Gesinnung, auf welcher zum Theil unsere classische Literatur beruhte, auf immer zu verbannen.

Am wunderlichsten nimmt sich eine Form der Polemik aus, die leider sehr um sich greift, und bei der doch jeder Sinn aufhört. Lewes zählt nämlich gewisse Vorwürfe auf, die man dem Dichter gemacht, mißbilligt dieselben auf das entschiedenste, ergeht sich über die Urheber derselben in den stärksten

Invectiven, und überrasche dann seine Leser nicht wenig, indem er ungefähr dieselben Vorwürfe in seinem eigenen Namen, zuweilen in viel gröberer Form, wiederholt. Es ist überhaupt schwer zu sagen, was diese ganze Polemik soll, da das Buch zunächst doch für ein englisches Publicum geschrieben ist, welches von Goethes Auslegern und Kritikern nicht das Mindeste weiß; im Gegentheil erst über Goethe etwas Bestimmteres zu erfahren wünscht, und es sieht beinah so aus, als ob Lewes der Eitelkeit seines Volks habe schmeicheln wollen: die Deutschen hätten zwar zufällig einen großen Dichter hervorgebracht, aber sie seien nicht im Stande gewesen ihn zu verstehen.

Gegen ein solches Verfahren muß von deutscher Seite entschieden protestirt werden. Unser Volk hat über seinen größten Dichter im Ganzen ein vollkommen richtiges Urtheil, und es ist mit seinem Leben vertraut. Die Extravaganzen einzelner Schriftsteller, denen doch zum Theil ein ursprünglich richtiger Gesichtspunkt zu Grunde liegt, sind nicht in die Gesinnung der Menge eingedrungen. Darum hätte eben der Uebersetzer seinem Original gegenüber die Freiheit des bessern Wissens in Anwendung bringen sollen, die Vorzüge desselben wären dann viel reiner hervorgetreten.

Und diese Vorzüge sind groß; sie sind so groß, daß wir das Buch trotz allem, was wir dagegen gesagt haben, doch immer noch für die beste Biographie Goethes halten. Was die Feststellung der Thatsachen betrifft, so haben wir zwar nicht gefunden, daß er etwas Wesentliches anführte, was bei seinem Vorgänger Schäfer nicht vorkäme: — da er diesen benutzt hat, so hätte er bei einzelnen Umständen, die in diesem bereits festgestellt sind z. B. bei dem Verhältniß Goethes zu Minna Herzlieb, sich nicht das Ansehn einer neuen Entdeckung geben sollen.

Aber er hat den großen Vorzug, gut zu erzählen. Die meisten Schriftsteller, die über Goethes Leben sich vernehmen lassen, vergessen, daß in solchen Fällen der Leser mit Recht erwartet, wenigstens einen gewissen Abglanz von Goethes Geist darin zu finden; sie ermüden entweder durch Trockenheit oder durch Weitschweifigkeit. Wenn wir dagegen bei Lewes die einzelnen gezierten oder zu weit verfolgten Bilder wegdenken, so haben wir fast durchweg eine schöne, gebildete Darstellung; die Gruppirung ist sehr geschickt und in einzelnen Abschnitten z. B. in der Darstellung der naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes sogar musterhaft; freilich nicht durchweg, wie denn die italienische Reise aus zusammenhanglos aneinandergefädelten einzelnen Sätzen Goethes besteht. Das Urtheil ist zwar selten genügend motivirt, und mitunter, z. B. in Tasso und Egmont, springt Lewes mit dem Dichter auf eine Weise um, als ob er es mit einem Schüler zu thun hätte, aber fast durchweg leitet ihn ein richtiger Instinct, und wenn wir die Gründe verändern möchten, dem Endurtheil können wir in den meisten Fällen beitreten. Am meisten erfrischt

uns die Wärme des Schriftstellers für seinen Gegenstand, sie erfrischt uns um so mehr, da er Goethe nicht thöricht vergöttert, ihn nicht über die Gesetze erhebt, denen alle übrigen Menschen unterworfen sind, sondern ihn innerhalb derselben rechtfertigt. Und wol konnte er das, denn wie viel wir auch gewohnt, in Goethe unser höchstes Ideal zu suchen, in seinem Leben vermissen, so erkennen wir immer mehr, je tiefer wir in den Kern seines Wesens eindringen, daß die schöne Dichtung aus einer schönen Seele hervorging. Wir möchten bei der Betrachtung seines Lebens ein Bild anwenden, welches in der Zeit seines Zusammenlebens mit Schiller ihn häufig beschäftigte. Es war eine griechische Sage, daß der überglückliche Mensch, um die Götter zu versöhnen, dem Neid derselben das höchste Kleinod des Lebens opfern müsse; so scheint es Goethe, der gewiß der Liebe fähiger war, als ein anderer, dunkel von der Liebe empfunden zu haben, sonst würde uns die Scheu, die ihn in den entscheidenden Momenten überfällt, gradezu unverständlich sein. Lewes bemüht sich zwar in wohlmeinender Absicht, die Ehe mit Christiane bis zu einer gewissen Grenze als die wirkliche Erfüllung seines Ideals darzustellen, und er folgt darin den geistvollen Paradoxien Adolph Stahrs, aber was darüber zu denken ist, hat bereits der Uebersetzer in einer sehr beachtenswerthen Anmerkung ausgesprochen.

Im Ganzen mögen wir also das Buch auch für unsere Literatur als einen Gewinn betrachten: es wird viele Leser finden, die sich von der trockenen Manier seiner Vorgänger nicht angezogen fühlten, und dazu beitragen, den Cultus des Schönen in unserm Volk zu kräftigen, der durch die streng sittliche Betrachtung zwar begrenzt, aber nicht aufgehoben werden soll. Das Bewußtsein, daß der Inhalt des Lebens wenigstens ebenso wichtig ist, als die Form, hat sich jetzt allgemein verbreitet, es kann nicht schaden, wenn man den Materialismus unserer Tage auch an den entgegengesetzten Gesichtspunkt erinnert.

Das zweite Buch rührt gleichfalls von einem Biographen Goethes her; es gehört zu einer größern Reihe von Schriften: Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart, zur Begründung der Zukunft, der wir schon manche beachtenswerthe Mittheilung zu verdanken haben, und bemüht sich, das literarische Leben des vorigen Jahrhunderts in Biographien einzelner hervorragender Dichter zu charakterisiren. Das erste Bändchen enthält Hagedorn, Haller, Klopstock, die leipziger und halberstädter Schule, das zweite Bändchen Lessing, Wieland und die Göttinger, das dritte Herder, Goethe und Schiller. Der Verfasser hat mit großem Geschick in dem beschränkten Raum, der eine tiefer eingehende Untersuchung ausschloß, diejenigen Momente in zweckmäßigen Gruppen zusammengestellt, welche dem Volk ein deutliches Bild von dem Treiben seiner Lieblinge geben, und es

daran gewöhnen, ohne Abgötterei, aber mit warmer Verehrung zu der Zeit zurückzublicken, auf welcher doch immer unsere heutige Bildung beruht.

J. S.

Quid faciamus nos?

Berlin. F. Schneider. 1858.

Wir haben diese Schrift mit einer gewissen Ueberraschung und vielem Interesse gelesen, erstens weil wir nach dem Verleger eine mehr oder minder verstekte russische Tendenz erwarteten. Man errinnert sich, daß während des orientalischen Krieges eine Reihe von Broschüren erschien, welche im Interesse des europäischen Gleichgewichts die Erhaltung des ungeschwächten Machtbestandes Rußlands empfahlen und Deutschland zur freundlichen Neutralität ermahnten, weil in Petersburg der Schwerpunkt des antirevolutionären Systems liege; mehre dieser Pamphlete gingen aus obiger Officin hervor und wir waren auf ein gleiches gefaßt, wir haben uns angenehm enttäuscht gefunden, und den Ausführungen des unbekannten Herrn Verfassers zum großen Theil unsern Beifall nicht versagen können. Die Schrift ist das entschiedenste Plaidoyer gegen russische oder französische Allianz und für die englisch-östreichische, und schließt mit einem bedeutsamen Hinblick auf die bevorstehende Familienverbindung des preußischen und englischen Königshauses. Wir wollen versuchen eine kurze Analyse der vorgetragenen Ansichten zu geben und zu begründen, bis wie weit wir mit dem Verfasser gehen können. Derselbe sucht in einem einleitenden Capitel „die Situation" die dermalige Stellung der europäischen Staaten zueinander zu zeichnen und findet, daß die frühere Spannung zwischen Frankreich und Rußland sich in den Explosionen von Sebastopol vollständig entladen, daß diese beiden großen Staaten sich nähern und dagegen die Allianz der Westmächte ihren hauptsächlichen Kitt in der beiderseitigen Feindseligkeit gegen Rußland verloren. Man wird hiergegen wenig einwenden können. Selbst wenn man als gewiß annehmen darf, daß beide Theile von der stuttgarter Zusammenkunft wenig befriedigt waren, und Weimar in Paris sehr üble Laune verursacht hat, so bleibt eine Annäherung zwischen Frankreich und Rußland unleugbar, es ist auch nicht wol zu bestreiten, daß die schönsten Tage der westmächtlichen Allianz vorüber sind und das Cabinet von St. James im Gegensatz zu dem der Tuilerien noch stets eine Gereiztheit gegen Rußland zeigt. Wir glauben zwar, daß Louis Napoleon keineswegs auf einen Bruch mit England ausgeht, sondern vielmehr überzeugt ist, daß derselbe sein Untergang sein würde, aber wir möchten vor allem deswegen den ungetrübten Bestand der Allianz mit England für problematisch halten, weil sie auf den zwei Augen des Kaisers steht, von einer Verbündung der beiden Völker ist keine Rede, die Antipathien und streitenden Interessen treten in höflichern Formen auf, aber bestehen ungeschwächt. Auch darin wird man dem Verfasser Recht geben müssen, daß eine geheime Furcht vor Frankreichs Absichten, namentlich in Italien, Oestreich

zu der Concession von Weimar bewogen hat. Ebendeshalb halten wir auch die Enthüllungen des Spectateur für Fabeln; wenn Oestreich Englands Allianz sicher war, wie hätte es sich dazu bequemt, mit Rußland eine Aussöhnung zu suchen, die so wenig Chancen hatte und wie man jetzt sieht ganz fehlgeschlagen ist? Wir glauben, daß die Diplomaten jenes französischen Blattes die Glocken haben läuten hören, aber doch nicht genau wissen, wie die Sachen stehen. Ohne in die Geheimnisse der Staatskanzlei eingeweiht zu sein, will es uns nämlich sehr wahrscheinlich bedünken, daß die östreichischen Staatsmänner, welche gewiß nicht mit der Kreuzzeitung den Untergang der britischen Macht in dem indischen Aufstand sehen, die schlimmste Periode desselben benutzt, um England zu einer Allianz einzuladen, aber wir zweifeln daran, daß letzteres große Verpflichtungen gegen das wiener Cabinet übernommen. Es ist bekannt, daß gleiche Interessen die beiden Staaten in der Donaufürstenthümerfrage geleitet haben; über diesen Punkt, über Schutz der Türkei und Aehnliches mögen Verabredungen getroffen sein, aber gewiß sind keine Garantien des Besitzstandes, die für Oesterreich wegen Italien vor allem wichtig waren, gegeben, im Gegentheil wird die Niederlage, welche Lord Palmerston durch Disraeli in Betreff jenes geheimen Vertrages erlitt, den englischen Premier gewiß sehr vorsichtig gemacht haben. — Alle die verschiedenen Annäherungen und Spannungen sind provisorischer, einleitender, sondirender Natur, mehr als je gilt von der europäischen Staatengruppe das Wort Napoleons I.: le vieux système est à bout, le nouveau n'est point assis, die heilige Allianz ist zu Ende und auch von H. von Gerlach begraben, was danach kommen wird verbirgt sich noch hinter dem Schleier der Zukunft. Der Verfasser wirft nun die Frage auf, welche Politik Preußen fromme, das von allen großen Bewegungen immer mehr oder weniger mitberührt und durch seine Lage anderseits am meisten geeignet sei, eine gewisse Vermittlung auszuüben und sucht aus der Betrachtung der wesentlichen Interessen der Großmächte eine Antwort auf das Quid faciamus nos?

Er beginnt mit einer Erörterung der Donaupolitik, als derjenigen Frage, bei der sich eine vorläufige Gruppirung der fünf Großstaaten gezeigt hat, um dann zu sehen, ob sich dieselbe nach ihren tiefern Lebensbedingungen wird halten können. Wir stimmen ganz mit diesem Capitel überein; wenn auch die Lebenskraft der Türkei etwas überschätzt ist, wird man ihr doch einen erheblichen Fond von Zähigkeit zugestehen müssen und Konstantinopel bleibt der wichtigste Punkt des Ostens. Wir haben so wenig als der Verfasser begreifen können, was Preußen zu so entschiedenen Schritten gegen die hohe Pforte bestimmte, welche es noch nie beleidigt, sondern ihm wiederholt wichtig gewesen, zumal da es nicht leicht materielle Mittel in Bewegung setzen kann wie England, Rußland, Frankreich oder Oestreich, um verlornen Einfluß wiederzugewinnen und zu welchem Zweck? für einen Rumänenstaat, den Frankreich und Rußland begünstigen, weil er ihnen eine Handhabe bietet, ersterem gegen Oestreich, letzterem gegen die Türkei und Oestreich, wo sich die beiden absolutistischen Militärmächte plötzlich für Wahlfreiheit begeistern und für nationale Institutionen schwärmen. Was konnte Preußen bestimmen, mit den beiden zu gehen, etwa Dankbarkeit für die Vermittlung in der neuenburger Angelegenheit, in deren Folge auch das nudum jus Quiritium verschwunden, oder für die rücksichtsvolle Weise, in der es in der schleswig-holsteinischen Frage unterstützt war, oder war es

nicht vielmehr das Vergnügen, Oestreich entgegensein zu können im Schutze von Rußland und Frankreich? Es scheint in letzterer Zeit das Verhängniß Preußens gewesen zu sein, seine gewiß berechtigte Nebenbuhlerschaft gegen Oestreich zur Unzeit geltend zu machen, es fehlte der Entschluß und vielleicht auch die Kraft, die großen Lebensstreitfragen zum Austrag zu bringen, man entschädigte sich dafür durch kleine Seitenhiebe, welche reizten ohne zu schwächen. Preußen hatte an den Rumänen und ihrem Streite kein Interesse, aber es hätte diese Frage, wo seine Stimme für oder gegen in die Wagschale fiel, benutzen sollen, um Oestreich zu sagen: Zug um Zug, ich mit dir an der Donau, du mit mir an der Eider. — Wir sagen deshalb mit dem Verfasser, daß die Wendung der preußischen Politik gegen das preußische Interesse war und hoffen, weil wir an eine große Zukunft Preußens glauben, daß die Gruppirung Frankreich, Rußland, Preußen vorübergehend sein werde und keine Einleitung zu einer dauernden Allianz. Denn was können wir von einer solchen erwarten? Diese Frage bespricht Cap. III. Es wird vorausgeschickt, daß unter Allianz nicht ein bloßes freundnachbarliches Verhältniß, welches mit jedem Staate wünschenswerth sei, oder ein augenblickliches Zusammenwirken zu gewissen Zwecken verstanden werde, sondern eine auf unbestimmte Dauer für die nicht im Voraus zu übersehenden Chancen der Politik geschlossene Verbindung, welche daher eine Harmonie der Interessen für die verbundnen Theile voraussetzt. Diese im Allgemeinen gewiß richtige Definition wäre doch vielleicht auf die Verbindungen zu beschränken, welche man natürliche Allianzen zu nennen pflegt, die Vereinigung Rußlands und Preußens 1813 war gewiß eine rechte Allianz, und doch war sie nur auf einen bestimmten vorübergehenden Zweck, das Zurückdrängen der französischen Uebermacht, gerichtet, eine dauernde Harmonie der Interessen beider Staaten fand nicht statt, eine solche findet sich aber z. B. unsrer Ansicht nach zwischen England und Preußen und deshalb nennen wir diese beiden Mächte natürliche Alliirte. —

Wir wollen nicht umständlich die bündige und klare Recapitulation der von diesen Blättern so oft geltend gemachten Gründe wiederholen, weshalb Preußen eine Allianz mit Rußland unter den meisten Verhältnissen ungünstig sein müsse. Der Verfasser zeigt, daß die Ideen von Legitimität, heiliger Allianz ꝛc. eben ein Werkzeug in den Händen des petersburger Cabinets waren, und daß eine Politik systematischer Eroberung, wie sie an Consequenz nur ein Seitenstück im römischen Senate und der Curie habe, allen Nachbarstaaten höchst gefährlich sei; wie die Römer die Unterjochung eines Volkes dadurch begannen, daß sie es zu ihrem Bundesgenossen machten, so sucht Rußland seine Nachbarn unter sein Protectorat zu bringen, die Consequenz von St. Petersburg als Hauptstadt und Sebastopol als Hauptfestung waren Kopenhagen und Konstantinopel als Vorstädte. Die Geschichte zeigt, was Preußen durch Rußland gewonnen hat oder umgekehrt.

Was Frankreich betrifft, so stimmen wir allerdings in der Hauptsache, nämlich daß für eine preußische Allianz auch hier die Bedingungen nicht vorhanden seien, mit dem Verfasser überein, aber nicht so ganz in der Beurtheilung der Pläne des Kaisers. Er scheint uns auf die napoleonischen Traditionen nach einer Seite hin zu großes Gewicht zu legen; es ist wahr, der Neffe steht ganz auf den Schultern des Onkels, aber er ist darum doch nicht weniger sein vollkommnes Gegenstück, er braucht die Glorie des ersten Kaiserreichs, um das zweite damit zu verbrämen, aber er thut

faſt ſtets das Gegentheil von dem, was der erſte ſeines Namens that. Wenn der Verfaſſer ihm bereitwillig große Mäßigung neben großer Klugheit zugeſteht, warum legt er auf frühere Aeußerungen bei der boulogner Landung ſolchen Werth? Das iſt eben der Vorzug, welcher Louis Napoleon auszeichnet, daß er beſtändig lernt und ſich nicht durch frühere Meinungen gebunden glaubt, wenn er einſieht, daß er Unrecht gehabt, oder daß die Umſtände ſich geändert. War nicht die Geſchichte mit dem Adler in Boulogne abſurd? warum ſoll eine damalige Phraſe deſſelben Mannes, er repräſentire die Niederlage von Waterloo, mehr gelten? Es war eben damals eine Zeit, wo das revanche pour Waterloo in aller Munde war und Louis Napoleon, der ſich durch Boulogne wie durch Straßburg nur in Erinnerung bringen wollte, bediente ſich in ſeinem Proceß ſolcher Schlagworte, welche, wie er wußte, zünden würden. In den Idees Napoleoniennes ſind gewiß für den jetzigen Kaiſer höchſt charakteriſtiſche Sachen, aber kann man glauben, daß er alles davon noch vertreten werde? Wir glauben es nicht, und glauben deshalb auch nicht, daß er die Rheingrenze beabſichtigt, weil er weiß, daß dies ein Bruch mit England iſt, den er nicht ertragen kann. Wenn auf der andern Seite der Verfaſſer es Napoleon als Verdienſt anrechnet, der Stagnation der heiligen Allianz ein Ende gemacht zu haben, ſo wollen wir dem nicht widerſprechen, aber es ſcheint uns zu weit gegangen, wenn er im napoleoniſchen Princip ſogar etwas Heilſames für ganz Europa ſieht, weil es ein weſentlich dynamiſches Princip ſei; iſt es als ein Glück zu preiſen, daß die Lorbeern des Staatsſtreiches ſo viele Fürſten und Miniſter nicht haben ſchlafen laſſen? Sehr richtig macht die Bemerkung den Schluß des Capitels, daß, wenn weder mit Rußland noch mit Frankreich eine Allianz für Preußen wünſchenswerth ſei, eine Verbündung mit beiden vollends verkehrt ſein würde, der langgeſtreckte Staat würde in der Umarmung ſeiner beiden gröber zuſammengeſetzten Freunde erdrückt werden.

Es bleibt alſo, das iſt der Schluß, dem wir von ganzem Herzen beiſtimmen, für Preußen nur die Allianz mit England. Beide Staaten haben keine großen Intereſſen, die ſich widerſtreiten, wo das der Fall und poſitive gleichartige Beſtrebungen dazu kommen, ſind die Grundlagen eines natürlichen Bundes gegeben. England kann kein Dorf von Preußen gebrauchen, es bedarf aber einer ſichern militäriſchen Allianz auf dem Continent, und iſt Preußen bereit dazu, dies zu werden, ſo wird England ſein Auswachſen nicht nur nicht hindern, ſondern fördern. Man kann, wie uns bedünken will, hierauf nicht genug Nachdruck legen. So lange Preußen von Rußland ſich umgarnen ließ und weſentlich eine antienglíſche Politik befolgte, durfte es England nicht begünſtigen, es würde ſich jedoch gewiß jeder Schmälerung ſeines Beſitzſtandes widerſetzt haben; der Frage aber, ob Preußen ein zuverläſſiger Alliirter werde, wird England alle andern Bedenken unterordnen. Preußen dagegen iſt es unendlich wichtig, einen ſeemächtigen Verbündeten zu haben. Sehr hübſch wird in Cap. IV. die Geſchichte der Beziehungen beider Staaten zueinander ſkizzirt, aber beſonders ſchlagend iſt die Schilderung der Grundlagen der engliſchen Macht. „Es iſt das Eigenthümliche der britiſchen Handels- und Seeherrſchaft, daß ſie in der That nicht die Baſis der britiſchen Größe bildet, ſondern nur den Hebel ihrer Entwicklung, während das Fundament in einer ſoliden Landmacht liegt. England iſt Rom und Karthago zugleich. Und wie es urſprünglich als Agriculturſtaat gegründet ward und die Grundbeſitzverhältniſſe noch bis heute den Kern ſeiner po-

litischen Verfassung bilden, so bildet noch bis heute die Landmacht den Kern seiner Wehrkraft." —

Bis hierher haben wir dem Verfasser in allen Hauptsachen folgen können; jetzt, wo er im fünften Capitel zur Allianz mit Oestreich kommt, werden wir bedenklich. Er folgert es zunächst daraus, daß England Oestreichs natürlicher Bundesgenosse sei und wir nicht der Feind von unsers Freundes Freund sein dürften. Es ist wahr, daß viele Bündnisse zwischen London und Wien gezeichnet sind, indeß schlechtweg würden wir doch nicht Oestreich den natürlichen Alliirten Großbritanniens nennen; ob letzteres z. B. in Italien zu seinen Gunsten einschreiten würde, ist fraglich, fraglich auch, ob es seine Partei genommen hätte, wenn 1850 der Krieg mit Preußen ausbrach. Andrerseits wissen wir zwar sehr wohl, daß in Bezug auf die Türkei, auf Eroberungsgelüste Frankreichs beide Länder zusammenstehen und leugnen auch gar nicht, daß gegen das Ausland eine Allianz zwischen Oestreich und Preußen geboten sein wird, aber der Verfasser nimmt es zu leicht mit der Nebenbuhlerschaft beider Staaten. Um Schlesien handelt es sich freilich nicht mehr, sondern um ein größeres Subject, die Führerschaft in Deutschland; es ist doch sehr fraglich, ob Friedrich der Große, wenn er jetzt lebte, wie der Verfasser denkt, sagen würde: „Wir (Oestreich und Preußen) haben uns jetzt genug durchgebläut und wollen eine Politik ergreifen, welche Zerwürfnisse unmöglich macht." Er würde nicht so sprechen, weil die tiefere Verschiedenheit der Interessen, die sich Deutschland gegenüber gegenseitig ausschließen, es unmöglich machen würde. Wenn die Augsburger Allgemeine Zeitung von Zeit zu Zeit dafür schwärmt, Oestreich als das Haupt und Preußen als das Schwert Deutschlands zu sehen, so ist das von diesem östreichischen Constitutionnel ganz politisch, weil es darauf herauskommen würde, daß Preußen sich zu Oestreich schlüge, aber es ist im preußischen Interesse eben doch unmöglich. Aber das wünschen wir mit dem Verfasser, daß beide gegen das Ausland einig seien, und daß sie es aufgeben, sich mit kleinen Eifersüchteleien zu ärgern, mögen sie ihre Gegensätze zurücktreten lassen bis zum Tage, wo sie dieselben austragen können. Daß, wenn Preußen und Oestreich einig sind, das übrige Deutschland mit muß, ist gewiß nicht zu bestreiten, aber sie können ihren Lebensbedingungen nach eben oft und in Hauptsachen nicht einig sein. Die Betrachtungen über das deutsche Staatensystem und das germanische Princip sind die schwächsten Abschnitte der Schrift, letzteres mag immerhin eine gewisse Bedeutung haben, aber dieselbe darf vom Gesichtspunkte der praktischen Politik nicht überschätzt werden. Hiervon abgesehen glauben wir unsern Lesern die Schrift angelegentlich empfehlen zu können, man wird sie selbst da gern lesen, wo man ihr nicht folgen kann, der Sinn ist ehrenwerth, die Ansichten bestimmt und verständig vorgetragen, nur wäre im Interesse des guten Geschmackes zu wünschen gewesen, daß Ausdrücke wie „Wischiwaschi" oder Preußen möge seine Rippen verassecuriren, weggeblieben wären.

Literatur.

Französische Kritik. — Daß diejenige Periode der französischen Literatur, welche bald nach dem Sturz des Kaiserreichs beginnt, einige Jahre nach der Julirevolution ihre höchste Blüte erreicht, und dann vermittelst einer unerhörten Massenwirkung die Februarrevolution motivirt, seit dem Eintritte jener Katastrophe in schneller Abnahme begriffen ist, konnte man schon seit mehrern Jahren wahrnehmen. Am auffallendsten ist es im vergangenen Jahr hervorgetreten, wo der Tod eine Menge der alten Berühmtheiten hinwegraffte. Man würde aber ebenso unrecht thun, daraus auf eine Abschwächung des Volksgeistes im Allgemeinen zu schließen, als wenn man aus ähnlichen Symptomen in Deutschland denselben Schluß ziehen wollte. Die Poesie, gleichviel ob in guter oder schlimmer Richtung, blüht nur in einer Zeit, wo ein allgemeiner Glaube oder ein allgemeines Vorurtheil die Menge beherrscht, auf das man sich ohne weiteres berufen kann, in einer Zeit, die von Idealen gesättigt ist oder sich wenigstens nach Idealen sehnt. Nichts ist so geeignet, diesen Idealismus niederzuschlagen, als eine große Krisis, die ihren Zweck verfehlt. So war es bei der großen Erhebung von 1789, so bei der kleineren von 1848. Die alten Ueberzeugungen und Hoffnungen haben sich als nichtig erwiesen, ein allgemeiner Zweifel umspinnt mit seinem düstern Netz die Gebilde des Glaubens und die Regungen des öffentlichen Lebens. Es wird in Frankreich jetzt viel von Christenthum und Kirche geredet, aber das ist nichts weiter, als die Furcht vor dem Geist der Umwälzung, den man nur durch die alten Zauberformeln zu bannen versteht. Eine solche Zeit ist so recht für die kritische und historische Betrachtung der Dinge geeignet. Da die schöpferische Kraft nur spärlich hervortritt, will man sich wenigstens die frühern Schöpfungen vergegenwärtigen, und sich mit den alten Ideen, denen man früher blindlings folgte, kritisch auseinandersetzen. Daß die Prosa diesen Augenblick auch in Frankreich den Sieg davon trägt, davon überzeugt uns am schnellsten ein Einblick in die Zeitschriften, die beide Zweige der Literatur miteinander zu verbinden streben. Die poetischen Leistungen werden immer schwächer, immer unbedeutender, immer farbloser, während die Prosa, und grade diejenige Prosa, die sich für Kritik und Geschichtschreibung eignet, ganz ungeheure Fortschritte gemacht hat. Es ist mitunter eine wahre Freude, in einer der beliebten Zeitschriften, namentlich in der Revue de deux Mondes eine kritische Abhandlung zu lesen. Wenn man ganz davon absieht, daß der Inhalt sich vertieft, die Gesichtspunkte sich erweitert haben, so gewährt bereits die Form einen wirklichen Kunstgenuß. Wer sich von der neuen französischen Prosa aus den classischen Schulreminiscenzen ein Bild machen wollte, würde im starken Irrthum sein; von der schnurgeraden Satzbildung und den abstracten Formeln der alten Prosa ist keine Rede mehr, die Sprache hat etwas Bildliches und so zu sagen Körperhaftes, während doch die Neigung zum Schwulst, die durch Chateaubriands Vorbild auf bedenkliche Weise in der Sprache Voltaires sich einbürgerte, fast ganz überwunden ist.

Wir haben einen bestimmten Werthmesser, um das Steigen und Fallen der verschiedenen literarischen Richtungen innerhalb der öffentlichen Meinung zu verfolgen,

die französische Akademie. Man beurtheilt das Institut in Deutschland zu sehr nach den satirischen Ausfällen derjenigen Schriftsteller, die noch nicht darin aufgenommen sind; es hat noch immer für Frankreich eine hohe Bedeutung, und ist trotz allem Materialismus für die hochgestellten Männer ein mächtiges Ziel des Ehrgeizes. Der eigentliche Sinn derselben ist, diejenigen Männer zu vereinigen, die am besten Französisch schreiben. Abgesehn von den vornehmen Herrn, die man darin aufnimmt, um den aristokratischen Firniß des Instituts zu erhalten, und die gute Gesellschaft für die Literatur zu interessiren, hat man dabei augenscheinlich am meisten an die Dichter gedacht, namentlich an solche Dichter, die nicht wie E. Sue um die Gunst der Menge buhlen, sondern für einen feinern Geschmack arbeiten. In neuster Zeit ist man aber in fortwährender Verlegenheit, wen man dazu nehmen soll, und wenn schon in den Augen gebildeter Franzosen die Aufnahme von Ponsard und Augier ein Armuthszeugniß ist, welches sich die französische Dichtung ausstellt, so wird die Wahl voraussichtlich bald noch viel untergeordnetere Namen treffen. Dagegen ist es merkwürdig, in einem wie großen Umfang die Literaturgeschichte und die Kritik in der Akademie vertreten sind. Der wissenschaftliche Werth dieser Arbeiten allein macht es nicht, denn dafür ist die Akademie des Inscriptions vorhanden: es ist das Gefühl, daß sich der gute gebildete Stil in diesem Augenblick mehr in der Prosa als in der Poesie geltend macht.

Durch dieses Gefühl wird auch das Urtheil über ältere Erscheinungen wesentlich verändert. Unter den zahlreichen Todesfällen des vergangenen Jahres wollen wir nur auf zwei aufmerksam machen: auf Béranger und Gustave Planche. In der Bewunderung des Ersteren waren bisher, wenn nicht eine ganz bestimmte politische Parteirichtung ins Spiel kam, alle literarischen Schulen einig. Der Erste, der an seiner Größe zu zweifeln wagte, war Ste. Beuve in den Causeries du lundi 1851, der in seiner Jugend einer der eifrigsten Verehrer des Dichters gewesen war. Nun beginnt am 1. December vergangenen Jahres die Revue de deux Mondes eine Reihe literarischer Porträts, deren erstes, Béranger, von Emile Montégut ausgeführt ist, jenem geistvollen wenn auch paradoxen jungen Kritiker, auf den wir unsre Leser schon bei mehrern Gelegenheiten aufmerksam gemacht haben. Das Porträt ist keineswegs ungerecht, es bekämpft nur die Vergötterung, die früher mit Béranger getrieben wurde, es weist die Grenzen auf, welche dies schöne, aber einseitige Talent nicht überschreiten konnte, und die schädlichen Einwirkungen, die es auf den Gang der öffentlichen Meinung ausgeübt hat. Wenn wir auch in einigen Punkten von der Ansicht des Kritikers abweichen möchten, so glauben wir, daß er im Ganzen das Richtige getroffen hat. Aber es ist ein bemerkenswerthes Zeichen von dem Uebergreifen der kritischen Richtung, daß grade jetzt, wo eine Größe nach der andern sich als leeres Ideal erweist, die Franzosen trotz ihrer ausgesprochenen Rationaleitelkeit geschäftig sind, die Altäre einzureißen, an denen sie bis dahin zu beten gewohnt waren.

Ganz das umgekehrte Verhältniß findet mit Planche statt. Geb. 1808, hatte er seit 1831 nach vorhergehender gründlicher Schulbildung in der Revue de deux Mondes die literarischen und künstlerischen Erscheinungen jeden Jahres besprochen, mit einer Unparteilichkeit, die ihm Ehre macht, die ihn aber in der literarischen Gesellschaft isolirte. Es hatte an ernsthaften und scharfen Kritikern in Paris zu

keiner Zeit gefehlt, aber sie haben sich stets bemüht, wenn nicht ihre Schlachtopfer, so doch das Publicum für die Strenge ihres Urtheils durch anmuthige gefällige Formen zu entschädigen. Dieses Mittel verschmähte Planche durchaus, er suchte für sein Urtheil geflissentlich die schroffsten Formen, und so kann man sich leicht erklären, daß er der hauptsächliche Gegenstand des Hasses war. Was ein erboster Versmacher, dem man nachweist, daß er kein Dichter sei, an Injurien zu Tage fördern kann, ist uns auch in Deutschland nicht unbekannt. Wenn die bodenlose Gemeinheit, die sich in unsern Tages- und Wochenblättern hervordrängt, wo die Literatur sich aus verkommenen Subjecten recrutirt, die für jede Stellung, welche ein Examen erfordert, zu schlecht sind, in Frankreich unmöglich ist, wo ein gewisses Gefühl der Ehre und des Anstandes in den Formen doch bis zu den untersten Classen hinabreicht, so fühlen sich dagegen die gefeierten Größen des Tages, an einen betäubenden Weihrauch gewöhnt, weit mehr berechtigt, als bei uns, wo fast jeder Dichter auch ein Kritiker ist, gegen die Kritik im Allgemeinen eine gründliche Verachtung auszusprechen. Und so hat denn im Verlauf der letzten 25 Jahre fast jeder Dichter sein Votum über Planche, den Repräsentanten der absoluten Kritik, abgegeben, und man hätte glauben sollen, daß er vollständig vernichtet war. Jetzt nach seinem Tode erfolgt dagegen eine Anerkennung, die mitunter wie eine Apotheose aussieht und in manchen Punkten über das richtige Maß hinausgeht. Der Grund ist sehr begreiflich: er liegt einmal in der natürlichen Reaction gegen eine frühere Ungerechtigkeit, dann aber in der instinctiven Verehrung von etwas, das in Frankreich immer seltener wird: der Uneigennützigkeit. Zwar übertreibt man bei uns sehr stark die Vorstellung von der Bestechlichkeit der französischen Kritik, aber ziemlich arg ist es damit allerdings, die menschlichen Rücksichten spielen im Urtheil wie im Leben eine übergroße Rolle, und ein Mann, der lediglich seinem Gewissen folgt, wird zuerst wie eine seltene Erscheinung angestaunt, dann verabscheut, endlich, sobald er aufhört lästig zu fallen, bewundert. So war es zu den Zeiten des Cato, vielleicht wird es bald eine, grade des Ungewöhnlichen wegen sichere Speculation sein, den Cato zu spielen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1857. **Fr. Ludw. Herbig.**

Der gothische Schneider von Bologna.

In den letzten Jahren verfolgt die östreichische Regierung mit großer und nachhaltiger Energie das Streben, der italienischen Bevölkerung ihres Reichs die deutsche Bildung näher zu bringen. Der deutsche Sprachunterricht in den Mittelschulen ist nicht mehr wie früher eine leere Formalität, von welcher Lehrer und Schüler gleich gern absehen, und auch den beiden Universitäten zu Padua und Pavia ist es nicht länger vergönnt, das nationale dolce far niente auf die Wissenschaft zu übertragen und in böotischer Ruhe zu beharren. Widerwillig genug beobachten die Italiener das allmälige Vordringen deutscher Gelehrsamkeit. Aber sie haben niemals den Ruhm „geschmackloser Vielwisserei" den nordischen Barbaren verweigert und finden daher, so lange es sich blos um einzelne Fachdisciplinen handelt, ihren Stolz nicht verletzt. Nun hat die östreichische Regierung einen weitern Schritt gewagt und durch die Berufung deutscher Künstler an die mailänder Akademie ihre Absicht, auch die italienische Phantasie zu germanisiren, offen ausgesprochen. Ein härterer Schlag konnte die durch vielhundertjährige Huldigungen genährte Nationaleitelkeit nicht treffen. Mußte auch der unbefangene Italiener zugeben, in anderen wesentlichen Dingen sei sein Stamm hinter den übrigen Völkern zurückgeblieben, so betrachtete er dennoch das feine Kunstgefühl als seine eigentliche Domäne. Er leugnete den Kunstverfall im gegenwärtigen Geschlechte nicht ab, aber hielt nur desto hartnäckiger an dem Ruhm seiner Vorfahren fest und sah in der Rückkehr zur Weise derselben den ausschließlichen Weg des Heiles. Ja, wenn er als Lehrer einen Mann zu begrüßen hätte, dessen Geschmack und Phantasie sich vollständig italienisirt haben, der, wie so viele deutsche Künstler am Anfange unseres Jahrhunderts, heißer für Italiens Größe schwärmt, als der Eingeborene, und zu dem Grundsatze sich bekennt, nur in Italien, nur in Rom könne man als Künstler leben und wirken — er hätte wenigstens eine mittelbare Huldigung darin erblickt. Der Mann aber, in dessen Hände die Wiederbelebung der mailändischen Kunst wesentlich gelegt wird, bekennt sich nicht zu solchen Anschauungen, seine Mission ist keine andere, als alle hergebrachten Traditionen zu brechen und dies auf einem Kunstgebiete, wo die italienische Anschauung sich bis jetzt am sprödesten er-

wies und vom nordischen Geschmacke am meisten abwich. Es gilt nämlich: die gothische Architektur, die lang verpönte und als barbarisch verachtete, in Italien wieder heimisch zu machen. Der Werkmeister am kölner Dome, Fr. Schmidt aus Schwaben, wurde soeben als Lehrer der Architektur nach Mailand berufen und ihm eine ausgedehnte praktische Wirksamkeit außerdem zugesichert. Hr. Schmidt ist ohne Zweifel der tüchtigste und gründlichste Gothiker, den Deutschland besitzt; vollständig Meister der Constructionsgesetze, welche der Architektur des 13. Jahrhunderts zu Grunde liegen, hat er sich auch in die decorativen Formen des Stiles mit bewunderungswürdiger Sicherheit hineingelebt. Die älteren Architekten, welche sich der Gothik zugewendet haben, müssen sämmtlich mit ihrer entgegengesetzten Schulbildung kämpfen; Schmidt, schon als Knabe in einer gothischen Bauhütte untergebracht, hat nichts zu vergessen und zu verlernen, er ist der erste, vielleicht der einzige naive Gothiker der Gegenwart, bei ihm ist nicht blos der Verstand, sondern auch schon Auge und Hand gothisch gebildet. Aus diesem Grunde kann man auch keine besondere Empfänglichkeit für antike oder Renaissanceformen bei ihm voraussetzen. Wenn Einseitigkeit von ihm behauptet wird, so ist damit kein Vorwurf ausgesprochen. Der Kritiker und Geschichtschreiber sollen einen offenen Sinn für die Berechtigung verschiedener Auffassungsweisen besitzen; der schaffende Künstler kann nicht allen Gegensätzen gleichmäßig gerecht werden, am wenigsten der Architekt, wie nun einmal Antike und Mittelalter einander gegenüberstehen, für beide in demselben Maße sich begeistern.

Schmidt zieht nach Italien auf einen Eroberungszug. Wird es ihm gelingen, zunächst die Oberitaliener von der ausschließlichen Schönheit der Gothik zu überzeugen, so daß sie nicht mehr auf Palladio und Bramante schwören, sondern vor Peter von Montereau, Meister Gerhard und anderen bis dahin unbekannten Göttern sich neigen werden?

Der Erfolg seines Strebens hängt zumeist von dem Vorhandensein gothischer Traditionen, von der Summe des Lebens und der Kraft ab, welche die gothische Architektur während ihrer mittelalterlichen Herrschaft in Italien offenbarte. Die ersteren sind bekanntlich alle verloren gegangen und wurden durch weit gehende Antipathien ersetzt. In Bezug auf den anderen Punkt herrschte und herrscht allgemein die Meinung, die alte italienische Gothik entbehre aller inneren Beziehungen zur Nationalität, und habe stets nur ein äußerliches Scheinleben gefristet. Erst in den letzten Jahren tauchte eine andere Ansicht auf. Zwei Enthusiasten — oder Fanatiker, wenn man will — für die Kunst des Mittelalters: Didron in Paris und sein gelehriger Schüler, Alberdingk-Thijm, der Herausgeber der „Dietsche Warande“ haben von ihrem Standpunkte Italien näher betrachtet und als Resultat gewonnen: „Rome plus gothique que Rouen, l'Italie plus gothique que la France.“

Das klingt freilich so charlatanmäßig; die diesen paradoxen Satz zuerst ausgesprochen, sind überdies so häufig der Uebertreibung verdächtigt worden, daß ihre Entdeckung spurlos verhallte. Wie viel sicherer und siegesbewußter wären sie noch aufgetreten, wenn sie Gays Carteggio gekannt und daselbst die Versicherung Palladios gelesen hätten: „Alle Städte Italiens sind erfüllt von gothischen Bauwerken.“

Noch Auffallenderes lehrt der Einblick in den von Gay veröffentlichten italienischen Urkundenschatz. Zu einer Zeit, wo der Renaissancestil schon dem Verfall sich näherte, wo wir in Deutschland und Frankreich bereits ganz unbedingt der Antike huldigten, Sinn und Freude am Altheimischen völlig verloren hatten, loderte in einer italienischen, kunstreichen Stadt noch ein feuriger Localenthusiasmus für die gothische Architektur auf. Diese zählte am Schluß des 16. Jahrhunderts, also ein volles Jahrhundert noch nach ihrem Absterben in Deutschland, in Bologna ebenso viele begeisterte Freunde, als anderwärts die Renaissance Verehrer. Als die gelehrten Architekten einen gothisch begonnenen Bau in römischen Formen vollenden wollten, gab es eine gar gewaltige Aufregung in den städtischen Kreisen. Es fehlte nicht viel, und „gothisch“ oder „antik“ wäre, im J. 1589 das Feldgeschrei zweier Parteien geworden.

Ein enthusiastischer Schneider, Namens Carlo Cremona, hatte statt der Elle den Zirkel zur Hand genommen, den Kopf mit Triangulirungen und Quadraturen erfüllt, sich als Volkstribun erhoben und für die alte Gothik, wie er sie verstand, Anhänger geworben. Es gelang ihm, seine Anschauungen volksthümlich zu machen, einen Stillstand im Baue, und eine neue Prüfung der bis dahin entworfenen Pläne zu erzwingen. Schon dies konnte er als Sieg sich anrechnen, daß die gelehrten Architekten den Handschuh aufhoben und in weitläufigen Denkschriften ihre Entwürfe gegen seine Angriffe vertheidigten. Und wenn auch schließlich des Schneiders Bemühungen keine praktischen Folgen hatten, so blieb doch sein Ehrgeiz nicht ohne Befriedigung. Er zog selbst den päpstlichen Hof in den Streit hinein und galt mehre Monate bei seinen Mitbürgern als der populärste, bei den fremden gelehrten Architekten als der gehaßteste Mann.

Das Schauspiel, das in Bologna am Schlusse des 16. Jahrhunderts aufgeführt wurde, hat insofern auch heutzutage, wo es sich um die Wiederbelebung der italienischen Gothik handelt, einen praktischen Werth, als es das lange Vorhalten gothischer Sympathien an einzelnen Punkten Italiens offenbart; abgesehen davon hat es noch einen großen culturgeschichtlichen Reiz, so daß eine eingehendere Schilderung seines Verlaufes auf Grundlage der von Gay mitgetheilten Urkunden (etwa 30 an der Zahl) vielleicht nicht ohne Interesse befunden werden dürfte.

Wie in allen italienischen Städten, so war auch in Bologna die Bürgerschaft bedacht, die Periode ihrer höchsten Macht und Blüte nicht ohne eine monumentale Stiftung, die ihr Andenken auf die Nachwelt bringen sollte, vorübergehen zu lassen. Beinahe hundert Jahre später, als der florentiner Dom, aber mit ähnlichen hochfliegenden Tendenzen und auch in der innern Anordnung verwandt, wurde die Kirche St. Petronio begonnen. Gleich jenem zeichnet sich St. Petronio, dessen Mauern nicht weniger als acht Kirchen weichen mußten, durch überaus weit gespannte Bogen aus, überragt ihn aber durch die malerische Umgürtung der mittleren Kuppel mit vier schlanken Thürmen. Doch nein, er überragt und überstrahlt den florentiner Dom nicht, es blieb bei der guten Absicht. Wie die meisten mittelalterlichen Kathedralen hatte St. Petronio das Schicksal, unvollendet, halb Fragment, halb Ruine auf die folgenden Jahrhunderte zu gelangen. Das 16. Jahrhundert kam heran, und schaute nur das dreischiffige Langhaus mit den Kapellenreihen zur Seite fortgeschritten, und auch hier Façade und Wölbung fehlend. Der Aufrichtung der ersteren wandte sich zunächst die Aufmerksamkeit zu. Aber gleich der erste Baumeister, von dessen Plane im 16. Jahrhunderte (1514) wir Kunde haben, ein gewisser, sonst wenig bekannter Arduino Arriguzzi, kommt übel weg. Wie er selbst in einem Rechtfertigungsschreiben klagt, haben sich in Bologna, seitdem man den Bau wieder aufgenommen, so viele Genies und Baukünstler erhoben, als man deren kaum in der ganzen weiten Welt vermuthet hätte. Alles, vom Pfaffen und Schulmeister bis zum Handwerker und Bauer, ja selbst bis zum Last- und Wasserträger herab, spielt den Architekten und kramt eine wohlfeile Weisheit aus. Sein Entwurf erleidet von der Localkritik, die stets auf die Seite der alten Gothik sich stellt, heftige Angriffe und wird — zurückgelegt, ein Schicksal, das er mit gar vielen späteren Bauplänen theilt, und welchem auch die Arbeiten der berühmtesten Architekten jenes Zeitalters nicht entgingen. Der damalige löbliche Bauvorstand von St. Petronio gab unseren hochpreislichen Baubehörden an Schwäche und Unklarheit, an Liebe zur Vielschreiberei und Verschleppung der Geschäfte nichts nach. Allen Parteien und allen Anforderungen will er genügen. Er sieht wie nahe der alte gothische Bau von St. Petronio der Bürgerschaft am Herzen liegt und setzt daher als Bedingung fest, man möge bei den neuen Entwürfen das schon Vorhandene nicht etwa als eine Ruine, eben nur gut, abgebrochen zu werden, behandeln. Auf der anderen Seite prickelt ihn die Eitelkeit, einen berühmten Namen sich dienstbar zu machen. Er vergißt, daß die Modearchitekten verächtlich von der Gothik denken — es ist nur ein saures Lob, das Pellegrini, der mailänder Dombaumeister, 1582 dem gothischen Stile ertheilt: die Regeln desselben seien viel verständiger, als die Meisten glauben — und um keinen Preis ihre Originalität dem alten Werk unter-

ordnen wollen. Natürlich gelingt es keinem Plane, die allgemeine Beistimmung für sich zu gewinnen. Kaum ist ein solcher bekannt geworden, so erhebt die Localkritik ihre tadelnde Stimme und raubt dem Bauvorstande den Muth der Entscheidung. Dieser hilft sich, indem er über den vorgelegten Entwurf einem dritten Architekten ein Gutachten abfordert. Damals wie heutzutage war die Natur der Architekten dieselbe. Jeder dieser „nomini eccelenti" glaubt es besser machen zu können und sendet statt des Gutachtens einen wesentlich verbesserten Plan ein. Das Kirchenarchiv von St. Petronio wird bereichert — es besitzt noch gegenwärtig mehr als dreißig Entwürfe — aber der Bau selbst rückt nicht vorwärts.

Peruzzis Plan (1521) erscheint wegen seiner geringen Uebereinstimmung mit den alten Theilen unbrauchbar, ihm folgen Giulio Romano, dessen im gothischen Stil entworfene Façade wenigstens als Curiosität die Veröffentlichung verdiente, Varignano, Vignola (1547) und Ranuzzi. Die beiden letzteren standen in heftigem Gegensatze und wechselten Streitschriften. Der Bauvorstand ließ sie kämpfen, sammelte, was sie als Angriff und Vertheidigung vorbrachten, aber das Werk machte keinen Fortschritt. Endlich ermannte er sich zu einer kühnen That, und knüpfte mit Andrea Palladio Unterhandlungen an (1572).

Francesco und Fabio aus dem Geschlechte der Pepoli, welches mit den Bentivoglis im Mittelalter an der Spitze Bolognas gestanden, übernahmen die Vermittlung. Anfangs scheint sich alles zum Besten zu gestalten. Nachdem Fabio Pepoli in Venedig sich des guten Willens Palladios versichert, wird dieser von den Bauherrn nach Bologna berufen. Er kommt, besichtigt das Werk, prüft die Pläne, entscheidet sich für den Entwurf Terribilias als den verhältnißmäßig besten, ändert diesen in Einzelnheiten ab, und man beginnt endlich zur eigentlichen Bauführung zu schreiten. Kaum aber steigen die Façadenpfeiler empor, so erheben die Baumeister und Kunstbeflissenen von Bologna wieder einen argen Lärm. Sie sehen durch die Mischung gothischer und moderner Motive die Einheit und Harmonie des Baues gefährdet, und bezweifeln selbst die Festigkeit und Tragkraft des Neubegonnenen. Während man dem Ziele sich näher gerückt glaubte, wuchs nur, wie Conte Pepoli in einem Brief an Palladio (1577) versichert, die Confusion. Man kann von dem großen Meister von Vicenza nicht erwarten, daß er die herbe Kritik seiner Arbeit gleichmüthig aufnehme. Die Confusion, die er verursacht haben soll, schleudert er den Freunden und Verehrern der Gothik auf den Kopf. „Die deutsche Weise," ruft er ergrimmt aus, „könnte man eher eine Confusion als eine Architektur nennen." Es ist wahr, er hat korinthische und römische Formen auf gothische gestützt. Aber haben denn die Alten nicht Aehnliches gethan und die Natur nachahmend auf schwere dorische Säulen und massives

Rustik nicht leichte und zierliche korinthische Glieder folgen lassen? Hat er nicht überall die Römer und Vitruv auf seiner Seite? Seine Frontispize, der von ihm angeordnete flache Reliefschmuck, die Blumengewinde und Festons scheinen allerdings nicht im Einklange mit dem Uebrigen. Sind aber nicht der Tempel zu Jerusalem, die Tempel der Griechen und Aegypter würdigere Muster der Nachahmung? Auch die ästhetische Theorie wird von Palladio in die Schranken geführt. „Die Architektur," bemerkt er, „ist nichts Anderes als die Proportion der Glieder in einem Körper, dieser muß mit jenen, die Glieder mit dem Gesammtkörper in einem harmonischen Verhältnisse stehen, wodurch jene Schönheit hervorgebracht wird, welche die Griechen mit dem Namen der Eurythmie bezeichnen." Dieses Gesetz hat er bei seinem Entwurf festgehalten, und er mußte dafür gelobt werden, wenn die bologneser Kritiker andere als gothische Werke gesehen hätten. Trotz seiner geharnischten Vertheidigung, deren Schwächen für uns Fernstehende offen zu Tage treten, war er nicht im Stande, die öffentliche Meinung in Bologna umzustimmen. Auch sein Entwurf wurde zu den übrigen in das Archiv begraben.

Wenn der Façadenbau solche Schwierigkeiten darbietet, könnte man nicht von demselben ganz oder theilweise absehen? In der Verzweiflung griff man endlich auch zu diesem Gedanken und hieß den Plan, welcher der Façade einen mächtigen Porticus vorbaute, herzlich willkommen. Aber auch dieser Ausweg brachte nicht den Frieden. Denn auch jetzt bildeten sich wieder zwei Parteien. Die eine, mit Camillo Bolognini als Sprecher, widerrieth die Porticusanlage, die andere empfahl dieselbe schon aus dem Grunde, daß dadurch das Geschwätz und der Marktverkehr, welcher bis jetzt den Gottesdienst störte, in die Vorhalle verwiesen würde. Palladio, der gleichfalls um Rath angegangen wurde, schlug die sibyllinischen Bücher der modernen Architektur, Vitruv auf, und da er hier den Portikus bei Tempelanlagen als Regel angegeben fand, so erklärte er sich für den Porticusbau und sandte sofort (1579) den Entwurf zu einer zehnsäuligen Vorhalle ein. Die letzte Entscheidung mußte aber vom päpstlichen Hofe geholt werden. Hier scheint sich das alte Schauspiel widerstreitender und unversöhnlicher Ansichten wiederholt zu haben. Die zur rascheren Lösung der Bauaufgabe aufgeworfene Zwischenfrage brachte nur eine neue Verschleppung.

Endlich im Jahre 1580 schreibt der Kardinal S. Sisto an den Conte Pepoli, daß zu dem Bau geschritten werden könne und gibt die Bedingungen an, unter welchen dies gestattet wird. Die wichtigste und die Zustände am schärfsten charakterisirend ist die Empfehlung der goldenen Mittelstraße. Es soll der gothische Stil nicht streng eingehalten, aber auch nicht gänzlich verlassen werden, ein Theil, der bessern Uebereinstimmung mit dem Alten zu Liebe, soll gothische Formen zeigen, ein anderer in moderner Weise emporgeführt wer-

den. Darauf hin faßt die Regierung von Bologna den definitiven Beschluß, den Bau nach Terribilias Plan, mit welchem Einzelnheiten des von Tibaldi geschaffenen Entwurfes verbunden werden sollen in Angriff zu nehmen. Und um den Muth noch mehr zu stählen, wird die zufällige Anwesenheit des mailänder Dombaumeisters Pellegrini in Bologna benutzt, um nachträglich auch noch die Zustimmung einer Autorität zu gewinnen. Im Herzensgrunde wünscht dieser freilich einen vollständigen Umbau nach antiken Grundsätzen. Da sich dies aber als unthunlich erweist, so gibt er dem officiellen Plane schließlich seine Billigung.

Es war jedoch das Verhängniß von St. Petronio, daß jeder Schritt zur Bauthätigkeit näher auch einen Schritt tiefer in die Verwirrung bedeuten sollte. Trotz dem, daß alles officiell festgestellt war, begann doch erst jetzt im vorletzten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts der heftigste Parteienkampf. Die Façade bildete zwar nicht mehr den Stein des Anstoßes. Ehe an ihren Ausbau geschritten werden konnte, mußte das Mittelschiff seine Gewölbe erhalten. Auch hier traten die Meinungen scharf auseinander und von nahe und fern kamen Pläne und Vorschläge, wie die Wölbung am besten zu schaffen wäre. Zuerst kämpfen die Einheimischen gegen die Fremden. Diese werden in einer Relation der Sachverständigen von Bologna (1586) mit Aerzten verglichen, welche einem Kranken Arzneien verordnen, ohne ihm den Puls gefühlt, ja ohne ihn auch nur mit dem Auge erblickt zu haben. Ihren Worten zu folgen, würde dem Bau nur zum Schaden gereichen. Es verstehe sich von selbst, daß spitzbogige Kreuzgewölbe angewendet und die von einer Seite geforderte Belastung der Pfeiler mit Fries und Architrav beseitigt werden müsse. Eine ähnliche Ansicht sprechen fünf Architekten aus, welche am 25. August 1587 zu einer Berathung zusammentreten (unter ihnen auch Terribilia) und das Resultat derselben in sieben Punkten zusammenfassen. In der hier festgestellten Weise wurde das Werk begonnen. Aber nun erst brach der Hauptsturm los. Der Held desselben ist der Schneider Carlo Cremona.

Von jeher übte die Gothik auf die Handwerkskreise einen besonderen Zauber. Wenn man dieselbe analysirt, wird man stets den Hauptnachdruck auf die Werkarbeit gelegt, das technische Element in den Vordergrund gerückt gewahren. Die Summe der Motive, in welchen sich die erfinderische Phantasie des Architekten bewegen kann, erscheint ziemlich gering, auch geistreichen Einfällen, genialen Neuerungen eine enge Grenze gesetzt. Geistreiche und gelehrte Künstler haben daher auch gewöhnlich erst einen geheimen Widerwillen zu überwinden, ehe sie sich von der organischen Größe der gothischen Architektur gefangen nehmen lassen, dem blos handwerksmäßig Gebildeten imponirt hingegen die streng geometrische Grundlage sowol der constructiven wie der

decorativen Theile; in den einfachen Drei- und Vierecken, aus welchen doch die seltsamsten und verwickeltsten Formen hervorgehn, wähnt er eine magische Macht verborgen, unwillkürlich lebt er sich, weil ihm die mathematische Begründung dunkel bleibt, in eine mystische Gedankenreihe hinein und knüpft an die Architektur die fremdartigsten Vorstellungen von Musik und Harmonie. Unserem ehrenwerthen Schneider begegnete das Gleiche. Daß er sich um den Bau von St. Petronio vielfach kümmerte, kann nicht befremden. Wir haben ja gesehen, wie seit Menschenaltern sich alle Gemüther mit der gleichen Angelegenheit beschäftigten und das Interesse für die Gothik in Bologna fortwährend genährt wurde. Schneider sind bekanntlich nach den Schustern die größten Grübler. Carlo begnügte sich nicht, wie die übrigen Bürger von Bologna, im Allgemeinen Partei zu nehmen für den alten Bau, er suchte sich ein tieferes Verständniß von der Sache zu verschaffen und griff nach dem nächsten, dem einzigen Buche, welches das Wesen der Gothik den Italienern zugänglich machte, nach Cesare Cesarianos Commentar zu Vitruv. Hier fand er den „vornehmsten und höchsten Steinmetzengrund des Triangels" verzeichnet und alle Proportionen auf die Grundlage des gleichseitigen Dreiecks zurückgeführt. Natürlich glaubte er sich im Besitze des Steines der Weisen. Er begann zu zeichnen und zu messen und zu vergleichen, und da er entdeckte, daß Terribilias Gewölbe durchaus nicht nach dem System des gleichseitigen Dreiecks entworfen sind, mit diesem verglichen niedrig und stumpf erscheinen, so trat er öffentlich für seine verworfenen und verletzten Triangeln in die Schranken. Er gewann großen Anhang zunächst unter den Handwerkern und Bauleuten, dann aber auch unter den „gentiluomini principali della citta." Den Schneider allein hätte man ausgelacht und zum Schweigen gebracht, im Rücken gedeckt von der gesammten Einwohnerschaft Bolognas wurde er eine unabweisbare Autorität. Gutachten von Sachverständigen wurden abgefordert, dem Architekten Terribilia eine Vertheidigung und Rechtfertigung aufgetragen, nach Rom fragend berichtet, was in der Sache weiter geschehen solle. Gay in seinem Carteggio theilt zwei solcher Gutachten mit. Beide schließen gegen den Schneider, das eine unbedingt, das andere mit einer kühlen Anerkennung der Regel vom gleichseitigen Dreiecke und einem trockenen Lobe der „mathematischen und musikalischen Subtilitäten", welche die Gegner vorgebracht haben. Auch Terribilias Vertheidigungsschrift wurde veröffentlicht. Und wenn wir uns an sie halten, so erhalten wir von unseres Schneiders architektonischen Anschauungen kein glänzendes Bild. Ihm scheint die Architektur in eine geometrische Mystik sich verflüchtigt zu haben, er wird beschuldigt, in der Baukunst eine geheimnißvolle Art von Musik und Philosophie zu erblicken und die Logik mit einer groben Elle zu messen. Vitruv wird von ihm auf der einen Seite als Autorität angerufen, und auf der nächsten doch wieder

und mit Recht behauptet, daß die Alten von den Gesetzen der gothischen Architektur nichts wußten. Wir müssen uns leider damit begnügen, die Aesthetik des Schneiders aus den Angriffen des Gegners kennen zu lernen. Weder Gay, noch sonst jemand, dem das Archiv von St. Petronio zugänglich war, hat es der Mühe werth gefunden, Carlo Cremonas Denkschriften über den Bau zu veröffentlichen; Gay nennt sie absurd. Wir geben ihm gern zu, daß des Schneiders Anschauungen nur ein culturgeschichtliches Interesse in Anspruch nehmen können, aber auch Terribilias Vertheidigung, die von dem Satze ausgeht, daß die Gothik aus der verdorbenen korinthischen Säulenordnung hervorgegangen sei, erscheint nicht als die Quintessenz der Weisheit. In Rom wenigstens war man von der Absurdität der Schneidergothik nicht vollkommen überzeugt. Der Cardinal Montalto, vor dessen Forum die Angelegenheit gelangte, trug darauf an, den Bau einzustellen und den Schneider wie den Architekten nach Rom zu senden. Hier sollten beide vor einem Schiedsgerichte von Sachverständigen Rede stehen, ihre Gründe und Gegengründe entwickeln und auf solche Art der ganze Streit endgiltig ausgetragen worden. Einen ärgeren Kontrast zu dem cavaliermäßigen Auftreten der Künstler des siebzehnten Jahrhunderts, als in dieser Gleichstellung des simpeln Schneiders und des gelehrten Künstlers liegt, kann man sich nicht denken, auch den Aufruhr, den dieser Vorschlag in den Künstlerkreisen erregen mußte, wol versinnlichen. Der Schneider — genaue Nachrichten fehlen zwar darüber — ging nicht nach Rom, dagegen kamen die Cavaliere Fontana und Giacomo della Porta nach Bologna. Daß diese gegen den Schneider entschieden, versteht sich von selbst. Fontana hatte schon einmal, bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken auf dem Petersplatze, der rohen Praxis Recht geben müssen. Es war nicht anzunehmen, daß er jetzt das Handwerk auf Kosten der gelehrten Kunst begünstigen würde. Die Urkunden schweigen über das fernere Schicksal Carlo Cremonas (der Streit über die Wölbung dauerte übrigens bis zum J. 1626, in welchem Jahre der Wölbungsplan des Architekten Girolamo Rinaldi officiell bestätigt wurde), desto mehr Grund haben wir anzunehmen, der Petition der bologneser Sachverständigen v. J. 1589 sei Folge gegeben worden, welche da lautet: „der Legat möge dem Schneider und seinen Anhängern befehlen, sich um ihre Krambuden zu kümmern, nicht über Dinge den Mund zu öffnen, über welche zu urtheilen sie nicht berufen sind und nicht das Volk aufzuhetzen und Skandal zu erregen.“ Mit andern Worten, ein bekanntes Sprichwort wurde leicht abgeändert und dem letzten Vertheidiger und Märtyrer der Gothik in Italien gerathen: Schneider, bleibe bei deiner Elle. A. Spr.

Ulrich von Hutten.

Von David Friedrich Strauß. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1857.

Im neuen, dem zweiten Theile der Biographie tritt uns zunächst ein neuer Kaiser entgegen: Karl V. war trotz der päpstlichen Gegenbemühungen am 28. Juni 1519. auf seines Großvaters Thron erwählt worden; Kurmainz und Sickingen, Hs. Gönner, hatten dazu wesentlich mitgewirkt. Wer für das Wohl der deutschen Nation und insbesondere deren Befreiung von dem römischen Drucke seufzte oder strebte, hatte seine (es zeigte sich nur zu bald, vergebliche) Hoffnung auf die beiden Jünglinge, Karl und Ferdinand, gesetzt, H., der cholerische Sanguiniker, vor allen. Er begann nun seine unmittelbaren Angriffe gegen das Curtisanenwesen und die curialistische Verhöhnung und Bedrückung der deutschen Nation. Von den im Apr. 1520 bei Scheffer erschienenen Dialogen bildet der erste, Fortuna, füglich den Schluß der zu Ende des ersten Bandes geschilderten Richtung und Thätigkeit Hs. Dieses Gespräch nennt Str., was Anlage und Arbeit betreffe, das anmuthigste Hs.: „was er als Mensch, als Privatcharakter gewesen ist, wie Neigung und Beruf, Größe und Schwachheit, Stoicismus und Lebenslust in ihm sich bekämpften, capitulierten und doch nicht ganz ins Reine kamen, dieses Ganze eines lebensvollen, liebenswürdigen, ächt menschlichen Naturells hat er nirgends so wie in dem Gespräche Fortuna dargelegt." Auch einige Ausflüge nach Ffurt und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt zu Steckelberg waren wol, wie auch Str. vermutet, noch im Zusammenhange mit der Brautwerbung. Aber schon im Sommer des Jahres vorher hatte H. an dem Badiscus oder der römischen Dreifaltigkeit gearbeitet: die Frucht des in Rom aufgelesenen Samens begann nun zu reifen. Von Steckelberg aus dediciert er (13. Febr. 1520.) dieses Gespräch seinem Affinen Sebastian v. Rotenhan (dessen Bild aus Rotenhans Ausg. des Regino von Prüm bei Foppens als Porträt Reginos figuriert); in jener Mainzer Dialogensammlung aber ist nebst dem wiederholten ersten auch ein zweites Fieber, gegen die concubinarischen Pfaffen, vorangestellt. Wie sehr auch H. in seinem anticurialistischen Eifer durch die Wahrnehmung, daß das Mönchsgezänk, wovon er in seinem Brief an Neuenar geschrieben hatte, sich zu einer großartigen Umgestaltung der höchsten menschlichen Einheiten, Kirche und Staat, anließ, bestärkt und zugleich umgestimmt werden mußte, läßt sich leicht erachten. „H. würde, meint Str., gern mit Luther in Verbindung getreten sein, hätten nicht äußere Umstände vorerst im Wege gestanden. Unmerklich schob sich in den Mittelpunkt von H.s Interesse statt des Humanismus die Reformation." Er wollte vielmehr jenen in Gestalt dieser: sie hatten in Hs. Richtung stäts ineinander gewirkt, nur daß seine

reformatorischen Absichten, ganz an die der s.g. Reformationsconcilien gelehnt, die kirchlichen Verfaßungsverhältnisse, und auch diese nur von dem Standpunkt eines patriotischen Deutschen aus, betrafen, wie ja auch erst nach H.s Tod sich entschiedener hervorthat, daß der Kampf auch gegen die Dogmen der römischen Kirche gekämpft werde. Wie zum Abschluß jener humanistischen Richtung erzählt das 2. Kap. zunächst den Ausgang des reuchlinistischen Rechtshandels mit den Dominicanern, wie diese auf Sickingens Erforderung, doch zögernd und nicht ohne Winkelzüge, die fl. 11 Kosten erstatten, Hochstraten sein Priorat und Inquisitorat interimistisch niederlegt, und die Mönche in einem Schreiben an den Papst unter ehrenvoller Erwähnung Reuchlins um gänzliche Niederschlagung des Processes bitten, dann aber alsbald auch diesen wiederaufzunehmen suchen, und Leo X. in der That nun die speiersche Sentenz cassiert, Reuchlins Augenspiegel verdammt, den Ketzermeister wieder einsetzt; wie die Kölner jubilieren, Sickingen, von Hs. Feder unterstützt, sich noch einmal für Reuchlin ins Mittel legt, bis mit Reuchlins Tod (30. Juni 1521.) auch jener Streit abstarb. Aber während H. seinen Vadiscus vollends zur Bekanntmachung bereitete, ermunterte er auch brieflich seine Freunde zum Kampfe gegen Rom; ihn selbst hielt nur sein Verhältniss zum Kurfürsten von Mainz ab, sich sogleich ganz und offen zu Luthers Sache zu bekennen. Diesen ermutigte er durch Gewinnung Sickingens, in dessen Namen er jenem in Schreiben an Melanchthon Schutz verhieß und ihn auf die Ebernburg einlud; auf der Reise dahin möge Luther auch auf Steckelberg einsprechen. Da vollendete H. die römische Dreifaltigkeit, sein „Manifest gegen Rom". (Die päpstlichen Monate waren noch zahlreicher und darum drückender, als sie S. 33 Note 1 bezeichnet sind.) Sie ist auch auszugsweise sehr häufig, in 4. und 8. gedruckt worden, und fand rasche und weite Verbreitung. Dieses Gespräch mit dem folgenden, die Anschauenden, zusammenhaltend meint Str., bei Abfaßung des erstren sei der volksthümliche Drang in H. stärker gewesen, als daß derselbe von dem gebildeten Kunsttriebe in ihm völlig hätte bewältigt werden können, während wir sie im letztren wieder im schönsten Gleichgewichte finden. Sollte hier der Urtheiler nicht zu viel im Künstler und zu wenig im Stoffe gesucht haben? Der fast actenmäßige, den Beschwerden der deutschen Nation füglich vergleichbare Stoff hätte sich wol eher in Form von Anklagereden als in der eines Dialogs künstlerisch behandeln laßen, während Sol und Phaethon, sich genau das Getreibe des Augsburger Reichstags (1518.) betrachtend nothwendig in ein Gespräch gerathen müßen, dessen reicher und durchweg patriotisch deutscher Inhalt ebenso künstlerisch gerecht ist, wie das nächtliche, ächt deutsch gemütliche und abergläubig ahndungsvolle des Aetti und des Buben zwischen Steinen und Brombach. Auch Gervinus schon ist in seiner Litteraturgeschichte auf die Anschauenden um der Form willen näher

eingegangen. Wie zu historischer Ergänzung des Badiscus gab nun H. die im vorigen Jahre von ihm, als er nach Handschriften der Klassiker in der fuldischen Bibliothek stöberte, aufgefundene (von Bisch. Waltram von Naumburg 1093. geschriebene, auch öfters in neueren Sammlungen wiederholte, nicht vollständig erhaltene) Vertheidigung des deutschen Königthums gegen den römischen Stul heraus, und zwar mit einer Dedication an Karls V. Bruder Ferdinand (De unitate ecclesiae conservanda. Mainz, März 1520 4.) In dieser Widmung treten zuerst uns Bibelstellen entgegen, wo nach Hs. früherer Weise klassische stehen müsten: „sie stören statt zu fördern: man glaubt stellenweise H. in Kutte und Kapuze sich vermummen zu sehen, den doch nur Harnisch und Lorber kleideten." Gewiß; aber o Macht der Mode! Wie mancher deutsche Edelmann hat sich in der Kapuze begraben laßen, dem auch das Gewand eines Reiters oder Buschkleppers wahrhaftiger gesetzen hatte! Genug daß H. seine Klassiker in guten Treuen fort liebte; und daß er das that, davon giebt uns auch Neuber in seiner Vorrede zu Cicero vom Alter (deutsch, 1522. fol.), wo er Hs. Beihilfe rühmt, Zeugniss: diese Beihilfe setzt Str. mit gröster Wahrscheinlichkeit in die Zeit von Hs. Zusammentreffen mit Crotus zu Bamberg, im Frühjahr 1520. Vom 20. Mai ist aus Mainz der Brief an den nachmaligen Erzbischof von York, Lee, datiert, den damals kein Erasmianer wegen seiner Eitelkeit, mit dem großen Erasmus über dessen neues Testament etwas Federkrieg zu führen, ungescholten laßen durfte. Am 4. Juni schreibt H. von Mainz aus an Luther „heute gehe ich ab zu Ferdinand." Es war also eine frühere Rheinfahrt; auf welcher auch H., wie 2 Jahre früher Erasmus, von dem Zolleinnehmer Eschenfelder in Boppart aufs freundlichste bewirthet und mit einer Hdschr. der Briefe beschenkt wurde, die er alsbald mit einer rittlings verfaßten Dedication „an alle Freien in Deutschland" (dat. 27. Mai) herausgab, unter dem Titel De schismate extinguendo &c. Die Wirksamkeit seiner Angriffe, in denen er nur Vertheidigungen der Wahrheit und seines Vaterlandes wollte, und welche ihm bei Freund und Feind entsprechende Anerkennung verschafften, (auch in Rom hatte man nun ein Augenmerk darauf, sich von einem gewissen Ulrich Hutten, einem gar sehr unbescheidenen Menschen, zu befreien), wollte er dadurch verstärken, daß er den Erzherzog Ferdinand für seine Sache zu gewinnen suchte; durchzubrechen war nun sein Sinn. Selbst der Kurfürst von Mainz scheint diese Reise begünstigt, auch wol für sich selbst einiges von ihr erwartet zu haben; aber während Hs. Abwesenheit gelangten an den Cardinal päpstliche Schreiben, welche Hs. Stellung nicht bloß in Mainz, sondern so weit ein Römling reichen mochte, zu untergraben ganz geeignet waren. Auf der Reise nach Brüssel traf H. mit Agrippa von Nettesheim in Köln zusammen, — die waren nicht für einander gemacht —; in Löwen besuchte er den Erasmus

von welchem er sich Empfehlungsbriefe geben ließ: Erasmus klagt später, nach seiner Verfeindung mit H., dieser habe sich die Briefe von ihm geben laßen, obgleich er sich damals schon gegen den Kaiser verschworen gehabt habe (was eine erasmische Wahrheit, d. h. eine Verdrehung ist), „ad vexandam uxorem.“ Diese Worte sind freilich selbst vexatorisch; Str. deutet sie ohne Zweifel richtig auf Hs. Heiratsplane; nicht uexandam, sondern inescandam hatte Erasmus geschrieben, der im „Ritter ohne Rofs“ ebenso witzig als feig auch auf diesen Plan Hs. hinschielt. Er mißlang: H. erhielt schwerlich Audienz, dagegen desto dringendere Warnungen vor den Nachstellungen der Curtisanen und Mönche. Den verfolgungssüchtigsten dieser, Hochstraten, hätte er bei Löwen, der Ketzermeister hatte schon seinen Sterbensspruch gesagt, niederhauen können, ließ ihn aber, weil er sein Schwert mit dem Blute des Elenden nicht besudeln wollte, seines Weges ziehn. Er zog auch den seinigen, rheinaufwärts: in Mainz freuten und wunderten sich seine Freunde, ihn noch am Leben zu sehen, und riethen ihm zu dessen Erhaltung sich zu entfernen: über Frankfurt, wo er Beweise der Gegründetheit jener freundschaftlichen Befürchtungen vernahm, und Gelnhausen, von wo er an Capito seine Kunde von dem beim Kurfürsten von Mainz eingelaufenen päpstlichen Verfolgungsschreiben meldet, zog er auf seine heimische Burg und besuchte das benachbarte Fulda, wo ihm ein 5tägiges Zusammensein mit seinem Crotus beschieden ward. Daß uns nur ein päpstliches Schreiben an den Kurfürsten, das vom 12. Juli 1520., erhalten ist, während H. von zweien redet, erkläre ich abweichend von Str. daraus, daß H., welcher beide nicht selbst zu sehen bekam, außer jenem das des Canonicus v. Tettleben (bei Gerdes Monum. ad hist. reform. App. ad I. p. 147, verstümmelt bei Münch III. 568) meinte. Der Papst forderte „aus apostolischer Sanftmuth“, daß der Cardinal an dem verwegenen Ritter ein Exempel statuiere. Der Cardinal antwortet auf die ihm erst am 25. Oct. zugekommenen päpstlichen Schreiben, er habe H. nicht mehr an seinem Hofe, lerne erst jetzt dessen verabscheuungswürdige Schriften kennen, die ein Mainzer Bürger (Schöffer) gedruckt, wofür er diesen in das härteste Gefängniss habe werfen laßen; dem H. selbst aber könne er nicht zu Leibe kommen, der auf festesten Burgen sitze und tapfere Reiterscharen zu Gebot habe; übrigens seien alle Suppressionsmaßregeln gegen die bösen Büchlein, auch die lutherischen, von ihm, dem Erzbischof, getroffen. Das muste wol ganz ernstlich oder zweckmäßig nicht geschehen sein: die Erfurter Intimation von 1520 gegen die eckische Bulle, welches mir vorliegende Schriftchen Riederer, der es wieder herausgegeben hat, als ein Monstrum von Seltenheit behandelt, ist in der schöfferschen Officin gedruckt, und ich müste sehr irren, oder Crotus hatte es an H. geschickt und dieser, der keinen gutgeladenen Schuß verschmähte, seinem stäts willigen Verleger übergeben.

Die nächsten Kapitel sind Hs. Aufenthalt und Thätigkeit in Franzens von Sickingen Herbergen der Gerechtigkeit gewidmet, und zwar eröffnet sich das 4. mit einer Vorstellung des Ebernburgers, aus welcher wir diesen, wie er ungeschmückt aussah, als eine Hauptfigur in unsrem Drama kennen lernen, und zugleich daß der Vorstellende ebensowenig für Ritter als für Pfaffen Vorliebe hegt. Auch Aquila, Bucer, Oecolampadius und Schwebel (Schwäblin) waren Gäste in jener Herberge, die sich nun H. aufthat und welche dieser längst auch für Luthern geöffnet erklärt hatte. Der Sickinger verstand's seit Jahren, mit grobem Geschütz zu arbeiten; auch H. fängt nun an, ohne Pulver, mit solchem zu donnern: von der Ebernburg Sept. 1520. datiert sind die feurigsten Schriften, die man lesen kann, die Conquestionen an Karl V. den Kurfürsten von Sachsen, den von Mainz, und an alle Deutschen nebst dem Brief an Rotenhan, worin er noch Hoffnung auf den Kaiser setzt. Aber wie rasch auch patriotische Ergießungen hinbrausen mögen, sie sind nur Bestandtheilchen des seinen bedächtigen Gang hinschleichenden Stromes der Zeit: Hs. Schriften verbreiteten sich mächtig, H. und Luther waren gefeierte patriotische Namen, aber die deutsche Nation ließ sich auch fortan von ihren Fürsten leiten, wie diese von ihren Interessen, man nannte sie des Reiches und des Landes Wohl, in geistlichen Staaten Heil der Kirche. Unterdessen ward doch der Kampf Roms und gegen Rom im eigentlichen Sinne brennend: die Bannbulle gegen Luther verursachte in mehreren Städten, auch in Mainz, unnützen Holzaufwand, dessen auch Luther sich schuldig machte. H. glossierte jene Bulle und beleuchtete die finsteren Verbrennungsscenen in lateinischen und deutschen Versen. Bei Beurtheilung dieser Schriften ist es ebenso nöthig als schwer sich richtig in die Entstehungszeit zurückzuversetzen: uns erscheint nothwendig manches matt, was für seine Zeit die richtige volle Färbung hatte.

In dem am Jahresschluß 1520 seinem Freund und Gönner Sickingen gewidmeten Gesprächbüchlein, das außer der Fortuna alle Gespräche der Mainzer Sammlung vom April desselben Jahrs enthält, erklärt H. das Vaterland und deutsche Nation in ihrer Sprache anschreien zu wollen, daß sie sich wehre „gegen den übermäßigen und unchristlichen Gewalt des Bapsts“: das Latein verstanden hauptsächlich nur die ihn, Hutten, nicht verstehen wollten und ihm gehäßig waren; aber Adel, Städte und Volk sollten nun helfen, und die wollten deutsch aufgerüttelt sein. Die Clag und Vormanung war schon im Sommer, wie es scheint, gedruckt worden; was ihr an metrischer und symmetrischer Kunst abgehen mag, ersetzt sie reichlich durch Wahrhaftigkeit und Tiefe vaterländischer Gesinnung und Kraft der praktischen Beobachtung: „in dringender, stürmender, mit immer neuen Stößen zusetzender Ermahnung ist H. ein unvergleichlicher Meister.“ In diesem Gedichte wollte er, wenn erlaubt ist seine Worte an Sickingen hier ins Gegentheil zu wenden,

„einmal seinem Hertzen, das gesteckt voll Abscheu und feindlicher Gesinnung, die er gegen des Papstes, Wiedervergeltung herausfordernde, an den Deutschen begangene Uebelthaten, die doch er noch täglich mehr und mehr überhäufte, einen lufft geben." Diese „lebendige Abcontrafactur des gantzen Bapstthumbs" oder „Auffwecker der deutschen Nation" ist nicht bloß bei Hs. Leben öfters, mindestens 4 mal, sondern auch in Kirchmayers Bäpst. Reich (1560), zu Ehren Gustav Adolfs (1632), und leider (weil ganz nachläßig) bei Meiners und Münch, und „zeitgemäß" verhunzt bei Schreiber und Wolff wieder abgedruckt worden, und schwerlich wird diese Klage je ganz verhallen oder ganz abgestellt werden. Etwas dürftig erscheint neben dieser Vermahnung die zur Instruction des Kaisers bestimmte „Anzeige, wie böslich sich allwegen die Päpste gegen die deutschen Kaiser gehalten", von Otto I. an bis auf den Karl V. selbst umgarnenden Leo X.; aber trotz ihrer, auch von Str. angemerkten historischen Verstöße fand sie ungemeinen Beifall: ich kenne außer der von Str. gehörig gewürdigten Sudelei Münchs ein dutzend Ausgaben derselben. Auch die Conquestionen übersetzte nun H. ins Deutsche, wobei kleine Aenderungen nicht ausbleiben konnten, aber auch zu Vor- und Nachworten namentlich die Gespräche Veranlaßung boten. Daß die „Entschuldigung" nicht richtig zwischen jenen Gesprächen und dem erquicklichen Lied von 1521 „Ich hab's gewagt mit Sinnen", dem auch Str. die beiden Lieder Kunz Löffels auf H. nachschickt, gestellt werde, ist schon bemerkt. Um so freudiger nehmen wir die Schilderung des inneren Kampfes in dem Schriftsteller H. auf, daß er nicht als deutscher Ritter mit dem Schwert dreinschlage: in Luther zerren sich Mönch und Theologe, wenn in ihm der Teufel gegen Christus kämpft, aber in Luther siegte der eine Kämpfer, wenn auch die Theologen unter sich noch streiten, welcher; H. rüstete fortwährend mit der Feder kämpfend zugleich zum Kampfe mit dem Schwert. Darüber schrieb er auch an Luther, der jedoch keinen ritterlichen Aberglauben in sich zu bekämpfen hatte, sondern durch das Wort überwinden wollte, — aber doch auch am 10. Dec. auf gut ketzermeisterisch sein „Zum Feuer!" exequierte. Unterdeß gewann, wie Str. in einem lieblichen Genrebildchen ausmalt, H. vorlesend, schreibend und in traulichem Gespräch seinen Ebernburger Wirth immer entschiedener für Luthern, dessen Sache in stäts wachsendem Kreiß als die Christi und der Wahrheit galt. Außer den ins Deutsche übersetzten Gesprächen erschienen nun auch lateinische Dialogi novi perquam festivi mit einer Dedication an den Pfalzgrafen Johann vom 13. Jan. 1521, ein satirisches, die mit der deutschen Freiheit hochmütig hadernde, dann platzende Bulle (Blase), welcher also die Glossen nicht zu verstärkender Umhüllung gedient hatten; zwei Warner, deren erster sich von Luthern nicht überführen laßen will, daß eine Reinigung der kirchlichen Verfaßung und Lehre Noth thue, sondern als Geistlicher die bestehende Gestaltung

der kirchlichen und religiösen Dinge vortheilhafter und bequemer findet; deren zweiter dagegen seine Vertheidigung des Papismus Franzen v. S. gegenüber auf- und diesem Beifall giebt, daß er, und sollt es auch dem Kaiser zuwider geschehen, für die Sache der Wahrheit und des Evangelii allenfalls auch, wie H. wolle, das Schwert ziehe, ein zweiter, ein deutscher Ziska. Das letzte, an Umfang und vielleicht auch an Bedeutung den drei ersten zusammen gleichkommende Gespräch, das H., ein Kaufmann und Sickingen führen, die Räuberstuft diese nach ihrer Schädlichkeit und Vertilgungswürdigkeit aufsteigend also ab: das Gesindel der Wegelagerer und Buschklepper; die Kaufleute, die Deutschland um seine guten Sitten und seinen Reichthum betriegen, die wol geadelt sein können, wie die Fugger und die Medicäer, aber doch unedel sind; die Schreiber und Kanzler der Großen und die Juristen, deren Entscheidungen feil sind, Schmeichler und Empordringlinge, die mit ihren Auslegungen, Verdrehungen und Weiterungen aus Hochmut und Eigennutz das deutsche Volk um sein gutes Recht, die deutschen Fürsten um ihre richtige Einsicht und guten Willen für Land und Leute betrieben; das schlimmste Gezücht aber ist das der Pfaffen; zum Krieg gegen diese müßen sich Adel und Städte die Hand reichen. Gervinus (II. 434) Wunsch, H. möchte doch seine juristischen Studien wenigstens soweit wie seine theologischen zu führen die Geduld gehabt haben, damit er auch die juristischen Freiheitsfeinde in Deutschland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geistlichen in Gemeinschaft mit Luther vertilgte, paßt nicht gut zu seiner schönen Darstellung Hs.: die geeigneten Waffen gegen die Ausartung der Jurisprudenz begannen damals schon Alciat, Bude und Zasius zu schwingen, und hätte sich H., wie jener Wunsch es fordert, durch die dürren Steppen der Commentatoren, welche zwischen ihm und dem grünenden Gebiet der Glossatoren und den klaren Quellen des röm. Rechts in der Mitte lagen, durchgeschleppt, so wär er sicherlich nicht als H. bei Sickingen eingekehrt. Er hatte mehr als genug an seinem Kampfe gegen jene vierte Räuberklasse zu thun, und daß er dazu „Füß und Händ" redlich brauchte, beweist auch die im Sommer 1521 edierte Schrift aus den letzten Zeiten des Baseler Concils über die Nothwendigkeit und Bedeutung der Concilien, welche er in der sickingischen Bibliothek gefunden, und welcher er eine eben von Wittenberg ihm zugekommene Ermahnung zum rechten Glauben von dem bambergischen Vicar Conrad Zärtlin, genannt Playnbacher, zufügte.

Aber schon vorher waren Zeit und Umstände für die eigentlichst huttensche Muse, die etwas von einer Meduse an sich hat, gekommen, der Wormser Reichstag, die erfolgreiche edictenerschleichende Umgarnung des undeutschen deutschen Kaisers durch die schlauen Creaturen des üppigen Florentiners, welcher „die Fabel von Christus so einträglich" fand (Roscoe, Leo X. ch. 24.),

und, was historisch beßer beglaubigt ist, der Wahrheit die buona cera vorzog, und dagegen der durch Ueberzeugungstreue gestählte Muth des Mannsfelder Bauernsohns, welchem Christus und Wahrheit eins und alles waren, die Verhöhnung der Deutschen und ihres Adels durch die wälschen Goldsauger und den spanischen Uebermuth, die Haltlosigkeit und das eigensüchtig dynastische Gebahren der deutschen Fürsten, und die ganze unbeschreibliche Elendigkeit jener Zeit. Den Hauptschauplatz konnte H. in einem guten Ritt von Ebernburg aus erreichen: er durfte sich dort nicht sehen laßen, aber er ließ sich hören wie in Gebirgen der Donner: die Invectiven gegen die Nuntien und nachmaligen Cardinäle, Aleander, den im doppelten Sinne dreizüngigen, den man ziemlich allgemein für einen Juden hielt, und den Neapolitaner Marino Caracciolo, die gegen die ganze zu Worms versammelte Prälatenschaft, die Sendschreiben an den Mainzer Cardinal und die an den Kaiser, deren das vom 27. März so heftig war, daß H. am 8. April ein begütigendes nachzusenden für gerathen hielt, vermag ich nicht in Kürze zu charakterisieren, nicht den erhabenen Zornesmuth des mit Kindestreue an seiner Mutter, an Deutschland, hangenden, deren Feinden feindselig, deren Verhöhnern aber mit vernichtendem Spott entgegentretenden Helden zu schildern. Man muß diese Invectiven bewundern, auch wenn man vom Lesen der Verrinen und Catilinarien kommt; Hs. Geist leuchtet überall durch. Sie sind in nur 2 Originalauflagen gedruckt, und nicht, wie der eine Brief an Karl V. und der an Pirkheimer vom 1. Mai, gleichzeitig übersetzt worden, was beides nicht ganz unerheblich scheint. Luther trat nun in den Vordergrund und vor den Kaiser und die Fürsten in Worms. Von seiner Reise dorthin gedenkt Str. des Erfurter Einzugs, um an Eobans darauf bezügliche Elegien und die von Crotus geleitete Empfangsfeierlichkeit zu erinnern, und an diese die mit Recht noch sehr unsicher gehaltene Vermutung anzuknüpfen, daß letztrer die dieser Zeit angehörige (auch von Strobel 1784 und von Kapp 1728 wiederholte) Parodie, Litaneia Germanorum, verfaßt habe, worin viel für Deutschland, Luther und H., gegen den Papst, Aleander und die Curtisanen, um Erleuchtung des Kaisers und Beßerung Glapions und der Mönchstheologen gebetet wird, aber, was ausdrücklich bemerkt zu werden verdient, nicht für Sickingen oder den Kurfürsten von Sachsen. Fast wie eine Gespenstererscheinung lesen wir den Besuch des Graumönchs Glapion bei Sickingen und H.; er läuft auch ebenso ab, bei hellem Morgenlicht ists nichts: Sickingen lud zwar wirklich durch den nach Oppenheim gesandten Bucer Luthern zu sich auf die Ebernburg, aber der Bf. der babylonischen Gefangenschaft ließ die Ebernburg rechts liegen und zog geradeaus gen Worms. Während er hier das erste Verhör bestand (17. Apr.), schrieb H., wie er ihn früher durch Spalatin zur Vorsicht gegen die Nachstellungen der Feinde angemahnt, nun

an ihn und seinen Gefährten Jonas Briefe tröstender Ermutigung, die Bucer nach Worms brachte. Auf Luthers Schreiben von dem Verfahren der Reichsversammlung, die nur verurtheilen, nicht erkennen wollte, antwortet (20. Mai) H. knirschend, er werde ehestens hinausgelaßen werden und wolle ihn dann die Werke des von Gott in ihm erregten Geistes sehen laßen. Als aber Luther ihm gemeldet, wie man ihn zu Worms verabschiedet, da war Hs. Gemüt auf die äußerste Gränze, wo Thatbegier und Gefühl der Unmacht sich scheiden, getrieben, er weinte; wenn man den Brief (vom 1. Mai) an Pirkheimer gelesen hat, begreift man wie Busch einige Tage darnach von Worms aus H. fast höhnisch anstürmte, seine Drohungen würden nur zu Spott, das Curtisanenpack müße mit Faust und Schwert ausgereutet werden. Auch Coban sandte an H. ein Exhortatorium elegischer Form, worauf H. in gleicher Form erwiderte, Thaten wolle er thun nach Kräften und, hemme das Schicksal nicht, noch die Hoffnung bewähren, die man in ihn gesetzt, er wolle durchbrechen oder kämpfend fallen. Aber im Buche der Zeiten war H. ein andrer Lebenslauf und Ausgang vorgezeichnet; der Wormser Reichstag bildet „einen Wendepunct in seinem Leben und keinen glücklichen;" statt durchzubrechen muß er ins Elend wandern, statt kämpfend stirbt er hingerafft von Krankheit, Schmerz über Sickingens Fall, Verachtung der erasmischen Treulosigkeit. Jedoch ganz ohne Buschens wildem Rath oder seinem eigenen Haße gegen die Curtisanen Folge zu leisten ist H. doch wol nicht geschieden: Str. (S. 240) setzt die bisher nur aus des Erasmus verdächtigenden Aeußerungen bekannten Wegelagerungen gegen 3 Aebte und 2 Predigermönche, denen er die Ohren abgeschnitten habe, in das Spätjahr 1522, ich fürchte zu spät: es liegt ein Bericht vor mir von Caracciolis und Aleanders Antrag beim Herzog Friedrich zu Sachsen (zu Köln am 4. Nov. 1520) wegen Vollzugs der Bulle gegen Luther, und des Kurfürsten ablehnendem Beschеid; diesem Bericht ist ein Brief N. an N. zugefügt, worin es heißt: „so wil ich eüch nicht pergen, das solchs, Auß den geschickten des Bapst ainer als sy herauff an Reynstram kammen nach da bey Mentz von ainem von Hutten erstochen, vnd der ander sein gesell schwerlich daruon kommen, wenn Doctor Martinus solcher gesellen vil het wurden die Romanisten wol da ham bleyben, vnd jenen in disen landen zufriden lassen, . . . Datum eylents zu Koburg am Erichtag nach Conceptiones virginis glorios. [10. Dec.] Anno 1521. J. V. W. Secretis. Meinem besonder gutten freündt N. von N. Amptman zu N. ꝛc." Auch die obberührte Erfurter Intimation fordert zu Thätlichkeiten, wenn auch nur gegen Documente, auf. (Nur weil es Str. nicht gethan, muß ich hier bemerken, daß der in Nürnberg für ächt huttenisch gehaltene Brief an einen gewissen Propst, den Burckhard (II. 213. f.), dem Wagenseil und Münch gedankenlos folgen, sehr verkehrt H. zuschreibt, und den Ghillany als Probe von des Ritters Hdschr. hat facsimi-

lieren laßen, ohne ihn beßer als seine Vorgänger lesen zu können, ein Wisch ist, welcher H. nichts angeht: die Handschrift ist von der mir wolbekannten Hs. ebenso verschieden als der Stil und Inhalt des kindischen Zettels von einem Briefe Ulrichs v. H.) Von Ebernburg aus besuchte H. im Mai 1521. das Wildbad, wo Sickingen in seinem Beuteantheil aus dem wirtenb. Feldzuge saß; von da aus ist am 27. Mai ein Verweis an Bucer datiert, daß er in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich getreten sei. Vom Herbste 1521 aber bis zum Sommer 1522 weilt H. auf Franzens andern Burgen, meistens zu Dirmstein und Wartenberg, von wo aus auch die Fehdecorrespondenzen mit den Karthäusern bei Straßburg und gegen den Pfarrer Meyer zu Frankfurt a. M. datiert sind, während die Ermahnung an Worms wieder von Landstuhl aus (27. Juli 1522) geschrieben ist. Jene 2 Burgen kennen bisher alle unsre Biographen Hs. nicht, auch Str. verwechselt (z. B. S. 197. Note 3) das Dürmstein Sickingens, wo H. saß, mit dem bischöflichen bei Worms: jenes, H. schreibt Durm- Dyren- Drimstein, Dürenstat, lag etwa 3 Stunden von Kaiserslautern zwischen Hochspeier und Weidenthal; es ist, glaub' ich, das latibulum, von wo aus H. am 4. Sept. 1521 an Bucer geschrieben hat; Wartenberg oder Wartenburg, nachmals Sitz der gleichnamigen Grafen, lag ohngefähr in derselben Entfernung von Lautern zwischen Lohnsfeld und Rohrbach, wie auch die Entfernung Landstuhls (Landstall, Nanstall, Nannstein) von da nach Homburg zu etwa ebenso groß ist. Von hier aus zog Sickingen gen Trier und in ihr fand er nach dem verunglückten Zuge (II. S. 228 . . . 37) seinen Tod. Den Feldzug mitzumachen, wie beabsichtigt war, hinderte H. die Krankheit, die ihn seinem Sickingen bald nachschickte, wie sie ihn auch gehindert zu haben scheint, diesen auf den Landauer Tag (Aug. 1522) zu begleiten. Den Injurienhandel gegen die Karthäuser (im letzten Drittel 1521) betrachtet Str. wie ein Fastnachtsspiel, das H. sich zur Erholung erlaubt habe; mir scheint er ganz jener Zeit gemäß und in H.s pfaffenfeindlicher und überreizter Stimmung ein ihm ebenso regelmäßiges Geschäft, als die ins Frühjahr 1522 fallende Correspondenz gegen den D. Meyer, welche zur Herausgabe bereit in meinem Pulte liegt, und die Verwendung für den evangelischen Prediger Ulrich in der Ermahnung an Worms. H. war nun durch des Vaters Tod (März 1522) als dessen Erstgeborner selbständiger geworden: er sollte die väterlichen Besitzungen übernehmen, aber sein Pfad war ihm nach einer andren Richtung vorgezeichnet. In diesen Sommer fällt auch die Abfaßung des zur Verbündung des Adels mit den Städten gegen die Fürsten anmahnenden Gedichts „Beklagunge der Freistette deutscher Nation" und des in vielen Stellen mit den dialogi novi (1521) parallel laufenden Neu-Karsthans, welcher auch Volk und Bauerschaft in jene Verbindung zu ziehen strebt: Huttens Autorschaft dieses Gesprächbüchleins erklärt Str. aus

triftigen Gründen nur für wahrscheinlich, so wie die der angehängten 30 Artikel, den 12 der Bauerschaft im bald nachfolgenden Bauernkriege sehr ähnlich, aber nur gegen die Klerisei gerichtet, für sehr unwahrscheinlich. Hierher aber gehört nun wol die „Entschuldigung wider etlicher unwahrhaftes Ausgeben von ihm, als sollt er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft sein, mit Erklärung etlicher seiner Geschriften", vorzüglich der Klag und Vermahnung; Panze (Hutten S. 168 f.) hat diese in der Originalausgabe nicht gekannt und auch bei Burckhard, Meiners und Münch ist sie nur aus der zweiten schlechteren Ausgabe abgedruckt. Im Herbst 1522 (genauere Angaben mangeln) verläßt H. seines Freundes Burgen, nicht, wie Erasmus später zischelte, von Sickingen zu Vermeidung der „invidia" fortgeschickt, sondern weil der verbannte Kranke dem Kriegsgeschäft auf Franzens Burgen, selbst untauglich dazu, nur hinderlich geworden wäre, wie auch Bucer und Oekolampad südwärts ins Elsaß und nach Basel zogen. So auch H., wieder bettelarm, wie vor 13 Jahren, als er nach Greifswald kam, seis daß Unterstützung der Brüder aus der Heimat den Heimatlosen nicht fand, seis, wie Brunfels angiebt, daß er nach der geliebten Mutter Tod ausdrücklich dem väterlichen Erbe ganz entsagt hatte, um nicht auch die Brüder in seine eigene Bahn, deren jähe Abschüßigkeit er nicht verkannte, hereinzuziehen: in Schletstadt muste er bei Freunden Geld erborgen, und kam, sich nach Erholung sehnend, in Basel an. Längst zwar hatte H. erkannt und es auch offen und klagend an Erasmus geschrieben, daß dieser in achselträgerischer Selbstsucht der Sache des Evangelii nicht aufrichtig zugethan sei und daß dessen Correspondenzofficiosität nur im Dienste maßloser Eitelkeit stehe, wie denn auch Erasmus überall seinen Erasmus verhätschelnd selten von sich, aber fast in jedem Satze seiner Briefe und wo es sonst angeht, vom Erasmus spricht. Daß er mit H. nicht mehr im Rufe vertrauter Bekanntschaft bleiben wollte, dem geächteten, kranken, dürftigen und doch stolz für Recht und Wahrheit streitenden, alles Kriechens und Wedelns, Schmeichelns und Zischelns unfähigen Habenichts, wer könnte das an Erasmus verwunderlich finden, dem damals, abgesehen von seinen Steinbeschwerden und vorübergehendem Mangel an gutem Rothwein, alles zuflog was er zu schätzen wuste, reichlich verdienter Gelehrtenruhm und Bücherei, Gunst, Geschenke und süße Wolgewogenheiten der Großen und Kleinen, vom Papst und Kaiser bis zu den Weiberchen und Schülerchen, reichliches Einkommen (er hatte früher auch betteln gelernt) und unabläßige Gelegenheit, in Briefen und Büchern von dem vortrefflichen, nur mit gar zu vielen wichtigen und verdienstlichsten Arbeiten und Geschäften allzugeplagten Erasmus, und nebenbei über Andere allerhand Medisantes zu reden? Erasmus hatte nur eines nicht, und das war gerade Hs. gröster Schatz, Charakter. Sogenannte Nothlügen waren dem Erasmus zu eigenem Gebrauche so unanstößig und ge-

läufig als das Reden und Schreiben überhaupt: eine solche war es, daß und wie er Hs. Besuch ablehnte; sie gab die äußere Veranlaßung zu dem Streite, dessen Ende dieser nicht erlebte, den H., was auch bezeichnend ist, mit einer expostulatio, Herausforderung (zu litterarischer Vertheidigung und moralischer Beßerung) zuerst in die Oeffentlichkeit brachte, Erasmus dann mit einem Schwamme, Spongia, abzuwischen suchte, worauf für den beim Erscheinen des Schwammes verstorbenen H. dessen ehemaliger Schüßling Otto Brunfels und nachmals Erasmus Alberus auftraten, für Erasmus Erasmus, der sich dadurch in einen neuen ihm ebenfalls wenig zur Ehre gereichenden Streit mit Heinrich von Eppendorf verwickelte. Dieses alles berichtet unsere Biographie im 10. Kap. gründlich und mit der Anmut, welche eine Darstellung haben mag, worin Erasmus nicht als Litterator, sondern nach seinem Verhalten im und zum Leben, eine Hauptfigur ist. Von diesem Erasmus wende ich mich gern ab, Hs. Grabe zu. Als H. am 19. Jan. 1523. von Basel sich entfernen muste, weil ihm der Rath der Stadt, worin man damals noch die Wirkungen der eindringenden Reformation abzuhalten hoffte, den Aufenthalt nicht ferner gestattete, flüchtete er nach Mülhausen, wo die Wogen der Reformation ebenfalls hoch giengen. Hier erfuhr H. Sickingens Ende (7. Mai 1523.); wie er das getragen, können wir daraus entnehmen, daß er eine Schrift in tyrannos, „d. h. ohne Zweifel gegen die verbündeten Fürsten, die seinen Freund S. vernichtet", verfaßte: sie ist uns nicht erhalten: Str. macht wahrscheinlich, daß Eoban den Auftrag sie herauszugeben unvollzogen gelaßen habe, um es nicht mit dem Landgrafen von Hessen zu verderben, in dessen Dienst er auch bald darnach als Marburger Professor eintrat: ich hege noch immer einige Hoffnung, daß sie dereinst aus irgend einem schweizerischen oder elsaßischen Winkel ans Licht kommen werde. Wie muß Hs. Leuchte noch einmal aufgelodert sein, bevor der Todesgenius sie am Fuße des Etzel in das Eiland stieß, wo seine Wunden Heilung fanden, andere als er gehofft! Auch aus Mülhausen trieben H. die kirchlichen Parteiungen hinweg: er muste Sicherheit und Pflege suchen, die er sammt dem Verkehr mit Geistigebenbürtigen bei dem ritterlichen Reformator in Zürich fand, Zwingli war kein Erasmus. In Todeswehmut schreibt H. (am 21. Juli) von Zürich aus noch einmal an seinen Eoban, erkundigt sich nach seinem Crotus, beklagt des Erasmus Treulosigkeit, und bittet unter Grüßen an die thüringischen Freunde um brieflichen Zuspruch unter Zwinglis Adresse, oder der Oekolampads in Basel. Ende Juli schon giebt er an Zwingli, es scheint schon auf der Rückreise zu demselben, Nachricht, daß ihm das Pfäfferser Bad nichts helfe, wie unfreundlich das Wetter, wie freundlich dagegen der Abt (Rußinger) ihn dort behandelt habe, und bittet ihm sein Absteigequartier in Zürich bereit zu machen, von wo aus (?) er am 1. Aug. nach Basel an Prugner schreibt, noch der For-

luna nicht ganz mißstrauend (Röhrichs Wehmut über dieses huttensche Heidenthum beleuchtet Str. mit einem hübschen biographischen Schlaglichtchen); er gedenke bei einem Arzt (es war der Pfarrer Schnegg auf Ufnau) 3 Meilen von Zürich sich einige Tage in Stille aufzuhalten. Er blieb da bekanntlich länger, aber den Frieden wollte ihm Erasmus nicht gönnen: dieser hatte am 10. Aug. von Basel aus an den Rath zu Zürich einen denuntiatorischen Brief gegen H. geschrieben, den man ohne Uebertreibung eine Schandsäule nennen kann, die der Holländer sich gesetzt hat. H. klagt von Ufnau aus (15. Aug.) in einem Brief an denselben Rath, daß man ihm warnungsweise von Basel aus berichte, wie Erasmus eine Schrift an den Rath verfaßt habe, darin er ihn, H., fast unfreundlich rühre, auch Ungunst und Widerwillen gegen ihn zu erwecken unterstehe, das er sicherlich nicht verdient habe, und bittet ihm die Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung nicht abzuschneiden. Dieser milde, vom edelsten Selbstbewußtsein getragene Brief ist das letzte litterarische Document, das uns von H. übrig ist: er starb 14 Tage darauf. Ueber seinen Todestag schwanken die Angaben zwischen 29. Aug. und 1. Sept.: Stolzens von Str. gebilligtes Argument für den 29. Aug., welchen Erasmus nennt, geht von der Voraussetzung aus, diesem hätten die vier Tage als Hs. Sterbezeit berichtet vorgelegen, unter denen er sich den ihm bequemsten hätte auswählen können, was nicht unerasmisch wäre, wäre nur jenes nicht in sich unwahrscheinlich. Uebrigens halte auch ich des Erasmus Angabe für die wahrscheinlichere: der 31. Aug. oder 1. Sept. konnte der Tag, an dem die Berichterstatter Hs. Tod erfuhren, oder des letztren Begräbnißtag sein, der 31. Aug. auch aus dem Bericht, H. sei Ende Augusts gestorben, entstanden sein, während der 29. Aug. eine derartige Erklärungen ausschließende Zeitbestimmung ist. Aus Hs. Nachlaß erschien 1529. das Gespräch Arminius, dessen Entstehung zweifelsohne noch dem J. 1520. angehört, und welches füglich den 1521. erschienenen dialogi novi hätte zugefügt werden können. Eine Sentenzen- und Phrasen-Sammlung aus Sallust und Florus und ein Wortregister zu erstrem seien hier nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Welchen Eindruck Hs. Tod auf seine Zeitgenoßen und zunächst seine ehemaligen Freunde übte, und welche Ausgänge diese dann hatten, führt uns das letzte Kap. in einer Reihe verschiedenartig ausgeführter, durchaus schön und wahr gezeichneter kleiner Lebensbilder, welche sich um den Schatten des verstorbenen Helden zu einer Gruppe von Männergestalten, deren jede bedeutsam, manche heroisch groß ist, verbinden. Daß Crotus den Schluß bildet, wie er beim ersten Auftreten unseres Telemachos als junger Mentor zuerst an seiner Seite gestanden hatte, ist biographische Consequenz; aber wie er ihn bei Str. bildet, zeugt von künstlerischem Talent unsres Biographen, wie es wenigen verliehen wird. Crotus hatte, zur römischen Kirche zurückgetreten,

1531. eine Vertheidigungsschrift der antireformatorischen Maßregeln, welche Hs. ehemaliger Dienstherr Albrecht in seiner magdeburgischen Diöcese und insbesondere zu Halle a. S. ergriffen hatte, veröffentlicht; dieser Apologie hat auf Luthers Aufforderung Justus Menius' eine Erwiderung (1532, wieder herausgegeben von Olearius 1720., und jüngst von mir mit dem Nachweis, daß nicht Justus Jonas, sondern Menius der Vf. sei) entgegengesetzt, worin mit kaustischer Kunst gezeigt wird, wie des Crotus jetzige Stellung und scheinbare Lebensrichtung dem Crotus, wie er in Wahrheit innerlich beschaffen, durchaus unentsprechend sei. Den Inhalt dieser responsio legt Str. vor und schließt also: „Es ist die schlagendste Stelle, wo der Ungenannte (Menius) den Schatten Ulrich Hs. gegen ihn heraufbeschwört. Er führt den Neubekehrten vor, wie er bei dem Hochamte das Rauchfaß schwingt; wie er, beide Arme vorgestreckt, die Augbraunen ernsthaft zusammengezogen, die Inful des Weihbischofs hält und ihm wohl gar die Schuhe küßt; wie er mit den Chorsängern die Knie beugt: wenn da H. wieder auflebte und es sähe, ob er nicht, feurig und heftig wie er war, und ein geschwokener Feind aller Gleißnerei, den frechen Heuchler mitten im Tempel zu Schanden machen würde? In dieser zürnenden Stellung halten wir Hs. Schatten fest. In ihr möge er denen erscheinen, welche die Schlüßel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender wo möglich denen, welche im Schoße des Protestantismus selbst ein neues Papstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre; aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sei der Genius unsres Volks, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist Noth thun wird."

Bonn, November 1857. Böcking.

Die Deutschen in Texas.

Wanderungen durch Texas von F. L. Olmsted. Leipzig, C. B. Lorck.

Diese Schrift, die Uebersetzung des Werks eines Amerikaners, der Texas nach den verschiedensten Richtungen durchstreift hat, beansprucht von uns außer dem Lobe scharfer Beobachtung und ungewöhnlich guter Schilderung vorzüglich Anerkennung und Interesse wegen der ehrenwerthen Gesinnung,

mit welcher der Verfasser die tüchtige Art der dortigen Deutschen und die vielfachen Vorzüge derselben vor den Yankees hervorhebt. Ein so warmes Lob unsrer Stammgenossen ist in amerikanischem Munde selten. Hier aber erhebt es sich an einigen Stellen fast zur Poesie und wird in dieser liebenswürdigen Form doppelt wohlthuend. Der Reisende hat mit richtigem Gefühl die schönen Eigenschaften unsrer Natur herausgefunden und läßt sie in anmuthigster Weise vor uns hintreten. Die Fülle des deutschen Gemüths, sein saubres, lebensfrohes Wesen, seine gediegne Weise zu arbeiten, sein Gefallen am Schönen und Behaglichen sind mit einem Wohlwollen und einer Liebe geschildert, welche uns stolz machen kann. Folgen wir ihm bei seinen Beobachtungen. Wir können erquickende Bilder dieser Art brauchen.

Der Verfasser kommt auf dem Wege von Seguin nach San Antonio in eine Hütte, wo er gastfreundliche Aufnahme findet: „Wir fanden einen Mann mit Frau und Sohn, und noch einen einzelnen Mann; sie alle waren vor vier Jahren aus Deutschland gekommen, in Lavacca gelandet und gleich ins Innere nach Neubraunfels gegangen. Der Junggesell hatte im ersten Jahre bei einem Farmer gearbeitet, der andere in einer Spezereihandlung zu San Antonio Unterkommen gefunden. Jetzt arbeitete jener, ein Schuhmacher, in seinem Handwerk. Beide hatten das während jener zwei Jahre Erübrigte zusammengeschossen und vor einem Jahre die Hütte, hundert Acker Land und ein paar Stück Vieh einem Amerikaner abgekauft. Der Acker war etwa zwei Dollars werth, das Vieh konnte aber weiden wo es wollte; die Weide ist sehr nahrhaft, der Boden sehr gut zum Feldbau. Im vorigen Sommer hatten sie vollauf Mais für sich und ihr Vieh geerntet und allerlei Gemüse obendrein. Jetzt besaßen sie zwanzig Stück Rindvieh; aus dem Erlös von Butter, Eiern, Schuhen und Strümpfen hatten sie zwei jetzt eben trächtige Mutterpferde gekauft. Als sie einzogen, rissen sie den verfaulten Bretterfußboden des Amerikaners auf und stampften ihn hart, besserten dann das Dach aus, bewarfen die Wände und nun war das Haus wetterdicht; es erhielt Fensterscheiben und neue Thüren mit hölzernen Klinken. Es ließ sich schon darin wohnen, aber sie wollten sich im nächsten Jahr doch eine neue hübsche Wohnung neben hübschen Bäumen bauen. Sie würden dcks alles mit eigenen Händen thun, vorher aber erst all ihr Land recht hübsch einzäunen und möglichst viel davon urbar machen.

Diese Leute lebten recht einsam und abgeschieden; das nächste Dorf lag acht Wegstunden entfernt; im Umkreis von anderthalb Stunden wohnten zwei andere deutsche Ansiedler und ein Amerikaner. Aber es gefiel den Leuten. Ich fragte den jungen Mann, ob er Deutschland gern verlassen habe? Er meinte, es sei hier tausendmal besser, obschon weniger behaglich. „Es ist hart für einen jungen Mann, wenn er so wenig Vergnügungen und Zerstreuungen hat wie

hier zu Lande. Diese amerikanischen Gentlemen in Texas wissen gar nicht, was Vergnügen ist. Was thun sie, wenn sie zusammenkommen? Sie setzen sich ans Feuer und *speien*, trinken auch Branntwein oder spielen Karten und machen großen Lärm. Vergnügen wie in Deutschland kennen sie gar nicht." Er bemerkte, daß es ihm trotzdem in Texas besser gefalle, weil er nun frei sei; in Deutschland könne er nicht sagen, wie er regiert werden wollte, denn dort regiere man das Volk mit Soldaten; auch ihn habe man zum Soldaten machen wollen, er sei aber fortgelaufen. In Texas müsse er angestrengter arbeiten, aber allmälig werde es ihm auch leichter werden. Nach drei Jahren wolle er aus Deutschland seinen Schatz abholen und heirathen. Auf meine Einwendung, daß man ihn als Ausreißer festhalten werde, entgegnete er: das könne nicht geschehen, weil er Bürger der Vereinigten Staaten sei. Gleich nach seiner Ankunft im Lande habe er die erforderliche Erklärung abgegeben, was ohnehin alle verständigen Deutschen thäten.

Der Sohn des Schuhmachers, ein Knabe von vierzehn Jahren, sprach recht gut Englisch; er hatte es in einer Schule zu Braunfels gelernt, welche er zwei Jahre lang besucht hatte. Jetzt war er nicht dort, weil es zu Hause alle Hände voll zu thun gab, aber im nächsten Winter sollte er eine amerikanische Akademie besuchen, wo er gewiß rasch viel lernen würde. Freilich sei die Sache kostspielig, zwei Dollars monatlich für die unteren, vier Dollars für die höheren Classen.

Alle waren wohl gekleidet, und die Frau ein wahres Muster von Sauberkeit. Als sie uns das Abendessen bereitete, erschien sie uns wie ein Prachtmodell für eine Hausfrau; sie hatte ein hübsches, gesundes deutsches Gesicht mit freundlichem Ausdruck, und war so zuthunlich, so sehr bemüht uns alles bequem zu machen, daß wir von ihr wie von einer Freundin schieden. Das Haus war reichlich möblirt, Bettstellen, Koffer, Anrichte, Simse, Küchengeräth, alles in bester Ordnung. Abends hatten wir Weizen- und Maisbrot, Buttermilch und Eier; dasselbe erhielten wir zum Frühstück und dazu Pfannkuchen mit selbst raffinirtem Zucker. Dazu prächtige gelbe Butter.

„Wie können Sie so gute Butter bereiten?" fragte ich erstaunt.

„O, recht gut; die amerikanischen Frauen sind nur zu träg und wirken ihre Butter nicht tüchtig durch. In San Antonio bekommen wir einen halben Dollar für das Pfund, ja wol 50 Cents, aber wir wollen auch gute Butter essen."

Und so war es. Ich habe früher gesagt, daß ich im Hause eines amerikanischen Viehzüchters im östlichen Texas war; der Mann besaß gewiß hundert Stück Kühe, hatte aber weder Milch noch Butter im Hause, denn, „es machte zu viel Umstände." Einer meiner Freunde ist vierzehn Tage im

Hause eines Amerikaners gewesen, der mindestens fünfhundert Kühe besitzt, und hat in der ganzen Zeit weder Milch noch Butter gesehen. Die Familie wußte beide gute Sachen recht wohl zu schätzen, „aber es macht zu viel Umstände.“ Hier trieb der Deutsche früh Morgens eine Kuh in die Verzäunung und die Frau melkte.“ —

Auf der Weiterreise macht Olmsted die Bekanntschaft von Deutschen vornehmerer Classe. „Als wir durch einen kleinen Bach ritten, begegneten uns zwei Reiter in rothen Kitteln und Klapphüten, die unsern Reisegefährten herzlich begrüßten. Sie waren aus Sisterdale, und suchten Vieh, das sich verlaufen hatte. Diese Ansiedelung besteht aus acht oder zehn Farmen und liegt etwa vierzig englische Meilen von San Antonio am Guadalupe, da, wo der Sisterdalebach in ihn mündet und die Straße nach Friedrichsburg hinüber führt. Sämmtliche Farmer sind Leute von Erziehung; der erste kam durch Zufall, die übrigen kamen durch freie Wahl in diese Gegend, und alle wohnen so nahe bei einander, daß sie geselligen Verkehr unterhalten können. Weiter aufwärts am Guadalupe leben noch etwa zwanzig Ansiedler vereinzelt in Höhlen oder Hütten, die sich ihren Lebensunterhalt durch Verfertigen von Schindeln erwerben. Auch sie sind gebildete Männer, entziehen sich aber allem Umgange und leben in den Wäldern als politische Eremiten. Jene beiden, welche wir am Bache trafen, gehörten zu diesen Einsiedlern. Der eine, vormals Student in Berlin, war Schulmeister, der andere, über dessen Domäne wir eben ritten, ein Baron, der uns mit in sein Schloß nahm. Es war ein neues, noch nicht ganz vollendetes Blockhaus, und die Familie wohnte deshalb in einer anstoßenden Hütte. Die Baronesse empfing uns recht herzlich und zeigte uns einen prallen Säugling, der sieben Tage alt war, und dreimal mehr wog als die Kinder daheim; so sagte wenigstens die Mutter.

Wir saßen eben beim Frühstück, als ein Dutzend Männer, darunter einige Amerikaner, heransprengten; sie kamen von einer benachbarten Niederlassung und wollten nach dem Dale, wo Gericht abgehalten wurde. Wir schlossen uns an. Das Haus des Richters war eine doppelte Blockhütte und stand auf einem romantisch gelegenen Felsenvorsprung über dem Guadalupe. Er trat heraus, um uns zu begrüßen, wandelte rasch sein Speisezimmer in einen Gerichtssaal um, nahm dann seine lange Tabakspfeife zur Hand und führte uns in sein Zimmer, wo er eben meteorologische Tabellen verfaßt hatte. Die Gerichtssitzung war nur kurz. Es handelte sich darum, den Schadenersatz für einen erschossenen Hund auszumitteln und die Parteien auszusöhnen. Der Richter genoß weit und breit so großes Ansehen, daß ihm das Friedenstiften durchgängig gelang. Sein Haupt war theilweise kahl, aber sein Antlitz frisch; es strahlte wie von ewiger Jugend, und man sah ihm den hochgebildeten Mann auf den ersten Blick an. Er war daheim mit Humboldt und Goethes

Bettina befreundet gewesen und ein eifriger Naturfreund. Romane und wissenschaftliche Bücher lagen haufenweis im Zimmer, und sein Haus in den Hinterwäldern war ein Tempel der Wissenschaft. An der Wand hingen neben einer Copie von Murillos Madonna ein Dutzend Flinten und Büchsen; auf den Betten lagen Hirschfelle, die Kleider hingen an Hirsch- und Rehgeweihen, an den Bettpfosten waren Schlangenhäute zum Trocknen ausgebreitet, da und dort hingen Barometer, auf einem Tische lagen und standen Spiritusflaschen, Pulverhorn und Proben von sächsischer Electoralwolle. Zum Mittagessen setzte er uns Maisbrot und Bohnen vor; der Kaffee wurde in Zinngeschirr aufgetragen, aber das Salz der Unterhaltung war attisch und goldener Pokale würdig.

Otto von Behr, denn er war der Richter, lebt nicht mehr. Er ging im folgenden Jahre auf Besuch nach Deutschland, wurde während der Rückreise unwohl und starb, nachdem das Schiff in den Mississippi eingelaufen war. Sein Verlust ist für die Ansiedlung unersetzlich; die San-Antonio-Zeitung vom März 1855 hat ihm einen rührenden Nekrolog nachgerufen." —

Ein ganz besonders reizendes Bild endlich ist die Schilderung des Wirthshauses, in welchem der Reisende zu Neubraunfels wohnte. „Nie in meinem Leben, außer etwa wenn ich aus einem Traume erwachte, habe ich einen so raschen Gedankenübergang gehabt, als in jenem deutschen Gasthause. Ich sah keine Wände von lose nebeneinandergefügten Bretern oder Baumstämmen, mit Spalten und Löchern, die man mit Mörtel ausstopft oder mit Mörtel verstreicht, fand nicht vier kahle Wände, wie ich sie in Texas ein paar Mal bei aristokratischen Amerikanern gesehen hatte, sondern ich war leibhaftig in Deutschland. Es fehlte auch gar nichts. Da war nichts zu viel und nichts zu wenig; ich sah mich in eines jener köstlichen kleinen Wirthshäuser versetzt, an welche alle so gern und dankbar sich erinnern, welche jemals eine Fußreise im Rheinland gemacht haben. Ein langes Zimmer nahm die ganze Vorderseite des Hauses ein; die Wände waren hübsch und sauber mit gefälligem Muster bemalt, auf allen Seiten hingen Steindruckbilder in Glas und Rahmen, in der Mitte stand ein großer starker Tisch von dunklem Eichenholz mit abgerundeten Enden; an den Wänden liefen Bänke hin, die Stühle waren von Eichenholz und mit Schnitzwerk versehen, das Sopha mit geblümtem Möbelkattun überzogen; in einer Ecke stand ein Ofen, in einer andern eine kleine Schenkanrichte von Mahagony mit Flaschen und Gläsern. Durch das Zimmer wallte Tabaksrauch; am großen Tische saßen vier Männer mit starken Vollbärten, rauchten und sagten uns einen freundlichen guten Morgen, als wir eintraten und den Hut lüfteten.

Gleich tritt die Wirthin ins Zimmer; sie versteht unser Englisch nicht gut, aber einer von den Rauchern steht auf und macht den Dolmetscher. Wir

sollten gleich ein Mittagsbrot haben. Sie nimmt ein Tischtuch und breitet es an einem Ende der Tafel aus, und als wir eben die Oberröcke abgelegt und uns die Hände am Ofen ein wenig gewärmt haben, ist die Frau schon wieder da und ersucht uns Platz zu nehmen. Sie setzt uns eine ganz vortreffliche Suppe vor, dann folgen zweierlei Gerichte Fleisch — kein gebratenes Salzfleisch vom Schwein! — zwei Schüsseln Gemüse, Salat, eingemachte Früchte, Weizenbrot, Kaffee mit Milch, und dazu prächtige ungesalzene Butter, Butter, wie ich sie niemals im Süden des Potomac gefunden habe, wo mir die Leute immer sagten, es sei nicht möglich, in einem südlichen Klima gute Butter zu bereiten. Aber worin liegt das Geheimniß? Im Fleiß, in der Achtsamkeit und Sauberkeit.

Nach Tisch unterhielten wir uns ein Stündchen mit den Herren im Gasthofe; alle waren unterrichtete, gebildete, wohlerzogene Männer, freundlich, achtbar, gesprächig; sämmtlich in Deutschland geboren. Sie lebten erst seit ein paar Jahren in Texas; einige waren auf der Reise und in andern deutschen Niederlassungen ansässig, andere wohnten schon seit längerer Zeit in Braunfels. Es war uns so äußerst angenehm mit solchen Leuten zusammenzutreffen, und sie gaben uns so interessante und zufriedenstellende Nachrichten über die Deutschen in Texas, daß wir hier zu bleiben beschlossen. Wir gingen hinaus, um nach unsern Pferden zu sehen. Ein Mann in Kappe und runder Jacke rieb sie ab. Es war das erste Mal, daß ihnen dergleichen ohne Weiteres geschah; sonst hatten wir es selbst thun oder einen Neger theuer dafür bezahlen müssen. In der Krippe lag das beste Mesquiteheu, — das erste, welches sie in Texas zu fressen bekamen, und es gefiel den Thieren so, daß sie uns mit den Augen gleichsam zu bitten schienen, wir möchten sie über Nacht da lassen. Aber war in dem kleinen Gasthofe auch ein Schlafzimmer für uns? Gäste waren schon da; indessen konnten wir nöthigenfalls auf der platten Erde schlafen und waren dann immer noch besser daran, als seither. Wir fragten, ob wir Nachtherberge haben könnten? — Ja wol, recht gern. Ob wir nicht das Zimmer uns einmal ansehen wollten? — Wir dachten es sei wol im Hahnenbalken, aber das war ein Irrthum. Im Hofe stand ein Nebengebäude; darin war ein kleines Zimmer mit blaubemalten Wänden und Möbeln von Eichenholz; wir fanden zwei Betten; jeder sollte ein eignes Bett haben, also sich des Luxus erfreuen, allein zu schlafen! Das war uns in Texas noch nicht vorgekommen. Die beiden Fenster hatten Vorhänge und waren draußen mit einem immergrünen Rosenstrauch überzogen; keine Fensterscheibe fehlte; — zum ersten Mal, seit wir uns in Texas befanden! Auch stand ein Sopha da, ferner ein Secretair und auf demselben ein vollständiges Conversationslexikon neben Kendalls Santa-Fé-Expedition, eine Statuette von Porzellan, Blumen in Töpfen, eine messingene Studirlampe; ein wohleinge-

richteter Waschtisch sammt derben sauberen Handtüchern fehlten auch nicht. Wie uns das alles anmuthete; natürlich nahmen wir in einem solchen Hause herzlich gern Nachtherberge.

Nachmittags besuchten wir den protestantischen Geistlichen, der uns sehr freundlich aufnahm. Er sprach zwar das Englische nicht geläufig, gab uns aber willig Aufschlüsse über die Verhältnisse seiner Landsleute in Texas. Auch in einigen Werkstätten und Läden sprachen wir vor, und unterhielten uns mit einem Kaufmann über die Beschaffenheit und Menge der von Deutschen gebauten Baumwolle. Gegen Abend trafen wir etwa ein Dutzend sehr intelligenter Männer im Gasthof, und brachten die letzten Stunden jenes Tages im Hause eines unsrer neuen Bekannten zu. Alles, was ich sah und hörte, bestätigte die erfreulichen Mittheilungen, welche der Fleischer uns gemacht hatte. Als ich um 10 Uhr Nachts nach dem Gasthofe zurückkehrte, blieb ich vor einem Hause stehen und lauschte dem Gesang; seit langer lieber Zeit hatte ich nicht so gut singen hören und die Stimmen waren vortrefflich. Am andern Morgen sah ich auf freier Straße unweit vom Schulhaus ein zahmes Reh umherlaufen; es trug ein Bändchen am Halse, damit man es von den wilden unterscheiden konnte, wenn es sich etwa verlief. Das allerliebste Thier war so wenig scheu, daß es auf mich zukam und mir die Hand leckte. In welcher andern texanischen Stadt hätte dergleichen geschehen können?" —

Kleine ästhetische Streifzüge.

Der durchgreifende Erfolg eines neu erschienenen belletristischen Werks ist in unsern Tagen so selten, daß man geneigt ist, wenn er einmal eintritt, ihn aus allen Kräften zu fördern. Etwas Gutes, nimmt man an, muß doch darin sein, da eine Wirkung nicht ohne Ursache gedacht werden kann. Von den Bühnenstücken der letzten Zeit hat einzig Brachvogel's Narciß einen bedeutenden Erfolg gehabt; er ist jetzt im Druck erschienen (Leipzig, Costenoble), und man hat Gelegenheit, an ihm den Geschmack des Theaterpublicums zu controliren. Leider führt diese Betrachtung zu keinem günstigen Resultat. An dem Drama ist weiter nichts zu loben, als ein gewisses rohes Geschick in der Anwendung der theatralischen Effecte, und der Grund des Erfolges liegt in einer Stimmung unseres Publicums, die uns nicht grade zur Freude gereicht.

Wir pflegen unsere Nachbarn jenseit des Rheins mit einer gewissen moralischen Geringschätzung zu betrachten, weil ihr Theater sich mit beson-

derer Vorliebe in der Demi-monde bewegt, jener Region die zwischen den verworfenen Spelunken des Lasters und der sogenannten guten Gesellschaft in der Mitte liegt. Tugendhafte Freudenmädchen und tragische Bajazzos sind freilich kein sehr erhebender Gegenstand, aber auch unser Theater hat seine Demi-monde, die an Häßlichkeit der andern nichts nachgiebt. Es ist, kurz gesagt, das Tollhaus. Seit Holtei's Lorbeerbaum und Bettelstab hat sich die Zahl der Verrückten auf unsern Bühnen auf eine Schrecken erregende Weise gesteigert, und auch da, wo der Gegenstand alle derartigen Auswüchse zu verbannen scheint, werden sie künstlich eingeschmuggelt, wie z. B. in Mosenthal's Bürger und Molly. Wir haben von unserm Publicum eine viel zu gute Meinung, als daß wir den Grund des Wohlgefallens in etwas Aehnlichem suchen würden, wie bei den Gladiatorspielen des römischen Circus. Er liegt vielmehr bei uns wie den Franzosen in der Virtuosität unserer Schauspieler in der Ausmalung greller Contraste. Diese Virtuosität hat das Publicum daran gewöhnt, nur solche Rollen gelten zu lassen, in denen der Schauspieler in schneller Folge lacht und weint, jubelt und heult, im höchsten Entzücken schwelgt und sich die Haare ausrauft. Die Franzosen haben es darin bequemer, sie sind als geborne Acteurs schon im gewöhnlichem Leben geneigt, sich zu montiren, und unvermittelt eine wilde leidenschaftliche Stimmung eintreten zu lassen. Wir Deutsche haben auch in der Leidenschaft etwas Gesetztes, und so tritt die Poesie des Contrastes erst dann ein, wenn das Individuum die Tramontane verloren hat.

Kann man sich nun für diesen Zweck einen dankbareren Stoff denken als Rameaus Neffe? Dieser Cyniker, aus Goethes Uebersetzung hinlänglich bekannt, bietet in seinem Charakter eine Mischung der entgegengesetztesten Eigenschaften. Er hat Geist, auch ein gewisses Gefühl, aber das alles ist in liederlichem Müssiggang untergegangen und er hat kein weiteres Geschäft im Leben, als auf alle Welt zu lästern. Der Dialog ist so reizend geschrieben, daß der Dichter, der ihn für seine Tragödie verwerthen will, auf die Erfindung keine große Mühe zu verwenden braucht, er kann Wort für Wort ganze Stellen aufnehmen. Nun fehlt freilich noch der tragische Hautgout, denn Diderots Dialog macht trotz aller Bitterkeiten einen vorwiegend possenhaften Eindruck. Aber auch dieser Zusatz ist leicht gefunden: Rameau ist durch eine unglückliche Liebe verrückt geworden, und in der Tiefe seiner Seele schlummert trotz seines Lasterlebens der Trieb, durch irgend eine große That die Menschheit zu beglücken. Welch herrlicher Contrast der Accente! vom erhabensten Pathos bis zum cynischen Grinsen herab die ganze Scala durch. Und um die Tragik zu vervollständigen, muß seine Vergangenheit mit seiner Bestimmung zusammenhängen: die Schlange, welche sein Leben vergiftet hat, ist dieselbe,

die auch Frankreichs Herzblut aussaugt, es ist die Pompadour, die allmächtige Maitresse Ludwigs XV.

Nach diesen Voraussetzungen will die weitere Kühnheit der Erfindung nicht mehr viel sagen. Die Pompadour war früher die Gemahlin des Cynikers, sie hat ihn wirklich geliebt, aber ihn aus Ehrgeiz verlassen und einen Andern geheirathet. Sie hat also das Verbrechen der Bigamie begangen, welches damals doch noch mehr sagen wollte, als Maitresse eines Königs zu sein. Obgleich äußerst gewissenlos in ihrem sonstigen Thun, denkt sie doch nicht daran, diesen Mann, der sie ins Zuchthaus bringen könnte, unschädlich zu machen; im Gegentheil verräth sie ihm durch das Anerbieten einer erheblichen Geldsumme ihre fortdauernde Anwesenheit in Paris. Glücklicherweise hat diese Unbesonnenheit keine Folgen; obgleich er sich fortwährend auf den Straßen umhertreibt, fügt es der Zufall doch so, daß sie sich niemals begegnen, bis zu Anfang des Stücks, wo sie über seinen zufälligen Anblick in einen tödtlichen Schreck verfällt.

Daß sie erschrickt, ist sehr natürlich, aber dem Dichter genügt das einfache Motiv noch nicht. Sie leidet an einer Hypertrophie des Herzens und die Aerzte haben ihr die Diagnose gestellt, daß ein neuer Schreck sie tödten müsse. An diese medicinische Voraussetzung wird das Publicum, so oft die Pompadour auftritt, durch bedenkliche Krankheitssymptome erinnert — der Dichter des Clavigo würde mit einigem Schreck erfahren, was er mit seinem Beispiel angerichtet! Die zahlreichen Feinde der Pompadour beschließen, auf das ärztliche Gutachten gestützt, sich ihrer durch einen recht handgreiflichen Schreck zu entledigen, am liebsten durch die Wiederauffindung des Mannes, der sie zuerst erschreckt hat, von dem sie aber noch nicht wissen, in welchem Verhältniß er zu ihr steht. Um die Sache recht raffinirt zu machen, folgen sie dem Beispiel Hamlets und stellen ihr in einer Komödie ihre eigene Vergangenheit dar: Der Schauspieler ist Rameau selbst. Die Scene ist nun wirklich höchst drastisch, sie stirbt in Flüchen, er stirbt in Wahnsinn, der Moment der großen Ueberraschung ist gehörig vorbereitet, kurz man kann sich keinen stärkern Effect denken.

Nun würde man sich diese melodramatischen Wirkungen gefallen lassen, die ja auf der Bühne nichts Neues sind, wenn nicht in sittlicher Beziehung ein höchst ungesunder Zug hervorträte. Es handelt sich um nichts Anderes, als um eine Wiederholung des Experiments, welches Franz Moor mit seinem Vater anstellt. Zu feig, ihn gradezu umzubringen, mordet er ihn durch den Schreck. Und hier ist es noch um so schlimmer, da die Anstifter dieser That auf einer medicinischen Disposition fußen. Wenn die saubere Gesellschaft, die Brachvogel unter den Pseudonymen Diderot, Grimm, Choiseul u. s. w. vorführt, und von denen immer einer gemeiner ist als der andere, zu solchen

Mitteln greift, so ist dagegen nichts einzuwenden, aber die tugendhaften Personen, die gewissermaßen des Dichters Gewissen versinnlichen, empfinden diese Schandthat als eine edle Handlung. Die Schauspielerin Quinault, die aus Liebe zu ihrer Königin die ganze Intrigue geleitet, sagt zum Schluß des Stücks „voll rührender Hoheit": „Und aus der Sündflut steigt in neuer Schöne die geläuterte Menschheit und betet wieder zu ihrem versöhnten Vater im Himmel, dann wirds keinen Narciß mehr geben!" — Die Sündflut scheint noch nicht vorüber; denn Narciß ist über alle Bühnen Deutschlands gegangen. —

Die Hypertrophie des Herzens scheint eine Modekrankheit unserer Dichter zu werden. Wir begegnen ihr in sämmtlichen Romanen Max Waldau's, auch in den soeben erschienenen dramatischen Werken von Gisela von Arnim (2. Bd. Bonn, Weber) treffen wir sie wieder an. Das Stück, welches wir meinen, das Herz der Lais, ist für die Signora Ristori geschrieben, und müßte, von dieser gespielt, einen sehr großen Effect machen. Lais ist Neros Tänzerin, sie hat aber ihren Beruf vorläufig aufgeben müssen, weil bei der Hypertrophie des Herzens ihr jede geistige und physische Anstrengung den Tod bringen müßte. Ein Sklave, von dem halb verrückten Tyrannen zum Tode verurtheilt, weil er eine Vase zerbrochen, bittet sie um ihre Verwendung, und obgleich im Ganzen sehr gleichgiltig und blasirt, ist sie doch gutmüthig genug, es ihm zu versprechen. Sie weiß auf Nero nicht anders einzuwirken, als durch ein kunstreich ausgeführtes Ballet; am Schluß desselben springt ihr das Herz, und der erschrockene Nero läßt den Sklaven laufen. Das Stück, von glänzenden Schauspielern aufgeführt, würde ebenso durchgreifen, wie Narciß, und es hat dabei den Vorzug einer gewissen Naturwahrheit: Nero und die Sklaven reden wirklich so, wie man in jener Zeit hätte reden können. Freilich möchten wir der Bühne zu einer solchen Acquisition doch nicht Glück wünschen. Was die beiden übrigen Stücke betrifft: Ingeborg von Dänemark und Trost in Thränen (Michel Angelo), zeigt Fräulein v. Arnim eine merkwürdige Verwandtschaft mit ihrem Vater; während man Reminiscenzen an den Stil ihrer Mutter Bettine nur sehr selten begegnet, könnte man ganze Scenen ihrem Vater zuschreiben. Der Mangel an Form, Folge und Zusammenhang ist ebenso groß als in Arnims Dichtungen; von der markigen Kraft, die dieser in Einzelheiten entwickelt, ist freilich nur selten die Rede.

Von den übrigen neuen Erscheinungen heben wir eine neue Uebersetzung von Tegnérs Confirmanden, von Christiani hervor (Lüneburg, Herold); ferner das Album lyrischer Originalien aus Deutschland, Oestreich, dem Elsaß und der Schweiz, zum Besten der Hinterlassenen der im Hauenstein Verunglückten, herausgegeben von Friedrich Oser (Basel,

Schweighauser). Namhafte Dichter haben zu diesem Album beigesteuert und vieles darin liest sich recht gut. — Ein weit größeres Interesse erregt aber die Auswahl altchristlicher Lieder vom 2.—15. Jahrhundert, im Urtext und in deutscher Uebersetzung mit lebensgeschichtlichen Skizzen und erläuternden Anmerkungen vom Prediger Bäßler in Magdeburg. Die Sammlung dieser schönen, historisch wie ästhetisch gleich wichtigen Kirchenlieder ist sehr vollständig; die Uebersetzung macht keinen eigentlichen Anspruch auf poetischen Werth, sie reicht aber aus, um demjenigen, der der Sprache weniger kundig ist, das Verständniß zu erleichtern, und so sind auch die historischen Notizen auf das Bedürfniß des allgemeinen Lesepublicums berechnet. Wir wünschen dem vortrefflichen Unternehmen eine recht große Verbreitung.

Noch möge hier eine neue Anthologie erwähnt werden, die sich namentlich für den Schulgebrauch empfiehlt: Auswahl aus der deutschen Dichtung von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart in chronologischer Ordnung mit kurzen Biographien der Autoren und Anführung ihrer vornehmsten Werke, zum ersten Unterricht in der Geschichte der schönen Literatur der Deutschen; und: Auswahl aus der deutschen Prosa der neuern und neuesten Zeit, eine reichhaltige Sammlung von Aufsätzen aus den Werken der hervorragendsten Prosaiker der letzten hundert Jahre, von Carl Oltrogge (Lüneburg, Herold.). — J. S.

Die Botschaft des Präsidenten Buchanan.

Die Adresse, durch welche der Präsident der Vereinigten Staaten die jährliche Sitzung des Congresses am ersten Montag im December eröffnet, hat diesmal eine ungebührliche Ausdehnung erhalten, die Botschaft Buchanans nimmt nicht weniger als 8½ engbedruckte Foliospalten der Washington Union ein. Indessen haben wir sie, von ihrem Inhalte ganz abgesehen, gern gelesen, weil sie zum ersten Male seit mehren Jahren wieder eine anständige Form trägt, es wird darin nicht geschimpft und geprahlt, sondern ruhig gesprochen, freilich hindert das nicht, daß sehr bedenkliche Untiefen sich unter der ruhigen Oberfläche verbergen. Nach einem kurzen, etwas geschäftsmäßigen Danke gegen den Schutz der Vorsehung, geht der Präsident dazu über, die Fragen vorzulegen und zu beleuchten, welche der Erwägung des Congresses unterbreitet werden sollen, er berichtet und rechtfertigt seine Auffassung und Behandlung derselben und empfiehlt Maßregeln, welche er nach Berathung mit seinem Cabinet für zweckmäßig hält.

Die erste Angelegenheit, die er bespricht, ist die Finanzkrisis, welche trotz reicher Ernten unsägliches Elend über die Bevölkerung des ganzen Bundesstaates gebracht, und auch die Einkünfte der Centralregierung durch das Sinken der Einfuhr sehr vermindert habe. Die Quelle des Uebels sei das Uebermaß der Papiercirculation und des Bankcredits, welche die Leute zu wilden Speculationen und zum Börsenspiel verleiteten. Diese Uebertreibung aber sei natürlich, wenn die Ausgabe von

Papiergeld, Darlehne und Discontirung 1400 unverantwortlichen Bankanstalten überlassen sei, welche stets nur das augenblickliche Interesse ihrer Actionäre in Betracht ziehen würden. Wenn die Begründer der Bundesverfassung dem Congreß die Macht gaben, „Geld zu münzen und dessen Werth zu regeln", und dies den einzelnen Staaten verboten, auch untersagten, etwas Anderes als Metall an den öffentlichen Kassen anzunnehmen, so glaubten sie das Volk vor einer Ueberschwemmung mit Papier bewahrt zu haben, und es sei nicht ihre Schuld, daß die Centralgewalt keine Macht haben solle Mißbräuche zu verhüten. Leider habe sich das Urtheil des Congresses mehrmals dagegen erklärt. Gegen eine Nationalbank sprächen unübersteigliche verfassungsmäßige Hindernisse, auch sei sie nicht mächtig genug, die 1400 andern Banken zu controliren, wofür das Beispiel Englands in den zwanziger Jahren angeführt wird. Das einzige directe Mittel, welches dem Congresse bleibe und das er ihm ernstlich empfehle, sei, ein allgemeines Bankerottgesetz zu erlassen, das auch auf alle Banken anzuwenden sei, darnach würde jede Unterbrechung der Baarzahlung für dieselben bürgerlicher Tod sein und der Instinct der Selbsterhaltung werde sie nöthigen ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. Der Vorschlag ist gewiß annehmbar, aber wie wenn die Actionäre einer zahlungsunfähigen und also todten Bank morgen wieder zu einem neuen Geschäft zusammentreten? — Diese Umgehung schwebt Buchanan vielleicht schon als möglich vor, wenn er nach einer langen Schilderung des Unglückes, welches das jetzige System verursacht und nachdem er gerathen, wenigstens ein Drittel des Papiergeldes in Baarfonds zu repräsentiren, so schließt: „Die Banken und Papiergeld sind so mit den Gewohnheiten unseres Volkes verwachsen, daß sie nicht plötzlich abgeschafft werden können, aber, das sage ich nach langer und reiflicher Ueberlegung, wenn die Erfahrung zeigen sollte, daß es unmöglich ist, der Erleichterungen theilhaftig zu werden, welche gut geleitete Banken für den Verkehr bieten, ohne zugleich das Unglück zu leiden, welches die Ausschreitungen der Banken über das Land gebracht haben, so würde es ein weit geringeres Uebel sein, ihnen ganz die Macht Papiergeld auszugeben zu nehmen und sie auf die Functionen der Depositо- und Discontogeschäfte zu beschränken." — Mit dieser ernsten Warnung scheint uns nun eine eigene Maßregel des Präsidenten wenig im Einklange zu stehen. Um den Ausfall der Einkünfte zu decken, hatte er ein Anlehen vorgeschlagen; die letzte Post bringt uns nun die Nachricht, daß die Regierung für 20 Mill. Pf. St. Schatzscheine ausgeben wird. Nun kann man allerdings sagen, daß dieselben, da sie wie die englischen Exchequer-Bills Zinsen bringen, kein Papiergeld sind, aber jedermann weiß, daß sie ganz so circuliren und die Zinsen so gering sind, daß sie wenig in Betracht kommen. — Wie merkwürdig aber die Principien in Amerika durcheinanderlaufen, zeigt folgende Notiz, welche wir in einer deutschen Correspondenz aus Neuyork finden. Die demokratische Partei hat stets das Hartgeldsystem verfochten und in zwei Staaten, wo sie absolute Herrschaft übt, Pensylvanien und Missouri, haben die gesetzgebenden Versammlungen ausdrücklich die Zwangspapierwährung gut geheißen.

Die zweite Frage, sonst gewöhnlich die erste, welche der Präsident erörtert, getrifft die Beziehungen zum Ausland. Er kommt zuerst auf die langwierigen Differenzen mit England über den Bulwer-Clayton-Vertrag, seine Bemerkungen über dies schwierige Capitel sind weniger unfreundlich als man wol erwartet und

in England scheint man damit verhältnißmäßig zufrieden; richtig ist es gewiß, wenn gesagt wird, daß, wo zwei Staaten den wichtigsten Artikel eines abgeschlossenen Vertrages in ganz entgegengesetztem Sinne auffassen, es das Beste ist den Vertrag fallen zu lassen und einen neuen zu unterhandeln. Die Geschichte der Differenzen, welche recapitulirt wird, wollen wir unsern Lesern ersparen, Buchanan sagt schließlich, daß neue Eröffnungen in einem versöhnlichen Geiste von England gemacht seien, schweigt aber darüber worin sie bestehen. Wir verdanken es einem günstigen Zufalle davon unterrichtet zu sein, England hat die Alternative gestellt, entweder die Differenzen der schiedsrichterlichen Entscheidung einer dritten Macht, selbst wenn das Rußland wäre, zu unterwerfen, oder einen neuen Vertrag abzuschließen, durch den die amerikanische Interpretation des Clayton-Bulwer-Vertrages mit geringen Modificationen angenommen würde. Letzteres ist selbstverständlich nicht direct ausgesprochen, aber angedeutet. — Die Bemerkungen des Präsidenten über die Beziehungen zu Spanien und seine Beschwerden gegen dieselbe Macht gewinnen noch an Bedeutung durch die Stellung, die ihnen unmittelbar nach den freundlichen Bemerkungen über Frankreich und Rußland gegeben ist und werden wol nicht mit Unrecht als Hinweisung auf die künftige Politik in der Cubafrage gedeutet. Daß die vorige Regierung die Beilegung alter Differenzen mit Spanien überall nicht wollte und letzteres gegen die ganze Welt und so auch gegen die Vereinigten Staaten durch Saumseligkeit und wunderbares Benehmen fortwährend grobe Verstöße begeht, ist nur zu gewiß. Die Sympathien für das madrider Cabinet sind daher, wenn man auch ganz von seiner sonstigen Wirthschaft absieht, bei den übrigen Staaten gering. — Noch wichtiger als der Passus über Spanien sind einige sehr unschuldig klingende Zeilen, wodurch der Congreß ersucht wird, dem Präsidenten die Autorisation zu ertheilen, die Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten zur Sicherung der Transitrouten durch Centralamerika zu verwenden. Früher hatten die amerikanischen Staatsmänner die Ueberzeugung gehegt, daß ein solches bewaffnetes Auftreten gleich zu einem bewaffneten Conflict mit England und Frankreich führen werde. Nun ist am 16. November 1857 ein Vertrag mit Nicaragua abgeschlossen, welcher der amerikanischen Regierung das unerhörte Recht gibt, unaufgefordert Truppen zum Schutz der Transitrouten nach Nicaragua zu senden und dort zu lassen, so oft und so lange sie es für nöthig befindet. Wenn nicht den Worten, so widerspricht dieser Vertrag doch gewiß der Absicht der Clayton-Bulwer-Convention, und sollten die Differenzen mit England nicht bald beigelegt werden und die Nachrichten aus Indien ferner gut lauten, so können wir vielleicht das interessante Schauspiel erleben, daß Lord Palmerston, einerlei, ob er inzwischen einen ähnlichen Vertrag mit Nicaragua hat abschließen lassen oder nicht, gleichfalls Truppen dort landen läßt, wenn die amerikanische Regierung das thut. Wir würden eine solche Eventualität beklagen und hoffen, daß sie nicht eintritt, aber die centralamerikanische Frage ist durch die verschleppten Unterhandlungen, durch den Vertrag vom 16. November, die Kriegserklärung Nicaraguas gegen Costa-Rica und die walkersche Expedition so verwickelt geworden, daß man allerlei wunderbare Dinge dabei erleben kann. Vielleicht als Gegengewicht der Truppensendung hält Buchanan ein strenges Gericht über die Flibustier, und adoptirt die freilich sonnenklare Argumentation, daß man nicht leiden dürfe, wenn

Unternehmungen gegen die Regierungen anderer Staaten gemacht würden, während man solche, falls sie gegen die Vereinigten Staaten gerichtet wären, als Act der Feindseligkeit betrachten würde, wofür Genugthuung zu fordern sei. Ob diese Erklärung übrigens aufrichtig ist, kann noch bezweifelt werden, es nimmt schon Wunder, wenn der Präsident erzählt, die Marschälle und Staatsanwälte seien aufgefordert jede ungesetzliche Expedition zu verhindern, nichts desto weniger sei sie von der Küste entkommen; die Behörden sollten eine solche Unternehmung, welche ganz offen betrieben ward, nicht haben hindern können? Noch befremdlicher aber ist die Nachricht, welche uns die letzte Post gebracht, daß William Walker mit 186 Flibustiern am 25. November in Greytowne gelandet, ohne daß die dort liegende amerikanische Schaluppe „Saratoga" einen Versuch gemacht, es zu verhindern. Der Capitän dieses Schiffs erklärte, daß seine Instructionen zu allgemein gehalten seien, um ihn zu ernstlichem Einschreiten gegen Walker zu veranlassen. Welchen Werth kann man auf die Zusicherungen des Präsidenten legen? ist er ein Heuchler oder spotten seine Untergebenen der Befehle? *) —

Für die Vereinigten Staaten selbst ist in der ganzen Botschaft die Erörterung der Kansasfrage die bedenklichste, Buchanan stellt sich durch seine geschickt politisch gefärbte Darlegung auf die Seite der entschiedensten Prosklavereipartei, und hat bei seinen eignen bisherigen Genossen in Robert Walker und Senator Douglas lebhafte Opposition gefunden. Man kennt die empörenden Vorgänge, durch welche Kansas, nachdem der Congreß bestimmt hatte, es solle selbst entscheiden, ob es Sklaverei wolle oder nicht, eine Convention aufgedrungen ward, gegen deren Beschlüsse die ganze Bevölkerung sich erhob. Es kam endlich zu dem Compromiß, daß derselben das Recht übertragen werden sölle, selbst zu entscheiden, aber über den Gegenstand der Entscheidung war neuer Zwiespalt, es fragte sich nämlich, ob dem Volke von Kansas das Recht gewahrt bleiben solle, für oder gegen die ganze Verfassung, unter der es in den Bund als Staat eintreten solle und nicht blos für oder gegen die Gestattung der ferneren Sklaveneinfuhr zu stimmen. Buchanan erklärt sich für das Letztere und hat den neuesten Nachrichten zufolge den Antisklaverei-Territorialsecretär, Stenton, abgesetzt, aber schon vorher hatte die von Stenton berufne neue Legislatur festgesetzt, daß am 21. December eine Volksabstimmung über die ganze Verfassung stattfinden solle. — Den Mormonen erklärt der Präsident offen den Krieg, es zeigt sich, daß jede Toleranz ihre Grenze hat und daß die absoluteste Demokratie keinen Raum für ein theokratisches Gemeinwesen hat, man wird der Absicht Buchanans, eine solche Streitmacht gegen sie zu senden, daß sie selbst den Widerstand als unmöglich aufgeben, nur beipflichten können, aber die Ausführung entspricht der Absicht nicht, die Expedition befand sich den letzten Nachrichten zufolge im traurigsten Zustande und die Mormonen führen einen erbitterten Krieg. — Angelegentlich wird dem Congreß die Förderung der Eisenbahn nach dem stillen Meer empfohlen, die Interessen Californiens und der westlichen Staaten würden dadurch ebenso sehr befördert werden, als die des Ostens, ohne eine solche Straße könne man Californien nicht gegen fremde Angriffe schützen, denn die centralamerikanischen Staaten blieben immer unsicher.

*) Walker ist seitdem von dem amerikanischen Commodore Paulding gefangen genommen und nach Neuyork zurückgeschickt worden. D. Red.

Die Botschaft schließt mit einem kurzen Bericht über jedes der verschiedenen Ministerien. Die Ausgaben des letzten Jahres beliefen sich auf circa 71 Mill. Pfd. St., die Einnahmen auf 69 Mill., dazu ein Ueberschuß vom vorigen Jahre von 20 Mill.; so ist immer noch kein Deficit da und die 20 Mill. Schatzscheine werden hauptsächlich deshalb geschaffen sein, damit die großen Unternehmungen der Regierung nicht unterbrochen zu werden brauchen. Die Schuld ward durch Rückkauf um 3,395,232 Pfd. St. vermindert und bleibt demzufolge noch 25,165,185 Pfd. St. Die ganze finanzielle Lage ist also auch trotz des Ausfalls günstig zu nennen.

Literatur.

Daniel Chodowieckis sämmtliche Kupferstiche beschrieben, mit historischen, literarischen und bibliographischen Nachweisungen, der Lebensbeschreibung des Künstlers und Registern versehen von Wilhelm Engelmann. Leipzig, Engelmann 1857. 8. Das Werk enthält auf 62 und 543 Seiten eine Einleitung des Verfassers, die Biographie Chodowieckis von Prof. A. Weise mit schätzenswerthen Zusätzen des Herausgebers, worunter ein Verzeichniß der Bildnisse des Künstlers selbst. Darauf das Verzeichniß seiner Werke, die Nummern A., B. und 1—950, darauf Nachträge, ein sehr sorgfältiges Register und 3 Kupfertafeln, welche saubere Nachzeichnungen der seltensten Blätter des Meisters enthalten und daneben die unechten Nachahmungen derselben. — Das Werk gehört zu den Arbeiten voll Detail und Liebe, denen die Kritik besondere Anerkennung schuldig ist. Es ist das Resultat langjährigen, eifrigen Sammelns, freudiger Beschäftigung mit den Arbeiten des Künstlers, und einer nur dadurch zu gewinnenden Kenntniß der massenhaften Einzelheiten, Die Arbeit selbst ist Muster eines wissenschaftlichen Verzeichnisses, sowol die Kunstbildung des Verfassers als seine Genauigkeit sind respectabel. Es wird den Deutschen nicht selten Gelegenheit die Früchte zu genießen, welche stille Sammler mit Hingebung und Opfern verständig und systematisch zusammengetragen haben. So war, um nur Naheliegendes zu erwähnen, die Andrésche Sammlung eine Hauptquelle für Mozarts Leben von Jahn, die Böckingsche Sammlung von Huttens Schriften für das Werk von Strauß. So hat auch hier ganz Deutschland Gelegenheit, von der großen Sammlung des Herausgebers den besten Nutzen zu ziehen. Der Künstler aber, dessen Thätigkeit hier so vollständig, als einem Menschenwerk möglich ist, verzeichnet wird, hat besondere Ansprüche auf die Pietät der Deutschen. Denn sein reiches, behendes und zierliches Talent hat durch mehr als 30 Jahre von Friedrich dem Großen bis zum Anfange dieses Jahrhunderts das deutsche Leben fast nach allen Richtungen durch die Radirnadel illustrirt; nicht nur die Werke unserer Dichter, von der Karschin und Gellert bis zu Goethe und Schiller, zu Nicolai und Kotzebue, auch die Kleider und Kopfputze, Kalenderbilder, historische Porträts, wissenschaftliche Werke und Encyklopädien. Der unerreichte Meister des kleinen Formats war einst dem Publicum vertraut, wie ein Hausfreund. Seine Genien, Kinder, kleinen Hunde und Katzen zeigten ihre zierlichen Stellungen in jedem Bürgerhause und sind noch für uns so fest mit vielen literarischen Erscheinungen der Vergangenheit verbunden, daß wir in den neuen Ausgaben solcher Werke die alten Bilder oft unbehaglich vermissen. So steht

zu hoffen, daß die vorliegende gute Arbeit nicht blos für die Wissenschaft unserer bildenden Kunst von Nutzen sein, sondern auch für manchen Freund chodowieckischer Kupferstiche eine nicht versagende Quelle der Belehrung werden wird.

Kunstliteratur. Daß der Zeichnenunterricht in neuerer Zeit eine größere Bedeutung in dem Bildungsgange der Jugend genommen hat, hat einestheils seinen Grund in der größeren Ausdehnung der technischen und künstlerischen Berufsfächer, anderntheils aber in der Ueberzeugung, daß nur durch praktische Uebung im bildlichen Darstellen das wahre Verständniß und der wahre Genuß des Schönen erreicht werden kann. Noch immer ist die Zahl derer gering, welche die Schönheiten eines Kunstwerkes, sei es Gebäude oder Bildwerk recht empfinden und recht würdigen können, bei weitem die Mehrzahl wird noch immer, wenn sie aufrichtig sein will, eingestehn, daß sie vor einem wahren Kunstwerke kalt vorübereilen, vor manchem Schlechten stehen bleiben möchte, wenn sie auch aus Achtung vor dem Urtheile einzelner Eingeweihter das Entgegengesetzte behauptet, und mit Sicherheit ist anzunehmen, daß diese Mehrzahl der Irrenden entweder gar keine oder irregeleitete Studien in den bildenden Künsten gemacht habe, während die besser Empfindenden und Urtheilenden durch wohlgeleitete Beschäftigung mit denselben, ohne vielleicht die Hand bis zu einer erheblichen technischen Fertigkeit ausgebildet zu haben, doch das Auge zur Erkenntniß der schönen Form und ihrer Bedeutung, des Gleichgewichts ihrer einzelnen Theile untereinander und ihre Beziehung zum Ganzen, der Harmonie und der künstlerischen Einheit und Wahrheit gewöhnten. Und man wird auch nicht irren, wenn man annimmt, daß diese letzteren nicht allein in dem Betrachten der Kunstwerke höheren Genuß haben als jene, sondern auch im Betrachten der Natur reichere Freuden und dauernde Befriedigung finden und das Schöne und Edle in jeder Art der Erscheinung zu erkennen und reiner zu würdigen wissen. — Daß bei einer solchen Ueberzeugung das Bedürfniß nach verständigem Zeichnenunterricht und nach den passenden Mitteln dazu ein dringendes ist, ist natürlich. Aber man braucht nur an Schulen aller Art, ja selbst an manchen Akademien die Unterrichtsmethoden und die dabei verwandten Mittel kennen zu lernen, um einzusehen, daß dem Bedürfnisse bisher noch fast gar nicht abgeholfen ist. Ohne das Unsinnige des Nachzeichnens von Landschäftchen u. s. w. weiter einer Kritik zu würdigen, ist z. B. zu beklagen, wie vielfältig in dem Einfachen, was mit Erfolg zum Studium verwandt werden kann: dem Ornament und der menschlichen Figur, auf unverantwortliche Weise gefehlt wird, wie geschmacklose nichtssagende Formen zum Nachahmen gegeben und die Schwierigkeit eines reinen instructiven Contours umgangen wird durch bestechende, alle Fehler übertünchende Ausführung. — Um so erfreulicher ist es, unter der Masse von Unbrauchbarem auf eine neue Erscheinung zu stoßen, die durch Gediegenheit in Auswahl und Ausführung eine rühmliche Ausnahme von der leider zur Regel gewordenen Oberflächlichkeit macht: wir meinen die „Zeichnenschule für Kopf- und Figurenzeichnen", herausgegeben von Georg Koch, Lehrer an der Akademie d. b. K. zu Kassel, Heft 1—4 im Verlage von J. J. Scheel.*) — Das Werk beginnt mit einzelnen Gesichtstheilen in einem Contour, indem die für den

*) Sechzehn Blatt in Bogenformat, worunter 10 Blatt Contouren und 6 Blatt ausgeführtere Zeichnungen, zum Preise von 3 Thlr. 6 Sgr.

Ungeübten schwierig zu erkennenden Krümmungen und leisen Bewegungen zerlegt sind in gerade Linien, die gleichsam das Gerüst zu der vollendeten Figur bilden. Auf diese Weise ist nicht allein der noch ganz ungeübten Hand des Schülers eine leicht nachzubildende Figur gegeben, sondern auch dem Auge die Art und Weise gezeigt, wie es in der complicirten Form die einfachere, in dem Vielfältigen das Wesentliche erkennen lernt. Durch die angegebene Eintheilung der Verhältnisse wird außerdem der Sinn für Maß und Gleichgewicht, durch die instructive Uebertragung aus der Vorder- in die Seitenansicht der Begriff für körperliche Ausdehnung erweckt und gebildet. Durch allmälige Verbindung der einzelnen Theile untereinander wird dann fortgeschritten zu ganzen Köpfen in Umrissen und zuerst als am leichtesten verständliche Form gegeben, aus der alle schwierigeren sich wie aus einem Urtypus menschlicher Gestalt entwickeln lassen, in Zeichnungen nach antiken Sculpturen, dann nach und nach die schwierigeren Formen in Köpfen nach Gemälden und Zeichnungen der besten älteren und neueren Meister, zugleich aber unmerklich vom bloßen Contour zum ausgeführten, in Strichen schattirten Bilde übergegangen. Durch Zusammenstellung von antiken Formen mit denen der wirklichen Natur wird hierbei auf das Wesen des Stils, ohne den keine wahre Kunst denkbar ist, aufmerksam gemacht, und durch die strenge Auswahl der gegebenen Vorbilder der Geschmack an dem wahrhaft Schönen und Ausdrucksvollen begründet und geläutert. — Wir wünschen, daß die Sammlung eine lebhafte thätliche Anerkennung des Publicums finden und diese es dem Herausgeber und dem Verleger möglich machen möge, das, was in dem Erschienenen noch nicht erledigt werden konnte, zu vervollständigen und fortzuführen, hauptsächlich auch das Versprechen, was in der Vorrede gegeben wird, späterhin ganze Figuren, mit besonderer Berücksichtigung der Gewandung zu bringen, in derselben gewissenhaften Weise zu erfüllen, die in dem bisher Gelieferten gezeigt worden ist. —

M.

Neue Reisewerke. — Aus und über Italien. Briefe an eine Freundin von R. Schlüter. Zweiter Band. Hannover, Rümpler. — Wie der erste Theil ein recht guter Führer durch Venedig war, so versetzt uns dieser zweite mit lobenswerther Genauigkeit und Ausführlichkeit nach den übrigen bedeutenderen Städten Oberitaliens, nach Padua und Vicenza, nach Verona, Brescia und Mailand, dann über Genua nach Florenz, dessen Betrachtung die größere Hälfte dieses Bandes gewidmet ist, zuletzt nach Turin und zu den Gegenden am Lago maggiore. Auch hier beschäftigen den Verfasser vorzüglich die Kunstgegenstände, über die er als Sachkenner urtheilt und die er so anschaulich, als sichs in Worten thun läßt, zu schildern versteht. Land und Leute werden in diesem Theile nur beiläufig erwähnt, wo es aber geschieht, bekommen wir deutliche und wahrheitsgetreue Bilder und verständige Urtheile. —

Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Von Dr. Alexander Schöppner. Mit 24 Ansichten in Tondruck. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. — Der Titel Hausschatz klingt etwas verdächtig. Wir sind gewohnt, uns darunter ein mehr oder minder planvolles oder planloses Sammelsurium von Abgedrucktem zu denken. Dies ist bei dem vorliegenden Buche nicht der Fall. Der Verfasser hat gegen dreihundert der vorzüglichsten Reisewerke vor sich gehabt und diese mit Geschick ausgezogen, so daß sein Werk die Quintessenz des Besten gibt, was auf

diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist. Die in der Einleitung dargelegten Grundsätze, nach denen er seine Auswahl traf, sind durchweg richtig. Er will ein Lesebuch liefern, welches dem Leser ein anschauliches und bleibendes Bild der einzelnen Theile der Erde gibt. Nicht blos Länder, sondern auch Völker sollen beschrieben werden und zwar in lebensvollen, charakteristischen Einzelschilderungen. Das Ganze soll den ausfüllenden Stoff, gleichsam das Fleisch und Blut zu dem statistischen Gerippe liefern, welches die gewöhnlichen geographischen Lehrbücher geben. „Das Lehrbuch," sagt der Verfasser, „bleibe Anhalt und Leitfaden für den Schulunterricht; das Lesebuch dagegen diene zur Veranschaulichung und Verarbeitung des aus dem Lehrbuche genommenen Materials, hauptsächlich mittelst häuslicher Lectüre." Mit Recht hat sich der Verfasser vorzugsweise an deutsche Reisewerke gehalten, mit ebenso großem Rechte hat er solche Reisende, in deren Schilderungen Dichtung sich mit Wahrheit mischt, wie Dickens, Gerstäcker u. a. unbenutzt gelassen. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß zeigt, wie gut er es verstanden hat, aus einer Reihe von einzelnen Bildern Gesammtgemälde von Ländern und Nationen entstehen zu lassen. Ueber die Auswahl der beigegebenen Illustrationen läßt sich rechten, ihre Ausführung aber ist vortrefflich.

Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel. 2 Bände, Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. — Was wir zum Lobe des ersten Theiles gesagt haben, gilt in noch höherem Grade auch von diesem. Verlor sich der Verfasser dort an einigen Stellen in ein etwas weitschweifiges Philosophiren über Dinge, die sich einfacher darstellen ließen, so fällt dies hier ganz weg, und wir erfahren einfach, was er bei seinen Reisen sah und erlebte. Die Gegenden, die wir hier geschildert finden, sind von ganz besonderem Interesse, indem sie einerseits in Europa noch verhältnißmäßig wenig bekannt, andrerseits für die Gegenwart und die nächste Zukunft der Vereinigten Staaten vorzüglich bedeutsam sind. Mit großer Anschaulichkeit werden uns die Eigenthümlichkeiten der großen Prairiewildniß am obern Arkansas, am Gila und Colorado, die Komantschen, Apachen und Yumas, die Neumexikaner und Californier geschildert. Daß der Verfasser geologische und botanische Kenntnisse besitzt, gibt seinem Buche auch wissenschaftlichen Werth, während es ihn auf der andern Seite in den Stand setzt, die gesehenen Gegenden mehr im Detail zu beschreiben. An Abenteuern mit Räubern von rother und weißer Haut mangelt es nicht, ebensowenig an humoristischen Bildern, so daß das Werk auch als Unterhaltungslectüre zu empfehlen ist.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1857. **Fr. Ludw. Herbig.**

Adalbert Stifter.

Der Nachsommer. Eine Erzählung von Ad. Stifter. 3 Bände. Pesth, Heckenast. —

Je seltener die Kritik in die Lage kommt, bei einem Werk der modernen Belletristik mit warmer Theilnahme zu verweilen, desto erfreulicher ist ihre Aufgabe, wo sie einmal bei einem Dichter künstlerisches Gefühl, vielseitige und eindringende Bildung und echte Herzensgüte antrifft, auch da, wo sie nicht unbedingt billigen kann, auf die Spuren des dichterischen Lebens hinzuweisen, die in der allgemeinen Erschlaffung noch nicht untergegangen sind. So ist es mit dem neuen Roman von Stifter.

Freilich muß vorausgeschickt werden, daß von einem echten Roman nicht die Rede ist; die aufmerksamen Leser der Studien und bunten Steine werden es auch nicht erwartet haben. Wer so ganz in das Detail aufgeht, wie Stifter in jenen ersten Werken, wird nicht im Stande sein, ein Gemälde von großen Dimensionen so auszuführen, daß ein bestimmter Gesammteindruck vorherrscht. Der Vorwurf wird denjenigen sehr leicht erscheinen, die den Genius über die Regel stellen, weil sie die letztere für das Werk müßiger Systematiker halten, die sich aus frühern Schöpfungen einen willkürlichen Maßstab abstrahiren und damit der Freiheit des genialen Künstlers hemmend entgegentreten. Allein wenn es auch solche müßige Doctrinen wirklich gibt, so ist doch der Beweis, daß die Regel aus dem Wesen der Sache hervorgeht, leicht zu führen, indem man auf den Erfolg hinweist. Die Bewegung der Phantasie folgt bestimmten Naturgesetzen, die bis zu einer gewissen Grenze erkannt werden können, und die Kunst wirkt nur diesen Gesetzen gemäß. Wenn man an den epischen Dichter andere Anforderungen stellt, als an den Lyriker oder Dramatiker, so ist das nicht eine eitle Systemsucht, sondern das einfache Resultat der Erfahrung, daß eine Erzählung, um uns anzuregen und dauernd zu fesseln, anders eingerichtet sein muß als ein Drama, dem wir als Augenzeugen beiwohnen. Ein Roman als solcher interessirt uns nur dann, wenn uns zu Anfang die Personen und Zustände so bestimmt charakterisirt werden, daß wir Theilnahme für sie empfinden und etwas Näheres von ihnen zu erfahren wünschen; wenn dann die Berührung derselben Conflicte nach sich zieht, auf deren Lösung wir begierig sind, wenn wir dem Dichter mit der Empfin-

dung deſſen, was kommen muß, vorauseilen, und doch durch den Eintritt deſſelben angenehm überraſcht werden, weil die Wirklichkeit, wie ſie der Dichter zu ſchaffen weiß, mit größerer Macht auf unſere Einbildungskraft eindringt, als unſer Vorgefühl. Die Erzählung wird uns um ſo mehr befriedigen, wenn wir ſchon während der Lectüre bei jedem einzelnen Zug die beſtimmte Empfindung haben, daß er weſentlich zur Sache gehört und den Geſammteindruck fördert*), und wenn nach der Lectüre, wo wir das Ganze vor unſrer Seele zu einem Gemälde ſammeln, jeder einzelne Zug als ein nothwendiges Glied des Geſammtorganismus in unſerer Erinnerung gegenwärtig wird, ſo daß wir mit Behagen aus dem Gedächtniß heraus das Kunſtwerk des Dichters gewiſſermaßen als ein Naturproduct nachſchaffen können.

Von dieſen Geſetzen, die man nur ausſprechen darf, um ſie ſofort als richtig zu empfinden, iſt bei Stifter keines beobachtet. Ein gewiſſer Zuſammenhang der Handlung findet freilich ſtatt, einiges von dem, was die darin vorkommenden Perſonen thun und reden, hat Folge; gewiſſe Umſtände aus ihrem Leben, die im Anfang unklar ſind, werden ſpäter aufgehellt: aber dieſer Zuſammenhang iſt ſo dürftig und er wird durch ſo maſſenhaftes Beiwerk unterbrochen, daß wir für die Geſchichte nicht die geringſte Theilnahme empfinden. Der Grund liegt nicht blos darin, daß jenes Beiwerk ſich als die Hauptſache erweiſt, ſondern hauptſächlich in dem Unvermögen Stifters, uns bei ſeinen Charakteren das Gefühl harter Nothwendigkeit einzuflößen, ſo daß wir in jedem Fall feſt überzeugt ſind, ſie können nicht anders handeln, als er ſie handeln läßt. Höchſt geiſtvoll und erfinderiſch in der Ausmalung kleiner individueller Züge, iſt er nicht im Stande, eine ganze Individualität in lebendige Gegenwart umzuſetzen: und das iſt freilich die höchſte Gabe des Künſtlers, die Gabe, die den echten Künſtler von der künſtleriſchen Natur unterſcheidet.

Der Vorwurf iſt ganz ernſt gemeint, und ſoll durch das folgende Lob nicht entkräftet werden. Wir ſind reich an Romanen und Dramen, die zwar als ſolche werthlos ſind, die aber durch einzelne Schönheiten den Leſer verſöhnen oder beſſer geſagt beſtechen, aber wenn es auch dem Dichter gelingt, in der Form einer Erzählung, die als ſolche uns kalt läßt, die größte Fülle tiefer Empfindungen und einen Schatz reichſter Lebensweisheit zu entwickeln, ſo verdient er doch Tadel, daß er die ungeſchickte Form der Erzählung gewählt hat; er hätte die Pflicht gehabt, für ſeinen Stoff eine angemeſſene Geſtalt zu ſuchen. Es wird dann darauf ankommen, ob das Poſitive, das er bietet, ſo mächtig iſt, daß wir ſeinen Fehler nicht ungeſchehn wünſchen. Das iſt z. B.

*) Deshalb bleibt die Epiſode der ſchönen Seele in der Compoſition des W. Meiſter immer ein Fehler, auch wenn uns nachträglich der Zuſammenhang mit dem Ganzen auseinandergeſetzt wird.

bei vielen Werken Goethes der Fall, wo das Einzelne uns so gewaltig ergreift, daß wir an die Composition gar nicht denken, oder uns den Gedanken leicht aus dem Sinn schlagen.

Eine mächtige Natur ist Stifter nicht, er zwingt uns nicht, ihm zu folgen; aber er ist eine seelenvolle und bedeutende Natur, und wenn wir dem Widerstreben unserer Einbildungskraft Gewalt anthun, und ihm wirklich folgen, so werden wir reich belohnt. Seine Fehler sind so handgreiflich, und werden durch die herrschende Richtung der Zeit so wenig motivirt, daß sie zuerst jeden Leser als etwas Unerhörtes, Seltsames überraschen; bei einigem Nachdenken aber findet man den Grund in einer an sich völlig gerechtfertigten Reaction gegen gewisse Verkehrtheiten des Zeitalters, und so hat man schließlich das beruhigende Gefühl, genetisch zu begreifen, was man künstlerisch nicht billigen kann.

Ein Anhaltpunkt für das Verständniß Stifters ergibt sich zunächst, wenn man verwandte Erscheinungen aus der frühern Literatur damit vergleicht. Solche sind Goethes Meister, namentlich die Wanderjahre, Novalis Ofterdingen und Tiecks Novellen, hauptsächlich der junge Tischlermeister. Die Aufgabe dieser Dichter, in der Stifter mit ihnen wetteifert, ist, das Leben in seiner Totalität poetisch zu verklären, das Symbol des Ewigen nicht in einer einzelnen Geschichte, sondern in der Ausmalung der Zustände wie sie sein sollten und sein könnten, zu realisiren. Die Sittlichkeit des Privatlebens, die Erziehung, die Anstalten zum angenehmern Genuß des Lebens und zu einer zweckmäßigen Ausfüllung desselben, Kunst, Wissenschaft und alles, was dazu gehört, das ist der große Gegenstand, den Stifter zum Vorwurf seines Gemäldes macht, und für den die Geschichte nur den gleichgiltigen Rahmen bildet.

Die Aufgabe ist so unbegrenzt, daß sie sich überhaupt nicht durchführen läßt, am wenigsten auf künstlerischem Wege, allein wir sind durch die socialen Romane unsrer vorwiegend kritischen Zeit bereits so daran gewöhnt, daß sie uns nicht weiter befremdet. Das Auffallende liegt bei Stifter nicht in der Kritik an sich, sondern in der Richtung der Kritik, die dem Zeitgeist durchaus widerspricht. Man fragt nun vor allem, ob der Dichter, abgesehn von der künstlerischen Berechtigung des Problems, durch seine Bildung und Einsicht dazu berufen ist, über solche Dinge überhaupt eine Stimme abzugeben. Es haben so viele Unberufene in diesem Geschäft gearbeitet, daß man jeden neuen Versuch einer Reflexion über das Leben überhaupt, mit dem Vorgefühl in die Hand nimmt, eine Sottise darin zu finden. Hier wird man nun bei Stifter sehr angenehm überrascht. Manche seiner Ideen sind sehr anfechtbar, und es fehlt ihnen durchweg die jugendliche Frische, die dem Leser den rechten Lebensmuth einflößt, aber er sagt nichts, worüber er nicht reiflich nachgedacht hat, und seine Bildung ist nicht blos höchst vielseitig,

sondern vor allen Dingen ehrlich und gewissenhaft. Man labt sich an der Rechtschaffenheit seines Denkens und Empfindens, auch da, wo man entschieden von ihm abweicht.

Das Grundprincip seines gesammten Schaffens möchten wir in Folgendem suchen. Unser Zeitalter zehrt von einer überreichen Cultur, die es nicht selbst mühsam erarbeitet, sondern durch die Anstrengung eines frühern Geschlechts zum bequemen Besitz überkommen hat. Schon auf den Knaben drängen sich eine Masse Vorstellungen ein, die er bald als Scheidemünze von anerkanntem Gepräge auszugeben lernt, ohne sie vorher auf die Wagschale zu legen. Nicht blos die Literatur, sondern selbst die Sprache, deren wir uns im gewöhnlichen Umgang bedienen, ist von unzähligen Abstractionen gesättigt, dem Resultat tausendjähriger metaphysischer Anstrengungen, die wir nun leichtsinnig verwerthen. Wir wissen über Dinge zu reden, die im Zeitalter des Aristoteles den gebildetsten Griechen außer Fassung würden gesetzt haben. Wenn aber jeder mühelose Erwerb ein zweifelhaftes Glück zu nennen ist, so gilt das auf dem geistigen Gebiet in noch viel höherm Grade. Durch die Vielseitigkeit unseres Blicks sind wir an Zerstreutheit gewöhnt, das Gefühl der Ehrfurcht und Andacht ist schwach geworden, wir sind zur Ungründlichkeit geneigt, und was damit nothwendig zusammenhängt, auch die Integrität unsers Gewissens ist abgeschwächt: wir lassen die Sprache nicht blos für uns denken, wir lassen sie auch für uns empfinden, und ohne ein klares Bewußtsein darüber zu haben, kommt es uns auf eine kleine Lüge nicht an, bis wir endlich mit Salomo ausrufen: alles ist eitel! Freilich hat diese Zerstreutheit eine Grenze an den Berufsgeschäften der Einzelnen. Ungründlich in den allgemeinen Beziehungen des Lebens, verstehn wir in dem Fach, für das wir wirklich erzogen sind, es ernst zu nehmen. Der Jurist, der Techniker, der Philolog ist in seinem Fach viel systematischer gebildet, viel mehr an strenge Folge und Nothwendigkeit gewöhnt, als es zu andern Zeiten Sitte war. Dies müssen wir immer im Auge halten, wenn man über die allgemeine Blasirtheit unserer Periode Klagelieder anstimmt. Freilich reicht es noch nicht aus, in dieser beschränkten Sphäre ehrlich zu sein, wenn man ein Dilettant ist in allen übrigen, und es ist in unserm Volke so viel guter sittlicher Fond, daß der Staatsmann wie der Dichter wol darauf kommen kann, ob nicht durch dieselbe Methode, die den Menschen in seinem Beruf ehrlich macht, auch die Ehrlichkeit des ganzen Lebens wieder hergestellt werden kann.

Die Sicherheit des Technikers gründet sich auf seine systematische Erziehung, wir können sie im Kleinen an unserm Gymnasialunterricht verfolgen. Der Vorzug des lateinischen Sprachunterrichts liegt darin, daß der Knabe in jedem Augenblick zur strengsten Aufmerksamkeit angehalten, und gezwungen wird, sich jeden Augenblick über das, was er thut, Rechenschaft zu geben, und

den individuellen Fall auf Regeln zu beziehen. Würde die Strenge dieser Methode auf alle Zweige des Wissens ausgedehnt, würde der Schüler überall streng darauf hingewiesen, zu unterscheiden zwischen dem, was er weiß, und dem, was er nicht weiß, zwischen dem, was er begreift, und was er nicht begreift, zwischen dem, was er durch Kunstfertigkeit in sichern Besitz ungewandelt hat, und dem, was ihm nur in dunklen Umrissen vorschwebt, so würde nichts zu wünschen übrig bleiben. Dies ist in der That der Punkt, von dem Stifter ausgeht: ein richtiger Ausgang, nur daß freilich der Scharfsinn der Reflexion noch nicht den Künstler macht.

Stifter beginnt damit, die Aufmerksamkeit nach allen Seiten hin zu schärfen, ja sie zur Andacht zu steigern. Er wendet dazu zwei Mittel an. Die Zerstreutheit unseres Denkens liegt zum Theil in den unklaren d. h. unaufgelösten Begriffen, mit denen wir operiren, als hätten wir darin einen sichern Besitz, mit andern Worten in der Gewohnheit der Abstraction und Verallgemeinerung. Stifter bemüht sich nun zunächst, aus seiner Sprache wie aus seiner Anschauung jede Abstraction zu verbannen, er gibt stets das sinnliche Bild. Sodann zerlegt er die allgemeinen Vorstellungen in ihm bekannte d. h. in einzelne sinnliche Anschauungen, die in einer bestimmten Folge nebeneinandergestellt werden, während man in der gewöhnlichen Sprache nur das dürftige Resultat derselben besitzt. Um dies in klarer Folge zu thun, wendet er die genetische Methode an, und wie ein guter Lehrer der Mathematik Figur nach Figur dem Schüler vor Augen bringt, ihn auf die Entstehung derselben aufmerksam macht, und ihn nicht eher entläßt, als bis er das System des Euklid in seinem Geist reproduciren kann, so macht es Stifter nicht blos bei seinen Deductionen, sondern auch bei seiner Erzählung. Unsere Sprachverwirrung hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß man überall eine Menge Voraussetzungen macht, bei denen man annimmt, alle Welt sei einig darüber, während doch die Einigkeit nur in den Worten liegt. Stifter stellt dagegen an den Dichter wie an den Erzieher die Anforderung, gar keine Voraussetzung zu machen, gewissermaßen so zu referiren, als wollte man auch einem Neuseeländer verständlich werden, der Deutsch versteht.

Hierin liegt nun freilich die Romantik in Stifters Vorhaben: es gibt keinen Neuseeländer, der Deutsch versteht, denn die deutsche Sprache, Wörterbuch und Syntax, ist das Resultat einer Culturentwicklung, die man mit der Sprache zugleich überkommt. Es ist nicht möglich, den Knaben in der deutschen Sprache so zu erziehn, wie einen Wilden, dem man die deutsche Sprache beibringen wollte, und es ist falsch, für ein deutsches Publicum so zu schreiben, als hätte es Schiller und Goethe noch nicht gelesen. An einem bestimmten Beispiel läßt sich der Irrthum deutlich machen.

Im ersten Band S. 297 ff. erzählt der Autobiograph, wie er zum

ersten Mal (er ist in den ersten zwanziger Jahren) in das Schauspiel geht und den König Lear sieht. Sein Vater hat ihn bis dahin verständigerweise von dem Besuch des Schauspiels zurückgehalten, und der Eindruck ist ihm daher ganz neu. Um nun die Wichtigkeit dieses Ereignisses deutlich zu machen, schildert der Dichter das Unternehmen seines Helden als eine große Expedition. Er beschreibt den Weg von Hause bis ins Theater in einer Stadt, wo er zwanzig Jahre gelebt, während er doch schon ans Reisen gewöhnt ist, wie eine Reise nach dem Nordpol. Er erzählt die Geschichte des König Lear bis ins kleinste Detail, und ebenso sein Nachhausegehn. Hier ist nun die Zweckwidrigkeit so ungeheuer, daß man vor Erstaunen sprachlos wird. Um so mehr, da dieser mit so vieler Emphase beschriebene Theaterbesuch gar keine Folge hat. Der Autobiograph schreibt so, als wenn er im Augenblick des Schreibens noch auf derselben Bildungsstufe wäre, wie bei seinem ersten Theaterbesuch, und der Dichter schreibt für das Publicum, als wenn es den König Lear noch nicht kennte; aber trotz dem sonderbaren Eindruck, den es macht, ein nicht grade geschicktes Inhaltsverzeichniß der Tragödie zu lesen, die man aus eigner Anschauung kennt; trotz dem Mangel an allem Verhältniß zwischen Zweck und Mittel, trotz der unleugbaren Koketterie, die in dieser Einfachheit liegt (Stifter vergißt z. B. nicht zu erzählen, wie er seinen Hut und Ueberrock dem Logenschließer übergibt, nach dem Schluß des Theaters wieder abholt und dafür ein Trinkgeld erlegt), trotz dieser unerhörten Seltsamkeit ahnt man doch, was dem Dichter vorgeschwebt hat: er wollte nicht das Stück, nicht den Gang ins Theater, sondern den Eindruck auf die Seele seines Helden schildern. Es ist ihm nicht gelungen, weil man so etwas einem Neuseeländer überhaupt nicht schildern kann; es läßt sich nicht in wahrnehmbare einzelne Thatsachen übersetzen. Es konnte nur in der Form der Reflexion oder humoristisch geschehn. Von Humor zeigt sich aber bei Stifter nie auch nur die leiseste Spur, und das ist bei der Dichtungsart, die er sich gewählt, das Charakteristische seiner Schöpfung.

Den alten Grundsatz der Studien und bunten Steine: das Große sei klein und das Kleine groß, schärft Stifter auch diesmal seinen Lesern theoretisch und praktisch immer von Neuem ein. So heißt es bei Gelegenheit einer sehr umständlich analysirten Wetterbeobachtung I. S. 182. „Viele Menschen, welche gewohnt sind, sich und ihre Bestrebungen als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten, halten diese Dinge für klein; aber bei Gott ist es nicht so; das ist nicht groß, an dem wir vielmal unsern Maßstab anlegen können, und das ist nicht klein, wofür wir keinen Maßstab mehr haben. Das sehn wir daraus, weil er alles mit gleicher Sorgfalt behandelt. Oft habe ich gedacht, daß die Erforschung des Menschen und seines Treibens, ja sogar seiner Geschichte nur ein andrer Zweig der Naturwissenschaft sei" u. s. w.

Ferner in demselben Sinn S. 337. „Weil die Menschen nur ein Einziges wollen und preisen, weil sie um sich zu sättigen, sich in das Einseitige stürzen, machen sie sich unglücklich. Wenn wir nur in uns selbst in Ordnung wären, dann würden wir viel mehr Freude an den Dingen dieser Erde haben. Aber wenn ein Uebermaß von Wünschen und Begehrungen in uns ist, so hören wir nur diese immer an, und vermögen nicht die Unschuld der Dinge außer uns zu fassen. Leider heißen wir sie wichtig, wenn sie Gegenstände unserer Leidenschaften sind, und unwichtig, wenn sie zu diesen in keinen Beziehungen stehen, während es doch oft umgekehrt sein kann."

Aehnliche Ideen leiten den Humoristen, aber er verfolgt damit einen komischen Zweck. Daß die Dinge, in sich selbst betrachtet, einen andern Maßstab haben, als vom subjectiven Standpunkt des Menschen, erregt ein Gefühl der Ueberraschung, welches mit lustigem Behagen verbunden ist, sobald der eine Standpunkt nicht durch den andern widerlegt werden soll. Stifter vergißt bei seiner Deduction ganz und gar, daß Gott nicht das Publicum des Dichters bildet. Wenn auch vor dem Auge Gottes alles gleich sein sollte, — der Umstand, daß man vom Logenschließer für Hut und Ueberrock eine Marke empfängt, gleich wichtig mit dem Inhalt des König Lear — so kann das doch dem Dichter nichts helfen, da er für Menschen schreibt, die nur durch ihre Subjectivität die Dinge anschauen, weil sie kein anderes Medium der Anschauung haben. Im Organismus des Universums mag jedes Atom gleich wichtig sein, der Organismus des Kunstwerks hat einen beschränkten Rahmen, und in ihm ist nur dasjenige wichtig, was zur Sache gehört. In dem Bemühn, andächtige Aufmerksamkeit für das Insichsein der Dinge zu erregen, versetzt sich Stifter fortwährend in eine andächtige feierliche Stimmung, die allen Scherz, allen Humor ausschließt, und da man ein neues Princip in der Regel übertreibt, so behandelt er nicht blos das Unbedeutende und Gleichgiltige mit derselben Wichtigkeit wie das Große, sondern er stellt es zuweilen mit einer noch größern Andacht dar. Nun kann mitunter das Detailliren künstlerisch von großer Wichtigkeit sein, aber nur wenn es einem bestimmten psychologischen Zweck dient, wenn es einer Stimmung den entsprechenden Ausdruck gibt; ohne diesen Hintergrund macht es den entschiedenen Eindruck der Zweckwidrigkeit, in der Kunst wie in der Wissenschaft, und dieser Eindruck wird durch Stifters Darstellung nur zu häufig auf uns hervorgebracht.

Bei dem vorwiegenden Interesse für die Naturwissenschaft, bei der ausgesprochenen Neigung, auch das Psychologische und Historische auf physische Gesetze zurückzuführen, würden wir trotz der häufigen Anwendung des Namens Gottes, die an sich nichts bewiese, Stifter einen Pantheisten nennen, wenn nicht ein strenges und edles sittliches Gefühl den Grundzug seines Charakters bildete. Das ist es, was ihn z. B. von L. Schefer unterscheidet. Wenn

man Gott nur als den Schöpfer der Dinge verehrt, und sich freut, daß er Gräser und Sträuche, Frösche, Schlangen und Molche so schön gemacht, so ist damit nicht viel gesagt, über diese Dinge kann auch der Atheist sich freun. Das Gefühl des Göttlichen liegt im Herzen und namentlich im Gewissen, und dieses ist bei unserm Dichter von einem Ernst und dabei von einer Zartheit, daß man ihn lieben und sein sittliches Princip verehren muß, auch wo man seine künstlerischen Grundsätze tadelt. In der Theorie verlangt er Andacht für die Natur an sich, in der Praxis hat er aber für diese Andacht einen menschlichen Grund: sie ist ihm wichtig als Förderung des menschlichen Geistes. „Die Naturwissenschaften sind uns viel greifbarer als die Wissenschaften der Menschen, wenn ich ja Natur und Menschen gegenüberstellen soll, weil man die Gegenstände der Natur außer sich hinstellen und betrachten kann, die Gegenstände der Menschheit aber uns durch uns selbst verhüllt sind. Man sollte glauben, daß das Gegentheil statthaben solle, daß man sich selbst besser als Fremdes kennen sollte, viele glauben es auch; aber es ist nicht so. Thatsachen der Menschheit, ja Thatsachen unseres eignen Innern werden uns durch Leidenschaft und Eigensucht verborgen gehalten, oder mindestens getrübt" u. s. w. (S. 342) Ueber die Sache selbst läßt sich streiten, aber das Motiv geht auf der richtigen Fährte. Der Mensch hat das Recht, sich in seinen Studien und seinen Vergnügungen, sich in Wissenschaft und Kunst durch sein Interesse bestimmen zu lassen; aber freilich wird er nicht blos wie das Thier durch physische Interessen, sondern durch andere z. B. ästhetische bestimmt, und so ergibt sich aus einer unbefangenen Naturbeobachtung grade das Gegentheil von dem, was Stifter mitunter in seinen Paradoxien verkündigen möchte, daß der Mensch zwar nicht außer, aber über der Natur steht. Zum Theil hängt dieser Grundsatz des Dichters mit seinem Talent zusammen. Er ist am glänzendsten in der Ausmalung des Lebens in der scheinbar unbelebten Natur und in der Ausmalung dieser sinnlich einfachen und doch seelenvoll angeschauten Züge vielleicht in unserer ganzen Literatur unerreicht. Der neue Roman enthält nicht weniger glückliche Erfindungen nach dieser Seite hin, als die Studien und bunten Steine. Dazu kommt der schon erwähnte pädagogische Grundsatz, in dem Bildungsgang des Einzelnen das System des Wissens zu reproduciren, vom Einfachen und Sinnlichen zu beginnen und zum Zusammengesetzten und Geistigen fortzuschreiten, so daß, was im System nebeneinandersteht, sich in der menschlichen Seele genetisch oder historisch entwickelt. Wenn Herder und nach seinem Vorgang Hegel mit der Entwicklung des Naturlebens anfängt und die Geschichte darauf folgen läßt, so ist das ein richtiger Proceß der Lebensweisheit, den Stifter in seinen pädagogischen Winken mit Recht ihnen nachbildet, wenn er ihn auch in Beziehung auf den gegenwärtigen Standpunkt der Bildung zu weit ausdehnt, da doch

aller Fortschritt der Cultur auf Anticipation und Abstraction beruht. Für den Standpunkt der Gegenwart und die augenblickliche Aufgabe der Wissenschaft hat Stifter zuweilen einen sehr richtigen Instinct, aber er hält sich nicht immer alle Momente gleichmäßig vor Augen und kommt daher zuweilen zu einem schiefen Resultat. „Ich glaube, „sagt er S. 189," daß in der gegenwärtigen Zeit der Standpunkt der Wissenschaft der des Sammelns ist. Entfernte Zeiten werden aus dem Stoffe etwas bauen, das wir noch nicht kennen. Das Sammeln geht der Wissenschaft immer voraus; das ist nicht merkwürdig, denn das Sammeln muß ja vor der Wissenschaft sein, aber das ist merkwürdig, daß der Drang des Sammelns in die Geister kömmt, wenn eine Wissenschaft erscheinen soll, wenn sie auch noch nicht wissen, was die Wissenschaft enthalten wird. Es geht gleichsam der Reiz der Ahnung in die Herzen, wozu etwas da sein könne, und wozu es Gott bestellt haben möge." — Es ist wol eine gewisse Wahrheit in diesen Worten, aber eine halbe. Manche von den größten Gelehrten unserer Zeit, ihnen allen voran geht Jakob Grimm, zeichnen sich hauptsächlich durch das scharfe und sinnige Auge für alles Seiende aus; aber nicht minder regt sich der Trieb, der methodischen Analyse, und grade in der Wissenschaft, die Stifter mit besonderer Vorliebe behandelt, ist es nicht der Sammelgeist, sondern der Trieb, in den Kern der Dinge einzudringen, was die gegenwärtige Forschung von dem Geist früherer Jahrhunderte scheidet.

Mit nicht minderm Ernst und nicht geringerer Einsicht als das wissenschaftliche Leben, wird die Kunst behandelt. Namentlich in zwei Punkten könnte der Aesthetiker aus diesem Roman viel lernen, in dem Bemühen, den künstlerischen Eindruck auf Naturgesetze zurückzuführen, und in der Entwicklung des Kunsttriebs in einer individuellen Menschenseele. Wir verweisen den Leser auf die Schilderung einer mehr recipirenden als schaffenden Künstlernatur Band III. S. 216—226, wo auch die Berechtigung des Dilettantismus innerhalb gewisser Grenzen scharfsinnig nachgewiesen ist. Für den Vergleich des Gothischen und Griechischen findet der Dichter, der sie beide gleichmäßig ehrt, zuweilen sehr glückliche Wendungen, und auch bekannte Sätze weiß er durch den schönen Ausdruck sinnig der Phantasie einzuprägen, z. B. den bekannten Satz, daß in schönen Kunstwerken Ruhe in Bewegung sein müsse. „Man versteht gewöhnlich unter Bewegung Bewegbarkeit. Bewegung kann die bildende Kunst gar nicht darstellen. Da die Kunst in der Regel lebende Wesen, Menschen, Thiere, Pflanzen — und selbst die Landschaft trotz der starrenden Berge ist mit ihren beweglichen Wolken und ihrem Pflanzenschmucke dem Künstler ein Athmendes; denn sonst wird sie ihm ein Erstarrendes — darstellt, so muß sie diese Gegenstände so darstellen, daß es dem Beschauer erscheint, sie könnten sich im nächsten Augenblicke bewegen."

Mit besonderm Eifer legt sich Stifter, der überall darauf ausgeht, die Poesie in das gewöhnliche Leben einzuführen, auf die Darstellung derjenigen Kunstzweige, die mit dem Handwerk verwandt sind. Wer sich darüber unterrichten will, wie man seine Privatwohnung, seine Bibliotheken, seine Gärten, seine Werkstätten u. s. w. ebenso geschmackvoll als zweckmäßig ausstatten kann, findet in diesem Roman die reichhaltigsten Notizen. Die Poesie des Luxus ist selten so anschaulich und einsichtsvoll dargestellt worden. Was die Möbel, den eigentlichen Schmuck, die Ausstattung der Zimmer betrifft, neigt sich Stifter mehr zum Geschmack einer frühern Zeit, doch tadelt er die todte Nachbildung, so wie die Vermischung verschiedener Perioden bei der Ausstattung einer Wohnung und verlangt, daß man in der sinnigen Weise der Alten den neuen Bedürfnissen und Gewohnheiten gerecht werden soll. Am ausführlichsten ist das Capitel der Mosaik behandelt, namentlich die Zusammensetzung schöner und seltener Holzgattungen zu sinnreichem Getäfel, und hier könnte selbst der ausübende Künstler viel lernen. Künstlerisch betrachtet, nimmt diese Darstellung freilich einen viel zu großen Raum ein, und es macht wiederum den Eindruck der Zweckwidrigkeit, wenn die Besucher dieser stattlichen Räume stets Filzschuhe anlegen müssen, um das Getäfel nicht zu beschädigen, welcher Umstand nie vergessen wird. Die Genauigkeit in der Ausmalung der Baulichkeiten ist sehr instructiv, aber nicht eigentlich dichterisch, denn sie beschränkt sich weder darauf, den Ort der Handlung klar dem Gedächtniß einzuprägen, noch bemüht sie sich gleich Dickens, durch diese Aeußerlichkeiten der Stimmung ein Relief zu geben. Der Ernst, mit dem diese Dinge behandelt werden, macht in den meisten Fällen einen unfreiwillig komischen Eindruck, und man muß von der Geschichte ganz abstrahiren, um dem gebildeten Kunstfreund so weit zu folgen, daß man aus seinen Belehrungen wirklichen Nutzen schöpft. Es kommt dazu noch ein mißlicher Umstand. Stifter ist ein Sohn des Volks, aber sein ästhetischer Sinn verleitet ihn zu einer ungebührlichen Verehrung der socialen Aristokratie. Selbst in Augenblicken, wo nur die Seele sprechen sollte, kann er sich nicht erwehren, auf schöne und kostbare Gewänder, glänzenden Schmuck und vornehme Bewegungen eine Aufmerksamkeit zu richten, die der echten Leidenschaft fremd ist. In solchen Fällen zeigt selbst die Gräfin Hahn-Hahn mehr Takt, was gewiß viel sagen will.

So ist in der Gegenüberstellung der vornehmen und bürgerlichen Welt die erstere im Ganzen mit mehr Vorliebe als Einsicht behandelt. Stifters sociales Ideal ist die höchste Vereinigung des Einfachen und des Vornehmen, ein Ideal, dem gewiß jedes künstlerische Gefühl huldigen wird und dessen Durchführung auch in gewissen glücklichen Fällen möglich ist. Aber indem hier die Ausnahme zur Regel gestempelt wird, indem alle Ecken abgeschliffen werden, welche aus dem bestimmten Beruf, aus den Umgangskreisen, aus

der Gewohnheit des Befehlens und Dienens hervorgehn, kommt in die Zeichnung etwas Verwaschenes. Grade wie in den Zeiten der Romantik isoliren sich Stifters ideale Naturen von dem wirklichen Leben und führen ihre künstlerischen Ansichten in der Einsamkeit durch. Man fühlt sich wie auf einer Robinsoninsel, zu der von dem bewegten Treiben der Menschen nur selten eine Kunde gelangt. Es ist charakteristisch, daß die meisten dieser Personen anonym sind, man erfährt ihren Namen in der Regel erst im letzten Bande. Der Name gehört aber auch zur Physiognomie des Menschen und man kommt sich unter diesen schönen, aber beziehungslosen Figuren wie in einer Schattenwelt vor, kurz gesagt, wir haben es mit lauter Rentiers zu thun, die zwar ihre Muße nützlich und schicklich ausfüllen, aber doch nach Gutdünken, wie die Gesellschaft des Phantasus. Es fehlt die strenge Nothwendigkeit des Lebens, die allein greifbare Gestalten möglich macht. Gearbeitet wird viel in diesem Roman, aber nur aus Neigung, aus Liebhaberei, und erst das ist die wahre Arbeit, welche sich entäußert und dient. Selbst in dem bürgerlichen Kaufmannshaus, in das wir zu Anfang eingeführt werden, sehn wir nur den Sonntag, nur die Erziehung der Kinder und die ernsten Liebhabereien des Vaters. Sein eigentliches Geschäft hat mit seinem Gemüth nichts zu thun, es ist ihm nur ein äußeres Mittel, Ideal und Leben fallen auseinander. So fehlt sämmtlichen Figuren eine gewisse Körperlichkeit und nur Eins ist es, was uns mit ihnen aussöhnt, die ganze Erzählung ist vom Geist ernster und edler Pflicht durchhaucht, es waltet darin eine Heiligkeit und Keuschheit der Empfindung, die uns noch mehr ergreifen würde, wenn der Dichter nicht blos mit Licht gemalt hätte. Der Schatten fehlt gänzlich, und doch entwickelt sich die Kraft erst durch den Widerstand, das Licht erst durch den Contrast gegen das Dunkel. Eine Spur starker Leidenschaft würde uns in dieser Dämmerung glücklich machen und wir sind dem Dichter schon dankbar, wenn er sie uns nur ahnen läßt. Diese beständige Resignation, diese Abwesenheit aller heftigen und trotzigen Regung verräth doch einen Mangel an jugendlicher Dichterkraft und wenn wir in dem Buch echte Lebensweisheit haben, so ist es doch nur die Weisheit des Alters.

Aber freilich ist es ein schöner, warmer, erfrischender Nachsommer, der uns aus diesen Blättern entgegenweht. Hinter der Abendstille der Stimmung verstecken sich zwar nicht starke energische Leidenschaften, aber einige seelenvolle Regungen, die den Leser noch mehr fesseln würden, wenn der Dichter ihn darauf vorbereiten wollte. Da es nicht ganz leicht ist, den Roman ununterbrochen fortzulesen, so halten wir es nicht für überflüssig, den Leser auf einige besonders schöne Stellen hinzuweisen. Man vergleiche die beiden Stimmungen B. I. S. 395 und B. III. S. 4. In beiden sammelt der Held sein aufgeregtes Gemüth im Anschaun der Natur, das erste Mal, nachdem er

seine künftige Braut zuerst gesehn, das zweite Mal, nachdem er sich ihr erklärt. Das tiefe Gefühl der Trauer, das in dem ersten Fall unvorbereitet auf ihn eindringt, ist fein und tief wiedergegeben, und eben so durchbebt uns die unendliche Lust, mit welcher die Natur ihm das Gefühl seiner eigenen Liebe entgegenstrahlt. Schwächer ist die eigentliche Ausführung der beiden Liebesgeschichten. B. II. S. 405 u. ff. B. III. S. 289 u. ff. In der ersten ist, wie schon bemerkt, nur Licht ohne Schatten d. h. ohne Grenze, und man möchte hinzusetzen, man hat es nur mit körperlosen Seelen zu thun. Etwas mehr Energie regt sich bei der zweiten Geschichte. Mathilde hat wenigstens die Kraft des Zorns, als ihr Geliebter ihr die Resignation des Pflichtgefühls entgegenhält. Aber diese Ausbrüche des Gefühls haben zu wenig Folge, das Ganze endet doch wieder in stiller Wehmuth und Entsagung. Schon in den Beiwörtern, mit welchen der Dichter seine Figuren aufführt, findet sich häufig ein glücklicher Zug z. B. I. S. 408. „Die zwei Schwestern konnten bezaubern, aber um Nathalie war etwas wie ein tiefes Glück verbreitet." — „Mathilde war jetzt ein Bild der Ruhe und ich möchte sagen der Vergebung." Aber auch das ist Abendstimmung und Nachsommer, und man möchte viel darum geben, wenn sich durch diese sanften resignirten Gestalten einmal ein lustiger Kobold drängte, wie Philine oder Luciane in den Wanderjahren.

Der Dichter hat aus dem schönen Stoff kein durchgreifendes Kunstwerk machen können, weil ihm die Energie der Composition abging, aber durch seine edle Gesinnung, sein warmes, echt poetisches Gefühl und seine reife Lebensweisheit hebt sich das Buch sehr günstig gegen die meisten belletristischen Erscheinungen unserer Tage ab, die auf den Augenblick ihre Wirkung berechnen und mit dem Augenblick vergessen sind. — J. S.

Lord Normanbys Memoiren.

1.

A year of revolution from a Journal kept in Paris in 1848 by the Marquis of Normanby. London, 1857. —

Die Memoiren, welche Lord Normanby soeben der Oeffentlichkeit übergeben, sind scharf getadelt worden, und in mancher Beziehung mit Recht. Die Vorrede erklärt nur ungenügend, was den Marquis bewogen, der Welt Eröffnungen über Ereignisse zu machen, die der jüngsten Vergangenheit angehören, und denen er in officieller und officiöser Stellung beiwohnte. Er versichert zwar, daß er alles auslassen werde, was unmittelbar mit seinen di-

plomatischen Geschäften zusammenhänge, er berührt allerdings die spanischen Heirathen, die wichtigste Frage, in der er persönlich thätig war, nur obenhin, und übergeht alles, was nach seiner Ansicht irgend Einfluß auf das jetzt bestehende Verhältniß Englands und Frankreichs haben könnte; — aber er hat durch seine Darstellung doch nur bewiesen, daß es unmöglich ist, officielle Kenntnißnahme und Privatanschauungen zu trennen; sagt er doch selbst in der Einleitung, daß seine Stellung es ihm natürlich sehr erleichtert habe, zuverlässige Materialien zu sammeln, und daß, wenn fortwährende Berichterstattung neben einem fast täglich geführten Privatjournal hergeht, es nur natürlich ist, daß dieselben Ereignisse oft in denselben Ausdrücken in beiden aufgezeichnet werden. Indeß hierüber mag Sr. Herrlichkeit sich mit seiner Regierung abfinden, das Amtsgeheimniß ist in England bekanntlich nicht übermäßig streng. Schärfer kann es auf seinen Privatcharakter zurückfallen, wenn er Personen, von denen er mit Auszeichnung und Zuvorkommenheit behandelt wurde, trotz seiner Versicherung, das Persönliche vermeiden zu wollen, bitter kritisirt. Er sagt selbst S. 183 in einer Note, daß Louis Philipp ihn stets mit vieler Güte empfangen und ihm gleich bei seiner Ankunft gesagt, er solle sich als Familienbotschafter betrachten, — und im Text derselben Seite spricht er auf das härteste vom König. Gewiß der freundliche Empfang verpflichtete ihn nicht, die Handlungen Louis Philipps zu billigen, aber was nöthigte ihn, seine Ansichten über denselben drucken zu lassen? —

Indessen die Person des Marquis soll uns nicht weiter kümmern, wir nehmen das Buch als die Erinnerungen eines Mannes, der durch seine hohe Stellung in der Lage war, zuverlässige Beobachtungen anzustellen, und als solches ist es ein werthvoller Beitrag zur Zeitgeschichte und verdient nähere Besprechung.

Das Werk beginnt mit der Februarrevolution und schließt mit der Erwählung Louis Napoleons zum Präsidenten, voran aber gehen einige Bemerkungen und ein Journal über die Ursachen des Falls der Julimonarchie, die von vielem Interesse sind und den Verfasser, wenn nicht grade als tiefen, doch als einen richtig sehenden Beobachter zeigen. Indem wir ihm folgen, wollen wir versuchen, ihn zu ergänzen und die Hauptsachen hervorheben, welche das Königthum 1848 stürzten.

Das Journal des Debats, dessen frühere Protectoren allerdings bei Lord Normanby in keinem günstigen Lichte erscheinen, wirft ihm vor, er habe hierüber wenig Neues gebracht, wir haben Manches gefunden, was uns neu erschien, vor allem aber mit Interesse gesehen, daß der englische Gesandte die Lage der Dinge schon im Juli 1847 klar erkannte. Während gewisse andere Diplomaten noch im Anfang Februar 1848 die Nachricht mit nach Hause brachten, L. Philipps Thron sei auf einen Diamantfelsen gegründet, schreibt

er bei der Jahresfeier der Julirevolution: „Ich wünschte, ich könnte zu einem andern Schlusse kommen, als daß das öffentliche Vertrauen auf die Dauer dieser Regierung einen starken Stoß erlitten; nicht nur aus internationalen Gründen würde man jede neue Verwirrung in Frankreich, deren Rückschlag in allen civilisirten Ländern gefühlt werden müßte, zu bedauern haben, sondern ich glaube auch, daß in dem gegenwärtigen Zustande dieses Landes, und abgesehen von den Gefahren eines solchen Kampfes, keine Aenderung zum Bessern daraus hervorgehen könnte." — „Was kann nun die Ursache dieser Gefährdung einer Regierung sein, die äußerlich fester als je zu stehen scheint? Das Erstaunen über einen solchen Widerspruch wird sich vermindern, wenn man die Ursachen betrachtet, welche die sogenannte große conservative Majorität von 1846 zu Wege gebracht. Jeder Monat hat meine Ueberzeugung bestärkt, daß in dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs keinerlei Anhänglichkeit an irgend eine Person, noch Ehrfurcht vor irgend einer Institution existirt, so daß das System nur aufrecht gehalten wird durch seine Identificirung mit den materiellen Interessen der mittlern Classen." — Guizot hat heftig geleugnet, daß das famose Wort Enrichissez-vous über seine Lippen gekommen, es war jedenfalls der Ausdruck des Systems, man lese in seinen damaligen Reden die Punkte seiner Vertheidigung nach, kein einziger der Angriffe wird mit sachlichen Gründen widerlegt, er bietet nur Phrasen — Ordnung, Freiheit, Friede, Fortschritt — schöne Worte ohne Inhalt, sobald sie nicht das Resultat der realen Zustände in sich fassen. Niemand wird aus der Beförderung der Industrie einer Regierung einen Vorwurf machen, besonders nicht der Julimonarchie, welche auf diese Interessen sich besonders stützte, aber sie machte die Speculationssucht zum Werkzeug der politischen Corruption, der Mißbrauch der ministeriellen Gewalt bei den öffentlichen Arbeiten und namentlich den Eisenbahnen war scandalös. Frankreich war in den Verkehrsanstalten hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben, statt alle Kräfte zu vereinen, um das Versäumte nachzuholen, sahen die Minister in den Concessionen, Anstellungen u. s. w. nur ein Mittel, sich am Ruder zu erhalten, und in jedem Winkel Frankreichs machten ihre Candidaten den Wählern fabelhafte Versprechungen, was für den Bezirk gethan werden sollte, wenn sie gewählt würden." Die Majorität, sagt der Vf., welche aus diesen Wahlen hervorging, war den Ministern nicht sowol zugethan, weil sie ihre Vergangenheit billigte, als weil sie persönliche Vortheile von ihnen erwartete. — Als dies geschrieben wurde, war noch nicht Guizots Theilnahme an der Corruption bekannt, welche die Debatten vom Januar 1848 offen darlegte, dies noch zu Teste, Cubières, Praslin!

Man kann nicht schlechthin sagen, daß Guizot die Julimonarchie gestürzt, aber beigetragen hat er dazu gewiß mehr als ein anderer; man könnte ver-

muthen, daß Lord Normanby parteiisch gegen ihn sei, weil er bekanntlich 1847 einen Ausfall in der Kammer gegen den Gesandten machte, indeß letzterm ward die volle Genugthuung einer Apologie, und es sind Thatsachen, welche er gegen Guizot sprechen läßt. Wir würden auch seine Aeußerung nicht für parteiisch halten, daß es nicht die englische Allianz (entente wäre wol richtiger) gewesen, welche den Minister unpopulär machte, sondern daß vielmehr seine Unpopularität einen Schatten auf jene Allianz warf. Der Marquis bemerkt ferner, daß nach Angabe von Leuten, welche Guizot genau kennen, derselbe verhältnißmäßig unwissend in den Einzelheiten der Verwaltung und über die Tragweite einer handelspolitischen oder finanziellen Frage sei, von deren klarer Beurtheilung im Friedenszeiten doch der Werth eines Staatsmannes wesentlich abhänge; wir glauben dies vollkommen, und gestehen, daß die Beurtheilung volkswirthschaftlicher Fragen in seiner Biographie Peels uns keine besondere Ehrfurcht eingeflößt hat. Wie anders steht in dieser Beziehung sein Nebenbuhler Thiers da! Welche Kenntnisse und welche Darstellung! Aber weit merkwürdiger ist es, vom Verfasser zwei Beispiele hervorgehoben zu sehen, wo der Mann, welcher Englands Geschichte und Verfassung am besten in Frankreich kennen soll, grobe Irrthümer über englische Verhältnisse vorbringt. Gegen die Bemerkung eines Redners sagte Guizot: „Der geehrte Herr mißdeutet mich, weil er die Thatsachen nicht kennt; wäre er besser darüber unterrichtet, so wüßte er, daß niemals eine Entscheidung in England über eine wichtige Frage getroffen wird, als wenn sie, nachdem sie zuvor von den Ministern discutirt ist, vor die Königin gebracht und von ihr in Gegenwart des Geheimenrathes genehmigt ist." — Guizot wußte nicht, daß die Versammlung des Geheimenrathes mit alleiniger Ausnahme von Dingen, welche die Berufung oder Vertagung des Parlaments betreffen, blos Fragen der Routine und Form behandelte! — Das zweite Mal sagte er, wahrscheinlich um sich die Möglichkeit einer Reform zu erhalten: „Alle großen Reformen, fast alle, die in England durchgeführt sind, wurden es durch dieselben Männer, welche sie bis zu dem Augenblicke bekämpft, wo es ihnen Pflicht schien, sie auszuführen." Lord Normanby traf ihn Abends in einem Salon und griff ihn halbscherzend wegen dieser Behauptung an, da mit Ausnahme von Sir Robert Peel alle Minister abgetreten, wenn sich eine Maßregel, welche sie bekämpft, nothwendig erwies. Ueber Peel aber habe die Geschichte noch nicht gerichtet, das erste Mal habe er seine Partei erbittert, das zweite Mal sie zerstört. Dieser Schluß kam Guizot, der sich vielleicht mit der Idee beschäftigte, den französischen Peel zu spielen, sehr unangenehm, wie er denn überhaupt, sagt Normanby, immer sehr unwillig, oder gar nicht den anhört, der beweisen will, daß er sich geirrt. — Solche Irrthümer konnte der Mann vorbringen, welcher eine englische Verfassungsgeschichte geschrieben

und Botschafter in London gewesen, und niemand war in der Kammer, der ihn zurecht wies! — solche Vorgänge speak volumes, wie der Engländer sagt. Er wollte jedes andere quasiconservative Ministerium unmöglich machen und strebte mit fast kindischem Ehrgeiz nach dem Titel des Conseilpräsidenten: daß er, obwol er selbst kein Geld nahm, dabei doch nicht wählerisch in den Mitteln war, zeigen die Correspondenzen der Revue Retrospective, er war in allen Praktiken zu Hause, durch welche Anhänger gewonnen und erhalten werden. So zog er sich das zermalmende Wort von L'herbette zu: „J'ai vu le tartufe de la religion sur un autre théatre, avant de voir sur le théatre politique le tartufe de la probité", — und konnte den Reden von Barrot, Thiers, Remusat ꝛc. nur eine affectirte Gleichgiltigkeit und Phrasen entgegensetzen. Darauf wird auch die Antwort hinauslaufen, welche er, wie es heißt, auf die normanbyschen Memoiren geben will.

Der Marquis übergeht, wie er zugesagt, die Einzelheiten der spanischen Heirathen, aber bemerkt doch, was später die Enthüllungen der Revue Retrospective bewiesen, daß Louis Philipp hier weniger schuldig als man glaubte; er hatte keinen vorher festgestellten Plan, sondern Guizot kam den halbgebildeten Absichten des Königs zuvor und Bresson ging über seine Instructionen hinaus. Die Unterstützung des Sonderbundes, der Waffenschmuggel für denselben, wobei der Minister seine eigne Zollbehörde betrog, Krakau — alles das waren schlimme Schläge für eine Regierung, die auf dem Felde der auswärtigen Politik überhaupt seit 1839 keine Lorbeeren geerntet.

Zu den großen Schwierigkeiten, welche Louis Philipp sein erster Minister schuf, kamen noch die, welche er sich selbst bereitete. Man kann nachsichtig über seine Thronbesteigung hinweggehen und annehmen, daß die Ereignisse auf ihn eben solchen Druck ausübten als auf die, welche ihm die Krone boten; der Verfasser bemerkt auch, er wolle nicht darauf Gewicht legen, daß er nicht alle großen Hoffnungen erfüllt habe, welche seine Erhebung erweckte, aber sagt, sein Benehmen gegen jeden Staatsmann, den seine Regierung hervorgebracht habe, sei so gewesen, daß es zuletzt keinen einzigen mehr gab, der den leisesten Glauben an seine Aufrichtigkeit bewahrte. Das wurde ihm vor allem bei dem letzten Versuch, ein neues Ministerium zu bilden, so verderblich; als Duvergier de Hauranne das Volk durch die Nachricht von dem neuen Cabinet beruhigen wollte, sagte man ihm an mehren Barrikaden: „Sie werden sehen, der alte Mann wird Sie betrügen, wie er jeden betrogen, der mit ihm zu thun gehabt hat." — Persönliche Würde zeigte er nie, am wenigsten bei seiner Abdankung und Flucht. Sein Geschick bestand in der Balancirung der verschiednen Interessen; wie niemand verstand er es, feindliche Persönlichkeiten und Parteien sich neutralisiren zu lassen. Er wollte die Institutionen nicht erweitern, sondern dachte die Schwierigkeiten zu überwinden, indem er seine

Minister von Zeit zu Zeit wechselte und ihren Ehrgeiz zwischen Hoffnung und Furcht schweben ließ. Was ihm das constitutionelle System versagte, selbst zu regieren, wollte er durch seine persönliche Ueberlegenheit erreichen, und wollte, hierin Wilhelm III. ähnlich, alles unvermerkt leiten. Aber grade diese Klugheit schien ihn in den letzten verhängnißvollen Monaten seiner Regierung verlassen zu haben, er war blind und hartnäckig, der Passus in der Thronrede, welcher die Opposition als seine Feinde bezeichnete, rief heftige Aufregung hervor, noch als bei schon dringender Gefahr Molé gerufen ward, ein Ministerium zu bilden, bestand der König darauf, von demselben Marschall Bugeaud auszuschließen, nur weil die Armee für seine Söhne bewahrt werden solle. Wenige Tage vor der Revolution sagte er noch einem vornehmen Engländer, der sich von ihm verabschieden wollte, bleiben Sie Mylord, und sehen wie eine Revolution scheitert. —

Alle diese Umstände — Verblendung des Regenten, systematisch falsche Politik der Minister, Corruption, eine leidenschaftliche Opposition, die nur auf ihren Sieg bedacht war — sind auch bei andern Regierungen zusammengetroffen und haben dieselben nicht gestürzt. Sie wurden tödtlich für eine Regierung, welche kein Princip hatte, sondern auf einem Schaukelsystem beruhte. Man hat die Julirevolution gern mit der englischen Staatsumwälzung von 1688 verglichen, nichts konnte falscher sein; darum daß beide den Charakter eines Compromisses hatten, war unter ihnen noch nicht die geringste Aehnlichkeit vorhanden. Die englische Bewegung war religiös-aristokratisch, sie wurde im Namen und mit dem Beifall des Volkes, aber ohne seine Betheiligung vollzogen, die Julirevolution ward durch zwei sich bitter hassende Parteien, die Bourgeoisie und Republikaner durchgeführt, erstre begann sie, letztre vollendete sie, und wurde wieder von der Bourgeoisie zurückgehalten ihren Sieg ganz zu verfolgen, im Grunde ging er für sie selbst zu weit und eine leisere Erschütterung, ein bloßes Weichen des Königthums wäre ihr vortheilhafter gewesen. Diesem Zwiespalt, der alles ungewiß machte, stand das Neue gegenüber. Wenn eine Monarchie mit republikanischen Institutionen etwas logisch schwer zu Erklärendes ist, so gab doch diese Formel den genauen Ausdruck für die Umstände, welche die neue Zwitterregierung ins Leben gerufen hatten. Man versicherte der ganzen Welt seine Friedensliebe und zog die Tricolore auf, man verkündete Ordnung in der Freiheit und ließ überall die Marseillaise singen, man sandte Talleyrand als einen Diplomaten alter Traditionen nach London, während noch die Blousen mit Jakobinermützen vor den Tuilerien schilderten!

Das Lager der Partei, welche das Julikönigthum um sich sammelte, bot nicht weniger Gegensätze dar, als seine Thaten und die Ereignisse, die es ins Leben riefen. Legitimisten, die mit Karl X. unzufrieden gewesen, oder deren

Ehrgeiz vom Anschluß an die neue Monarchie etwas erwartete, Reste der Bonapartisten, die voll von Verachtung für alle constitutionellen Ideen in der Revolution nur eine Gelegenheit einer revanche pour Waterloo sahen, Doctrinäre und Gelehrte, welche im Gegentheil den Frieden wünschten, da sie voraussahen, daß der auswärtige Krieg ein militärisches Regiment schaffen würde, das mit den Verfassungsformen, für deren Integrität sie gekämpft, unverträglich sein würde, Industrielle, welche die gegenwärtige Ohnmacht des Königthums als eine Abschlagszahlung annahmen — alle diese Farben gruppirten sich um die neue Fahne. Louis Philipp besiegte die enormen Hindernisse, welche seinen Thron umgaben, durch seine Klugheit und den Beistand einiger hervorragender Männer, unter denen vor allem Casimir Périer und Gf. Molé zu nennen sind. Diese Minister suchten nach außen die Traditionen der alten Monarchie auch unter den neuen und schwankenden Verhältnissen zu erhalten, indem sie den belgischen Aufstand beschützten und das Einschreiten andrer Mächte gegen denselben hinderten, die französischen Truppen besetzten Ancona, aber dieselben Männer widerstanden der Versuchung, Belgien mittelbar oder unmittelbar zu incorporiren und die Revolution in Italien oder Polen zu beschützen, sie riefen im Gegentheil alle friedlichen Interessen der Nation gegen die kriegerischen Gelüste auf, sie nahmen alle Bedingungen der repräsentativen Regierung an, aber suchten die Unerfahrenheit und den Unbestand ihrer Anhänger durch den persönlichen Einfluß der Krone aufzuwiegen. Es gelang ihnen, die neue Regierung zu halten und bis zu einem gewissen Grade zu befestigen, aber die Elemente, auf denen sie standen, blieben heterogen. Sie suchten sie durch neue Institutionen zu verbinden und hierin grade scheiterten sie. Wir wollen nur die beiden Mißgriffe hervorheben, welche uns die nachtheiligsten Folgen für den Bestand der repräsentativen Regierung gehabt zu haben scheinen, das Wahlgesetz und die Zusammensetzung der Pairskammer.

Die weisen Vorschläge, welche Graf Montalivet für das neue Wahlgesetz in seinem Bericht vom 2. Febr. 1831 entwickelte, wurden verworfen und ein trauriges Compromiß zum Gesetz erhoben. Statt die Uebelstände der directen Wahlen zu vermindern, vermehrte man sie, man glaubte liberal zu handeln, indem man den Census für Wahlfähigkeit auf die Hälfte und den Wahlcensus von 300 auf 200 Fr. herabsetzte, aber man schuf Wahlbezirke von 150 Wählern, so daß Lord Normanby nach den besten Quellen angibt, die Zahl der Wähler sei in Frankreich nur 140,000, also weniger als die Zahl, durch welche ein Zehntel der englischen Parlamentsmitglieder in den volkreichen Districten gewählt wird. Nun interessiren sich aber diese Wähler nicht einmal alle für die Wahlen, und ein wohlunterrichteter Pair gab an, daß die Abgeordnetenkammer in Wirklichkeit von 40,000 Wählern delegirt worden.

So waren die Abgeordneten in einer fast persönlichen Abhängigkeit von denen, die durch sie ihre kleinen Privatinteressen durchsetzen wollten, die Abgeordneten ihrerseits bestürmten die Minister um die Fische und Brote des Staates für ihre Wähler. Die Regierung hatte damit eine ungeheure Macht in Händen und war doch grade dadurch in jedem Schritt gehemmt, denn je mehr sie gab, desto stärker wuchs die Zahl der Begehrlichen. Sie hatte allerdings viel zu geben, denn Frankreich war trotz des repräsentativen Ueberbaus das am strengsten bureaukratisch regierte Land, für die wenigsten Stellen wurden, wie z. B. in Preußen, ernste Prüfungen verlangt, die Minister vergaben sie nach Willkür, die Beamten aber waren wählbar und konnten durch gute Dienste, welche sie der Regierung thaten, steigen, die, welche noch nicht Beamte waren, konnten es werden. Die Kammer ward so ein Feld nicht für die Parteikämpfe, sondern für die Privatinteressen, sie ward, besonders da der große Grundbesitz, welcher in legitimistischen Händen war, sich fern hielt, eine Pflanzschule der Beamten, welche Carrière machen wollten. Der schärfste Ausdruck dieses Systems war die Kammer, welche die Februarrevolution überraschte, die ganze Phalanx der Beamten stimmte trotz alledem und alledem unerschütterlich für Guizot, aber sie hielt ihn nicht, denn man stützt sich nur auf das, was widersteht. In einem Lande, dem die Idee der örtlichen Selbstregierung bis auf die letzte Spur verloren gegangen ist, hat die repräsentative Regierung keine Wurzel, nur auf der breiten Grundlage der freien Gemeinde- und Provinzialverfassung steht das Gebäude der Reichsverfassung fest und sicher, Louis Philipp ward bei Seite geschoben wie ein Bureauchef, der Maschinist wechselte, die Maschine blieb dieselbe.

Die zweite Kammer war unglücklich zusammengesetzt, man hätte ihr wenigstens ein Gegengewicht in der Pairskammer geben sollen, man schaffte aber die Erblichkeit ab und wählte den unglücklichsten Mittelweg, eine lebenslängliche Pairie, vom König ernannt, der dabei indeß doch auf gewisse Kategorien beschränkt war, welche meist aus hohen Beamten bestanden. So war auch da die Büreaukratie, es war keine Aristokratie, sondern ein napoleonischer Senat. Es mag sein, daß unter den Umständen die Aufrechthaltung der Erblichkeit unmöglich war, weil sich grade der grundbesitzende Adel ganz zurückzog, dann hätte man lieber das Princip einer combinirten Wahl wie in Belgien, Spanien und den Vereinigten Staaten aufstellen sollen, denn Wahl gibt doch immer eine Art von Macht, man machte aber in Frankreich den Körper, der das Gleichgewicht gegen die fluctuirende Beweglichkeit der zweiten Kammer bilden sollte, zu einer Versammlung emeritirter hoher Beamten, die nicht ein einziges Mal würdig und bedeutend eingriff. Es saßen ausgezeichnete Leute darin, die vor ihrer Ernennung zu Pairs bedeutende individuelle Autorität hatten, die falsche Stellung der Kammer neutralisirte ihre Gaben. Villemain,

der ihr angehörte, ohne aufzuhören ein Mann vom Geist zu sein, sagte witzig il y a de vrais pairs et des pairs à parapluie, nous autres, nous sommes des pairs à parapluie. Die Pairskammer der Restauration war gewiß weit entfernt gerechten Ansprüchen zu genügen, aber sie hat doch ein würdigeres Dasein geführt, als ihre Nachfolgerin in Luxemburg, die spurlos und von niemand bedauert verschwunden ist. Wenn aber die beiden parlamentarischen Versammlungen, welche der Ausdruck des repräsentativen Systems sind, keine Wurzel haben, worauf soll es sich stützen; wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen? —

Wir haben bei der Juliregierung vielleicht zu lange verweilt, aber es schien uns, daß es für deutsche Leser grade von Wichtigkeit sein müsse, den Ursachen näher zu treten, wodurch die Regierung gefallen, welche man uns früher so oft als Muster aufstellte, es schien uns, daß, je wärmer unsre Wünsche für die Entwicklung und Befestigung des repräsentativen Systems in Preußen sind, uns um so mehr am Herzen liegen muß, am Beispiel andrer Staaten zu sehen, welche Fehler zu vermeiden sind, daß aber dem System kein erbitterter Angriff der Demokratie oder des Absolutismus mehr schaden kann als seine eigne lügnerische Verkehrung, der Scheinconstitutionalismus, wovon die Julimonarchie das Beispiel gegeben, und das die Staaten zweiten und dritten Ranges nachahmten.

Wir werden nach dieser längern Abschweifung in einem zweiten Artikel auf die Erlebnisse Lord Normanbys während der ersten Epoche der Republik kommen.

Ostindien und England.

Als wir im Beginn der indischen Krisis unsere Ansicht über dieses großartige und jedenfalls für die innere Entwickelung Asiens einflußreiche Ereigniß aussprachen haben wir uns weder über die Natur des Aufstandes, noch über dessen Folgen getäuscht, wie bisher die Ereignisse unwiderleglich gezeigt haben. Der Aufstand, so wiesen wir nach, sei kein eigentlich nationaler, und noch weniger ein blos militärischer, sondern aus beiderlei Elementen entsprungen, die durch die Gewalt der Umstände in denselben Personen vereinigt waren. Grade die schließliche Concentration des Aufstandes im Königreiche Audh ist ein Beweis mehr für diese unsere Ansicht. Audh hat in neuerer Zeit den größten Theil der Sipoyarmee Bengalens geliefert, da es von einer besonders kräftigen und auch kriegerischen Bevölkerung bewohnt wird. Audh mit dessen in neuester Zeit so vielfach genannten Haupt-

stadt Lacknau war auch ganz besonders der Sitz des reinen Brahminenthums, aber auch wie das nördlichere Bengalen einer mohammedanischen Herrschaft unterworfen. Bekanntlich wurde das Königreich erst unter dem vorigen Generalgouverneur der directen britischen Herrschaft unterworfen, und ist in und außer dem Parlamente diese Annexation als ein ganz besonderer Beweis britischer Begehrlichkeit und Ungerechtigkeit aufgeführt worden. Möglicherweise indeß, wäre sie nicht geschehen, daß diese Unterlassung der Sündenbock für noch ganz andere und vielleicht mehr gerechtfertigte Rede- und Schreibübungen gewesen wäre. Denn wessen Gedächtniß nicht allzu kurz ist, der wird sich noch aus den Zeiten vor dem Ausbruche des Aufstands der mannigfachen Schilderungen jenes wüsten, von einem versoffenen europäischen Barbier geleiteten Lebens eines indischen Sultans erinnern, die damals durch fast alle deutsche Blätter gingen. Dieser Sultan lebte zu Lacknau und das von ihm und seiner Umgebung in taumelnden Vergnügungen mißhandelte Land war Audh. Diesem Treiben hat die englische Regierung ein Ende gemacht, wie sie ihm ein Ende machen mußte und hätte sie es nicht gethan, wie viel tugendhafte Federn sich dann wol gegen sie in Bewegung gesetzt hätten!

Aber diese Befreiung Audhs aus einer tausendjährigen Mißherrschaft hat dort alles gegen die Engländer aufgebracht, was aus den bisherigen Zuständen Nutzen zog, namentlich die großen und kleinen Gutsbesitzer im Lande, kurz alles, was man nach europäischen Begriffen Adel nennen könnte. Einen gewissen Schutz gegen die Sultanswillkür hatten die Eingebornen zudem in einer Art militärischer Abschließung von Dorf und Gemeinde gefunden, wie denn überhaupt der Gemeindeverband in Indien sehr stark ist. Die Engländer haben mehrfach ihr Erstaunen über das Zusammenhalten der von ihnen gegebenen militärischen Organisation auch nach dem Abfall zu erkennen gegeben; bedenkt man aber diesen Zusammenhalt der Gemeinde und bringt ihn mit dem Umstande in Verbindung, daß die einzelnen Regimenter des bengalischen Heeres sich gewohnheitsmäßig fast allein aus denselben Dörfern recrutirten, so verschwindet mindestens ein Theil dieser Verwunderung. Es begreift sich daraus aber auch leicht, wie der Aufstand, nachdem ihm der Schatten des Großmoguls genommen war, sich in Audh concentriren mußte und dort zu einer Art nationaler Erhebung wurde, wie sie sich sonst nirgend im weiten Indien gestaltet hat. Dennoch bleibt der Aufstand so aussichtslos als vorher, trotzdem oder grade weil Campbell sich aus Lacknau zurückgezogen hat. Nachdem die Weiber und Kinder von dort befreit waren, mußte er einen bessern Stützpunkt für seine weiteren Operationen suchen und dieser scheint vor allen in Cawnpur gegeben zu sein, wohin schon seit Wochen aller von England anlangende Succurs gerichtet war. Lacknau und Cawnpur zugleich besetzt

halten, hieß offenbar die militärische Kraft der Engländer schwächen, wie sich das bei dem durch General Windham erlittenen Unfall bereits gezeigt hat.

Auch das haben wir gleich damals ausgesprochen, daß die englische Regierung im Drange der Noth selbst sich schwerlich zu durchgreifenden Veränderungen in der Verwaltung Ostindiens entschließen würde, weil das nur neue Desorganisationen zu den aus allen Fugen weichenden Zuständen hinzufügen heißen müßte. Das Ende der jetzigen ostindischen Verwaltung sei vielmehr mit dem des Aufstandes gegeben. Es ist bekannt, daß der ostindischen Compagnie der in nächster Parlamentssitzung bereits bevorstehende Antrag der Regierung auf deren Beseitigung mitgetheilt worden ist, und zwar hat die englische Presse sich ziemlich einstimmig für die gleichfalls von uns früher schon bezeichneten Ursachen der jetzigen Mißregierung (misrule, wie die Engländer diesen Zustand sehr scharf benennen) ausgesprochen. Nicht die ostindische Compagnie ist es, welche die Schuld der Vergangenheit trägt, aber auch nicht die Verwaltungsbehörde der Regierung; es ist vielmehr jener Zustand einer vielspaltigen Verwaltung mit *nebeneinander* bestehenden Vollmachten, die auf das Ganze lähmend einwirkte und schließlich so viel Unheil herbeigeführt hat. Daß Regierung und Parlament von der öffentlichen Meinung gestützt, die alten Behörden beseitigen und dafür eine neue direct unter der Krone stehende Verwaltung einzuführen im Stande sein werden, kann, wie wir zeigen werden, vorläufig keinem Zweifel unterworfen sein.

Nur von zwei Seiten ist bisher ein Widerstand gegen die bevorstehenden Reorganisationen kund gegeben worden. Einmal inmitten des Directorialhofs; natürlich, denn wer läßt sich gern begraben? Ein Director Namens Jones hat bei der Ankündigung der bevorstehenden Aufhebung der ostindischen Gesellschaft Einspruch gegen die Maßregel gethan; sei Regierung und Parlament doch nicht einmal im Stande gewesen, die alte Gemeindeverfassung der Londoner umzustoßen, wie viel weniger werde sie gegenüber der mächtigen ostindischen Gesellschaft vermögen! Aussprüche dieser Art beweisen aber nur, wie leicht sich die Hoffnung durch angebliche Analogien täuschen läßt. Die londoner City hat ihren alten Unrath behalten, einmal weil sich daran sehr greifbare und allezeit gegenwärtige Interessen knüpften; sodann aber vornehmlich, weil ihr Bestehen oder ihr Aufhören noch niemals den Rang einer nationalen Frage eingenommen hat. Wenn die alte londoner City Widerstand leisten konnte, die alten Korngesetze aber trotz des Widerstands der Aristokratie aufgehoben wurden, liegt das vielleicht daran, weil der Lord Mayor von London mächtiger ist als das britische Oberhaus und die vielen damit verknüpften Interessen? Der Trostgrund des Herrn Jones wird also bei der ungeheuren Wucht der indischen Ereignisse nicht ausreichen, es müßte denn nachgewiesen werden, daß das jetzige indische Verwaltungssystem für die Ver-

gangenheit tadelfrei und für die Zukunft zweckentsprechend sei. Das aber wäre denn doch ein zu gewagtes Unternehmen.

Ernsthafter ist ein zweiter Einspruch gegen die in Aussicht stehende Maßregel, wie er namentlich von der Daily News ausgegangen ist. Ein unmittelbar unter die Regierung gestelltes Ostindien, heißt es dort, wird die Macht derselben durch Aemtervergebung und Gewalt über ein großes Heer außerordentlich und zwar zum Nachtheil der öffentlichen Freiheiten Englands steigern. Man wird sich wol mit einiger Sicherheit darauf verlassen können, daß diese Parole auch von Andern aufgenommen und daß wieder einmal gründlich bewiesen werden wird, wie fein und sicher Palmerston das Netz um das schon halbwegs der Unterthänigkeit verfallene England geworfen hat. Allein in Wirklichkeit geht es mit dieser Frage wie mit vielen andern. Das Verhängniß und die Thatsachen sind mächtiger als die Menschen. Das alte indische Verwaltungssystem war grade zu dem Zweck erfunden worden, um den Einfluß der Minister auf das indische Heer und die indische Verwaltung zu schwächen; man hatte die vielfach getheilte und zersplitterte Verantwortlichkeit als das beste Mittel zur Erreichung eines solchen Zweckes erdacht und den Directorialhof, nachdem ihm alle wirkliche Gewalt genommen war, noch bestehen lassen, damit er, der politisch unmächtigste Körper, das in englischen Augen so wichtige Amt der Stellenvergebung (patronage) behalte. So weit war das System klug und fein ausgesonnen, aber auf einem andern viel gefährlichern Gebiete hatte es sich als unhaltbar bewiesen. In den bevorstehenden Parlamentsdebatten werden die Anhänger des Directorialhofs die diesem gemachten Vorwürfe ohne Zweifel mit ebenso gerechten Angriffen auf die indische Controlbehörde erwiedern können, und diese vielleicht wieder die Schuld auf Generalgouverneur und andere ausführende Beamte in Ostindien schieben. Alle werden Recht haben, eben weil das ganze System fehlerhaft war. Will England Ostindien behalten, so kann es gar nicht anders, als auf diesen eigentlichen Grund des Uebels eingehen, es muß ein anderes System an die Stelle des alten setzen. Ein anderes System bedeutet aber eben die Einsetzung einer in sich kräftigen und wirksamen Behörde, mag es ein Minister oder ein Collegium sein. Die Daily News verkennt gradezu das Zwingende der Sachlage, wenn sie die bevorstehenden Veränderungen vom Standpunkt einer möglichen Gefährdung der öffentlichen Freiheit Englands angreift. Weiß sie vielleicht einen Mittelweg anzugeben? etwa die Zuweisung der Ernennungen an eine nicht mit der politischen Gewalt begleitete Behörde? Als wenn das möglich wäre, als ob daraus nicht ein steter Kampf zwischen den beiden Theilen entspringen müßte, zum sichern Nachtheil der von ihnen vertretenen Interessen.

Es ist gewiß gut, daß das deutsche Publicum, das die ostindischen Er-

eignisse mit so großer und gewiß gerechtfertigter Theilnahme verfolgt hat, diese für die bevorstehenden Veränderungen leitenden Gesichtspunkte sich aneigne. Es mag immerhin richtig sein, daß in weiterer Folge derselben Veränderungen im englischen Staatsleben eintreten können, wenn auch nicht nothwendig eintreten müssen; das läge aber nur eben an der Gewalt der Thatsachen. Ein Staat, der zu Behauptung eines von ihm eroberten weitläufigen Gebiets auf Jahre hinaus einer Art militärischer Dictatur für dasselbe bedarf, kann einmal nun nicht allein mehr den alten Weg der parlamentarischen Sicherheitsmaßregeln gehen; England muß entweder Indien aufgeben oder den Schutz für seine Freiheiten anderswo als bisher finden. Auch diese Rückwirkung auf die heimischen englischen Zustände haben wir bereits vorausgesehen. Wir zweifeln übrigens sehr, daß eine solche Sicherheit durch irgend eine blos äußerlich angebrachte Maßregel gewährt werden kann, sie muß vielmehr in den Menschen selbst liegen. Das übersehen die, welche auf den Trümmern des alten England sitzend die ganze neuere Entwicklung als eine Art Mißgeburt behandeln und dafür ein etwas unklares Ideal von Vergrößerung der allgemeinen Freiheit durch verminderte Gewalt des Parlaments nicht ohne einige Neigung zur Verstärkung der Königsmacht ersonnen haben, ein englischer Bonapartismus, welcher auf breitester demokratischer Grund, lage die Aristokratie und die Mittelclassen umwerfen soll. Die Zeiten, die Ansichten und die Bestrebungen sind anders geworden und darum wirken die alten Kräfte auch anders, aber gewiß nicht schlechter. Es wird in Zukunft Sache des Parlaments, Sache der Presse und jedes Einzelnen sein, die durch die indischen Ereignisse gelegten Keime zu einer der bisherigen fremden Entwicklung der englischen Zustände sich nicht übermächtig entfalten zu lassen, weiter läßt sich für jetzt nichts sagen. Namentlich der Presse wird hierbei ein großer Beruf zufallen, und grade in ihr sehen wir auch für die Erfüllung desselben das geeignetste Werkzeug.

Die gewerbliche Kunstthätigkeit.

Kann das Gewerbe überhaupt eine Kunstthätigkeit entwickeln, oder bleibt es am sichersten in den engen Schranken seiner nächsten und ursprünglichen Bestimmung, dem rein Zweckmäßigen und Praktischen zu dienen, eingeschlossen?

Ein beschränkter Sinn wird auf den ersten Theil jener Frage mit einem entschiedenen Nein antworten, nicht weil er über die Sachlage sich klar zu werden versucht hat, sondern weil es ihm angenehm scheint, sobald er Producent ist, mit dem blos Handwerklichen und leicht Erlernbaren seines Ge-

werbes mühelos und noch dazu meist durch fremde Hände sein Brot zu verdienen, insofern er Consument ist, möglichst billig zu seinen Bedürfnissen zu gelangen. Es ist ihm gleichgiltig, daß so das Handwerk von Jahr zu Jahr in der öffentlichen Meinung mehr und mehr sinkt, weil es auf diesem Wege zur bloßen Hand- und Tagearbeit wird. Er denkt nicht daran, daß so der gearbeitete Gegenstand dem Schöpfer wie dem Empfänger bedeutungslos bleibt, weil eben nichts an demselben sich vorfindet, was außer dem augenblicklichen Zweck und Bedarf ein Interesse an der Sache einflößen könnte. Wenn der Gegenstand deshalb kein Familienstück wird, so meint man, gewinnt der Producent, weil mehr verbraucht wird, der Consument, weil er billiger zum Ersatz kommen kann. Und doch ist die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn in demselben Maße, in welchem der bleibende Werth eines Productes sinkt, fällt ja auch naturgemäß der Arbeitslohn, und in demselben Maße, in welchem der Verfertiger sich Arbeitszeit daran erspart, bezahlt der Empfänger weniger.

Bewirkt wird diese gewiß billige Ausgleichung durch die alles bewältigende Concurrenz. — Somit ist der Einwurf, daß eine gewerbliche Kunstthätigkeit nicht möglich sei, weil sie sich nicht bezahlt, zurückgewiesen.

Etwas Anderes aber ist es, ob auch das Verlangen danach im Publicum vorhanden ist. Ich glaube ja! Mit der Steigerung der Bildung steigt selbstverständlich auch der Sinn für die bildende Kunst: das Auge lernt sehen, gewöhnt sich an die Schönheit der Linien und die dadurch bewirkte Schönheit der Formen, es empfindet zuletzt sogar einen unbewußten Ekel vor allem Gleichgiltigen und Häßlichen, ob ihm dasselbe in der Natur oder dem den natürlichen Stoff blos verarbeitenden Handwerk, oder der denselben idealisirenden Kunst entgegentritt.

Die von Tag zu Tag sich mehrenden Schaufenster der großen Städte, in welchen man eben nicht blos das den praktischen Zweck, sondern mehr das den Schönheitssinn Befriedigende und das Auge Lockende auszustellen pflegt, sprechen deutlich genug für das Vorhandensein dieses Sinnes im gewöhnlichen Publicum; denn wenn sich die bedeutenden Herstellungskosten derselben nicht deckten, würden sie ja von selbst wieder vom Markt verschwinden. Noch mehr für denselben zeugen die Industrieausstellungen unserer Tage, auf welchen überall diejenigen Aussteller bekanntermaßen den meisten Beifall und Vortheil errungen haben, welche in der Formvollendung ihrer Erzeugnisse zu genügen verstanden. Der von Jahr zu Jahr sich steigernde Sinn für das Sinnige und Formschöne äußert sich ferner lebhaft in den massenhaft erscheinenden illustrirten Werken, deren wahren Werth freilich ein mit derartigen Dingen noch zu wenig Vertrauter gewöhnlich unterschätzt. Die Zahl des die Kunstausstellungen besuchenden Publicums ist in der letzten Zeit in kaum erwarteter Weise

gestiegen und auch in den öffentlichen Kunstgalerien will man dieselbe Erfahrung gemacht haben. Welche bedeutende Anzahl von bildenden Künstlern München, Düsseldorf und Berlin im Verhältniß zum Anfang dieses Jahrhunderts ernähren, brauche ich wol kaum zu berühren.

Alle diese Momente habe ich nur angeführt, um zu beweisen, daß unsrer Zeit der Sinn für formelle Schönheit selbst in den niederen Schichten der Bevölkerung nicht fehlt, wenn derselbe auch in seinen Erzeugnissen selbst in der höheren und reineren Kunst noch keineswegs einen vollständigen, in der gewerblichen Kunstthätigkeit aber, mit der wir es hier zu thun haben, noch kaum einen annähernden Ausdruck gefunden hat.

Wie sollte er aber auch! In wie weit kann der Handwerker den Schönheitsinn des Publicums in seinen Hervorbringungen befriedigen oder gar seinen Kunstsinn anziehen? — Diese Einwendung ist in gewissem Maße berechtigt; aber nur für die augenblickliche Gegenwart, für die Zeit der Stillosigkeit und des Eklekticismus im Leben wie in der Kunst. Auch der niedere Handwerker arbeitet in einer Zeit, in welcher die höhere Kunst Stil hat, in seiner niederen Sphäre für dieselbe.

Der Spitz- oder Schnabelschuh des Mittelalters ist aus dem gleichen Formensinn hervorgegangen, aus welchem der Spitzbogen derselben Zeit entstanden ist; wiederum ist der abgestumpfte und gedrückte Klumpschuh von Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts nur ein dem gedrückten oder geschweiften Spitzbogen jener Zeit, dem s. g. Eselsrücken oder Tudorbogen ebenbürtiges Erzeugniß. Die wunderlichen, mit geschweift ausgeschnittenen Hängelappen versehenen Kleider desselben Jahrhunderts, in welchen die hohen Herrn hoffahrteten, wie ein gleichzeitiger Chronist sich ausdrückt, sind in ihrer Zeichnung dem willkürlichen Schnörkelwesen der gothischen Zopfzeit vollkommen adäquat. Nicht umsonst waren die Zöpfe des 18. Jahrhunderts das Lieblingsmuster selbst für die Backwaaren der Rococoperiode.

Stil- und Charakterlosigkeit ist der fühlbare Mangel unserer heutigen Architektur, ja zum Theil selbst der Sculptur und Malerei; darum sind auch die Formen unserer modernen Kleidungsstücke stil- und charakterlos, meist ein Erzeugniß des alten, aus dem vorigen Jahrhundert herübergeschleppten Schlendrians, wählerischer Rathlosigkeit und barocker Selbstsucht.

Noch einleuchtender und verständlicher wird uns der Einfluß der Kunst und auch hier wieder vorzugsweise der bei allen Völkern zuerst, ja bei vielen einzig und allein entwickelten Kunst, der Architektur, auf diejenigen Gewerbe, welche sich mit der Herstellung von innerlich hohlen Gegenständen zu beschäftigen haben. Hierher gehören die Töpferei und Tischlerei, die Glas-, Metall- und Porzellanwaarenfabrikation, die Wagenbauerei und viele andere theils noch für sich, theils nur noch in Verbindung mit anderen Gewerbszweigen bestehende.

Wie die Baukunst selbst zerfallen ihre Producte zunächst in einen Innen- und einen Außenbau. Der Innenbau dient auch bei ihnen vorzugsweise dem alltäglichen Bedürfnisse und ist deshalb im Verhältniß zur Außenseite wenigstens schmucklos und ungegliedert. Das Aeußere dagegen ist für das Auge und den Schönheitssinn geschaffen, es will anziehen und blenden, es will uns die Bestimmung seines Innern zwar keineswegs verhüllen, aber doch auch grade nicht ganz unverhüllt zeigen, mit einem Wort, es will, wie in der Baukunst, vornehmlich unser sinnliches Wohlgefallen erregen.

So wie in jedem gebildeten architektonischen Werk eine strenge Dreigliederung, im Sockel, im eigentlichen Körper und in der Bedachung hervortritt, oder, nehmen wir einen speciellen Theil desselben, die Säule, im Fuß, im Schaft und im Capitäl sich zeigt, so enthält auch jeder Ofen, Schub oder Schrank diese Theilung. Noch treuer ist der Zusammenhang dieser Handwerke mit der Architektur in der speciellen Gliederung gewahrt geblieben.

Alle die in Rede stehenden Handwerke kennen nicht nur die einzelnen Glieder der griechischen Baukunst, sondern führen sogar größten Theiles noch deren Benennungen bis zu dieser Stunde fort. Der gewöhnlichste Tischler spricht vom Karnieß und weiß vermöge seines Metiers, was Wulst (Echinus), Pfühl (Torus) Hohlkehle (Trochilus), Welle (Kyma), Rundstab, Riemen oder Leistchen, Platte (Plinthus oder Abakus) bedeutet, selbst die romanische Lisene oder Lesine ist ihm nicht nur der Form, sondern sogar auch noch dem Namen nach bekannt.

Daß wir ferner nicht nur von romanischen, gothischen Renaissance-, und Rococogebäuden, sondern ebenso gut von derartigen Kästchen, Kelchen, Monstranzen, Siegeln, Tischen und Stühlen und anderen Dingen reden, brauche ich kaum erst zu erwähnen. Wer sich das königliche Bibliothekgebäude zu Berlin auch nur flüchtig betrachtet, wird im Zweifel sein, ob der Architekt dem Tischler oder umgekehrt dieser jenem das Muster dazu abgesehen hat. Dies Beispiel mag für die Zopfzeit genügen; von der unsrigen gilt auch für diese der Architektur verwandten Handwerke, was ich früher schon von unsrer Kleidertracht bemerkt habe, sie sind ohne Typus.

Bei allen diesen Handwerken spricht also ihre Verschwisterung mit der Kunst nicht nur aus der Ornamentik, die alle Handwerke mehr oder weniger mit derselben gemein haben, sondern sogar aus ihren Grundbedingungen: den Grundrissen, den Aufrissen, den speciellen Gliederungen, der ganzen Zeichnung und dem Aufbau ihrer Erzeugnisse überhaupt.

Der Leser wird uns eine nähere Darlegung dieses verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen Kunst und Handwerk bei denjenigen Gewerben, welche der höheren bildenden Kunst gleichsam in die Hände arbeiten, gern erlassen. Ich rechne hierher die gewöhnliche Maurerei, Steinmetzenarbeit,

Gießerei und Malerei. Der Stammbaum derselben steht kräftig und frisch, von dem Wurm der Zeit unangenagt und von ihren Stürmen noch unberührt, vor den Augen der Mitwelt. Wie die Kunst aus diesen Handwerken historisch sich nach und nach entwickelt hat, so gingen auch als sie bereits Blüten und Früchte getragen hatte, aus diesen Wurzeln ihr stets noch neue Kräfte zu. Darum nennt noch heut jeder Mund mit Ehrfurcht den Namen Peter Vischers und vergißt bei ihm über dem bewunderten Künstler späterer Tage den einfachen, schlichten nürnberger Gelbgießermeister. Auch unserer Zeit fehlt es noch nicht an verwandten Naturen; ich nenne für viele nur den einen, den wackeren Burgschmied, den Schöpfer der Melanchtonsstatue zu Nürnberg.

Wie diese Handwerke gleichsam vor der bildenden Kunst liegen und wie aus ihnen und durch sie vermöge einzelner von der Natur vorzugsweise begabter Individuen das holde Dreipaar der Künste, die Architektur, Malerei und Sculptur, sich entwickelt hat, so liegen andere Gewerbe zeitlich und ihrem Ursprunge nach gleichsam hinter ihnen, jene Handwerke nämlich, welche sich mit der Vervielfältigung der Erzeugnisse der höheren Kunst beschäftigen und diese zu ihrem eigenen und anderer Nutzen in sich selbst gleichsam reproduciren: die Kupferstecherei, Lithographie, Holzschneiderei, Buchdruckerei, Galvanoplastik.

Wir sind gewöhnt, die Vertreter dieser Handwerke, sobald sie in ihrer Art Gutes leisten, mit dem Namen Künstler im uneigentlichen Sinne zu bezeichnen. Es liegt nichts daran, sobald mit diesem Namen kein falscher Begriff verbunden und die Würde der eigentlichen Kunst dadurch nicht in den Staub des Alltaglebens herabgezogen wird. Ich sehe aber nicht ein, warum es nicht besser sein soll, selbst den unsterblichen Albrecht Dürer, sobald er sich nur damit beschäftigt, seine eigene Erfindung im Holzschnitt oder Kupferstich wiederzugeben, als Handwerker anzusehen, und den Künstler in dem Entwurf der zu diesem Behuf nöthigen Zeichnung zu suchen, eine Auslegung, mit welcher freilich unsere Kupferstich- und Holzschnittsammler wenig übereinstimmen werden.

Bildender Künstler im eigentlichen und höheren Sinn ist nur derjenige, welcher es versteht, ein selbstgeschaffenes, in seinem Innern erschautes Bild in irgend einem beliebigen unorganischen Stoffe so vor die Augen der Mit- und Nachwelt zu stellen, daß dieselben über dem auf diesem Wege entstandenen Kunstwerk den Stoff und den Künstler vergessen und in demselben zunächst nur die Idee seines Schöpfers erschauen und das empfinden, was den Urheber innerlich bewegt haben muß, als ihn der erste noch von der technischen Ausführung freie Gedanke seiner Schöpfung durchzitterte.

In diesem Sinne also kann keines der Handwerke Kunst sein, können es auch jene höchsten unter denselben nicht, welche wir deshalb zuletzt ins Auge gefaßt haben. In diesem Sinne ist vielmehr jede Kunst auch Handwerk, insofern

sie es verstehen muß, den rohen Stoff durch Bearbeitung, Gliederung und zweckmäßige Zusammenstellung zum Träger eines körperlich gewordenen göttlichen Gedankens zu machen.

Somit sind wir auf dem Punkte angelangt, auf welchem selbst die höchsten Künste dem niedrigsten Handwerk freundschaftlich die Hand reichen, weil es das Organ ist, durch welches sie gemeinsam ihre Zwecke dem Geist vermittelst des sinnlichen Eindrucks auf das Auge des Beschauenden mittheilen, nur mit dem Unterschied, daß der Beschauer bei dem Kunstwerk über der Wirkung zunächst die technischen Mittel, durch welche sie hervorgebracht wird, vergißt, ganz so wie der Schöpfer desselben diese Mittel erst fand, als er das Bild im Geiste bereits empfangen hatte. Ein Kunstwerk springt demnach keineswegs gewappnet und gegliedert wie die jungfräuliche Tochter des Zeus, Pallas Athene, aus dem Haupte des Erzeugers, sondern derselbe gestaltet das innerlich erstandene Bild aus dem Embrio des Motivs, indem er es zweckmäßig groß zieht, es sich Glied um Glied nach dem Vorgang der Natur auf organischem Wege entwickeln und entfalten läßt.

Jetzt kann es uns nicht mehr zweifelhaft sein, was das Handwerk von der Kunst zu entlehnen hat: dies sind die äußeren Mittel der Kunst zur Erreichung ihres Zweckes, die sinnvolle Gliederung der einzelnen Theile ihrer Erzeugnisse, die geschmackvolle Zusammenfügung der Linien zu einem harmonischen Ganzen, mit einem Wort: es soll dem Kunstwerk in seinem zweiten Stadium, in seiner realen Wirklichkeit auf seinem rein irdischen Wege nachzufolgen versuchen und darin so weit gehen, als seine Zwecke und seine Mittel ihm immer erlauben. Daß dieser ihm vorgezeichnete Weg kein neu gebahnter, sondern ein historisch schon längst betretener ist, hoffe ich, leuchtet aus unserer bisherigen Darstellung der Sachlage ein, indem ich nachgewiesen habe, daß die Gewerbe jeder Zeit unter dem unmittelbaren Einfluß der künstlerischen Stilentwicklung, die stets an das Technische der Kunst gebunden ist, stehen.

In einer Zeit wie der unsrigen jedoch soll dieser Einfluß nicht mehr ein unbewußter sein, sondern er soll in das Bewußtsein wenigstens des höheren Handwerks eintreten und demselben dadurch einen neuen Schwung verleihen, soll ihm die Ehre, welche ihm eine verkehrte Entwicklung in neuester Zeit zu entziehen strebte, wiedergeben. Auf welchem Wege soll dies geschehen? ist die nächste Frage. Die Antwort liegt nahe: so gut wie der Staat die Verpflichtung anerkannt hat, Kunstakademien zu errichten und auf seine Kosten zu erhalten, muß er auch die Nothwendigkeit zur Errichtung von Gewerbschulen in einen umfassenderen und höheren Sinne anerkennen, als dies bis jetzt geschehen ist.

Schon das 17. Jahrhundert sah sich gezwungen, wenn dem gänzlichen Verfall der Kunst vorgebeugt werden sollte, Akademien zur Ausbildung der

Künstler zu schaffen, das achtzehnte Jahrhundert führte dieselben auf Staatskosten in allen größeren Staaten ein. — Der erwartete Erfolg für die Hebung der Kunst blieb indeß aus, weil man den Gedanken der Urheber dieser Anstalten falsch ausführte, und schon diese selbst demselben eine falsche Fassung gegeben hatten. Man bildete sich ein, vollständige Künstler erziehen und dem Leben beim Austritt aus jenen Anstalten zurechtgeschulte Meister übergeben zu können. Erst unser Jahrhundert sah den Irrthum ein, beseitigte die akademische Zwangsjacke, überließ dem Künstler durch Einrichtung einzelner Ateliers, in Beziehung auf die technische Bildung sich einzelnen Meistern anzuvertrauen und nöthigte ihn nur, im Großen und Ganzen sich die für seine Zeit nöthige allgemeine Bildung so wie die speciellere Durchschnittsbildung zu verschaffen. Der segensreiche Einfluß dieser Reorganisation liegt in den Leistungen der münchner und düsseldorfer Schule zu Tage.

In dieser Weise und nach diesen Grundsätzen der modernen Zeit müssen auch die bisherigen Gewerbschulen umgeschaffen und erweitert werden, wenn die gewerbliche Kunstthätigkeit nicht von Tag zu Tag mehr sinken und zuletzt ganz verfallen soll. Der Staat muß deshalb dafür Sorge tragen, daß Institute entstehen, in welchen der Lehrling, der Geselle, selbst noch der junge Meister Gelegenheit haben, die ihm unentbehrliche Bildung im Gebiet der Tektonik, wie neuere Gelehrte (Otfried Müller und Theodor Vischer) diesen Zweig der gewerblichen Kunstthätigkeit genannt haben, zu erlangen.

Man richte diese akademienartig und möglichst frei ein und gebe ihnen als gemeinsame Grundlage, als Zwangsunterricht, wenn man will, nur das allen höheren Gewerben und Handwerken, welche in Zukunft noch die Ehre haben werden als solche und nicht blos als Tage- und Fabrikarbeit zu gelten, nöthige und gemeinsame Zeichnen, wobei man sich bei den Vorlagen natürlich nach dem jedesmaligen Beruf des Einzelnen zu richten hat. Im Uebrigen lasse man dem freien Willen und dem persönlichen Interesse unter Anleitung und Anweisung eines vernünftigen Dirigenten Raum.

Eine zu große Zersplitterung ist kaum zu fürchten; denn dem praktischen Zeichenunterricht müßte der theoretische Theil der übrigen Lehrcurse entsprechen. So wird fast allen hier in Betracht kommenden Handwerken die Kunde von der Gliederung gemeinsam und unentbehrlich sein: der Maurer, der Zimmermann, der Töpfer, der Tischler, der Drechsler brauchen und beanspruchen sie in gleicher Weise.

Nicht weniger groß würde die Zahl der Zuhörer für die Formenkunde der Gefäße von den prachtvollen griechischen Gebilden dieser Art bis herab zu den Renaissance- und Zopfformen sein. Der Porzellan-, Glas-, Thon-, Gips-, Silber- und Goldwaarenarbeiter bedürfen derselben.

Noch bedeutender und gemeinsamer ist das Interesse fast aller nur denk-

baren Handwerke an die Ornamentenkunde geknüpft. Sie ist keinem einzigen Handwerk im höheren Sinne entbehrlich. So groß wie der Umfang dieser Wissenschaft ist der Zuhörerkreis derselben. Welcher Unterschied zwischen der einfachen verstandesklaren Ornamentik der griechisch-römischen Kunst und gewerblichen Kunstthätigkeit und zwischen der idealen und conventionellen der romanischen Periode, der realen und doch streng stilisirten der Gothik! Welche Fülle von Gedanken und Motiven müßte die Kenntniß derselben den kahlen und platten Erzeugnissen der Gegenwart aufdrücken! Bald würde das Handwerk nicht mehr genöthigt sein, die wenigen Ornamente, welche es noch anwendet, nur zu stehlen oder zu entlehnen, sondern der Schöpfergeist würde in ihm selbst wieder rege werden und Neues zu Tage fördern. Wie wenige Handwerker und Gewerbtreibende wissen heutzutage noch, daß das Ornament keine Schöpfung der Willkür sein darf, sondern mit dem Gegenstand und dem Zweck desselben in einem inneren Zusammenhang stehen muß! Hier ist Raum für die Thätigkeit eines tüchtigen und gebildeten Lehrers.

Der letzte gemeinsame mehr wissenschaftliche Zweig des Unterrichts würde sich mit der historischen Entwicklung der Kunst und zwar vorzugsweise im Hinblick auf die gewerbliche Kunstthätigkeit zu entwickeln haben. So, um einen Zweig herauszugreifen, würde es sich bei der Darstellung der griechisch-römischen Kunstthätigkeit weniger um die hohen Gebilde der Sculptur und Architektur, sondern um die Kenntniß der Töpferei, der Gemmenkunde, der Terrakoten, des Metallgusses, der Bedürfnisse des häuslichen Lebens, wie sie zahlreich in den Antiquarien aufbewahrt werden, handeln; die Kunstgeschichte müßte stark in die Culturgeschichte hinüberspielen. Nicht Namen, sondern Anschauungen der Gegenstände selbst, werden hier, wie in den übrigen Zweigen, den Haupttheil des Unterrichts ausmachen. Wer Gelegenheit gehabt hat, an Dienern öffentlicher Galerien, welche meist bald mit Nachahmung und Herstellung der Gegenstände, welche sie zu überwachen haben, beginnen, den Nachahmungstrieb des Menschen zu beobachten, wird die Macht der Anschauung zu würdigen wissen.

Durch eigene Sammlungen, so wie durch Benutzung der öffentlichen Sammlungen von Originalen und Copien, die fast in allen größeren Städten sich vorfinden, wird man Gelegenheit haben, die Begierde der Zöglinge nach eigner Anschauung zu befriedigen und, wo dies unmöglich ist, wird wenigstens eine Sammlung guter Kupferwerke dazu Gelegenheit geben. Eine Bibliothek kunst- und culturgeschichtlicher Werke muß dem Selbsttrieb zur Belehrung genügen. Diese theoretische Ausbildung muß selbstverständlich mit der praktischen bei dem einzelnen Meister Hand in Hand gehen.

Wer sich auch nur etwas in den Kreisen umgesehen hat, von denen wir reden, wird wissen, wie peinlich denselben ihre geringe Formenkunde in ihrem

eigenen Geschäft ist, und wie viel Geld dieselben unnütz an besondere Zeichner auszugeben haben, wenn bildnerischer Schmuck oder eine elegante Form besonders verlangt wird, um zuletzt oft nach Plänen arbeiten zu müssen, die ihnen ebensowenig zusagen wie den Bestellern, weil sie mit den Forderungen ihres Handwerks nicht in Einklang zu bringen sind.

Der Staat hat für gewisse Gewerbe schon für einen derartigen speciellen Unterricht Sorge getragen, andere haben sich ihn durch eigene zu diesem Zweck errichtete Institute zu verschaffen gesucht, warum steht man an, allen Handwerken insgesammt diesen Vortheil zuzugestehen, da voraussichtlich der Nutzen für die Allgemeinheit ein bedeutender sein wird? Hebung der gewerblichen Industrie ist die Losung unserer Zeit geworden, möge er es bleiben, nur mit dem Unterschied, daß man in Zukunft nicht nur dem fabrikmäßigen Theil derselben seine besondere Obhut zuwende, sondern auch den Theilen, welche ihrem Untergang näher und näher kommen, wenn man sie dem alten Schlendrian nicht bald entreißt. Statt an eine Wiederbelebung des veralteten und verrotteten Zunftwesens denke man an eine Umgestaltung der Gewerbe zu gewerblicher Kunstthätigkeit und sie werden dadurch innerlich und äußerlich mächtig gehoben sein. W. W.

Das Attentat auf den Kaiser Napoleon.

Was bei den politischen Verbrechen, von denen wieder ein neues den gerechten Abscheu Europas hervorgerufen hat, den peinlichsten Eindruck macht, ist der Umstand, daß es noch immer eine Classe von Irregeleiteten gibt, die etwas Heroisches oder wol gar Tugendhaftes darin sehn. Missethäter der schlimmsten Art gibt es bei uns in derselben Zahl, wie es deren zu allen Zeiten gegeben hat, aber in diesen untergeordneten Regionen des Lasters weiß doch jeder, daß er sündigt, während in der Politik der Wahn, der im 16. und 17. Jahrhundert der Kirche vorbehalten blieb, daß der Zweck die Mittel heiligt, noch immer eine Menge unreifer Köpfe befängt. Der religiöse Fanatismus gab Clement und Ravaillac die verruchten Dolche in die Hand, der politische Fanatismus scheint in unserer Zeit den religiösen ersetzt zu haben, und die Menge verabscheuungswürdiger Mordversuche, die seit einem Menschenalter in Paris vorgekommen sind, kann uns wol über die Festigkeit unserer sittlichen Bildung in Zweifel setzen.

In der Regel hat man bei der Beurtheilung dieser Attentate einen wichtigen Umstand übersehn. Fast immer ist der politische Zweck nur das Aushängeschild für eine wilde verbrecherische Natur, um die bösen Gelüste des Herzens damit zu beschönigen. Der wahre Inhalt der That ist nichts Anderes als was in den gemeinsten Verbrechen die Seele schlechter Menschen bestimmt; die Farbe erhält sie von dem Vorurtheil, gewissermaßen von der Mode der Zeit. Die Predigten der Jesuiten

sagten dem 16. und 17. Jahrhundert, wo ein verwildertes Gemüth seine schlechten Neigungen zu befriedigen habe, jetzt thun die republikanischen und socialistischen Brandschriften dieselben Dienste. Neues ist zwar, so viel wir wissen, in den letzten Jahren der Art nicht gedruckt worden, aber die alten Katechismen sind noch immer vorhanden, und die geschäftigen Agenten des Verbrechens, Mazzini an der Spitze, sorgen dafür, sie immer wieder von Neuem in Erinnerung zu bringen.

Wir kommen hier auf einen sehr bedenklichen Punkt, auf die Frage, wie weit die extreme Partei für die individuelle Unthat, die aus ihrer Mitte hervorgeht, moralisch verantwortlich zu machen ist. Die Geschichte hat keinen Anstand genommen, die moralische, freilich nicht die juristische Mitschuld der Jesuiten an den Thaten Clements und Ravaillacs auszusprechen, sie hat damit nicht sagen wollen, daß der Orden direct seine Hand im Spiel gehabt, daß alle Mitglieder desselben einer verbrecherischen That fähig gewesen seien, aber sie hat den Geist des Ordens beschuldigt. Wer wollte die europäische Emigration, die sich in London versammelt hat, in ihrer Gesammtheit mit den Unwürdigen in eine Classe werfen, die unter andern Umständen vielleicht auf der Landstraße geraubt hätten, und die sich jetzt darauf legen, auf Könige zu schießen. In den wilden Zeiten von 1848 und 1849 war es zuweilen ein zufälliges Unglück, bei irgend einer neuen politischen Entwicklung dem Gesetz zu verfallen, und aus dem Vaterland weichen zu müssen, ja es waren damals nicht die Schlechtesten, die den Muth hatten, im offenen Kampf für die Sache einzutreten, welche die Andern nur predigten. Aber man hat ein fast untrügliches Kriterium dafür, wie weit die Schuld in den Umständen, wie weit sie in der Persönlichkeit lag, nämlich das Verhalten nach der Verbannung. Die tüchtigen Männer, welche eine vorübergehende unglückliche Verblendung in den Strudel der Ereignisse gerissen hatte, fanden nach der Entscheidung die Kraft der Resignation, sie haben sich bemüht, im Ausland auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen und durch Erfüllung der gewöhnlichen Pflichten des Tags zu zeigen, daß sie nicht im leeren Müßiggang auf die verhängnißvollen Umstände harren durften, um dem Leben gegenüber das Recht der Persönlichkeit geltend zu machen. Mit einigem Stolz können wir sagen, daß die Mehrzahl der deutschen Auswanderer zu dieser Classe gehört; wir gründen darauf die Hoffnung, daß unsere Regierungen bei der Fortdauer der friedlichen Entwicklung sich recht bald in der Lage finden werden, durch die Vergangenheit einen dicken Strich zu ziehen, und Kräfte, die theils im Gefängniß, theils in der Verbannung verloren gehn, dem Vaterland wiederzugeben. Wir sind weit von der Ansicht entfernt, daß politische Verbrechen nicht in die Classe der wirklichen Verbrechen gehören, aber es ist ein Unterschied zwischen denen, welche in Zeiten allgemeiner Aufregung, wo bei dem vorübergehenden Aufhören aller obrigkeitlichen Gewalt jeder Einzelne gewissermaßen die Verpflichtung hat, Partei zu nehmen und für seine Partei mit Gut und Blut einzustehn: — es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen denen, die unter solchen Umständen sich auf die falsche Seite stellen, und denen, die aus der politischen Agitation das Geschäft ihres Lebens machen.

Leider ist die Zahl der letzteren noch immer groß, und Mazzini und seines Gleichen werden in der Geschichte mit einem ernsten Brandmal bezeichnet werden, weil sie auf eine raffinirte Weise eine Menge von Personen dazu verführt haben,

innerhalb des wirklichen Lebens ein Traumleben zu führen, wo alle Begriffe des Rechts, alle Ideen zweckmäßigen Handelns sich auf den Kopf stellen. Leider spukt in den Köpfen der Menge noch immer so viel Romantik, daß sie an diesen unheimlichen Erscheinungen ein gewisses Interesse nimmt. Die nächtlichen Wanderungen dieses consequentesten aller Demagogen, seine fortwährenden Verkleidungen und sein ganzes Theatercostüm erinnern an W. Scott oder an Rinaldo Rinaldini, und nun die schöne Idee der Freiheit Italiens! das Alles hat vielen Leuten in Bezug auf dies merkwürdige Individuum den Kopf verdreht. Aber abgesehen davon, daß die Mittel, die er anwendet, im ärgsten Sinn machiavellistisch und verwerflich sind, kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß niemand auf die wahre Entwicklung Italiens schädlicher eingewirkt hat als Mazzini. Man male sich die Existenz dieser Verschwörer aus, die ihrem Zweck gegenüber alle andern Pflichten und Geschäfte des Lebens für gleichgiltig halten, die ihre Handlungen nach den Gesetzen eines Romans einrichten und in ihrem kläglichen geschäftigen Müßiggang alle Begriffe eines wahrhaft nationalen Lebens, einer vernünftigen Staatseinrichtung verlieren. Wenn eine scheinbare Gährung eintritt, verführt Mazzini aus seiner sichern Verborgenheit seine leichtgläubigen Landsleute zu irgend einem unsinnigen Unternehmen, und wenn gar keine Aussicht auf eine Emeute sich darbietet, wie nahe liegt diesen Abenteurern die Idee, durch einen Versuch ihrer Pflicht zu genügen, bei dem es nur auf eine sichere, geübte Hand und allenfalls auf die Fähigkeit ankommt, ein werthloses Leben wegzuwerfen.

Selbst wenn man von der Verworfenheit absieht, die in jedem Morde liegt, von der doppelten Verworfenheit, das Leben einer Menge von Unschuldigen aufs Spiel zu setzen, so muß man über die Verblendung erschrecken, die zu einem unklar gedachten Zweck ein unsinniges Mittel wählt. Was in aller Welt hat das Leben des Kaiser Napoleon mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens zu schaffen? Wenn das Verbrechen wirklich gelingt, so wird entweder durch entschlossene Generale und durch die Anhänglichkeit des Militärs das Kaiserreich erhalten und somit nichts geändert, oder es tritt in Frankreich für den Augenblick eine republikanische Anarchie ein, die es nach außenhin wehrlos macht. Alle wahren Freunde Italiens sollten für das Leben Napoleons täglich Gebete anstimmen, denn er ist doch der Einzige, der in Italien den Oestreichern die Wage hält, und somit den Italienern Gelegenheit gibt, was an realer Kraft in ihnen ist, ungestört zu entwickeln.

Aber grade diese seltsame Verblendung veranlaßt uns, die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Daß der Kaiser Napoleon, voll von dem Bewußtsein eines unerhörten Geschicks, sich für den Mann hält, an dessen Leben der Friede Europas hängt, finden wir sehr begreiflich: — auch Louis Philipp glaubte dasselbe. Aber von seinen Anhängern ist es sehr unbesonnen, stets auf diese Idee hinzuweisen, denn grade dieser Umstand ist es, der die Hand der Meuchelmörder, der Feinde des Friedens gegen ihn waffnet. Es ist in diesen Tagen wieder viel ungesunde Speichelleckerei zum Vorschein gekommen, und man wird nicht blos im Allgemeinen, sondern durch bestimmte einzelne Züge an die Geschichten erinnert, welche Tacitus berichtet. Auch dies Mal wird wieder von einem Wunder, von einem sichtbaren Eingreifen der Vorsehung berichtet. Uns beschleicht bei solchen Versicherungen immer

ein unheimliches Gefühl. Es steht geschrieben: du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht! Wir wissen, daß die Hand der Vorsehung in allem waltet, daß sie für die Sperlinge auf dem Dache, für die Lilien auf dem Felde sorgt, daß sie sich aber grade in dem bestimmten Fall durch ein sichtbares Wunder geltend macht, zu dieser Behauptung könnte nur eine specielle Offenbarung berechtigen.

Aber dieser asiatische Stil hat sich bei sämmtlichen Höfen so eingebürgert, daß die Franzosen nichts Besonderes voraus haben. Schlimmer ist eine andere Art der Schmeichelei. Tacitus erwähnt als die schlimmste Art, sich dem Kaiser gefällig zu machen, den scheinbar heftigen Tadel, den man ihm wegen seiner Milde ausspricht. Das hat sich hier wiederholt. Man hat dem Kaiser ziemlich lebhafte Vorwürfe gemacht, man hat sogar angedeutet, daß nur die Schicklichkeit verhindere, noch stärkere Ausdrücke zu gebrauchen. Der Kaiser hat in der That versprochen, inskünftige strenger zu sein.

Zunächst gilt diese Strenge dem freien Ausdruck des Willens in den Wahlversammlungen. Bekanntlich stützt sich das Kaiserthum auf die Volkssouveränetät, und da dem Volkswillen jeder andere in beschränkten Monarchien vorkommende Ausdruck abgeschnitten ist, so war seine einzige giltige Form die Abstimmung in den Urversammlungen. Auch diese Form wird jetzt untersagt, wenn sie sich nicht innerhalb der vom Kaiserthum aufgestellten Principien bewegt. So weit haben wir es in Deutschland denn doch noch nicht gebracht.

Zweitens trifft die Strenge die Presse. Man wird schwerlich behaupten, daß ihr bisher Zügellosigkeit verstattet sei. Inzwischen kamen doch Meinungsäußerungen vor, wenn auch selten, die mit der Ansicht des Hofs collidirten. Das wird jetzt untersagt, und zunächst werden die constitutionellen Blätter verboten. Nun wollen wir nicht untersuchen, ob im Allgemeinen die Existenz des Kaiserreichs mit der Existenz constitutioneller Ansichten in einem Theil des Volks unvereinbar sei: auf alle Fälle ist es unmöglich, das Mittelglied zu entdecken, welches von dem jetzt begangenen Verbrechen auf solche Maßregeln führt. Man mag der constitutionellen Partei alles Schlimme nachsagen, von einem weiß sie sich rein: sie hat nie den Mord beschönigt, aus ihrer Reihe ist nie, so lange sie in der Geschichte besteht, ein Mordversuch hervorgegangen.

Ob auch nach einer dritten Seite hin dem stürmischen Andrang „treuer Diener" wird gewillfahrt werden, ob man England veranlassen wird, seine Gesetze behufs einer strengeren Aufsicht der Emigration zu ändern, steht noch dahin. Es ist nicht abzuleugnen, daß das britische Asyl für die benachbarten Continentalstaaten ein sehr unbequemer Umstand ist. Indessen hat man schon mit Recht von allen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß die in so großem Maßstabe ausgebildete französische Polizei, von der 28 Mitglieder bei dem Attentat verunglückt sind, doch auch nicht genügt hat, das Verbrechen zu verhüten; daß es an italienischen Emigranten, die insgeheim gegen Oestreich conspiriren, in Frankreich nicht fehlt, und daß daher die Vorwürfe gegen England keinen rechten Sinn haben. Zu bedenken scheint noch, daß grade das Kaiserreich in der Lage sein möchte, über solche Collisionen milder zu denken. Das Verhalten der Eidgenossen nach dem Tag von Straßburg, der Zug nach Boulogne, die Aufnahme des Gefangenen von Ham

bei der englischen Aristokratie — das alles sind doch Dinge, die sich nicht so leicht aus dem Gedächtniß wischen.

Noch ein Wort zum Schluß. Wir sind der Entwicklung des Kaiserreichs mit ununterbrochener Aufmerksamkeit gefolgt, wir haben die feste Ueberzeugung, daß nicht blos im Interesse Frankreichs, sondern auch im Interesse Europas die Aufrechthaltung der napoleonischen Dynastie das Wünschenswertheste ist. Wir halten es für möglich, daß das Kaiserreich allmälig seinen Ursprung vergessen macht, daß es für die politische Bildung und für die wahren Bedürfnisse Frankreichs allmälig Anknüpfungspunkte findet. Jede neue Revolution, gleich viel ob orleanistisch, oder legitimistisch, oder republikanisch, würde die Zustände von Neuem in Verwirrung setzen, würde eine neue Eroberung Frankreichs, die Herrschaft einer neuen Classe constituiren. Der Kaiser hat bisher seine populäre Dictatur mit Geist, Geschick und Entschlossenheit geführt, aber jede Dictatur ist nur als vorübergehender Zustand denkbar, und zur Anknüpfung an die regelmäßigen, durch Sitten und Gesetze fixirten Einrichtungen müßte doch einmal ein Anfang gemacht werden. Jede Maßregel, welche diesen Anfang erschwert und weiter hinausschiebt, würde unsere Hoffnung auf eine naturgemäße Entwicklung Frankreichs vermindern.

J. S.

Literatur.

Neue Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte. — Eduard Dullers Vaterländische Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, fortgesetzt von Karl Hagen (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn) hat mit dem 5. Bd. ihren Abschluß gefunden, ein sehr lesbares und zweckmäßiges Handbuch, wenn es auch keinen Anspruch darauf macht, eine Arbeit aus den Quellen zu sein. — Von dem Klosterleben Karls V. von Stirling, das wir bereits früher besprochen haben, ist eine neue Ausgabe erschienen, übersetzt von Lindau, unter Zugrundlegung der dritten Auflage des englischen Originals (Dresden, Kuntze). Sie enthält einige nicht unwichtige Zusätze, nach der von Bakhuizen mitgetheilten Schrift La retraite de Charles-Quint, par un religieux de l'ordre de St. Jerôme à Yuste und nach Mignets Aufsätzen im Journal des Savants. Bekanntlich hat sich durch diese Urkunden herausgestellt, daß Karl V. in seiner klösterlichen Einsamkeit immer tiefer in Bigotterie versank und seinem Sohn über die Verfolgung der Ketzer die blutigsten Rathschläge ertheilte. — Dieselbe Zeit behandelt ein Werk, auf das wir hier nur vorläufig aufmerksam machen, indem wir uns vorbehalten, nach der Vollendung desselben gründlicher darauf einzugehen. Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaats, aus dem Englischen des John Lothrop Motley, 1. Bd. (Dresden, Kuntze). Schon vor dem Erscheinen dieser Schrift (1856) war die gelehrte Welt durch die Empfehlung Prescotts, der auf die Arbeit seines gelehrten und geistvollen Landsmanns hinwies, darauf aufmerksam gemacht worden; Studium und künstlerische Darstellung verdienen ein sehr großes Interesse.

Hier beschränken wir uns darauf, das große Verdienst des Uebersetzers hervorzuheben; es ist eine wahre Freude, inmitten der gewöhnlichen Manufacturarbeit einmal einen geschmackvollen Uebersetzer anzutreffen, dem es mit seiner Aufgabe ernst ist. — Ueber das Schicksal des Don Carlos finden wir interessante Notizen in einem Buch, wo man es am wenigsten erwarten sollte: Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Hauptstaatsarchiv zu Dresden, vom Director desselben, Ministerialrath v. Weber 1. Bd. (Leipzig, Tauchnitz). Im 16. Jahrh., wo es noch keine regelmäßig erscheinenden gedruckten Zeitungen gab, wo stehende Gesandtschaften, deren Depeschen die Fürsten von mehr oder minder wichtigen Ereignissen in Kenntniß hätten setzen können, nur ausnahmsweise stattfanden, mußten sich die Fürsten nach andern Hilfsmitteln umsehen. Sie hielten sich an verschiedenen Orten Correspondenten: wir finden darunter Leute in den mannigfachsten Lebensstellungen; Kaufleute, Offiziere, Gelehrte, selbst ein Studiosus kommt unter denen vor, welche dem Kurfürst August von Sachsen, in dessen Regierungszeit der Tod des Infanten fällt, Mittheilungen sendeten. Viele dieser „Zeitungen" sind anonym, was vielleicht die Sicherheit des Absenders erforderte. Von dem schillerschen Don Carlos bleibt in diesen Relationen freilich nicht viel übrig. — Aus den übrigen Actenstücken heben wir hervor: Ueber die Einnahme von Sigeth 1566, den Mord der Camargo im Mailändischen 1626, das Schloß Tetschen während des dreißigjährigen Krieges, und eine Menge von Curiositäten, die sich namentlich auf die Culturzustände des 18. Jahrhunderts beziehn. Der Beitrag zur Geschichte der Hexenprocesse ist nicht unbedeutend. Wir behalten uns vor, Einzelnes mitzutheilen. —

Von Schreibers Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau (Freiburg, Wangler), über die wir bereits einen ausführlichen Bericht gegeben, ist eine neue Lieferung erschienen. — Aus der „Zeitung für Stadt und Land" (Altenburg, Pierer) ist eine interessante kleine Monographie abgedruckt: Ereignisse im Herzogthum Sachsen: Altenburg während des Kriegsjahrs 1757. — Den Liebhabern vaterländischer Alterthümer empfiehlt sich die Schrift: die römischen Stationsorte und Straßen zwischen Colonia Agrippina und Burginatium, nebst einem Excurs über Spuren römischer Niederlassungen und Straßen, wie über germanische Alterthümer zwischen Rhein und Maas, vom Rector Rein (Crefeld, Köhler.) —

Mit großem Vergnügen verfolgen wir die Arbeiten der Schweizer an ihrer vaterländischen Geschichte. An der Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien vom Gerichtspräsidenten Blumer in Glarus, wovon soeben (St. Gallen, Zollikofer) des zweiten Theils (seit 1531) erster Band erschienen ist, rühmt R. Mohl nicht blos die Gelehrsamkeit und den unermüdlichen Fleiß des Verfassers, welcher neben den gedruckten Quellen und Hilfsmitteln alle einschlägigen Archive durchforscht hat, sondern auch die wissenschaftliche juristische Durchbildung und die klare Auffassung desselben. Die behandelten Cantone sind Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell. — In demselben Verlag erscheint das Schweizerische Staatsrecht in drei Büchern, dargestellt von Simon Kaiser, Director der solothurnischen Bank. Der bisher erschienene 1. Bd. behandelt die individuellen Rechte (die Persönlichkeit, die Gleichheit, das Eigenthum, die Presse, das Vereinsrecht, das Niederlassungsrecht, Garantie der individuellen Rechte.) — Ein sehr empfehlenswerthes Handbuch für das größere Publicum ist: die Schweiz in ihren bürgerlichen und

politischen Zuständen, ihren finanziellen, militärischen, Gewerbs- und Handelsverhältnissen. (Zürich, Schabelitz). Wie wir hören, ist Heinrich Simon der Verfasser. Es spricht sich eine sehr gesunde und unbefangene Anschauung der factischen Zustände darin aus, und wenn sie in etwas gar zu hellem Licht erscheinen, so mag eine gerechte Dankbarkeit darin erkannt werden— eine Eigenschaft, welche die deutschen Flüchtlinge der Schweiz gegenüber nicht immer entwickelt haben.

Ueber die große Angelegenheit des Tages gibt Auskunft die Geschichte von Indien, nach dem Englischen des Thomas Keightley übersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt, 2 B. (Leipzig, Lork.) — Das Buch beginnt nach einer kurzen Einleitung mit dem Reich der Mongolen in Indien; die erste Hälfte umfaßt die Zeit bis zum Tod des Lord Clive, am umständlichsten sind also die Begebenheiten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt, wo in der That die riesenhaften Dimensionen des britischen Reichs sich erst allmälig vorbereiten. Die Darstellung zeichnet sich durch Lebhaftigkeit, übersichtliche Gruppirung und ein verständiges Urtheil aus. Der Uebersetzer hat die Erzählung bis zur Einverleibung von Oude fortgeführt — ein Unternehmen, das sich doch allmälig als ein verfehltes herausstellt; soviel scheinbare Gründe man auch bisher dafür anzugeben wußte.

Wir haben vor einiger Zeit die Biographie Goethes von Lewes besprochen; seitdem ist eine neue erschienen, die in Bezug auf gründliche Kritik der Thatsachen mit allen frühern wetteifern kann. Sie steht an einem Ort, der, wie es scheint, sich nur zufällig für sie ergeben hat, in Gödeckes Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung, zweite Hälfte, 3. Abth. (Hannover Ehlermann). Offenbar hatte der Verfasser bei diesem Grundriß zunächst hauptsächlich eine bibliographische, chronologisch geordnete Uebersicht im Auge; über die Zweckmäßigkeit dieses Lehrbuchs, das sich durch breite und tiefe Forschungen auszeichnet, können wir erst urtheilen, wenn mit dem Schluß des Werks die Sorge für die Bequemlichkeit der Leser hervortreten wird. Wenn aber diese ausführliche Lebensbeschreibung Goethes nicht in den engen Rahmen gehört, so können wir sie nur als eine dankenswerthe Zugabe begrüßen; sie ist vortrefflich, und nicht blos in Bezug auf das Factische. Das Urtheil versteckt sich eher, als daß es hervortritt, aber es ist oft neu und kühn, zuweilen sogar sehr schneidend, in den meisten Fällen kann man ihm beitreten. Dem Freunde Goethes wird durch dieses Handbuch viel unnütze Mühe und das Studium weitschweifiger Commentare erspart. Eine Ausstellung haben wir zu machen: der Verfasser gibt, und zwar mit Recht so viel als möglich die Worte seiner Quellen, aber er sollte stets citiren; die meisten Stellen sind zwar bekannt, aber bei mancher weiß man doch nicht gleich, wo sie hingehört, und darauf kommt zuweilen das Meiste an. — Bei seinen bibliographischen Notizen erwähnt der Verfasser mit gerechter Dankbarkeit der Goethebibliothek von Salomon Hirzel, auf die er sich hauptsächlich stützt: Hirzel hat, ohne viel von sich reden zu machen, mit unsäglicher Mühe und der aufopfernden Ausdauer einer Lebensneigung manche von den Quellen gradezu entdeckt, auf die man sich jetzt freilich leicht beziehen kann.—

Lebende Bilder aus Amerika. Von Theodor Griesinger. Stuttgart, Verlag von W. Nitzschke. 1858. — Der Verfasser hat „über das Leben in Amerika, besonders über das Leben und Treiben der Deutschen in Amerika noch nichts Gedrucktes finden können" und will diesem Mangel abhelfen. Er thut dies mit

starker Hervorhebung der Schattenseite, die oft in Uebertreibung ausartet. Vieles scheint Uebersetzung oder Ueberarbeitung zu sein, wenigstens entsinnen wir uns, ähnliche Darstellungen des amerikanischen Lebens in englischer Sprache gesehen zu haben, auch geht durch das Ganze der etwas forcirte Humor amerikanischer Feuilletonisten hindurch. Mit besonderer Vorliebe behandelt der Verfasser schmuzige Dinge, und er scheint in diesem Gebiete fleißige Studien gemacht zu haben. Daß es in Neuyork und andern großen Städten Amerikas viel Liederlichkeit gibt, wird ihm kein Kenner der Verhältnisse bestreiten, wozu dies aber hier so ausführlich geschildert wird, begreift man nicht. Der Verfasser kann doch nicht meinen, daß diese Liederlichkeit in Amerika allein in diesem Grade vorkomme. Er kann auch nicht der Ansicht sein, daß sie hier eine von der europäischen verschiedene Art Liederlichkeit sei. Hätte der Verfasser sein Buch als Caricaturen aus Amerika bezeichnet, so möchte es mit Ausnahme des rohen Stiles zu loben sein.

Die deutsche allgemeine Kunstausstellung in München.

Zu München wird eine allgemeine Kunstausstellung vorbereitet, zu der ein Comité, an dessen Spitze Kaulbach steht, in einem gedruckten Programm einladet. Wir geben im Folgenden die Hauptpunkte desselben: „Die Akademie der Künste in München hat beschlossen, die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens dadurch auf eine charakteristische Weise zu begehen, daß sie ein Zeugniß ihres Wirkens ablege durch die Vereinigung der bedeutendsten Leistungen ihrer Mitglieder und Schüler während der Periode ihrer Dauer; die Künstlerversammlung in Bingen hatte eine allgemeine deutsche Kunstausstellung in Aussicht genommen; es ward in Stuttgart eine Verbindung beider Plane zu einem gemeinsamen Werke erzielt, von dem wir hoffen, daß es für die Ehre des deutschen Namens und für das Gedeihen der Kunst ein bedeutendes sein werde: es soll im Sommer 1858 in München eine allgemeine und historische deutsche Kunstausstellung veranstaltet werden, die so weit möglich das Beste zusammenbringe, was seit Carstens im Vaterlande geschaffen worden, damit das gemeinsame Wesen, der Entwicklungsgang und der Zusammenhang der gegenwärtigen Kunst mit den ihr vorhergehenden Bestrebungen erfaßt und eine Würdigung beider, eine anschauliche Erkenntniß unserer Eigenthümlichkeit und unserer Aufgabe erleichtert werde. Die Absicht kann nur erreicht werden, wenn alle Kreise des Vaterlandes wetteifern, dies nationale Unternehmen zu fördern. Durch seine monumentalen Werke wie durch seine Kunstsammlungen wird München das Bild vervollständigen, das wir durch die Vereinigung so vieler und so weit zerstreuter Kunstgegenstände hervorbringen möchten, damit zum allgemeinen Bewußtsein komme, wie Deutschland siegreich mit den Nachbarstaaten sich messen kann, wenn es die Früchte seines Schaffens zusammenträgt, und nicht umsonst glauben wir den Patriotismus der Fürsten wie des Volkes aufzurufen, sich des Besitzes der hierhergehörigen Werke für eine Zeitlang zu entäußern, und durch dies Opfer zum Wohl des Ganzen eine Ausstellung möglich zu machen, die den Künstlern förderlich sein und durch den Genuß, welchen sie dem Schönheitssinne bietet, einen veredelnden Einfluß auf die

Bildung des Volkes üben wird. Haben in Frankreich und England die Besitzer der Bilder und Statuen mit den Künstlern gewetteifert, um das Herrlichste und Gelungenste jeder Art und jedes Meisters zu einer Gesammtanschauung zu vereinigen, so vertrauen wir dem deutschen Geiste, daß ein ähnliches und ihm eigenthümliches Werk gleichfalls gelingen werde, und legen es hiermit allen denen ans Herz, welchen die Liebe zur Kunst, der Ruhm des Vaterlandes, die Erhebung des Volksgemüthes theuer und werth sind.

Die deutsche allgemeine Kunstausstellung beginnt den 15. Juli, endigt den 15. October 1858 und umfaßt: Gemälde, Cartons, Zeichnungen, plastische Arbeiten, architektonische Entwürfe, Kupferstiche, Lithographien, Photographien (insoweit diese zur Ergänzung der kunstgeschichtlichen Seite der Ausstellung mitwirken können). Nur Werke deutscher Künstler d. h. solcher, welche ihre künstlerische Ausbildung auf deutschen Kunstschulen empfangen haben, oder sonst thatsächlich solchen Schulen angehören, werden aufgenommen. Nicht nur die Werke lebender Künstler werden aufgenommen, sondern auch solche Verstorbener, welche auf eine charakteristische Weise den Entwicklungsgang der deutschen Kunst bezeichnen, und zwar soll dieser von dem Beginne der künstlerischen Thätigkeit der A. Carstens, Schick und Wächter an gerechnet werden. Die Kunstwerke werden schulenweise geordnet; die einzelnen Werke eines Autors werden womöglich räumlich vereinigt. Die lebenden deutschen Künstler werden dahin mitwirken, daß das Beste und Gelungenste ihrer Schöpfungen zur Ausstellung gelange. Die Ausstellung und alles, was dazu gehört, wird nach den Beschlüssen der allgemeinen deutschen Künstlerversammlung in Stuttgart von einem Geschäftscomité geleitet, welches zusammengesetzt ist aus den Abgeordneten der k. Akademie in München, aus dem in Stuttgart gewählten Centralcomité und aus einer Anzahl von Mitgliedern der münchner Künstlerschaft. Dieses Geschäftscomité übernimmt alle Vorarbeiten für die Ausstellung und leitet dieselbe ein; es beruft, sobald der geeignete Zeitpunkt eingetreten ist, die Deputirten der sämmtlichen bekannten Künstlervereine Deutschlands ein, um als Gesammtcomité die Schlußarbeiten der Ausstellung zu vollziehen; jedoch sind selbstverständlich die Künstlervereine berechtigt, zu jeder Zeit einen oder mehre Deputirte nach München zu senden und Sitz und Stimme im Geschäftscomité einnehmen zu lassen. Solche Künstlerschaften, welche keine Deputirten senden oder bevollmächtigen, werden als mit den Beschlüssen des Gesammtcomités einverstanden betrachtet. An jedem Orte, wo Künstlervereine bestehen, werden diese aus ihrer Mitte ein Schiedsgericht ernennen, welches über die einzusendenden Werke zu entscheiden hat. Einzelne Künstler, welche an Orten wohnen, wo kein Schiedsgericht besteht, haben ihre Arbeiten irgend einer solchen von einer Künstlerschaft gebildeten Jury zu unterstellen. Das Geschäftscomité wird Einleitungen treffen, daß den ausgezeichneten Werken ehrenvolle Anerkennungen in irgend einer Form zu Theil werden. Die Namen der Besitzer der Kunstwerke werden im Katalog verzeichnet. Es wird ein Eintrittsgeld für den Besuch der Ausstellung erhoben; die Einnahme wird zur Deckung der Transportkosten, so wie der sonstigen Auslagen verwendet; sollten sich Ueberschüsse ergeben, so wird die allgemeine deutsche Künstlerversammlung über diese verfügen; im Princip sollen sie nach dem Beschluß der allgemeinen Versammlung der Künstler in Stuttgart zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden."

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Gieſebrechts Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit.

Zweiter Band. Braunſchweig, Schwetſchke und Sohn.

Der zweite Band dieſes Werks, das unter den neu erſchienenen hiſtoriſchen Schriften eine ſehr bedeutende Stellung einnimmt, umfaßt die Regierungen Heinrich II., Conrad II. und Heinrich III., alſo diejenige Periode, in welcher die Macht der deutſchen Kaiſer nicht blos in der Theorie, ſondern auch in der Praxis den größten Umfang und die größte Intenſivität erreichte. Das iſt der Unterſchied gegen die Periode der Ottonen. Seitdem Otto I. die Kaiſerkrone Karl des Großen erneut hatte, war die Idee derſelben ſogleich auf die höchſte Spitze getrieben, aber namentlich die beiden jüngern Kaiſer begnügten ſich mit der Idee. Sie wollten als die Herrn des unermeßlichen Reichs geehrt ſein, viel weniger kam es ihnen darauf an, überall unmittelbar durchzugreifen. Unter den drei folgenden Regierungen dagegen wurde die Herrſchermacht eine reale. Strenge Ordnungen wurden überall eingeführt, und der kaiſerliche Wille, von mächtigen Perſönlichkeiten getragen, in vielen Fällen ſogar mit despotiſcher Strenge durchgeſetzt. Die unterworfenen Nationen beugten ſich dem Joch, wenn auch mit Widerwillen, und bei der Schwäche der Nachbarn lag der Gedanke nicht fern, von dem Namen zur That überzugehen, und eine Univerſalmonarchie nach Art des römiſchen Reichs wieder in Angriff zu nehmen. Dieſe Verhältniſſe hat der Verfaſſer ſehr gründlich auseinandergeſetzt, und dabei Gelegenheit gefunden, zwei Umſtände, die von den frühern Geſchichtſchreibern meiſtens verkannt wurden, näher aufzuhellen. Er hat nachgewieſen, daß Heinrich II., von dem man bis dahin ziemlich geringſchätzig zu ſprechen pflegte, mit entſchiedener Conſequenz einen zuſammenhängenden und verſtändigen Plan verfolgte, einen Plan, durch welchen die kühnern Bewegungen der beiden erſten Salier allein möglich wurden. Im Gegenſatz dazu weiſt er nach, daß man die Feſtigkeit der Macht, welche Heinrich III. in ſeinen letzten Lebensjahren erworben hatte, überſchätzt, daß es ſehr fraglich bleibt, ob auch der ſtarke Wille dieſes bedeutenden Mannes ausgereicht hätte, auf die Länge mit Glück den vereinigten Widerſachern zu begegnen, denen ſein Sohn erlag. Ueberhaupt war es ein

Unglück, daß die Stärke des Kaiserthums ausschließlich in den Persönlichkeiten ruhte, daß die Regentschaft des minderjährigen Kaisers keine Institutionen vorfand, auf die sie sich hätte stützen können. Es wäre vielleicht zweckmäßig gewesen, noch schärfer darauf hinzuweisen, daß das Unternehmen an und für sich ein unmögliches war. Eine innere Verwandtschaft der dem Kaiser untergebenen Völker fand wenigstens in dem Grade nicht statt, daß sie sich gleichmäßig an demselben betheiligen, gleichmäßig darin befriedigen konnten, und um die herrschende Nation zu bilden, ungefähr in der Weise der Normannen in England, waren die Deutschen nicht stark genug. Für die Entwicklung der allgemeinen Geschichte Europas ist das Band zwischen Italien und Deutschland unstreitig segensreich gewesen, schon aus dem bisher viel zu wenig hervorgehobenen Grund, daß die Kirche die Wiederauferstehung aus ihrem tiefen unwürdigen Fall hauptsächlich der Einwirkung der deutschen Kaiser verdankt. Daß die Kirche von der Mitte des 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts die hauptsächliche Trägerin der Cultur war, darüber wird heute niemand mehr in Zweifel sein. Aber für Deutschland war jenes Band ein unheilvolles, denn es gewöhnte die Herrscher, in dem Rausch des äußern Glanzes die natürliche Grenze ihrer Macht zu verkennen und so den festen Mittelpunkt zu verlieren, dessen jeder neu aufblühende Staat bedarf. Es veranlaßte ferner jenen unheilvollen Conflict zwischen dem Papstthum und Kaiserthum, der den Landesfürsten Gelegenheit gab, im Trüben ihre Macht sicher zu stellen, und sich der Reichseinheit mehr und mehr zu entziehen. Die deutsche Geschichte von 1056—1268 bietet das traurige Schauspiel einer ehrenwerthen, aber illusorischen Anstrengung. Um sich in Italien zu vergrößern, und gegen den Papst eine Stütze zu finden, machten die Kaiser sich von ihren Vasallen abhängig, sie lebten mit ihren Gedanken mehr jenseit als diesseit der Alpen, und während sich in dem benachbarten Frankreich die königliche Gewalt unmerklich, aber consequent mehr und mehr befestigte, hörte sie in Deutschland auf, ein integrirender Theil der Reichsinstitutionen zu sein. Als Rudolph von Habsburg jene nüchtern verständige, auf die Natur des deutschen Reichsverbandes begründete Politik begann, den Rest des kaiserlichen Ansehns zur Vergrößerung des Familienbesitzes zu benutzen, um auf diesem Umwege allmälig wieder zur Staatseinheit vorzudringen, war es zu spät geworden. Denn das römische Reich war jetzt nicht blos gesetzlich, sondern auch praktisch ein Wahlreich, und dem Beispiel der Habsburger folgten wetteifernd die Luxemburger, die Wittelsbacher und andere Dynastien. Während also das französische Herrscherhaus eine einheitliche Idee verfolgen konnte, die in der Hauptsache bis auf Ludwig XIV. ihren ununterbrochenen Fortgang hat, so daß daraus eine wirkliche Nation hervorging, mißbrauchte man in Deutschland das Reich, um anderweitige Zwecke zu erreichen. Die modernen An-

hänger der ghibellinischen Idee mögen nicht vergessen, daß die mächtigsten Fürsten, welche dieselbe vertraten, daß Karl V. und Ferdinand II., sich gegen den Geist der Nation empörten, daß die religiöse Bewegung, welche sie bekämpften, zugleich eine nationale war, und daß dieser Irrthum nicht sowol aus persönlicher Bigotterie, als aus der fortdauernden Illusion hervorging, das römische Reich deutscher Nation sei eine Fortsetzung vom Reich der alten Cäsaren. Es ist höchst lehrreich, bei einem gewissenhaften Schriftsteller sich darüber zu unterrichten, wie selbst unter den günstigsten Umständen, die einen kräftigen Willen gewissermaßen zum Irrthum verführten, diese Idee endlich zum Verderben ausschlagen mußte.

Diesen Gedanken stellt Giesebrecht freilich nicht in den Mittelpunkt seines Werks, und wir sind nicht gemeint, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Der Geschichtschreiber hat nicht die Aufgabe, bei der Zeit, welche er schildert, die spätern Erfahrungen zu Rathe zu ziehen, er hat sie im Licht ihres eignen Lebens zu betrachten. Giesebrecht verfährt durchaus objectiv, er sucht bei seinen Helden den innern Kern ihrer Absichten zu erforschen, mißt den Werth derselben nach den unmittelbar vorliegenden Zeitumständen, und begnügt sich dann, die Vorzüge oder die Schwächen bei der Durchführung desselben im Einzelnen ans Licht zu stellen.

Bei der Bearbeitung seines Materials hat er zweierlei im Auge: Vollständigkeit des geschichtlichen Inhalts, und eine genaue kritische Basis. Die Reinlichkeit der Form hat ihn bestimmt, die Untersuchung von der Erzählung zu scheiden. Er berührt das Verhältniß dessen, was er berichtet, zu den Quellen nur im Anhang, so daß der eigentliche Bericht nie unterbrochen wird. Dieser Anhang verdient wol das unbedingteste Lob; er gewährt demjenigen, der bei dem Studium der Geschichte auf die Quellen zurückzugehen wünscht, die beste Anleitung, er erschöpft, wenn auch nur in kurzen Resultaten, die frühern monographischen Forschungen, und gibt von ihnen ein correctes, bequem übersichtliches Bild.

So hoch wir nun den wissenschaftlichen Werth des Buchs stellen, so haben wir schon bei unsern frühern Anzeigen darauf hingewiesen, daß wir in künstlerischer Hinsicht nicht ganz damit einverstanden sind. Es erfordert das eine nähere Begründung.

Zunächst müssen wir uns deswegen rechtfertigen, daß wir überhaupt einen künstlerischen Maßstab anlegen. Es gibt sehr bedeutende Werke der historischen Literatur, die ausschließlich den Gelehrten im Auge haben. An diese wird, wenn sie den wissenschaftlichen Anforderungen genügen, kein weiterer Anspruch zu erheben sein. Es versteht sich ferner von selbst, daß wir von der frühern akademischen Idee, welche die stilistische Vollendung gewissermaßen als etwas Fertiges dem bestimmten Inhalt entgegenbrachte, und im Interesse eines

unklar umschriebenen Kunstbegriffs der Natur des Stoffes Gewalt anthat, weit entfernt sind. Wir gehen nur von der Erfahrung aus, daß unsere neuen Geschichtschreiber ein größeres Publicum wünschen, ein Publicum, welches über die Kreise der eigentlichen Gelehrsamkeit hinausgeht. Um dieses zu gewinnen, müssen sie es interessiren. Es ist ein ganz ungerechtfertigter Anspruch, wenn man es für eine Pflicht des Patriotismus ausgibt, Werke zu lesen, die über vaterländische Geschichte handeln. Das Publicum liest diejenigen Bücher, die es interessiren, es liest den Macaulay und läßt die zahlreichen Handbücher über deutsche Geschichte ungelesen, nicht wegen des Stoffes, nicht weil die Händel der Engländer unter König Wilhelm ihm näher liegen, als was sich unter den Hohenstaufen oder zur Zeit der Habsburger begab, sondern weil der englische Geschichtschreiber geschickter und interessanter erzählt. Es ist beim historischen Kunstwerk wie beim poetischen: der Stoff und was damit zusammenhängt, die Gesinnung, gehört wesentlich zur Sache, aber das Entscheidende ist die Kunst des Geschichtschreibers. Warum greift alle Welt zu Rankes Päpsten, zu Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts, zu Mommsens römischer Geschichte? Den wissenschaftlichen Werth dieser Bücher zu ermessen, ist das Publicum nicht im Stande; es liest sie aber, weil sie es amüsiren — um diesen höchst trivialen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen. Aus demselben Grund geht man ins Schauspiel, aus demselben Grund liest man Romane. Wenn man durch sie noch außerdem sittlich veredelt wird, mit tieferer Einsicht bereichert, mit erhabenen Idealen erfüllt, so ist es um so besser; aber zunächst verlangt man von dem Buch, und hat Recht es zu verlangen, daß es anzieht und fesselt, ja wir wagen die Behauptung — es ist hier zunächst nur von historischen Werken die Rede —, daß diejenigen Werke uns am meisten belehren, die uns am meisten unterhalten, und daß die Gesetze, wonach beides geschieht, in letzter Instanz zusammenfallen.

Denn was verlangen wir von dem Geschichtswerk, das uns unterhalten soll? Wir verlangen eine deutliche, klare, in ihren Motiven und ihrem Zusammenhang vollständig verständliche Erzählung, in der wir nicht durch unnützes Beiwerk gestört werden, in der die Personen und Zustände uns mit sinnlicher Bestimmtheit entgegentreten. Wir verlangen von den Reflexionen, die der Geschichtschreiber ausspricht, oder auch nur in uns anregt, daß wir den Eindruck einer reifern Natur empfangen, von der wir etwas lernen können, die uns zugleich überrascht und überzeugt, wir verlangen, daß durch geschickte Anordnung des Materials die Idee des Zusammengehörigen eingeschärft, daß jede allgemeine Regel durch bestimmte charakteristische Beispiele versinnlicht wird. Das alles erwirbt man nicht durch das Studium der Rhetorik oder des abstracten Stils, sondern durch vollständige Beherrschung des Gegenstandes

und durch die Kunst des Nachschaffens, die bei einem gegebenen Stoff sich ebenso geltend macht, wie bei einem erfundenen. Nicht der geistreiche Dilettant ist im Stande, ein wahrhaft unterhaltendes Geschichtbuch zu schreiben, sondern nur der tiefere Kenner.

Es scheint uns nun, als ob die echte Kunst der Geschichtschreibung zum Theil dadurch verkümmert wird, daß wir uns noch immer zu sehr an die Weise der Griechen und Römer halten. Am meisten fällt das bei mittelalterlichen Stoffen auf. Die Griechen und Römer schrieben entweder als Augenzeugen oder nach der Tradition. Die Vergangenheit, die sie darstellten, erschien ihnen noch immer im Licht der Gegenwart, wie denn auch in jener Zeit die Menschheit noch nicht so gewaltige Umwälzungen durchgemacht hatte. So schrieben auch die Italiener, von denen die Kunst der modernen Geschichtschreibung ausgeht, so die Schotten des vorigen Jahrhunderts und ihre Schüler. Sie haben mit mehr oder minder Eifer die mittelalterlichen Chroniken durchforscht, aber nur um die Quintessenz der Thatsachen daraus kennen zu lernen, und diese in der Weise unserer Zeit vorzutragen. Nun hat man zwar neuerdings die früher so verachteten Mönchschroniken auch in Beziehung auf die Form besser würdigen gelernt, sie sind durch Uebersetzungen, wenn auch lange noch nicht im hinreichenden Maß, im Publicum verbreitet, und man findet an der Naivetät und Derbheit ihrer Sprache auch da Interesse, wo der Stoff uns nicht nahe liegt. Die Geschichtschreibung selbst hat noch nicht den nöthigen Nutzen daraus gezogen, und grade ein so bedeutendes und auch in vaterländischer Beziehung nützliches Buch, wie das vorliegende, scheint eine gute Gelegenheit, die Frage zu erörtern, wie man die Quellen, namentlich des Mittelalters, dazu benutzen soll, der Darstellung Farbe und künstlerische Form zu geben? eine Frage, die ganz unabhängig ist von der zweiten, wie man aus ihnen durch methodische Kritik den Extract der Wahrheit zieht. Die letzte Frage ist in unsern Schulen in einer segensreichen Weise zum Abschluß gebracht worden, über die erstere läßt sich aber noch viel sagen.

Es ist vielleicht am zweckmäßigsten, bei einer Frage, in der so viele sich durchkreuzende Gesichtspunkte ins Spiel kommen, mit einem bestimmten, in gewissem Sinn classischen Beispiel zu beginnen. Das erste Werk der deutschen Literatur, in welchem sich der Historiker mit Bewußtsein die Aufgabe eines Kunstwerks stellt, ist Müllers Schweizergeschichte — Mösers osnabrückische Geschichte hat ihren Werth nach einer andern Seite hin.

Müller hat über die historische Kunstform vielfach nachgedacht, und eine ernsthaftere Arbeit darauf verwendet, als er zugeben will, selbst in seinen Briefen. Freilich influirte seine Methode, nach Excerpten zu arbeiten, stark auf seinen Stil; er hatte die Hauptpunkte seiner Geschichte in den Worten der Quelle und zum Theil auch mit den Reflexionen des Chronisten in seinen

Papieren, bevor er an die Ausarbeitung ging. Allein dieser äußerliche Umstand kam nur der innern Ueberzeugung zu Hilfe. Er bemühte sich, seine Geschichten in dem Ton seiner Quellen zu erzählen, nur so, daß sein aus vielfachen Quellen gewonnenes Wissen und seine moderne Bildung dabei nicht verloren ging. Es sollte gewissermaßen eine ideale Quelle hergestellt werden, die das Wissen und die Einsicht aller Zeitgenossen in sich vereinigte. Man kann nicht leugnen, daß er dadurch zum Theil sehr große Wirkungen hervorbrachte. Schilderungen, wie die von der Schlacht bei Sempach und Nancy, auch von der Verschwörung im Rütli, wird man noch heut mit Erbauung lesen, die individuellen Fehler, die uns hier nichts angehn, bei Seite gelassen. Es kam ihm dabei die eigenthümliche Concentration seines Stoffes zu Hilfe, der sich innerhalb bestimmter localer Grenzen bewegt und bei der großen Einheit der Zustände auch die Einheit des Tons verstattet; hätte er sein Geschichtswerk bis über die Reformation hinausgeführt, so würde ihm die Form viel größere Schwierigkeiten gemacht haben, wie man das schon aus seinen 24 Büchern allgemeiner Geschichte entnehmen kann. Aber schon in der Schweizergeschichte treten Uebelstände dieser Form deutlich hervor. Wenn zu einzelnen großen Episoden, namentlich da, wo das Gemüth in Anspruch genommen wird, der Chronikenstil vortrefflich paßt, so ermüdet er durch seine Ausdehnung auf die ganze Geschichte, nicht blos wegen der Ausführlichkeit, mit der auch unbedeutende Umstände dargestellt sind, sondern hauptsächlich wegen der künstlich gesteigerten Stimmung. Diese Art von Naivetät ergibt sich sehr leicht, um bei der schillerschen Terminologie stehn zu bleiben, als ein Product der Sentimentalität. Man merkt doch heraus, daß nicht ein Schweizer des 14. oder 15. Jahrhunderts, sondern ein gebildeter Mann unserer Zeit diese Chronik geschrieben hat, kurz daß man mit uns Komödie spielt. Nichts widerspricht der wahren Einfachheit so sehr, als die studirte Simplicität, welche sich künstlich in den Voraussetzungen ihrer Bildung zurückschraubt. Das ist nicht blos ein individueller Fehler, er liegt in der Gattung, wie man sich in Barantes Burgundischer Geschichte davon überzeugen kann, die im Wesentlichen von demselben Princip ausgeht. Am besten gelingt so etwas noch in kleinen populären Schriften, wie z. B. in Scotts Erzählung eines Großvaters aus der schottischen Geschichte, wo freilich die Geschichte ganz in die Legende aufgeht. Anderweitige Fehler gehn aus der liebenswürdigen, jedem neuen Eindruck zugänglichen Natur Müllers hervor. Die Mosaikarbeit aus den verschiedenen Excerpten verräth sich nämlich auch dadurch, daß die Urtheile nach den Quellen wechseln. Dieser Uebelstand wäre bis zu einem gewissen Grade zu vermeiden, der vorhergenannte aber nicht. Man hat immer das Gefühl, daß der Geschichtschreiber eine Maske trägt, die ihm nicht ziemt, und dabei geht der Hauptreiz der Quellen

doch verloren, der eben darin liegt, daß man den Contrast der Bildung empfindet, und durch diesen Contrast die Eigenthümlichkeit der geschilderten Zeit deutlicher gewahr wird. Wir sprechen auch hier ausschließlich vom Mittelalter, um die Frage nicht zu verwirren. Bei der Behandlung der modernen Quellen, für welche z. B. Ranke, Macaulay und Thiers Muster sind, wird sich ein anderer Gesichtspunkt herausstellen, der freilich in letzter Instanz wieder auf dasselbe Princip zurückführt.

Was es mit dem Interesse an dem Wortlaut der Quellen für eine Bewandtniß hat, erkennt man in dem Werk, welches uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt, hauptsächlich an dem Bericht des Bischof Liutbrand über seine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel, dem einzigen Excerpt von größerm Umfang, welches Giesebrecht mittheilt. Freilich ist grade dieser Bericht von ungewöhnlich anziehender Farbe, was auch Müller veranlaßt hat, ihn auszugsweise seiner allgemeinen Geschichte einzuverleiben, wo er in der That nicht hingehört, aber blättert man dann weiter in den übrigen Schriften des ehrlichen Bischofs, die jetzt durch die deutsche Uebersetzung dem gesammten Publicum zugänglich sind, so entdeckt man gar vieles, was für die Färbe der deutschen Geschichte vortrefflich hätte benutzt werden können, und was sich Giesebrecht hat entgehn lassen. Und so ist es fast mit allen Chroniken des Mittelalters: neben der Ausbeute an Thatsachen findet man bei ihnen auch das reichhaltigste Material, um sich die Periode in sinnliche Gegenwart zu übersetzen. Hätte Giesebrecht aus jenem Gesandtschaftsbericht ein bloßes Referat gemacht, so würde man nicht viel davon haben; die Gesandtschaft hatte keine Folge und der Berichterstatter ist in seiner Wuth gegen die schlechten Mahlzeiten der Griechen, gegen ihr unanständiges Costüm und ihre anscheinend sehr civilisirten, aber rohen Formen nicht einmal in den Angaben ganz zuverlässig. Aber man lernt daraus mehr als aus einem umfangreichen pragmatischen Referat, in welchem jeder einzelne Punkt kritisch beglaubigt wäre, man erfährt im Detail, wie eine Menschenseele in jener Periode empfand, und erst dadurch lernt man das wirkliche Leben einer Zeit, lernt man ihre realen Zustände kennen.

Freilich darf man vom Geschichtschreiber nicht das Unmögliche verlangen; so gut wie hier wird es ihm nur selten geboten, aber die Fortschritte unserer Wissenschaft befähigen ihn, künstlerisch bis zu einem gewissen Grad das Fehlende zu ergänzen. Wenn die Rechtsquellen des Mittelalters nicht so reichlich fließen als zu unserer Zeit, wo Tocqueville eine ganze Reihe von Jahren damit zu thun hatte, aus einer Durchsicht der Präfecturregister sich ein vollständiges Bild von dem innern Leben einer Zeit zu entwerfen, die uns anscheinend in nächster Nähe liegt und von der wir doch durch eine so tiefe Kluft getrennt sind, so befähigt uns unsere kritische Methode, aus den

spärlichen Quellen des Mittelalters ebenso überraschende Resultate zu ziehn. Was Eichhorn, Grimm, Waitz u. a. für Deutschland, was Kemble für England, Guizot für Frankreich gefunden haben, gibt auch dem eigentlichen Geschichtschreiber den Fingerzeig, was der Leser an ihn für Fragen stellt, und worüber er sich klar machen muß, bevor er seine Darstellung beginnt. Wenn seit einiger Zeit die Darstellung so geordnet wird, daß bei jedem bestimmten Abschnitt auf das Referat der eigentlichen sogenannten Geschichte eine Uebersicht der sittlichen Zustände folgt, so ist das ein wesentlicher Fortschritt gegen früher, aber noch keineswegs das höchste Ideal der Geschichtschreibung, das vielmehr darin bestände, beides zu einem organischen Ganzen zu verweben.

Die Aufgabe hat unendliche Schwierigkeiten; es scheint uns, als gäbe es nur ein Mittel sie zu lösen. Freilich ist dies Mittel den herrschenden Ueberzeugungen grade der besseren unserer Historiker entgegen, die mehr und mehr darauf ausgehen, den Geschichtschreiber ganz hinter den Gegenstand zurücktreten zu lassen, und diesen, wie man sich heut ausdrückt, ganz objectiv darzustellen.

Es ist nämlich die Frage, ob nicht die höchste Stufe der Kunst diejenige wäre, das natürliche Verhältniß rein und unbefangen hervortreten zu lassen. Das geschieht bei unserer jetzigen Geschichtschreibung nicht. Der Geschichtschreiber beginnt mit einer gründlichen, wiederholten Lectüre der Quellen, mit einer gewissenhaften Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit, mit ihrer Vergleichung untereinander, mit einer Uebertragung einzelner Fälle auf die Regel, und einer Anwendung der so gefundenen Regel auf unklare einzelne Fälle u. s. w. Sobald er aber mit diesen Vorarbeiten fertig ist, hält er es für seine Pflicht, sie dem Publicum zu verstecken, und die Resultate seiner Forschungen so zu erzählen, als seien sie ihm gewissermaßen offenbart worden. Früher empfing der Leser wenigstens aus zahlreichen Anmerkungen einige Aufklärung über die Vorarbeiten des Geschichtschreibers, wobei freilich in der Regel der Fehler begangen wurde, daß man alles erzählte, was man gelesen und gelernt hatte, gleichviel ob diese Lectüre zu den Resultaten in einem nothwendigen Verhältniß stand. Jetzt gilt das für unschicklich. Ein reinlicher Schriftsteller macht gar keine Anmerkungen, sondern er gibt nur einen Anhang, in welchem er theils ungedruckte Actenstücke in extenso mittheilt, damit sie auch weiter benutzt werden können, theils dem Gelehrten gegenüber seine abweichenden Ansichten motivirt. Derjenige Leser, für den eigentlich das Werk geschrieben ist, hat in diesem Anhang nichts zu suchen. Der Text enthält, wenn auch mit viel tieferer Bildung als die Geschichten des vorigen Jahrhunderts, das thatsächliche, pragmatisch reflectirte Resultat aus den Forschungen, die nun das Ihrige gethan haben und beseitigt werden können.

Wäre es nicht für den Leser, auch für den Laien interessanter, und für die wahre Erkenntniß der Geschichte förderlicher, wenn statt dessen der Geschichtschreiber ihn in seine Studien einführte und ihm Aufklärung darüber gäbe, wie man sich über die Beschaffenheit vergangener Zeiten unterrichtet? Freilich ist diese Arbeit nicht leichter, sondern schwerer als die jetzt beliebte Form, denn der Geschichtschreiber wird mit großer Umsicht aus seinen Studien diejenigen Punkte auswählen müssen, die charakteristisch und grade für denjenigen belehrend sind, der aus der Geschichte kein eigentliches Studium macht. Wir würden es nicht unternehmen, mit dieser Ansicht hervorzutreten, wenn uns nicht ein bestimmtes Beispiel vorschwebte, in dem die Aufgabe annäherungsweise glücklich gelöst ist. Wir meinen Thierrys Berichte aus dem Zeitalter der Merovinger. Thierry führt den Leser in die Quellen ein, die er aber nicht ausschreibt, sondern die er mit Verstand lesen lehrt, mit jenem Verstand, den man nur durch vielseitige historische Studien und durch gründliche Kenntniß aller historischen Hilfswissenschaften erlangt. Auf diese Weise erfährt man die Thatsachen grade so genau, wie in einer objectiven Geschichte, und außerdem erfährt man, wie sie sich in der Seele eines verständigen Zeitgenossen spiegelten, und lernt das ideale Leben der Zeit kennen. Trotz dieser doppelten Aufmerksamkeit, welche das Buch erfordert und trotz des ziemlich undankbaren Gegenstandes sind wir fest überzeugt, daß es den gebildeten Leser mehr interessiren, auch, um wieder den bestimmten Ausdruck zu wählen, mehr unterhalten wird, als eine sogenannte objective Darstellung.

Nun macht es sich Thierry in einer Beziehung freilich leicht, er gibt keine fortlaufende Darstellung, sondern nur eine Reihe von Episoden, und diese Methode wäre für ein Werk, wie das vorliegende, nicht anwendbar, aber hier kommen wir auf den Punkt, den wir bei jedem Geschichtswerk von größern Dimensionen für die Hauptsache halten.

Es ist weder nöthig noch wünschenswerth, alle Theile der Geschichte mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Es ist nicht wünschenswerth, denn es langweilt den Leser und es hat auch durchaus keinen Zweck, daß man erfährt, was sich in jedem Jahr zugetragen hat. Das historische Gemälde verlangt, wie jedes Gemälde, eine künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten. Es müssen sich feste massenhafte Gruppen bilden, die eine lebendige, gewissermaßen dramatische oder epische Spannung hervorbringen; für die Verbindung untereinander genügt ein Umriß, daß man nur den Faden nicht verliert. Im gewissen Sinn spiegelt jedes einzelne Ereigniß den Geist des Ganzen wieder, und je eingehender man eine bestimmte hervorragende Begebenheit behandelt, desto leichter wird die Phantasie des Lesers die gleichgiltigen Lücken ergänzen. Man wird dasjenige ins Licht stellen, was in sich

ſelbſt wichtig iſt, weil Grund und Folge ſich deutlich verknüpfen; was die allgemeinen Zuſtände deutlich charakteriſirt, oder auch, da der Geſchichtſchreiber ſeinen Stoff als einen gegebenen empfängt, dasjenige, wofür ſich eine gründliche und geiſtvolle Quelle findet. Zwar nicht immer, aber doch in der Regel fallen die innern und äußern Motive zuſammen, denn meiſtens erregen diejenigen Begebenheiten das Intereſſe verſtändiger Zeitgenoſſen, die es verdienen. Aber auch wo das nicht der Fall iſt, wird das Verſtändniß einer Periode weit mehr durch die quellenmäßige Darſtellung einer Geſchichte von ſecundärem Intereſſe gefördert, als durch ein trockenes Regiſter von Thatſachen ohne Fleiſch und Blut. Wenn man aber aus Gewiſſenspflichten alle Thatſachen, die man erfahren hat, dem Leſer mittheilen will, ſo findet ſich dazu der angemeſſene Ort in dem oben erwähnten Anhang. Bis zu einem gewiſſen Grad ergänzt jeder Leſer die Kunſt des Geſchichtſchreibers dadurch, daß er überſchlägt, was ihn langweilt, es iſt aber augenſcheinlich, daß der Geſchichtſchreiber ſelbſt, dem ſein Object nach allen Beziehungen gegenwärtig iſt, eine beſſere Auswahl zu treffen im Stande iſt.

Indem nun der Geſchichtſchreiber kein Hehl daraus macht, daß er nur dasjenige erzählt, was er durch mühſame Forſchungen entdeckt hat, indem er den Leſer gewiſſermaßen an denſelben betheiligt, wird es ihm nach einer andern Seite hin leichter, den richtigen Ton zu treffen. Wir erinnern an den Anfang des macaulayſchen Geſchichtswerks, an die brillante Darſtellung der Zuſtände von 1685. Der hauptſächliche Reiz dieſer Darſtellung liegt darin, daß Macaulay die Phantaſie zum Vergleich nöthigt: er ſteht in der Mitte der gegenwärtigen Zuſtände, und läßt das Bild der Vergangenheit dagegen contraſtiren. Das iſt nun freilich gegen die Regel der ſogenannten Objectivität, denn man ſoll ja die Gegenwart ganz und gar vergeſſen, aber einmal iſt das Letztere nicht möglich, und dann verliert man dadurch den beſten Maßſtab, das Vergangene zu würdigen. Durch dieſe Form des Vergleichs werden auch anſcheinend gleichgiltige Aeußerlichkeiten, ſelbſt das Coſtüm, von Wichtigkeit, und Aeußerlichkeiten, die an ſich bedeutend ſind z. B. Landſchaften, Baulichkeiten u. ſ. w. gewinnen dadurch eine hellere Farbe. Für das 17. Jahrhundert hat Ranke mit vollendeter Meiſterſchaft dieſen ſubjectiven Standpunkt benutzt, um uns in der Geſchichte zu orientiren, für das Mittelalter, wo es viel näher liegt, iſt es faſt nur von Dichtern geſchehn, Chateaubriand, W. Scott, V. Hugo, jedesmal mit großem Erfolg. Ein junger Geſchichtſchreiber, Floto, hat vor einigen Jahren in ſeiner Biographie Heinrichs IV. den Verſuch gemacht. Das Buch läßt ſonſt Manches zu wünſchen übrig, aber in dieſer Beziehung verdient es Beachtung.

Nun wird man gegen unſere ganze Kritik vielleicht einwerfen, daß man

eine historische Leistung nach ihrem eigenen Princip beurtheilen muß, daß man ihr nicht ein fremdes Ideal entgegenhalten darf. Im Allgemeinen ist der Grundsatz vollkommen richtig, wir hielten es aber doch aus folgendem Grund für nöthig davon abzugehn. Giesebrechts Kaisergeschichte ist ein durchweg respectables Buch: gründliche Durcharbeitung des Materials, warme ehrenwerthe Gesinnung, Sauberkeit in der Methode, ein vollendeter Anstand in der Form; und doch haben die meisten Leser das unbehagliche Gefühl, daß etwas fehlt. Wir hielten es für erlaubt und gerechtfertigt, diesem dunkeln Gefühl eine bestimmte Fassung zu geben, und zugleich die Frage aus der Beurtheilung des einzelnen Kunstwerks ins Allgemeine zu übertragen. J. S.

Lord Normanbys Memoiren.

2.

Wir wollen dem Verfasser nicht in die Einzelheiten seiner Erzählung des Umsturzes der Monarchie folgen. Die Reformbankette, der entscheidende Abfall der Nationalgarde, die Intriguen der Minister und derer, die es werden wollten, der verhängnißvolle Schuß vor dem auswärtigen Ministerium, die letzten Scenen in den Tuilerien, die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer, die Proclamation der Republik durch Lamartine, der sich einige Minuten besann, ob Republik oder Monarchie sein sollte, nachdem er kurz vorher für die Regentschaft der Herzogin gesprochen — alles das sind traurige, bekannte Dinge. Wir wollen nur einigen der merkwürdigsten Beobachtungen des Verfassers folgen, und zu dem Ende auch seine persönliche Stellung ins Auge fassen.

Ein deutscher Correspondent in London, aus dessen Briefen man viel lernen kann, wenn man neben den interessanten Fingerzeigen, die er oft gibt, nicht auch seine Marotten annimmt, hat das Erscheinen der normanbyschen Memoiren zu einem neuen bittern Angriff auf die englische Aristokratie benutzt, welche, wie er sich aus dem Buche selbst zu zeigen bemüht, alle andern Völker tödtlich haßt und nur auf ihr Verderben sinnt. Wir haben die beiden Bände aufmerksam gelesen und alle Citate des Correspondenten daraus, mit Ausnahme eines einzigen, richtig gefunden, kommen dabei aber doch zu wesentlich andern Ergebnissen. Allerdings, wenn seine Bemerkungen gegen Leute gehen, welche glauben, England würde aus purer Liebe für andere Völker und das abstracte Princip der constitutionellen Freiheit seine Flotten und Geldkräfte

in Bewegung setzen, so haben sie einen gewissen Sinn, allein wenn solche Meinungen noch existiren, so sind sie jedenfalls schwach vertreten. Kein vernünftiger Politiker wird erwarten, daß England etwas thue zu Gunsten anderer Völker, was ihm Schaden bringe, man verlangt nur von ihm, wie von jedem andern Lande, daß es die Rechte, welche es für sich zu wahren sucht, auch bei andern achte. In den Aufzeichnungen des Marquis haben wir nichts entdeckt, was gegen diesen Grundsatz verstößt, er handelt als Engländer und zwar als englischer Gesandter, im Interesse seines Landes, will man ihm daraus etwa einen Vorwurf machen? soll er, der britische Pair, der geschulte Staatsmann, mit jenen republikanischen Thoren für Freiheit und Gleichheit schwärmen? Er benutzte das Vertrauen, welches ihm Männer wie Lamartine, Bastide, Cavaignac entgegenbrachten, um die Lage seiner leidenden Landsleute zu mildern, und den Frieden nach außen zu erhalten, letzteres gewiß weil es vor allem im Interesse Englands war, dessen commerzielle Interessen von jedem Krieg schwer gelitten hätten. Aber kann es etwas Verkehrteres geben, als die Behauptung jenes Correspondenten, England habe den Kampf gegen die Revolution von 1789 aufgenommen, um das Eindringen der demokratischen Bewegung zu verhindern, aber nachher gefunden, daß grade der auswärtige Krieg den Bürgerkrieg in Frankreich verhütet, deshalb habe es dies Mal den Frieden nach außen zu erhalten gesucht, damit sich die Kräfte des französischen Volkes gegeneinander aufrieben? — England unternahm am Ende des vorigen Jahrhunderts den Krieg gegen Frankreich allerdings bis zu einem gewissen Grade wol aus dem principiellen Gesichtspunkt, daß Dinge, wie sie in Paris vorgingen, für die gesellschaftlichen Zustände Europas und besonders Großbritanniens selbst bedrohlich und daher zu bekämpfen seien; man hat allerdings nachher eingesehen, daß es besser gewesen, den Krater in sich ausbrennen zu lassen, als der explodirenden Kraft einen Abzug nach außen zu geben, aber die französische Revolution war ohne Beispiel und Frankreich forderte durch sein Benehmen den Krieg so heraus, daß es bei dem ernsten Willen ihn zu vermeiden, doch vielleicht nicht möglich gewesen. Soll vielleicht jetzt England die gemachte Erfahrung in den Wind schlagen, und dies Mal, wo Frankreich nicht herausfordernd nach außen auftritt, einen Streit vom Zaun brechen, damit es einige 100 Mill. Pfd. neue Schulden sich auflade und Frankreich den Zwiespalt im Innern erspare, den dasselbe doch ganz allein selbst verschuldet? Der Marquis hat aber nichts Anderes gethan, als zum Frieden gemahnt und abgemahnt von aller Einmischung in fremde Angelegenheiten, aus der richtigen Ueberzeugung, daß ein Krieg, der von der französischen Republik unternommen werde, nothwendig zu der Zeit ein Krieg revolutionärer Propaganda geworden. Ein solcher wäre England gewiß sehr schädlich gewesen, hatten wir Deutsche aber bei den Zuständen

von 1848 vielleicht Grund denselben zu wünschen? haben wir nicht vielmehr dem Marquis zu danken, daß er bei Cavaignac gegen diejenigen gewirkt hat, welche den auswärtigen Krieg und Gebietserweiterungen als die beste Sicherheit für die Republik empfahlen? oder sollen wir statt dessen lieber in das absurde Geschrei einstimmen, der Juniaufstand sei von England angestiftet — denn man habe bei einigen Insurgenten englisches Gold gefunden? — Mit gleich viel Grund könnte man sagen, die englischen Minister hätten das neueste Attentat gegen den Kaiser Napoleon angestiftet, weil man englische Banknoten bei Pierri fand. Daß Lord Normanby sich erst nachdem Cavaignac an die Spitze der Regierung getreten war, accreditiren ließ, was ihm der Correspondent zum Vorwurf macht, ist sehr einfach, denn damals trat zuerst etwas ins Leben, was einer Regierung ähnlich sah, und daß der Wunsch Bastides, er möge sich bei der Republik im Allgemeinen accreditiren lassen, absonderlich und gegen alles Herkommen war, wird niemand leugnen.

Wenn es überhaupt erlaubt ist in der Geschichte von Zufall zu reden, so darf man wol Entstehung und Zusammensetzung der provisorischen Regierung — sorti d'acclamation et d'urgence, wie das Decret sagte — zufällig nennen. Lamartine besann sich einige Minuten auf die Frage einiger Journalisten, ob die Republik erklärt werden solle, und antwortete ja! Als die Namen der provisorischen Regierung verlesen werden sollten, konnte man den Lesenden nicht verstehen, man gab die Liste an Crémieux, der seinen Namen in aller Geschwindigkeit zu den andern hinzufügte, was aber in der Verwirrung nicht bemerkt ward; ebenso ging es später mit den Secretären der Regierung, sie zeichneten deren Decrete am Fuße des Blattes, dann liefen sie zuerst den Beinamen „Secretär" weg, stellten sich darauf unmittelbar unter die andern und zeichneten zuletzt „Mitglieder der provisorischen Regierung". Die Anarchie schildert der Verfasser mit lebhaften und doch gewiß nicht übertriebenen Zügen, denn er läßt die Thatsachen reden; uns ist vorzüglich in seiner Erzählung aufgefallen, wie trotz alles Durcheinanders das Volk doch französisch blieb, eitel, höflich, gutmüthig, witzig und doch wieder aufbrausend wild bis zum Extrem. Die Orgien in den Tuilerien und in Neuilly sind bekannte Thatsachen, die Lord Normanby mit Wärme schildert, ein Zug aus dieser Wirthschaft ist folgender. Ein Krämer hatte seinen Sohn vermißt; und glaubte, derselbe sei bei den Barrikaden umgekommen. Als er an den Tuilerien vorbeigeht, sieht er den Sohn plötzlich dort Schildwache stehen. Comment malheureux enfant, c'est toi, que nous avons pleuré comme mort. — Mais oui mon père, tu ne sais pas que depuis que je t'ai vu, j'ai pris le Palais; pourrais-je t'offrir à déjeuner? Je ne demande pas mieux." — Viens donc. Der Vater fand oben eine wunderbare Gruppe; Männer und Weiber, die sich Kleider aus den sammtnen Gardinen und seidenen Ueberzügen

geschnitten, und Cashmirshawls um den Kopf gewunden hatten, ein Mann hatte Louis Philipps Hut auf, ein großes Feuer brannte im Kamin und überall schmauste man. Voulez-vous du gigot et comment? aux truffes ou aux petits pois? c'est que hier nous avons eu des truffes pour huit jours, va pour les petits pois! — Nur ein Gemach entging der taumelnden Menge, das des Herzogs von Orleans, das seit seinem Todestage unverändert erhalten und verschlossen war, das beim Frühstück gebrochene Brot lag unberührt da, der Hut und auf dessen Rand die Handschuhe, die Reitpeitsche, die der Herzog genommen, da es zuerst seine Absicht war, auszureiten und nicht zu fahren — alles war geblieben, wie es am 13. Juli 1842 gewesen, der sprechendste Gegensatz zu den andern Sälen, in denen der Pöbel sein großes Fest feierte. Aber wenn solche Ausbrüche der untersten Volkshefe von der Vorsehung als Mittel gewählt werden, die Mächtigen zu strafen, welche ihre Gewalt mißbraucht, so kommt ihr Sturz doch nicht den schuldigen Werkzeugen zu Gute, durch die derselbe vollzogen; auf die Orgien des souveränen Volkes folgte rasch mit der Arbeitslosigkeit das Elend, und bald konnte man singen: liberté de mourir de faim, égalité en misère, fraternité de Cain; — solange es noch etwas zu demoliren gab, stürmte die blinde Menge gegen die letzten Schranken an, bis Ledru-Rollin für einen Reactionär erklärt ward und der Aufstand ausbrach, den Cavaignac unter Beistand aller derer, die etwas zu verlieren hatten, niederwarf. Es ist kein Zweifel, und diese Memoiren bestätigen es, daß in den ersten Tagen der Revolution allein Lamartines Einfluß und persönlicher Muth die rothe Republik verhinderte, aber wie ward ihm unmittelbar nachher von seinen Collegen mitgespielt! Ledru-Rollin setzte als Minister des Innern blutdürstige Circulare, die theilweise aus George Sands Feder hervorgegangen waren, in den Moniteur, wovon Lamartine nichts wußte, und doch wollte er sich nicht von demselben trennen. Blanqui war durch die Revue Rétrospective überführt, von Louis Philipp bestochen zu sein, und doch glaubte Lamartine ihm aufs Wort; in den auswärtigen Angelegenheiten zeigte er dieselbe Unwissenheit, die sich in allen seinen historischen Schriften breit macht, seine Beredtsamkeit riß zuerst hin, aber bald rief man ihm zu: assez de lyre comme ça, und nach einer glänzenden Rede schlug ein einfacher Mann, Benard, den Beifall mit den Worten nieder: „Was haben uns die schönen Worte während der letzten sechs Monate genützt?“ Lord Normanby sagte ihm Mitte Mai, er fürchte, er habe seine (Lamartines) Stellung verdorben, worauf er erwiedert, oui, pour trois semaines je serai le dernier des hommes, mais après je me relèverai plus grand que jamais! Statt dessen ist er in der Büchermacherei untergegangen. Am besten zeichnet seine ganze Persönlichkeit die Rede, die er am 8. October 48 über seine Stellung zur Republik hielt, und worin er sein Urtheil selbst spricht. „Wenn

die Republik besteht, so habe ich meine Partie gegen das Schicksal gewonnen, wenn sie scheitert, sei es durch Anarchie und Aufleben des Despotismus, so gehen mit ihr mein Name, meine Verantwortlichkeit, mein Andenken unter und werden auf ewig von meinen Zeitgenossen verstoßen sein. Bitten wir die Vorsehung, daß sie das Volk erleuchte; wenn es sich täuscht und zurückbebt vor der Größe des Gebäudes, das wir ihm in der Republik eröffnet haben, und vor der Schwierigkeit der Institutionen derselben, wenn es seine Sicherheit, Würde und Freiheit abdanken will in die Hände von kaiserlichen oder legitimistischen Reminiscenzen und sich und uns so verleugnet, so ist es nicht unsere Schuld. Was auch kommen möge, es wird groß in der Geschichte bleiben, die Republik versucht zu haben, wie wir sie entworfen und verkündet vier Monate hindurch, die Republik der Begeisterung, der Mäßigung, der Brüderlichkeit, des Friedens, des Schutzes der Gesellschaft, des Eigenthums, der Religion, der Familie, die Republik Washingtons. Es mag ein Traum sein, aber es wird ein schöner Traum für Frankreich und die Menschheit sein!" — Kann es ein vernichtenderes Selbstgericht geben, als diese Rede des schwachen, eiteln Idealisten, der seine Hände an das heiße Blei der revolutionären Politik legt?

Wenn Lamartine manches Schlimme in den Tagen seines Einflusses verhindert, so ist es ohne Zweifel Ledru-Rollin, welcher das meiste Unheil gestiftet, er erklärte offen, was er wolle sei la terreur, moins la guillotine, und bearbeitete dem entsprechend das Land. „Glauben Sie," sagte er zu einem Freunde, „daß ich nicht weiß, daß Frankreich nicht republikanisch ist? es muß deshalb dazu gemacht werden;" so sandte er Agenten mit unbeschränkter Vollmacht aus, die Wahlen zu organisiren d. h. zu fälschen, damit in die Volksversammlung kein einziges Mitglied von zweifelhafter Moral und republikanischer Gesinnung komme, und bezahlte diese Leute aus der Staatskasse; er erklärte, er habe schon als Kind einen Hannibaleid gegen die Gesellschaft geschworen, als er aber auseinandersetzen wollte, was er denn Positives wollte, stockte er und stimmte schließlich gegen den Antrag Proudhons auf liquidation sociale, der einen Theil des Eigenthums confisciren wollte, um die Steuern aufzuheben, obwol die Consequenz seiner Ansicht Aufhebung alles Eigenthums gewesen wäre.

Das Volk aber, d. h. der Pöbel, nimmt solche Losungen auf, ohne an die Ausführbarkeit zu denken und schrie, als es in den Sitzungssaal der Versammlung drang, „wir wollen die Reichen plündern, damit sie uns nicht mehr aussaugen." Auf einer Fahne las man während des Juniaufstandes „vainqueurs le pillage, vaincus l'incendie". — „Das nennen sie Gleichheit," hörte Lord Normanby einen Arbeiter zum andern sagen, „diese Volksvertreter geben sich selbst täglich 25 Franken und uns 20 Sous." — Selbst Louis Blanc über-

zeugte sich von der Unausführbarkeit seiner Theorien in der Praxis; als eine Arbeiterdeputation zu ihm kam mit der Forderung des Rechtes auf Arbeit, sagte er zu einem der Arbeiter: „Schreiben Sie doch nieder, wie das zu machen ist. — Aber — ich kann nicht schreiben. — Gut, so werde ich Ihr Secretär sein, dictiren Sie. — 1. Jedem ist Arbeit gesichert. 2. Die Arbeit wird bezahlt. — Wohl, und wie wollen Sie das machen? — Ja, das weiß ich nicht." Allgemeines Gelächter seiner Genossen, worauf die Deputation in bester Laune abzog. Das französische Volk ist ein großes Kind, es schreit nach allem und begnügt sich schließlich mit seiner demi-tasse und etwas Spielzeug. Zwischen allem Blutvergießen und Geschrei laufen die Bonmots umher. Bei dem ersten großen Fest, wodurch die Proclamirung der Republik gefeiert werden sollte, ritten zwei Frauenzimmer von zweifelhaftem Ruf wahrscheinlich in Reminiscenz an 1791, in fleischfarbenem Tricot als Göttinnen der Vernunft einher, man trieb sie fort und einer sagte ihnen: le premier devoir que la république impose aux femmes c'est d'être jolies et vous êtes, toutes les deux, diablement laides. — Bei der Berathung des Clubgesetzes protestirte einer vom Berge gegen die Ausschließung der Frauen, man dürfe sie nicht als minderjährig behandeln. Eine Stimme rief: „Sie werden es vielmehr übel nehmen, wenn man sie als großjährig behandelt." — Aehnliche Züge ließen sich noch viele beibringen.

Man muß indeß gestehen, daß, wenn das Volk im Rausche war, die Regierung wenig mehr Besinnung hatte, und die meiste Zeit der verhältnißmäßig Vernünftigen, wie Lamartine und Bastide, wurde dadurch in Anspruch genommen, die gröbsten Irrthümer ihrer Collegen zu erklären und zu entschuldigen; in einer Proclamation ward gesagt, die Regierung nehme die Clubs unter ihren Schutz und freue sich zu sehen, wie in verschiedenen Punkten der Stadt die Bürger sich versammeln, um sich über die tiefsten Fragen der Politik zu besprechen, ein anderes Decret hob die Permanenz der Richter auf, als unverträglich mit republikanischen Institutionen, und ließ dem Justizminister Macht, jeden Richter nach Willkür abzusetzen. Derselbe verhängnißvolle Irrthum hat sich in letzter Zeit in den Vereinigten Staaten geltend gemacht und die Unabhängigkeit der Gerichte vernichtet, nur daß man dort wenigstens die Ernennung der Richter nicht der Willkür eines Ministers, sondern der Wahl überläßt. Nichts aber wirkte so verhängnißvoll, um die provisorische Regierung unpopulär zu machen, als ihre verkehrten Finanzmaßregeln. Um dem ungeheuren Ausfall der Einnahmen einigermaßen zu begegnen, legten sie eine Zuschlagsteuer von 45 Centimes auf, dies brachte so große Erbitterung hervor, daß man den Fehler zu verbessern suchen mußte, man that es aber in der falschesten Weise, man verminderte die Steuer nicht allgemein, sondern gab den Ortsbehörden die Macht, dieselbe herabzusetzen oder ganz nachzulassen,

wo es ihnen angemessen schien, machte dadurch die Erleichterung zu einer Gunst und erbitterte noch mehr durch die Willkür, mit der diese gewährt oder verweigert wurde. Man schaffte die Salzsteuer und in Paris den Octroi auf Fleisch ab, und setzte an die Stelle eine Wagensteuer, die fast nichts einbrachte, weil man die Wagen versteckte oder wegschickte.

So geschah es, daß schon im Juli, wie Lord Normanby bemerkt, die große Masse des Volkes in den Provinzen heftig gegen die Republik erbittert war, die Bourgeoisie in Paris, deren Gewerbe darniederlag, nicht minder. „Gebt uns einen König," sagte man, „nur nicht den vorigen, der all dies Unheil über uns gebracht hat." Was die Bauern betrifft, so hatten sie niemals die leiseste Sympathie für die Julimonarchie, sie wußten nicht was sie bedeuten sollte, da sie sich weder an die nationale Ruhmliebe, noch an die Reste ihrer Traditionen, noch an die neuen verführerischen Lehren der Republikaner wendet. „Die Bauern," sagt der Marquis schon Mitte August, „sind ihrem Gefühl nach bonapartistisch, wenn nicht die Priester, wie es an manchen Orten der Fall ist, sie ganz in ihrer Hand haben, bei dem allgemeinen Stimmrecht aber ist die Entscheidung in den Händen der Bauern." Wie sehr haben die Ereignisse diese Worte gerechtfertigt!

Aus aller Verwirrung erhob sich endlich ein Name, der für kurze Zeit das Symbol der Autorität und gesellschaftlichen Ordnung ward, Cavaignac. Es ist sehr interessant, nach den Aufzeichnungen des Verfassers zu verfolgen, wie er allmälig seine Popularität verlor und seine Erwählung verscherzte; die Klippe, an der er scheiterte, war sein aufrichtiger Republikanismus, den er schon 1830 offen bekannt. Ueberall als Chef der executiven Commission betheuerte er seine Anhänglichkeit an die Republik, deshalb waren die stillen und offnen Gegner der Republik — und das war 1848 im December die große Majorität des Volkes — ihm feindlich und glaubten, er werde nie entschieden mit den Socialisten brechen, um eine starke Regiekung, das nach zeitweiliger Anarchie immer wiederkehrende Ideal der Franzosen, aufzurichten. Die Arbeiter aber verziehen ihm die Junischlacht nicht.

Wer aber war außer Cavaignac da, um die Fahne der Ordnung festzuhalten? Man sah ausgezeichnete Männer, welche vortreffliche Minister des zu erwählenden Präsidenten sein konnten, Barrot, Thiers, Molé, Tocqueville u. a. m., aber niemand dachte daran, sie als Candidaten zu nennen. Molé war gewiß der bedeutendste unter ihnen, wie er vielleicht auch unter allen Ministern von Louis Philipp der ausgezeichnetste war; trotzdem, daß er sich sehr im Hintergrunde hielt, übte er einen Einfluß in seinem Departement und in der Versammlung, welcher alle überraschte, die ihn nicht näher kannten. Aber er selbst machte Lord Normanby darauf aufmerksam, daß nur ein Mann von militärischem Namen als Candidat zur Präsidentschaft

auftreten könne.*) Dieser Mann war der Erbe des größten Feldherrn dieses Jahrhunderts.

Der Marquis macht keine Bemerkung über den Charakter Louis Napoleons, aber er gibt seine Briefe und Reden des Jahres 1848, sie sind nicht zahlreich, aber doch ein Stück Geschichte. Der Ekel vor den elenden bestehenden Institutionen war der Hauptgrund, daß man sich der Hoffnung auf den napoleonschen Namen ganz hingab; den letzten Schlag erhielten die republikanischen Institutionen durch die Verfassung Frankreichs, von der der Herzog von Broglie sagte „elle a reculé les limites de la stupidité humaine." Für den jetzigen Kaiser werden die sparsamen Aeußerungen des Volksvertreters Bonaparte, der erklärte, er wünsche als der einfachste Bürger einer großen und weisen Republik nach Frankreich zurückzukehren, immer von Interesse bleiben. Mit der Rede vom 10. Oct., wo er sagt — je désavoue complétement ce nom de prétendant, qu'on me jette toujours à la tête — beginnt die Reihe der Versicherungen, daß er nichts für sich wolle, die bekanntlich mit dem 2. Dec. 1852 endete.

Die Zeit der zweiten Republik scheint uns eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der der Fronde zu haben, es mußten Jahre der tiefsten und doch unfruchtbarsten Erschütterungen vorhergehen, um das Regiment Ludwigs XIV. sowol wie Napoleons III. möglich zu machen. Die Nation warf sich in einer Art Verzweiflung dem in die Arme, der sie ihrer politischen Rechte beraubte, um nicht in der gesellschaftlichen Zerrüttung unterzugehen. Es sind traurige Epochen, aber nicht minder als die erfreulichen des eingehenden Studiums werth, und wir danken Lord Normanby für die neuen Einblicke, die er uns in die Geschichte der neuen Fronde geöffnet hat. V.

Volksgesang in Italien.

Es sind über italienische Musik seit langer Zeit umfassende Studien angestellt worden und wer seine Kenntnisse auf diesem Gebiete erweitern will, findet reiches Material und Lehrmeister in Menge. Anders steht es mit dem Volksgesange. Der Nichtitaliener hat selten hinlängliche Muße und ausreichende Vorkenntnisse, um seine Beobachtungen in Italien auf dieses wüst liegende Feld auszudehnen; der Italiener selbst ist noch nicht zu der Ueberzeugung ge-

*) Es ist übrigens ein Irrthum des vorerwähnten Correspondenten, wenn er sagt, der Marquis habe am 18. Oct. Molé als den künftigen Monk Frankreichs betrachtet, der Name Monk ist in dem Capitel nicht genannt.

langt, daß Forschungen in so niederer und unakademischer Sphäre die immer nicht unerhebliche Mühe lohnen können. Wie die Sage in Italien eine verschüttete Fundgrube ist, so der Volksgesang. Dialektschwierigkeiten kommen hinzu, um die Arbeit zu vergrößern, und zwar nicht allein für den Ausländer. Auch der Römer, auch der Venezianer versteht eine Menge Ausdrücke nicht, die im Golf von Salerno, auf Capri, in Mola di Gaëta mundgerecht sind. Der Neapolitaner schüttelt seinerseits nicht minder verlegen den Kopf, wenn er in die Sprachgeheimnisse der mailänder, der genueser Plebs eindringen soll. Was zur Hebung dieses Uebelstandes durch Wörterbücher und Grammatiken geschehen ist, weist sich bis jetzt als durchaus unzulänglich aus und belehrt höchstens über den großen Umfang der Abweichungen. Dabei hat jeder Dialekt sich das Recht des schriftlichen Ausdrucks erobert. Während in den meisten deutschen Gauen das Hochdeutsche die gewöhnliche Schriftsprache ist und nur ausnahmsweise das Wort, wie es gesprochen wird, aufs Papier kommt, gibt sich das Volkslied in Italien auch im Druck als Dialektlied und verwirrt das Auge noch mehr, als das gesprochene Wort das Ohr irre führt. Eine Menge solcher Lieder werden an der Chiaja, am Ponte St. Angelo, an der Riva dei Schiavoni feilgeboten, einige mit beigedruckter, andere nur mit namentlich bezeichneter Singweise, wieder andere ohne allen derartigen Nachweis. Aber die Physiognomie dieses Liedertrödels ist eine so bunte, durch so massenhafte Kreuz- und Querzüge entstellte, daß es schwer hält, für das endliche Ergebniß einer Nachforschung nach den wesentlichsten Bestandtheilen den richtigen Ausdruck zu treffen.

Der Gesang ist eins der Kennzeichen, welches die Natur mit sichtlicher Parteilichkeit dem Italiener vor allen andern Nationen aufgeprägt hat. Wenn es wahr ist, daß der Italiener ewig Kind bleibt, und daß nur diejenigen Kinder, welche bei ihrer Geburt schon ihre Lungen gebrauchten, eine gesunde Brust und Lebensdauer versprechen, so hat das italienische Volk Aussicht, den letzten Athemzug später als irgend ein anderes zu thun. In der That gibt es kaum ein Alter, das nicht singt, kaum einen Stand, der auf den tönenden Gebrauch der Stimme verzichtet, kaum einen Raum, der hierzu nicht für tauglich gehalten wird, kaum eine Zeit, die zum Schweigen verurtheilt. Keiner Mutter fällt es ein, ihrem Kinde Stille zu gebieten, weil das Singen sich etwa im Zimmer nicht schicke oder weil Besuch da sei. Keine Herrschaft nimmt es der dienenden Cattina oder Renetta übel, wenn Trepp auf, Trepp ab ihr Lied durchs ganze Haus klingt. Niemand findet Unziemliches in dem lauten Gesang eines Mädchens, das vom Brunnen Wasser oder vom Markt Gemüse holt. Und wenn der heimkehrende Bettler, nach kläglicher Tagesverrichtung sein Lied singt, reut niemanden der Bajocco, den die trostlose Bettlergeberde noch kurz zuvor der Tasche des Besitzenden entlockte. Auch das

Pfäfflein singt, wenn es auf seinem Grauthier über Land trabt; der Urahn, dem man das noch nicht gehfähige Kind in die Arme gab, singt und bildet sich nicht ein, die alte Stimme thue es nicht mehr. Ja, wir erinnern uns einer armen Geistesirren, die unweit Castellamare in den blauen Morgen hineinsang, einen großen Blumenstrauß in der Hand und fröhlichen Auges, als sei ihr recht von Herzen wohl zu Muth, wenn sie so aus voller Brust singen könne.

Es ist bekannt, daß lautes Lesen als ein diätetisches Auskunftsmittel für solche Leute empfohlen wird, die sich nicht durch Gehen Bewegung machen können. Daß der Gesang in noch viel vollerem Maße für Körperbewegung Ersatz bietet, ist jedem Singenden eine Eroberung eigner Erfahrung. Der Italiener, ohne sich wie der Schweizer auszuarbeiten, besitzt durchschnittlich einen Brustkasten, der das Entzücken und Erstaunen des nicht italischen Malers und Bildhauers ausmacht. Es ist etwas Beneidenswerthes in dieser Sangbevorzugung und ihren gesunden, geistbefreienden Folgen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man auf Rechnung des Singens der ganzen Nation die Unmöglichkeit schreibt: aus Italien ein Kloster zu machen, wie es andern Ländern begegnet ist.

Venedig steht unter den singenden Städten Italiens ziemlich in erster Linie. Seine Geräuschlosigkeit ladet dazu ein. Der Venezianer hat das Bedürfniß, das verzauberte Schweigen, welches über seinen Straßen lagert, von Zeit zu Zeit zu unterbrechen. Die hohen Häuser, welche seine Kanäle umstehen, verstärken den Schall. Das nachtwache Treiben der Lagunenstadt fordert zu Serenaden heraus. Die Leichtigkeit der Bewegung von einem Punkte zum andern gibt dem Sänger Gelegenheit, sein Auditorium nach Belieben zu wechseln, wenn ers will, unerkannt zu bleiben, oder auch eine zahlreiche Hörerschaft in Gondeln nach sich zu ziehen, wohin ihn die Laune treibt. Eine Primadonna, welche sich zu dem Gondelsouper irgend eines Mäcens herbeiließ, bringt mitten in der Nacht durch ihre Rouladen und Fioraturen ganz Venedig aus den Betten und löst hundert Gondeln von den Eisenringen der marmornen Palasttreppen. Wer kann daheim bleiben, wenn plötzlich im Canal Grande oder der Piazzetta gegenüber eine jener klangreichen, jugendfrischen Stimmen lockt, die nur Italien in Fülle groß zieht?

Aber auch dem vierstimmigen Männergesange, unserm heimischen Kunstprivilegium, begegnet man in Venedig. La compagnia dei Pittori, deren Mitglieder dem kunstfertigen Theile der Beschäftigungen auf dem Staatswerft obliegen, gibt häufig Abends den Venezianern einen Ohrenschmaus. Ihr Leiter, Giacomo Bortolini, gilt für einen fähigen Meister und hält die vorhandenen tüchtigen Kräfte mit Geschick zusammen.

Das Quartett ist sonst keine italische Pflanze. Da eine Menge Solisten

ihr Lebtag nicht Noten lesen lernten, so bewahrt jeder seine Selbstständigkeit und befindet sich um so besser dabei, als er auch die gemachten Eroberungen nicht eben zu theilen liebt.

Auch Straßenmusik andrer Art — Geigen, Clarinetten, Contrabaß, wie sie Abends der Marcusplatz aufweist — erinnert an deutschen Einfluß. Man sucht dergleichen vergebens in andern italischen Städten. In Rom herrscht die seit einem halben Jahrhundert aus Frankreich eingedrungene Chitarra, hin und wieder sieht man noch die Mandoline. In Neapel und am ganzen Golf führt erstere fast ausschließlich das Wort.

Wenn man nun Gesang als ein Gemeingut des ganzen italienischen Volks betrachten darf, ein Geschenk, das Toscana, die Lombardei und Sardinien nur im mindern Grade zu verwerthen wissen als Venedig, die Umgebung Roms und diejenige Neapels, so geht noch eine melodiöse Aehnlichkeit, die bis jetzt nicht genug beachtet ist, durch die ganze Halbinsel und tritt besonders demjenigen Hörer nahe, der dem unbelauschten, nicht aufs Gehörtwerden berechneten Gesange nachstellt. Es liegt eine sehr nahe Verwandtschaft zwischen dem Gesang der venezianischen Gondoliers, der Stanzen aus La Gerusalemme liberata absingt, und der Singweise des Carretiere, welcher, mit leeren Weinfässern von Rom nach Albano heimkehrend, in die Ecke seines mit Gardinenfranzen verzierten, mit bunter Tapete und klingender Glocke geschmückten bedeckten Sitzes geduckt, langsam und unermüdlich seine Ritornelli vor sich hin singt. Und wieder erinnert man sich Beider, wenn man am Golf Neapels, etwa in den Orangenmasserien Sorrentos, dem gedehnten, endlosen, eintönigen Gesange lauscht, mit welchem der dort Beschäftigte seine Arbeiten begleitet. Auch hier ist der Wechselgesang vorwiegend, wie dies überall da der Fall ist, wo die Naturumgebung gemeinsame Wirkungen und verwandte Stimmungen hervorbringt. Wie der Kanarienvogel durch seinen fernen Landsmann in Athem gehalten wird, wie ein Frosch dem andern antwortet, wie die Cicade nur in Gesellschaft singt, so der Mensch im Garten der Natur. Unzählige Male haben wir während eines langen Aufenthalts am Golf Neapels die Beobachtung gemacht, daß ein Singender den andern zum Antwortgesang hinriß, oft in Entfernungen, welche es unmöglich erscheinen ließen, daß einer den andern verstand. Ein dritter aus noch weiterer Ferne mischt sich hinein, ein vierter, ein fünfter, ein sechster gesellen sich hinzu, häufig ohne einander sehen zu können, und am Ende klingen von allen Seiten verwandte Tonweisen, bei diesem stärker, bei jenem schwächer, bei diesem kunstvoller, bei dem andern roher, aber immer einander ablösend und in Rhythmus und Tonfall auffallend ähnlich. Eine Menge Bleistiftnoten, die den melodiösen Inhalt dieser Sänge festzuhalten suchen, liegen vor uns. In langsamen Triolen steigt und fällt die Melodie im Umfange einer Quarte, pausirt, wiederholt sich und sinkt zum

Schluß drei bis vier Töne unter den tiefsten bisherigen Ton. Dieser wird möglichst lange ausgehalten. Dabei erhält die Singweise ihren fremdartigen Charakter wesentlich durch das Vermischen von Dur und Moll. Die erstere Tonart wiegt vor bis ein Ruhepunkt naht; also, wenn wir die Triolenform durch $^6/_8$ Takte ausdrücken, etwa bis zum dritten Takt, welcher in müdestem Moll die Stimme sinken läßt; die Wiederholung dann wieder in Dur und zum Schluß abermals der tiefere Tonfall durch lauter Verminderungen angebahnt. Jeder Theil besteht etwa aus 3 $^6/_8$ Takten, außer Auf- und Schlußtakt; das Tempo entspricht unserm Andantino, wird aber durchaus frei und recitirend genommen. Der letzte Ton ist meistentheils unbestimmbar und liegt zwischen den ausdrückbaren Noten, etwa wie die Uebergangstöne der Geige. Er gehört nicht in die Harmonie der Haupttakte. Dennoch beginnt der Gesang immer wieder unbeirrt auf dem richtigen Ton.

Einen Text unter vielen, die wir an Ort und Stelle sammelten:

Nach dem schönen Berge will ich gehen,
Wo die Wäscherinnen zu finden sind.
Dort such ich mir die Schönste aus.
Bei mir bleibt sie, ich lasse sie nicht wieder.
Jeder wird sie bewundern: Questa quanto è bella!
Wo hast du die gefangen?
Auf dem schönen Berge fing ich sie ein,
Wo der Schnee liegt und nimmer schmilzt.

Aehnlich sind die meisten Gesänge. Eine Schöne ist gewöhnlich der Gegenstand, nach welchem das Lied sich sehnt. Schnee hat für den Südländer den eigenthümlichen Doppelreiz des Gaumens und der Augenweide. Sein Lieblingskühlungsmittel, Granito, ist Conditoreis, das aus veredeltem Schnee besteht. Seine Schilderungen entlehnen ihre Reize daher gern aus den Regionen oberhalb der Schneelinie.

So zählt auch ein Lied mit dem Refrain Tripoli trapoli, come la neva, oimé mama mia! zu den oft gesungenen. Weiß nämlich wie der Schnee ist die darin gepriesene wilde Taube, weiß wie der Schnee, Mama mia!

Die Melodie, nach welcher in Venedig die Tassostanzen gesungen werden, ist ebenfalls reich an Triolen, aber fast durchweg in Molltönen und bereits im Eingange durch lang gehaltene Noten von feierlicher Wirkung. Die wesentlichste Aehnlichkeit zwischen ihr und der eben besprochenen Weise liegt in dem lässig sinkenden Schluß und dem ungemessen verhallenden Endton. Man wird in einzelnen Theilen an Palästrina erinnert. Es ist überhaupt zwischen der alten Kirchenmusik und dem Naturgesang der Italiener viel Verwandtes.

Das römische Ritornell, obschon auch in keine unserer regelrechten Ton-

arten einfügbar und mehr im Charakter einer der altgriechischen Tonfolgen, hat mit den oben angedeuteten Singweisen das Zerren des Schlusses, das Trioleneinschieben und die schläfrige Unbestimmtheit gemein. Da es sehr häufig komisch wirken soll, so erhöht der Sänger durch das lange Vorenthalten der Schlußsilbe die Wirkung, indem er die Spannung des Hörers verlängert. Wo ihm niemand zuhört, faßt er sich um des eignen Genusses willen nicht kürzer, da ihm das dolce far niente, zu dem der Ton langsam hinabsinkt, lieber ist, als der kürzer gehaltene Theil des erzählenden Eingangs.

Hier eins dieser römischen Gassenproducte, wie es zur Chitarra gesungen wird, langsam, gedehnt, zum Schluß meist in Moll und fast Note für Note dem Gesange in den Massarien Sorrentos entsprechend:

Blüte des Oelbaums!

Wer ein Weib nahm, das nicht Frieden hält,
Ist ein Mann zwischen Leben und Sterben.

Nußblüte!

Willst du freien und keinen Krieg haben,
So nimm eine Blinde, Taube oder Stumme.

Pinienblüte!

Sichrer ist eine Terne im Lotto zu treffen,
Als eine Gattin ohne Mängel.

Nelkenblüte!

Die Weiber haben Rosen auf Wangen und Busen,
Aber pflücke sie — Du wirst Dich stechen!

Melonenblüte!

Wer da den Frauen trauen möchte,
Denke bei Zeiten an Simson und Delila u. s. w.

Der Reim wird nicht immer festgehalten, Assonanzen, und oft nicht einmal diese, schließen die letzte Zeile. Eigentlich aber soll die willkürliche Anrufung einer Blüte Fior di Melone, Fior d'Indivia u. s. w. den Anhalt für den Endreim abgeben. Die immer rege Phantasie des Italieners hat dadurch einen Zaum, der sie zum Aufsuchen einer Reimverwandtschaft nöthigt, und da die Melodie nicht mehr erfunden zu werden braucht, die italienische Sprache sich aber spielend reimt, so ist die unserm Volke abgehende Improvisationsgabe hier kaum noch etwas Verwunderungswerthes. Der ganze Zauber des Ritornells besteht in der Schlußzeile, die der Sänger selbst zu finden hat, nachdem er die Blüte im Eingang nannte. Hier spannt sich das Interesse. Jeder hat einige Dutzend Reime in Bereitschaft und ist überrascht, wenn der Sänger neue bringt. Im Lesen geht dem Ritornell jeder Reiz ab; die Willkür des Eingangs verletzt als sinnlos.

Die Begleitung des Instruments ist unwesentlich und die meisten Ritornelli singt man ohne Instrument; steht eins zur Verfügung, so schließt gewöhnlich ein saltarelloartiges Nachspiel jeden Vers ab. Von welcher Gemeinnützigkeit diese Sangform ist, davon wird man sich hiernach leicht überzeugt halten. Zu den meisten Tagesstunden hat ein äußerungsbedürftiges Volk wie das italienische, etwas auf dem Herzen, was heraus möchte. Ein Mädchen, das sich am Fenster zeigt, fordert die Neckluft ihres vis à vis heraus; sofort wird irgend eine Blüte angerufen und ein schalkhafter Endreim dazu ersonnen. Der Schuster, auf der Straße mit Stiefelbenageln vollauf beschäftigt, macht sich im Ritornell über die vorüberwandelnden Schuhe und Stiefeln lustig, an denen er Mängel aller Art entdeckt. Die Latugaverkäuferin verspottet ihre gegenüberstehende Concurrentin. Der Campagnereiter nimmt mit einem Ritornell von der Wirthin der einsamen Herberge an der Via Appia Abschied und hat den Vorrath in seinem Reimköcher noch lange nicht verschossen, wenn er in Arriccia eintrabt. Und nun gar wenn Abends das Geschäft ruht und hier und dort Liebeseinleitungen gemacht werden, welche leicht zugängliche und jedem geläufige Mittheilungsweise und wie unverfänglich zugleich, da alle Welt singt!

Außer dieser Art Gesang nun, der sich über ganz Italien erstreckt und den wir mit den Schifferliedern im Hafen des goldnen Horns vergleichen hörten, gibt es eine unzählige Menge Lieder, welche im Munde des Volks leben, durch Tradition oder auch durch gedruckte Ueberlieferung sich fort erhalten und mit der französischen Chanson manche Aehnlichkeit haben. Wir geben einige Beispiele aus Rom:

Il Merlo non ha beccó, Tirira la la lera là!
Povero Merlo, come farà a campà?

Wie die Amsel hier im ersten Vers keinen Schnabel hat und der Chor, dem die letzte Zeile zufällt, daher verwundert fragt: wie er nur sein Leben fristen werde? so spricht ihm der zweite Vers die Augen, der dritte den Kopf, der vierte den Hals ab und immer bleibt die Verwunderung des Chors die nämliche.

Ein anderes Beispiel:

Che belli occhietti! la vita mia tu fai, contenta
Se ti miro, vilà, non ti lascerò mai-che belli
Occhietti che hai tu!

Im zweiten Vers werden die Zähne gepriesen, im dritten il bel nasino, im vierten alle Wonne, welche die besungene Schöne zu bereiten vermag.

Aehnliche Huldigungsausdrücke bringt ein drittes Lied zu Gehör:

Quegli occhi son astri
Del ciel più lucenti,
Coralli le labbra
Son perle quei dente u. s. f.

und der Refrain versichert allemal

Mi sembri Regina,
Non più vilanella!

Wo die Liebe so glühend ist, hat der Schmerz natürlich auch eine Menge Uebertreibungen bei der Hand.

Jo chiamò la morte! che vuoi da me infelice! u. s. w.

Meistens schildert der trostlose Liebhaber seine bleichen Wangen, und wo ein Wasser in der Nähe, da spricht er von Selbsttränken.

La Simpatia, ein in Neapel sehr beliebtes Lied, gibt in sieben langen Versen die Gefühle eines bis zur Raserei Verliebten wieder. „Ich bin ganz Feuer" sagt er der Dame seines Herzens, „nicht das Meer genügt die Glut zu löschen. Arme und Beine sind mir wie zerschlagen. Ich schwitze kalt, verändre die Farbe, mein Blut gefriert. O erhöre mich! Nächte lang lag ich auf der Lauer, weder Schnee noch Regen fühlend. Nun, Nenna? sage, bella mia,

Percia lo core la simpatia,
'Nnitto 'nfatto te fa nuammorà!

Mit diesem nämlichen kurz und gut schließt jede Zeile.

Nicht minder gesunden Humor bewahrt sich der Anbeter der schönen Carolina. Ihre Haare haben ihn vor allem verzaubert; er erklärt, närrisch geworden zu sein. „Betrachte ich diese Haare, da mein' ich in die Sonne zu blicken. Küsse ich sie gar, da führen ihre Düfte mich zu Dir. Immer trage ich das theure Pfand auf dem Herzen; selbst im Schlafe umgaukeln sie meine Träume. Uebrigens habe ich schon halb die Miene eines traurigen Hundes, und es ist hohe Zeit, daß du mich heiratheſt." Dies Lied ist in ganz Italien heimisch und wird als

Vera Canzona de li Capeli de Carolina

feil geboten.

Häufig gibt auch die Beschäftigung der Schönen Anlaß zu poetischen Ergüssen. So z. B. in der Savannerella, wo der Schönsten aller Schönen, dem Ausbund aller Nenellen, gesagt wird, sie sei lieblich wenn sie wasche, lieblich wenn sie Zeug zum Trocknen aufhänge, und die Sonne gehe nur deshalb auf, um ihr, der Wäscherin, beim Laugen und Trocknen zu helfen. Auch hier wird schließlich die Ehe als einziges Rettungsmittel empfohlen. Dies Lied ist echt neapolitanisch, und der Hörer erinnert sich dabei mancher Schönen dieses

Berufs, die er auf ihrem mit Wäschkörben beladnen Maulthier vom Bomero herabtraben sah.

Nicht minder werden die Gemüsehändlerinnen gefeiert, und zwar ebenfalls mit Grund, denn es gibt sehr zierliche unter ihnen. Die Padulana ist ein durchaus volksthümliches Lied.

Dazwischen gibts aber auch schmachtende Mädchenherzen. „O Tresoro, o Giojella de st'arma!“ seufzt eins derselben, „kehre zurück, ich bereue meine Kälte. Nicht mehr tanzen noch singen kann ich. Der Signor und die Signora und die ganze Verwandtschaft haben schon bemerkt, was mir fehlt. Komm und noch diese Woche soll Hochzeit sein! Alle Tavernen von St. Lucia wollen wir durchschwärmen und die Nachbarn mögen unsere Freude theilen.“ Auch hier also ein durchaus praktisches Ende. Selbst der arme Teufel, der das große Loos zu treffen meint, geht zu allererst mit Heirathsplänen um. Vor der Hand will er seine Hose versetzen, um in Benevent drei Nummern zu wagen. Er ist aber sicher, daß sie herauskommen, und so soll seine Nenné sich schon auf alles einrichten, unter anderm auf eine lengua furastera, eine fremde Sprache, denn im Frühling will er mit ihr Japan und Indien bereisen. Natürlich schließt das Lied mit einer Niete, und er macht sich von Nenné ebenso rasch los, wie sie von dem Ohnehosen.

Ueberhaupt ist die Umgangssprache in diesen Liedern durchweg von jeder Schranke frei. Die bella Ciardenera nimmt die ihr gebrachten Huldigungen sehr übel. Francisco, der Gärtner, habe schon ihr Herz. Was Teufel lasse sich ein andrer einfallen ihr sein Leid zu klagen; noch überdies ein solcher Affe (gatto maimone)! Ob er nicht merke, daß sie wie eine frische Rose blühe, daß sie Milch sei, die man nicht stehen lasse, bis sie sauer werde? Die neapolitanischen Lieder thun es in Grobheiten denen Roms und Venedigs zuvor. Die meisten Lieder, sobald sie anfangen beliebt zu werden, rufen eine sogenannte Risposta hervor d. h. eine gewöhnlich derselben Melodie angepaßte Antwort, zuweilen von dem nämlichen Dichter, häufig von einem andern und nicht selten travestirenden Inhalts. So z. B. die Risposta alla Canzona: Te vöglio ben assai! In diesem letztern poetischen Liede erweichen die Seufzer eines Verliebten endlich das Herz der schönen Angebeteten, und der letzte Vers jubelt über den Triumph Amors, denn ihr Auge werde feucht, ihr Herz rufe ihm Antwort zu! Diese Antwort auf das beliebte Lied des Improvisators Raffaele Sacco gibt ein Ungenannter. Nachdem die Schöne alle möglichen Schmähungen über den Liebhaber ergossen hat, schließt sie mit der Versicherung: für so feines Brot, wie sie sei, habe er viel zu grobe Zähne, und sein ganzer Singsang bereite ihr Uebelkeit.

Von ähnlichen Wirkungen auf den Magen redet die in dem Liede Pecché angesungene Nenella. Sie sendet ihren Bewunderer ins Tollhaus; Schönheit,

Geld und Lebensart besitze sie und wisse einen Bessern zu finden. Chi canchero! — In einer Risposta auf die Vorwürfe Mennechés räumt die Geschmähete ein, sie haben 100 Liebhaber, Sergeanten, Schneider und andere gute Leute, Mennechés möge seiner Wege gehen. In einer dieser Canzonen klagt ein Bräutigam, seine Braut esse zu viel, werde immer runder, spatziere, und sei mit jedermann gut Freund, während alle Welt sage, eine Liebende werde blaß, mager, melancholisch und verkehre nur noch mit den Sternen. Auch hier klingts derb aus dem Walde zurück. Sie thue, was ihr anstehe, werde essen, daß sie „rund und majestätisch bis zum Bersten" werde. Er sei ein Naseweis, und sie sehe ihn mit dem Rücken an. — Die Angst, abzumagern vor lauter Liebesleid, sprechen die meisten Liebesklagen aus. In dem römischen Liede Il Moretto versichert das Mädchen, wenn sie ihren Mohren nicht heirathen dürfe, gehe ihre Gesundheit zu Grunde. Vergebens stellt ihr die Mutter die Armuth des Mohren vor, und verspricht ihr zu nächstem Jahr markt eine schöne Schürze, — sie behauptet, die Gesundheit halte es nicht aus. — Erbauliche Selbstschau auch stellt in Agostino Clementis Canzone „Gué mà voglio o marito" eine Florentinerin über die Eheloſigkeit an. „Ich halte dies einsame Leben nicht länger aus, Mama mia! Laß mich heirathen! Schon vor drei Jahren verliebte ich mich und verlor die Farbe. Jetzt fange ich an, wie eine alte Jungfer, sauer zu werden. Haut und Knochen trocknen zusammen. Die Leber macht mit Gewalt den Geist krank. Warum durften Teresa und Luisella heirathen und ich nicht? Liegt doch die Aussteuer bereit und Ringe und Kleider dazu. Dabei verstehe ich mich auf Handarbeiten und Antoniello ist ein braver Bursch. Himmel, welches Glück, wenn er Abends an mein Fenster kommt und ich, mit sauber gerollten Haarlöckchen um den Kopf, dasitze und mit ihm schwatzen kann. Aber immer genügt das nicht. Wahrhaftig, ich vertrockne wie eine überjährige Schaflaus!"

Die schönd Marrincia gesteht ihre Liebe mit dem Zusatz, aus einer Mairose sei sie allmälig zu einer Todtenblume geworden.

Wir sagten schon, daß ein Liebeslied selten ohne Bezug auf Hochzeitsfestlichkeiten bleibt. Während der Werbende von diesen Dingen mehr oberflächlich redet und sie nur anführt, um seine Werbung ernstlich erscheinen zu lassen, geht das Mädchen gern ins Detail. In der poetischen Risposta des Baron Zezza auf Agostino Clementis Primo amore ruft sie dem Jugendgeliebten die ersten Kinderspiele, dann die Stelldicheins ins Gedächtniß und verbreitet sich endlich mit Behagen über ihre Hochzeitsvorbereitungen: der Kuchen sei schon gebacken, die Aussteuer liege bereit, der Hochzeitsbitter sei bestellt. Wo ein längerer Brautstand nicht schon über die ehrbaren Absichten des Liebhabers Beruhigung gibt, da heißts: das Weitere nach der Hochzeit! oder auch: sprecht mit Mama, fraget Papa. Meist wird der kürzeste Heiraths-

termin gleich ausgesprochen. Es ist dieser Zug für italienische Volkssitte höchst charakteristisch. Der Verkehr zwischen der Unverheiratheten und ihrem Verehrer pflegt in Italien sehr beengt zu sein, weit mehr als diesseits der Alpen. Das Mädchen wird mit Aengstlichkeit bewacht, und bewacht sich selbst mit nicht minderer Vorsicht. Erst der Priestersegen macht sie frei.

Einige Lieder lassen freilich durchblicken, daß solche Ehen häufig Enttäuschungen im Gefolge haben. In folgender Weise unterhält sich ein Römer mit seiner Gattin.

Sie: Ist das ein Fleißiger! Entweder muß er essen oder trinken. Morgens in die Aquavitaschenke, Abends berauscht zurück. All sein Gut hat er aufgeschluckt. Mein Hochzeitsgut ging mit drauf! Rund wie eine Pommeranze kam ich zu ihm, eine Sardelle läuft mir jetzt an Corpulenz den Rang ab!

Er: Hochzeitsgut? Einen Seegraspfühl eben genug zum Pfeifenstopfen! vier klägliche Stühle, ein Bettgestell kaum fähig allein zu stehen. Schon in der ersten Nacht brachen wir damit zusammen. Die ganze Nachbarschaft fuhr aus dem Schlaf!

Ein Liebhaber, den die Eltern beim Wort halten, sucht in der Canzone Meso Seccato einen guten Freund, der ihm seine Liebste abjage. Heute sei des Mädchens Geburtstag, dann komme der Namenstag, dann Weihnacht, Neujahr, Carneval und endlich gar der Mama Geburtstag. Da finde ein Anderer Vergnügen daran, und dabei werfe die Mama ihm noch immer vor, er komme nur zum Vergnügen! — „Die Pest über die Weiber!“ ruft der im Toledo durchgeprügelte Tortaniello, der sich einfallen ließ mit einer Schönen anzubinden.

Diese Neigung zu komischer Auffassung macht sich auch über den alten Liebhaber her, der „kein Adonis, o nein, kein Adonis ist.“ Ihm wird ein Spiegel vorgehalten, damit er sehe, was ihm für Hörner angewachsen seien. Ein Auge drückten heirathslustige Mädchen wol zu, bei ihm aber reiche ein Augezudrücken nicht aus. — Ebenso geht es in der römischen Casca in Terra über die alten Weiber her. „Warum schelten sie mich Kunkel? Weil ich 90 Jahr alt bin und keine Zähne mehr habe? He! mein Vetter ist ein Zahnarzt, der wird schon Rath schaffen. Oder um meiner Haare willen? Der Perruchiere ist nah bei. Laßt mich nur machen. Oder um meiner Einäugigkeit willen? Nun, da gibts jetzt Augen von Glas. Ich will sie schon prellen.“

Aus allen diesen Canzonen blickt die Physiognomie des niedern italienischen Volks. Die meisten Nenellen reden von ihrer Herrschaft, sind also Dienende. Der Einfluß des Vaudevilles ist nicht zu verkennen. Man witzelt, schwärmt, prügelt sich, ist über alle Gebühr grob und singt zur Chitarra das tägliche Einerlei des italienischen Lebens. Die Sittenpolizei theilweise ist

Schuld daran, daß bei all diesem Singsang nichts Unsittliches durchbricht; aber auch jeder lüsterne Anstrich fehlt, und diesen würde keine Polizei zu verwischen im Stande sein, wenn er überhaupt im Volkscharakter läge.

Eins der wenigen Lieder, welches durch seine Melodie bedeutend zu nennen ist, hat dem Interdict der neapolitanischen Polizei weichen müssen. Wir gelangten glücklich noch zu einmaligem Anhören und fanden Gelegenheit, die Weise durch Noten festzuhalten. Man sang es hauptsächlich an der Küste von Amalfi und Salerno, wagt aber jetzt nicht mehr es anzustimmen. La Monaca pazza heißts im Dialekt. Die tollgewordene Nonne singt bald von hundert Liebhabern, die sie haben möchte, bald von einem Einzigen, nach welchem ihr Sinn steht und den sie vom Glockenthurm aus sehen kann, bald vom Santo Diavolo, der ihr helfen soll, und wie sie Lust habe ihre Tunica in Brand zu stecken, wenn sie daran denke, daß sie Nonne sei. Zum Schluß kommt immer, nach einer wild lustigen Melodie, der klägliche Wehruf

„Oimé! Oimé! La Monaca pazza son' io! è!"

Das Lied hat noch viele, uns nicht bekannt gewordene Verse. Es wäre schade, wenn es verloren gehen sollte, denn an poetischem Gehalt und mehr noch an musikalischem ist die Ausbeute unter den Volksliedern Italiens ungemein gering.

Zu den wenigen Ausnahmen zählt noch immer das echt südliche Schifferlied Il Barcajuolo di Santa Lucia, das durch die Uebersetzung von Kopisch dem Texte nach bekannt, auch um seiner lieblichen Melodie willen in Deutschland eingebürgert zu werden verdiente.

Sul mare lucida
L'astro d'argento;
Placida è l'onda,
Prospero è il vento.
Venite all'agile
Barchetta mia! St. Lucia! St. Lucia!

Es liegt ganz der Zauber des neapolitanischen Meerufers in Wort und Klang dieses zarten Liedes. Santa Lucia hat ein Kirchlein am Strande, dort wo eben das meiste Schiffertreiben ist; sie beschützt die Schiffer und steht in dem Rufe, die Blindheit zu heilen, so daß auch Liebeskranke an ihre Allmacht glauben. Man hört das Lied häufig von Schiffern, welche am Ufer in ihrer Barke auf Kundschaft warten.

Verwandter Stimmung ist das altvenezianische Schifferlied La Gondoletta.

La Biondina in gondoletta
L'altra sera go menà,
Dal piaser la poveretta
Lasa in bota indormenzà.

Ihr Schlummer in seinen Armen wird von Zeit zu Zeit durch das Wellengeräusch unterbrochen; das Schaukeln der Gondel aber wiegt sie immer wieder ein. Während dessen tritt der Mond aus den Wolken und bescheint ihre lieblichen Züge; ein leises Lüftchen hebt den Schleier von ihrem Busen. Der arme Gondolier verliert seine letzte Fassung, und seine Leidenschaft weckt sie auf.

Zu den Schifferliedern zählt auch der Pescator dell' Onda. Der Römer singt den Refrain auf Dirindondella und hält die Hauptmelodie in Moll. Der Neapolitaner hat dasselbe Lied, aber in Dur, wie unser deutsches „Mein Schiff streicht durch die Wellen! Fridolin!" Sein Refrain ist Fidelin! ein Zuruf, den die Rudrer zu ihrer Anspornung sich zu machen pflegen, wenn sie andeuten wollen, der Fremde werde sie mit einem Gericht Nudeln regalieren. Am Golf bittet man bekanntlich oft nicht um ein Trinkgeld, sondern um eine Schüssel Macaro oder Fidelin. In beiden Liedern fällt einem Mädchen ihr Ring ins Meer und der Schiffer, der ihn wieder holt, läßt sich, statt der angebotenen 100 Zechinen, einen Liebespreis gefallen.

Ma se lo sa mio padre,
Che cosa mi dirà?

Aber er beruhigt sie:

Sta zitta e non dir niente,
Che poi ti sposerò.

Weniger gut hats der Schiffer in dem sehr lieblichen Liede la bella Sorrentina. Beim Piedigrottafest hat er sie zuerst erblickt:

Jo ti vidi a piedigrotta
Tutta gioja, tutta festa,
Dalla mama eri condolta,
Piu di fiori e perle in teste.

Goldverziert das Corpetto, seidenschillernd das Kleid, die Haarnadel mit zitternden Silberähren — ma tù ingrata Sorrentina poco curi il mio penar. Seitdem treibt er in seiner zerbrechlichen Barchetta unter ihrem Fenster, bis ihn endlich ein Sturm als Schiffbrüchigen auf den Strand von Resina wirft.

Auch das zierliche Voca Voca! ist ein sicilianisches Schifferlied, und nicht minder ists ein Schiffer, welcher die Fee von Amalfi beweint. Dies letzte melancholische Lied sangen unsere Schiffer, als wir von Salerno nach Amalfi fuhren und wir hatten Muße Text und Melodie uns anzueignen.

Kehre doch zurück, Geliebte! du meine Fee, der nicht Blume noch Stern gleich kommen.

Ach, zu wem rede ich! Wo ist meine Rose? Entblättert am Wege! Keine Düfte spendet sie mehr.

Ein großer Herr hat sie mir abtrünnig gemacht; drei Monat schon ist sie fort, und doch, ob sie gleich treulos, ich kann sie nicht vergessen!

Fahre ich Morgens in der Barke gen Neapel, da, mein ich, reicht sie mir die Hand im Morgenwinde entgegen. Werfe ich die Netze ins Meer, da blickt mich ihr Bild aus den Wellen an. Ich sehe sie im Geiste und grüße sie, wenn ich bei der Kapelle vorüberfahre. Aber ach, sie ist eine entblätterte Rose und ich soll sie vergessen!

Nur wenige der gangbaren Lieder in Italien haben diese durchgehend wehmüthige Stimmung, die unsern deutschen Volksliedern so eigenthümlich ist. Auch naiv sind nicht viele. Zu letztern zählt der neapolitanische Monnezzariello. Er möchte eine Schöne erobern und bietet ihr, was ihm eben zu bieten möglich ist: Zu Weihnacht eine große Menge Lorbeer und Broccoli, zu Ostern das übliche Ei und ein Lämmlein, dann so oft die Jahreszeit es gestattet: frisches Obst, und endlich, wenn sie ihn lieben will, auch sein Herz. In der Risposta dankt die Schöne für Broccoli und bittet statt dessen sofort um das Herz. Ei und Lamm sind ihr schon recht, sie bietet als Gegengeschenk ihren Ring an. Auch Früchte werden dankbar acceptirt.

Zart endlich ist die Empfindung in dem neapolitanischen Gärtnerliede. Er erzählt seine Morgenempfindungen im Garten; Rose, Nelke, Lilie, Veilchen habe er für sie, die Zauberin, die ihn berückte, zum Strauß gebunden, aber eine Stimme habe er zu hören gemeint, die ihm zurief, die rechte Blume fehle noch dem Strauße. Jetzt sei auch sie hineingebunden, ganz sotto sotto, weil sie schamhaft sei, denn diese Blume, die in ihrem Gefühl nie welke, sei sein Herz. In der Risposta gibt ihm die Schöne nichts an Sinnigkeit nach. Sie habe auf den ersten Blick diese Wunderblume in dem Strauß entdeckt. Wenn nur sie selbst, die Empfängerin der duftigen Gabe, adorosa, fresca und bella genug sei, um seine Liebe zu verdienen! Viel schöner möchte sie jetzt sein. Uebrigens sei sie Wäscherin, halte zum Trocknen und Bleichen einen Garten und dahin trage sie den Strauß, um ihn immer vor Augen zu haben. Komme nichts dazwischen, so könne schon in Monatsfrist Hochzeit sein. Er habe keinen Herrn zu fragen, sie sei ohne Tata und Mama. So solle denn Treue die Blume sein, welche nimmer zwischen ihnen welke.

Aehnlich hält sich zwischen Poesie und Prosa das schon erwähnte Lied lo primm' amore. Der Refrain

Caro è lo primm' amore
E non se pò scordà!

hat verwandte unter den französischen Chansons, wie auch unter englischen

und deutschen Liedern. Ob eins von dem andern borgte, ist schwer nachzuweisen, dem Gefühl nach scheint es nicht ursprünglich italienisch.

Die Dichter der neapolitanischen Lieder neuern Datums sind theils Improvisatoren, theils Straßensänger, hin und wieder auch wirkliche Berufene. Man liest auf den bessern fliegenden Blättern Namen wie Baron Zezza, il Cavaliere Raffaele Sacco, Pietro Durelli, Battista Collajanni, auf den mehr dem Gemeinkomischen gewidmeten dagegen Namen wie Mariello Bonito, E del Preite, Agostino Clemente u. a. Auch ein Namensvetter des Dichters der Gerusalemme liberata, der ja in Sorrent heimisch war, wird genannt: Totonno Tasso. Die meisten Compositionen sind von Pietro Labriola; sie haben viel Opernanklänge und gehen fast durchweg im Walzertakt. Die niedrigkomischen Canzonen enden häufig mit einem Appell an die Börse des Hörers und mit der Versicherung, daß des Sängers Kehle der Anfeuchtung bedürfe.

Begreiflicherweise ist bei der zunehmenden Fülle dieser Volkspoesie das Bedürfniß und der Geschmack für classische Stoffe immer mehr verschwunden. Dante würde heute nicht mehr dem Schmied sein Geräth auf die Erde zu werfen brauchen, zornig über die willkürlichen Auslassungen, die sich dieser beim Singen der göttlichen Komödie erlaubte. Auch kein Eseltreiber würde ihn mehr durch das den danteschen Terzinen angehängte Arrhi, Arrhi! in Verzweiflung bringen. Schmied und Eseltreiber, wenn sie nicht gar improvisiren, haben andere Lieder als die von Hölle und Fegefeuer. Die zärtlichen Schilderungen aus Dantes la Morte de Beatrice sind weniger vergessen worden und ihnen wie denen Petrarcas entlehnt noch heute der unglücklich Liebende seine poetischen Ausdrücke. Es ist noch immer Petrarcas

Oimé il bel viso!
Oimé il soave sguardo!
Oimé il leggiadro portamento altero!

was in einer italienischen Liebesklage durchklingt. Die Sprache dichtet schon von selbst und mit diesem Klangzauber, dem sich ein melodischer Gesang gesellt, begnügt sich das italienische Ohr. An eine Stimmungseinheit zwischen Musik und Text wird dabei selten gedacht. Es gibt übersprudelnde Liebeslieder mit der klagendsten Melodie und umgekehrt. Vorwiegend heiter sind die neapolitanischen Lieder, doch taugt das Wort heiter überhaupt nicht für italienisches Wesen, und so mag denn das Ueberwiegen der Durtonarten den Sinn richtiger bezeichnen.

Interessant wäre ein Vergleich zwischen dem in Obigem angedeuteten jetzigen Zustande der italienischen Volkspoesie und derjenigen anderer südlicher Nationen, namentlich der spanischen, auch vielleicht, so weit die Sangweise in Betracht kommt, der Bevölkerung jenseits des Mittelmeers. Das Material zu einer solchen Arbeit ist leider noch zerstreut und überhaupt das vergleichende

Studium diesem Gebiet noch ziemlich fremd. Es würde eben hier zu größerer Uebersichtlichkeit führen und namentlich Licht verbreiten über denjenigen musikalischen Theil, der nicht wie die Canzonen von der modischen Opernmelodik angesteckt worden ist. Hierher gehören zumal die einfachen Weisen der Piferari, der Ritornells, der venezianischen Stanzen. Auch das Wesen der Risposta käme dabei in Betracht. Es scheint uralt. Schon in einigen Idyllen des Theokrit (z. B. in der 5.) antworten sich die Hirten in solchem Wechselgesange. Virgils Idyllen bieten nähere Anhaltpunkte, und Horaz spricht in seinen Briefen von Wechselgesängen der fescennischen Landleute, die dem nämlichen Gebiete angehören dürften und sehr wahrscheinlich die Melodie des heutigen Ritornells schon festhielten, denn sie scheint ganz gemacht, von Jahrhundert zu Jahrhundert unverändert fortzuleben. R. W.

Französische Zustände.

Der Mordversuch auf das Leben des Kaisers Napoleon hat von neuem alle Blicke auf die innern Zustände Frankreichs gerichtet und den Abgrund gezeigt, an dem dies Land noch immer steht. Der Vulkan ist nicht ausgebrannt, die Lava ist noch in glühendem Flusse und wartet der Gelegenheit sich zu entladen. Es ist von der kaiserlichen Presse sogleich darauf aufmerksam gemacht, daß kein Franzose sich an dem Verbrechen betheiligt; es mag sein, daß die Untersuchung dies bestätigt, aber es ist ebenso sicher, daß das Attentat von der Oper keine isolirte Thatsache war und daß eine allgemeine Schilderhebung in Italien und Frankreich damit zusammenfallen sollte. Während die Flüchtlinge einen Handstreich auf Ancona vorbereiteten, waren die Socialisten im Dauphiné und den mittlern Departements geschäftig, sprachen von einer baldigen Revolution und machten sich fertig auf Paris zu marschiren, um den Aufstand mit Waffengewalt zu unterstützen. Dies ist nicht nur durch amtliche Berichte, sondern auch durch Briefe von Leuten festgestellt, die ebenso unabhängig von den Parteien als von der Regierung sind; die Adresse des Senates sagt, der revolutionäre Geist, der aus Frankreich vertrieben (?), habe im Ausland seinen Sitz aufgeschlagen und sei kosmopolitisch geworden. Bis zu einem gewissen Grade ist das wahr, es gibt eine Art Solidarität der revolutionären Propaganda, die den Sturz aller Throne und die rothe Republik will, Italiener, Franzosen, Polen, Spanier, Rumänen u. s. w., aber man wird auch kaum einen Revolutionär aus einem Lande finden, dessen Zustände nicht höchst bedenklich sind und durch den Druck des Despotismus den Gegendruck des Aufstandes hervorrufen.

Weshalb machen denn nicht Engländer in Frankreich oder Deutsche in Belgien Versuche, ihre Länder zu insurgiren? Mit wahrer Freude haben wir die Beobachtung gemacht, daß kein einziger Deutscher auch nur entfernt mit dem Attentat zusammenhängt, die meisten deutschen Flüchtlinge haben eingesehen, daß unsere Zustände, wenn nicht erfreulich, doch golden gegen die vieler anderer Länder sind und durch Verschwörungen der Fortschritt des Vaterlandes nicht gefördert, sondern sehr wirksam gehindert wird. Das Conspiriren, die Mordanschläge widerstreben der sittlichen Natur des Deutschen, selbst die exaltirtesten Köpfe unter ihnen lassen sich nicht darauf ein. Dagegen will uns bedünken, als ob die französischen, italienischen u. s. w. Flüchtlinge und Revolutionäre immer wilder und verzweifelter in ihren Plänen und Anschlägen werden, sie scheuen kein noch so unmenschliches Mittel für ihr Werk der Zerstörung und wir fürchten, daß, wenn eines Tages sie ihr Ziel für den Augenblick erreichten, wir Dinge sehen würden, die beweisen könnten, daß es nicht nur unter den Sipoys Menschen gibt, die sich kaum von wilden Thieren unterscheiden.

Angesichts dieser so gefährlichen Lage müssen wir fragen, welches ist die Stellung der Regierung zu derselben und welches sind die Elemente, die ein Gegengewicht gegen jene zerstörenden Kräfte bieten. — Wenn ein Fürst, an dessen Leben für den Augenblick die gesellschaftliche Ordnung mehr als eines Landes hängt, einem Mordanschlag entgeht, so ist die natürliche Folge eine große Popularität, man fühlt, in welcher Gefahr man schwebte, und man umgibt die Person, auf deren Rettung es ankam, mit seinen Sympathien. So zweifeln wir auch nicht im geringsten, daß die rauschenden Beifallsbezeugungen, welche das kaiserliche Paar in der Oper, auf den Boulevards, in den elysäischen Feldern empfingen, vollkommen freiwillig und herzlich waren, man fühlte, daß, wenn der Mord gelungen, man am andern Morgen die Barrikaden gehabt hätte. Dazu kam noch die Bewunderung für die unerschütterliche Kaltblütigkeit, welche der Kaiser, des Muthes, den die Kaiserin gezeigt hatte. Es wäre leicht gewesen diese günstige Stimmung auszubeuten, statt dessen zeigt sich als unbezweifelte Thatsache, daß die Regierung durch ihre Handlungsweise in kurzer Frist die Frucht des gerechten Abscheus und der begründeten Angst, welche die Bosheit der Mörder eingeflößt, verloren haben wird; sie hat weder würdige Ruhe noch Takt gezeigt und mit großem Ungeschick gesprochen und sprechen lassen. Gleich die erste Anrede des Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung mußte einigermaßen befremden; während die kaiserliche Presse versicherte, kein einziger Franzose habe Theil an der Missethat, betheuerte Graf Morny in starkgefärbten Ausdrücken die Bereitwilligkeit seines Corps, alle Maßregeln zu unterstützen, welche die Regierung für den Schutz der Ordnung nothwendig erachte und machte einen verdeckten, aber energischen Ausfall gegen Englands

Asylrecht. Wenn das Attentat nur von einigen fremden Verbrechern ausging, weshalb denn Maßregeln gegen das ganze Volk nehmen? — Ohne Zweifel war Mornys Rede dem Kaiser zur Censur vorher vorgelegt und derselbe überließ es einem seiner Diener, weitgehende Wünsche zu äußern, deren Erfüllung er als unmöglich weiß, um nachher seine Mäßigung in einem um so vortheilhaftern Lichte zu zeigen, indem er nichts oder wenig von dem Geforderten thut. Den eigentlichen Schlüssel zu den Anerbietungen des Grafen aber gibt die Rede des Kaisers bei Eröffnung der Sitzung der gesetzgebenden Körper. Ohne Zweifel wußte der vertraute Rath der Regierung um die Vorschläge, mit welchen jene Versammlungen überrascht werden sollten, die Mißstimmung in den höhern Kreisen, die Meinung, daß die Gefahr, was man auch sage, nicht in übermäßiger Gewalt der Regierung, sondern in einem Mangel an niederhaltenden Gesetzen liege, ist älter als das Attentat, sie schreibt sich von den Wahlen im Anfang des Sommers, von der Haltung der Presse im letzten Jahre her.

Während die Ruhe und Befriedigung Frankreichs, die Anhänglichkeit an die kaiserliche Dynastie Jahre lang verkündet war, zeigte sich, sobald nur die geringste Möglichkeit einer Meinungsäußerung vorhanden war, ein Gegenstrom. Grade in Paris wurden mehre Candidaten der demokratischen Partei erwählt, man sah, daß dies so vielfach verhätschelte enfant terrible doch mit wohlfeilem Brot, Bauten, Festen und Ruhm Frankreichs noch nicht zufrieden war und den ersten Anlaß benutzte, der Regierung eine Faust zu machen. Denn weiter war die Demonstration freilich nichts, der Ernst, mit dem viele französische Blätter für jene demokratischen oder gar constitutionellen Candidaten kämpften und die Entwicklungsfähigkeit der Verfassung proclamirten, war naiv und zeugte nicht von großer politischer Einsicht. Die Parteien konnten dadurch wenig oder gar nichts gewinnen, da sie sich doch einer überwältigenden Majorität gegenüber befanden, aber für das Kaiserthum waren jene Wahlen sehr unangenehme Kundgebungen, und es folgten sogleich schärfere Maßregeln gegen die Presse. Gegen die Ansicht des Kaisers, die natürlich Gesetz werden wird, daß künftig schon die Candidaten den Eid auf die Verfassung zu leisten haben, um die Verweigerung des Eides der Erwählten zu verhüten, läßt sich wenig einwenden, eine ähnliche Vorschrift in England oder Belgien würde der Freiheit jener Länder keine Gefahr bringen. Aber was soll man außerdem unter den angekündigten repressiven Gesetzen verstehen? Man fragt sich unwillkürlich, was die Regierung noch fordern kann, was sie nicht schon hat: thut sie nicht alles, so kann sie doch alles. Die kaiserlichen Decrete, welche den Spectateur und die Revue de Paris unterdrücken, sind die erste Antwort auf diese Frage. Wir bekennen, für keins dieser beiden Journale Vorliebe zu hegen, der Minister Billault hat Recht,

daß der Artikel des Spectateur, welcher sagt, „früher hätten die Leidenschaften ihre heilsame Grenze in dem heilsamen Gesetz der erblichen Monarchie gefunden, welches dieselbe über allen Wechsel und Ehrgeiz gestellt" absurd ist, weil Heinrich III., Heinrich IV. wie der Herzog von Berry ermordet sind und das jetzige Kaiserthum die Erblichkeit der Krone in die Verfassung geschrieben — aber unterdrückt man ein Blatt, weil es einen absurden Artikel enthält? — Die Revue de Paris hat sich ausgezeichnet durch Veröffentlichung unsittlicher Romane und extremer philosophischer Ansichten, aber sie hat fast nie die Regierung angegriffen. Wie weit soll denn aber die Macht der Verwarnung resp. Unterdrückung gehen? Die französischen Blätter halfen sich bisher dadurch, daß, da sie die Grundsätze und Handlungen des Kaiserthums nicht angreifen durften, sie das Gegentheil derselben in England, Belgien, Piemont ꝛc. lobten, aber auch das — ces formes habilement déguisées — will der Minister des Innern, Billault, nicht mehr leiden, derselbe Mann, der 1847 fand, daß die Charte von 1830 noch nicht genug Freiheit gebe und unter den Reformisten war. Natürlich sind die Präfecten noch weit eifriger als ihr Haupt. Das Blatt „Le phare de la Loire", berichtete über die Eröffnung der Session: Der Kaiser hat die Rede gehalten, welche wir mitgetheilt haben und welche laut der Agentur Havas zu wiederholten Malen die Zurufe „Es lebe der Kaiser, es lebe die Kaiserin, es lebe der kaiserliche Prinz" hervorgelockt hat. Hierauf verfügt der Präfect zu Nantes: — „In Anbetracht, daß diese zweifelnde und unpassende Fassung gegenüber dem so glänzenden Enthusiasmus, den die Worte des Kaisers den großen Staatskörperschaften und allen guten Bürgern einflößten, unter den dermaligen Verhältnissen noch tadelhafter wird, wird dem Journal „Le phare de la Loire" eine Verwarnung ertheilt." — Was will man noch mehr? Will man Villemain verbieten, Memoiren zu schreiben, oder Ampère untersagen, die Geschichte der römischen Kaiser zu behandeln, und die Ansicht zu äußern, daß die Moral trotz der prächtigen Bauten gesunken sei, will man der Akademie einen kaiserlichen Director setzen, der wie im Corps Legislatif das Wort ertheilt, und sie reformiren, wie man das Collége de France „reorganisirt" hat? — Die auswärtigen Blätter werden mit Beschlag belegt, sobald sie einen der Regierung unangenehmen Artikel bringen, selbst Leute vom Schlage Girardins und Vérons haben sich zurückgezogen, weil ihnen die Luft zu sehr abgeschnitten ward, so bleibt die Eintönigkeit der Lohnschreiber Granier de Cassagnac, de la Guerronnière, Renée ꝛc. und die Frivolität von Alex. Dumas Vater und Sohn. Ist das genug, um den Platz als Vorkämpfer der Civilisation zu behaupten, zumal die auswärtige Politik entsetzlich unfruchtbar geworden, und niemand mehr von Donauschiffahrt und Fürstenthümern lesen will? — Was kann aber die Folge davon sein, daß jede Aeußerung einer selbstständigen Meinung untersagt wird,

als daß die ungesunden Säfte, welche sich sonst herausarbeiten, in das Blut zurücktreten und es verderben? —

Während nun so die Presse vorläufig der Prügelknabe des Unwillens der Regierung ist, sehen wir voraus, daß nach allem lautem Geschrei gegen das englische Asylrecht wenig mehr kommen wird. Die englische Regierung hat sich mehrfach erboten, gegen Individuen, welche verbrecherischer Handlungen überführt werden können, einzuschreiten, sie wird sich auch vielleicht zu gewissen, strengern Maßregeln entschließen, wenn man nicht sucht, einen äußern Druck auf sie auszuüben, aber sie wird nicht die Institutionen des Landes ändern, oder zu ändern versuchen, weil einzelne das Asylrecht mißbrauchen. Sehr wahr sagt die Times: „Wenn unsere Nachbarn sich nicht selbst zu schützen wissen, wir können sie nicht beschützen, und wenn sie nur einen einzigen Blick auf die Vergangenheit werfen, so werden sie keinen Grund sehen, zu bedauern, daß wir nicht einmal den Versuch dazu gemacht haben." Wo lebten denn Louis Napoleon, Louis Philipp, Fürst Metternich, der Herzog von Berry u. a. m. in der Zeit ihres Mißgeschickes? Das Attentat hat aber außerdem bewiesen, welche mangelhafte und unzuverlässige Einrichtung die vielgerühmte französische Polizei ist! Orsini lebte lange Zeit in Paris, ohne beunruhigt zu werden, alle vier Verbrecher kamen mit ihren Mordwerkzeugen nach Frankreich und wurden nicht entdeckt. Schlagender ist lange nicht gezeigt, daß nicht Polizei, sondern allein Institutionen die Ruhe eines Landes sichern. Frankreich aber hat keine Institutionen, denn seine Beamtenhierarchie, seine jeweilige Verfassung verdienen diesen Namen nicht. Wo aber keine Institutionen sind und kein Material mehr vorhanden sie aufzurichten, da ist der einzige Schutz der Autorität in der bewaffneten Macht, das kaiserliche Rom ist das große Beispiel dieser Wahrheit, das kaiserliche Frankreich das zweite, und verspricht nicht weniger traurig und lehrreich zu werden. Wie sehr betont Napoleon die Armee als Stütze seiner Macht; sie ist aber auch, und das ist ein gefährlicher Schritt weiter auf der abschüssigen Bahn des Prätorianismus, aufgefordert, sich mit der Politik zu befassen. — Es ist merkwürdig zu sehen, wie ähnlich Situationen ähnliche Incidenzfälle bringen; als im October 1812 der General Malet den Versuch machte, Napoleon für todt zu erklären, was ihm bekanntlich während einiger Stunden geglaubt ward, rief der Kaiser, als ihm die Nachricht in Rußland überbracht ward, „und wenn man an meinen Tod glaubte, hat man nicht an meinen Sohn, meine Gemahlin, die Institutionen des Kaiserreichs gedacht?" — (Thiers Kaiserreich Cap., 45). In den überschwänglichen Adressen, welche von den verschiedensten Trägern nach den Tuilerien überbracht waren, hatte man auch diesmal den kaiserlichen Prinzen fast ganz übergangen, nur die Staatsadresse erwähnte seiner kurz. Der Kaiser war heftig erzürnt darüber und auf seine Ordre ward die Adresse von der Armee

gebracht, welche denn an Enthusiasmus für Napoleon IV. nichts zu wünschen läßt. Bisher hielt man es mit der Disciplin für einigermaßen unvereinbar, daß die Armee der Dynastie ein Vertrauensvotum gebe, jetzt erklärt der General Graf Clerambault, „die Armee sei fortan berufen, eine politische Rolle in Zeiten der Krisis zu spielen," ein General überbietet den andern in Schwüren der Ergebenheit, jede Truppenart hat neue Kraftausdrücke, ihre Treue bis in den Tod und darüber hinaus zu betheuern. Und der Moniteur schiebt die Adressen der bürgerlichen Corporationen für mehre Tage bei Seite und macht darauf aufmerksam, es sei wichtiger, den Geist kennen zu lernen, der die Armee erfülle — vide Tacitus Annalen und Historien. — Der Kaiser hatte in der Thronrede das Heer als seine Stütze genannt, die Rede ist überhaupt persönlicher als wol irgend eine, welche kürzlich bei ähnlicher Gelegenheit gehalten wurde, wir wollen keinen ausführlichen Commentar dazu schreiben, er könnte Bände füllen, wir übergehen St. Helenamedaille, die Herzogthümer, die Besprechung der kaiserlichen Grundsätze, um nur eines hervorzuheben. Napoleon selbst, wie H. Billault und mehre Adressen haben eine Parallele zwischen England und Frankreich gezogen und die jetzige Zeit in letzterem Lande mit der Regierung Wilhelms III. verglichen. Dieser Vergleich ist nicht stichhaltig; wol waren beide Regierungen, wie der Minister sagt, in einem Zustand der Vertheidigung, aber die Frage ist hier, wie, mit welchen Mitteln, haben sie sich vertheidigt. Nicht nur unter Wilhelm, sondern sogar unter den beiden ersten Georgs erhob sich die jakobitische Partei im offnen Aufstand, ward deshalb die parlamentarische Regierung einen Augenblick in Frage gestellt? Wilhelm ward von der Presse auf das heftigste angegriffen und doch fiel mit seiner Ankunft die Censur, um nicht wieder hergestellt zu werden. Unter Napoleon III. war kein Zeichen eines Aufstandes, und doch erklärt seine Regierung die Wahl einiger unliebsamen Leute für einen Act der Feindschaft, die französische Presse greift ihn nicht an und sie wird dafür bestraft, daß sie ihn nicht allgemein feiert. In England konnte sich kraft der Institutionen die ursprünglich dynastische Opposition in eine politische verwandeln, die Jakobiten wurden Tories, in Frankreich ist das nicht möglich. Die Bestandtheile seines Staatswesens fallen auseinander und werden nur durch ein mechanisches Band zusammengehalten, seine Verwaltung ist eine kunstreiche Maschine, kein Organismus. Man theilt Frankreich in Militärcommandos, wovon jedes einem bewährten General untergeben sein soll, aber der Spruch behält doch seine Wahrheit, daß man sich wol auf Bajonette lehnen, doch nicht setzen könne.

Blicken wir von diesen traurigen Zuständen über den Kanal, so finden wir ein heiteres, herzerfreuendes Gegenbild. Eine Königin, geliebt und verehrt von ihren freien und treuen Unterthanen, vermählt unter dem Zujauchzen

des Volkes ihre älteste Tochter dem Erben der ersten deutschen Königskrone; möge das Gestirn, das dieser glücklichen Verbindung geleuchtet, sich nicht verdunkeln.

Literatur.

Neue Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte. — Von allen Beiträgen über die Geschichte der Freiheitskriege, welche uns in der letzten Zeit zu Gesicht gekommen sind, verdienen das lebhafteste Interesse die Memoiren des kön. preuß. Generals der Infanterie v. Reiche, herausgegeben von seinem Neffen, Major v. Weltzien. 2 Bde., Leipzig, Brockhaus — Der hochgebildete General, der seit 1783, wo er als Junker in den Dienst trat, mit seinem Vater in ununterbrochener Correspondenz stand, und darin einen Anhalt für seine spätern Erinnerungen besaß, gibt zunächst für die Kriegsgeschichte die wichtigsten Bereicherungen. Ihn von dieser Seite zu beurtheilen, muß den Fachschriftstellern überlassen bleiben. Wir machen hier hauptsächlich auf die menschliche Seite aufmerksam. Die Aufzeichnungen sind nämlich auch in Bezug auf den Ton von einer seltenen Wahrheitsliebe und Unbefangenheit. Die Eindrücke sind nicht durch die spätern Reflexionen des Alters abgeschwächt, sondern in ihrer ganzen Frische wiedergegeben. Durch und durch Militär und ohne besondere Hochachtung für den Civilisten ist Gl. v. Reiche doch nichts weniger als ein Gamaschenheld, er hat ein warmes Herz für die Geschicke seines Vaterlandes und für die Ehre und Sittlichkeit in den öffentlichen Handlungen einen richtigen Instinct. Die Charakteristik der hauptsächlichen Führer in den großen Actionen von 1806 ist musterhaft, und er versteht auch die kleinen Aeußerlichkeiten sehr liebenswürdig hervortreten zu lassen. So hat es uns namentlich gefreut, daß er auch König Friedrich Wilhelm III., den er übrigens hochverehrt, immer in der Redeweise auftreten läßt, die diesem eigenthümlich war. Die kleinen persönlichen Abenteuer sind nicht blos anschaulich, sondern selbst mit einem gewissen Humor geschildert, und wir werden lebhaft an die Scenen erinnert, die uns durch Goethes Campagne in Frankreich so gegenwärtig geworden sind. Mitunter ist von paradoxen Geschichtschreibern auf die Anekdote ein zu großer Werth gelegt worden, aber sie gehört doch auch wesentlich zur Geschichte und grade die vielen lebendigen Einzelheiten dieses Buchs zeigen uns deutlicher die Stimmung der Zeit als so manche allgemeine Darstellung, die aus rhetorischen Gründen die Localfarbe verwischt. — Als weitere Beiträge für die große Periode unsers Freiheitskampfs erwähnen wir noch: Die Geschichte der Insurrectionen wider das westphälische Gouvernement, von K. Lynker (Kassel, Bertram), und Die Kurhessen im Feldzug von 1814, nach handschriftlichen Originalien und andern Quellen bearbeitet von Hauptmann Renouard (Gotha, Scheube). —

Die christlichen Sekten der verschiedensten Art erregen jetzt, wo auch nach dieser Seite hin die productive Kraft ausgestorben scheint, ebenso das Interesse der Culturgeschichte, wie aus einem ähnlichen Grund die in Stagnation begriffene Dichtung. Ein mit vieler Liebe geschriebenes, unterrichtendes Buch ist: Der Graf Zinzendorf und Herrnhut, oder Geschichte der Brüderunität bis auf die neueste

Zeit und Schilderung ihrer Institute und Gebräuche. Für Gebildete aller Stände bearbeitet von Rector Schröder in Hildesheim (Nordhausen, Büchting.) Damit vergleiche man: Leben und Wirken des Grafen N. L. v. Zinzendorf, betrachtet aus katholischen Glaubensprincipien von Fr. Pilgram (Leipzig, Reclam). — Verfolgen wir hier den deutschen, stillen Pietismus in einer individuell interessanten Erscheinung, welche die ästhetische Bildung abstößt, aber als ein Beleg für die Culturentwicklung des protestantischen Glaubensprincips Beachtung verdient, so wird uns eine andere, wildere Richtung dieses Princips aufgehellt in der Geschichte der Congregationalisten in Neuengland bis zu den Erweckungen um das Jahr 1740; ein Beitrag zur Kirchengeschichte Nordamerikas, von Uhden, 2. Auflage (Berlin, Schindler). — Man begreift aus dieser Darstellung die hohe Bedeutung Nordamerikas für die organische Entwicklung Europas, das seine gefährlichsten Krankheitsstoffe in jenen ungemessenen Räumen ablagern durfte, wo sie sich unschädlich verzehrten. — Wie in dem jüngsten der fünf Welttheile der Protestantismus sich gestaltet, lehrt: Die deutsch-evangelische Kirche in Australien (Berlin, M. Schultze). —

Ein unentbehrliches Handbuch für das Studium Oestreichs ist die Bibliographie zur Geschichte des östreichischen Kaiserstaats, von Dr. Carl Schmit Ritter v. Tavéon (Wien, Seidel). — Das 1 Heft enthält die Quellen für die Geschichte des Hauses Habsburg bis zum Tode Maximilians; wir hoffen auf eine baldige Fortsetzung des dankenswerthen Unternehmens. — Dabei erwähnen wir eine gut gearbeitete Monographie: Herr Walther von Geroldseck, Bischof von Straßburg (1261—3), vom Frh. v. Schreckenstein (Tübingen, Laupp). — Eine polemische Schrift: Joseph von Hammer-Purgstall, ein kritischer Beitrag zur Geschichte neuerer deutscher Wissenschaft von Const. Schlottmann (Zürich, Meyer und Zeller), empfehlen wir auch denjenigen, denen die gelehrten Fragen über die Erklärung und Uebersetzung orientalischer Dichtungen fern liegen; sie werden daraus lernen, wie gemein zuweilen im 19. Jahrhundert gelehrte Männer bei ihren literarischen Handlungen sich da benehmen, wo der schlichteste Bürger den schicklichen Anstand zu bewahren wüßte. —

Die deutschen Volksfeste, Volksgebräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte von Montanus. 2. Bändchen. Iserlohn, Julius Bädeker. 1858. — Der Werth dieses Buchs besteht nicht sowol in den culturgeschichtlichen Erörterungen, die der Verfasser anstellt; denn hier verräth er nur zu oft, daß es ihm an den erforderlichen sprachwissenschaftlichen und historischen Kenntnissen mangelt; sondern in den Beispielen, die er gesammelt hat und welche, besonders aus dem niederrheinischen Volksleben genommen, großentheils Neues bieten. Dahin gehört gleich das erste Capitel, welches den Gebrauch der Dierjagd schildert. Dahin ferner sind die Abschnitte: „Der Hehlhaken", „der Schnutgang", „Zauberei", „Liebeszauber", dahin endlich viele Mittheilungen über den Aberglauben zu rechnen, der sich als Nachhall heidnischen (altgermanischen oder römischen) Glaubens an Kräuter und Bäume, vierfüßige Thiere und Vögel und andere Gegenstände der belebten und unbelebten Natur knüpft. Möchte sich nun bald ein eigentlicher Gelehrter finden, der die seit Grimms ersten Arbeiten auf diesem Felde von den Sammlern zusammengebrachten Sagen, Sitten und Gebräuche mit kundiger Hand und vorurtheilsfreiem Blick vergliche, schiede und ordnete. Stoff ist genug vorhanden, und das Ergebniß würde für die Kunde unsrer Vorzeit sicher schon jetzt bedeutend sein.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die deutsche Presse.

Eine große Zahl neuer Zeitschriften, hauptsächlich literarisch-kritischen Inhalts, ist mit dem Anfang dieses Jahres ins Leben getreten. So erscheint in Leipzig ein Jahrbuch der Literatur und Kunst, herausgegeben von Marbach und Schmiedt, in Jena hat die früher so bedeutende Minerva, redigirt von Bran, in ihrem 262. Band neben dem bisherigen historisch-politischen Inhalt auch der Aesthetik und Literaturgeschichte Raum gegeben, ebendaselbst erscheint eine Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, herausgegeben von Hilgenfeld, welche der freisinnigen Richtung Bahn zu brechen sucht. Auf diese und andere Zeitschriften werden wir vielleicht später Gelegenheit haben einzugehen, für heute begnügen wir uns, ein Unternehmen hervorzuheben, auf welches wir die Aufmerksamkeit aller unserer Leser hinzulenken wünschen. Es sind die Preußischen Jahrbücher, herausgegeben von Haym (Berlin, Georg Reimer).

Schon lange hatte man es als einen Uebelstand empfunden, daß die constitutionelle Partei Preußens in der Presse kein eigentliches Organ besaß, und es tauchte von Zeit zu Zeit die Idee auf, eine neue constitutionelle Zeitung zu begründen, die an das früher voreilig aufgegebene Blatt wieder anknüpfen sollte. Die alten Blätter, die früher für die gute Sache mit so viel Eifer gekämpft, darunter vorzüglich die Kölnische Zeitung, waren durch locale Verhältnisse schwer bedrückt und konnten außerdem ihrer Lage wegen zur Centralisation ihrer Partei nicht dienen, denn eine große politische Zeitung, die sich als Parteiorgan darstellen will, gehört an den Mittelpunkt des politischen Lebens. Indessen macht sich im gegenwärtigen Augenblick das Bedürfniß weniger fühlbar, da für alle besonnenen und einsichtsvollen Freunde einer freisinnigen preußischen Entwickelung die Nationalzeitung mehr und mehr die Dienste leistet, die man lieber von einem specifisch constitutionellen Blatt erwartet hätte. Wir sind ihr diese Anerkennung schuldig, da wir früher öfters in der Lage waren, gegen sie zu polemisiren. Freilich kann man über die Zukunft nicht urtheilen, da die Nationalzeitung auf wesentlich andern historischen Voraussetzungen beruht als wir; für jetzt wüßten wir aber kaum irgend eine Frage von größerem Belang, in der wir von ihr abwichen. Es

ist das um so erfreulicher, je dringender es jedem Vaterlandsfreunde am Herzen liegen muß, die alten Parteiunterschiede vergessen zu machen.

Dagegen hat sich ein anderes Bedürfniß herausgestellt, das durch eine Zeitung überhaupt nicht befriedigt werden kann. Schon bei verschiedenen Gelegenheiten haben wir auf das Aufblühen einer jungen historischen Literatur hingewiesen, welche dazu bestimmt scheint, unsere frühere vorwiegend ästhetisch-philosophische Bildung, die in Stagnation zu gerathen drohte, zu ergänzen. Durchweg empfinden jetzt auch die Gelehrten das Bedürfniß, in derselben Weise wie ihre Collegen in England und Frankreich sich dem größern Publicum verständlich zu machen, und auf dasselbe einzuwirken, Anmuth der Form mit Wissenschaftlichkeit des Inhalts zu verbinden, und indem sie die Erkenntniß fördern, zugleich das Gemüth des Volks zu veredlen und den vaterländischen Sinn zu befestigen. Es sind bereits sehr große Erfolge nach dieser Richtung hin errungen, und der Gedanke liegt nahe, die Bemühung der einzelnen Schriftsteller in der Weise zu concentriren, daß in einer gewissen Vollständigkeit alle wichtigen Fragen der Zeit historisch analysirt und vom vaterländischen Standpunkt beleuchtet werden. Diese Aufgabe stellen sich die preußischen Jahrbücher.

Es ist zuvörderst, um jedem Mißverständniß vorzubeugen, daran zu erinnern, daß der Begriff der Centralisation nicht zu strenge genommen werden darf. Von einer erschöpfenden Darstellung des deutschen Culturlebens der Gegenwart mit Hinblick auf die Vergangenheit kann in einer Zeitschrift, die im Jahr beiläufig 72 Bogen gibt, ohnehin nicht die Rede sein. Die Jahrbücher werden ihre schöne Aufgabe um so gründlicher bewältigen, je klarer sie es sich machen, daß dieselbe nur approximativ gelöst werden kann, und daß ihr schönster Erfolg darin besteht, alle Kräfte gleicher Richtung zum lebendigen Wettkampf anzuregen.

Was die Bezeichnung Preußische Jahrbücher betrifft, so drückt sie in weiterer Entfernung freilich auch ein Ziel, zunächst aber eine Thatsache aus: die Thatsache, daß für das deutsche Culturleben, welches enge mit der protestantischen Bildung einerseits, mit der humanistischen andererseits zusammenhängt, der preußische Staat der Mittelpunkt ist, und daß seine Entwickelung für die allgemeine deutsche Entwickelung gewissermaßen den Wärmemesser bildet. Es ist nicht immer möglich, gegen unsinnige Mißverständnisse anzukämpfen, wir wollen wenigstens zwei hervorheben, die man, so thöricht sie sind, doch schon von gewissen Seiten gehört hat. Es ist einmal nicht davon die Rede, daß das preußische Volk an Bildung und Tugend seinen deutschen Brüdern überlegen sei. Was Schwaben, was Sachsen, was das nordwestliche Deutschland, was der Rhein für die Entwicklung der deutschen Literatur geleistet, bleibt unvergessen; Preußen ist nur dadurch groß geworden, daß es

stets verstanden hat, die Kräfte der verwandten Nachbarstaaten in seinen Dienst zu ziehen. Welche Namen klingen preußischer als Scharnhorst, Stein, Fichte, York u. s. w., keiner von ihnen war geborner Preuße, aber daß Preußen die Fähigkeit hat, diese ihm ursprünglich nicht angehörenden Kräfte mit dem vollen Inhalt ihrer Gesinnung und Bildung zu den seinigen zu machen, und ihnen für ihre Ideen und ihren Charakter den angemessenen Schauplatz zu gewähren, darin liegt die Zukunft dieses Staats.

Ein ferneres Mißverständniß liegt darin, daß mit der Behauptung, jenes oben bezeichnete deutsche Culturleben habe in Preußen seinen Mittelpunkt, die zweite Behauptung verbunden sein sollte, Oestreich habe entweder gar kein Culturleben, oder es sei kein deutsches. Oestreich hat ein starkes Leben, aber es hat ein anderes Leben als wir. Wir würden ein ähnliches Unternehmen östreichischer Jahrbücher, welches mit dem Selbstgefühl innerer Kraft das eigene Culturleben darstellte, und die unnützen Ausfälle auf die norddeutsche Bildung vermiede, die man in den sogenannten östreichisch gesinnten Blättern nur zu häufig antrifft, mit Freude begrüßen. Wir würden um so mehr daraus lernen, je fremder uns sein Inhalt vorkäme. Wie fremd erscheint uns z. B. in mancher Beziehung schon die Allgemeine Zeitung, die doch räumlich betrachtet nicht blos das erste deutsche, sondern vielleicht das erste europäische Blatt ist: und doch finden wir in ihr noch viel von unserer Bildung und sie stellt sich durchweg auf den Standpunkt der Vermittelung; freilich einer Vermittelung, die sich mehr und mehr als unmöglich erweist.

Dies sind die Thatsachen, auf welche der Titel der preußischen Jahrbücher hinweist. Wenn man es vom Standpunkt der Diplomatie vielleicht für zweckmäßiger gehalten hätte, das Stichwort seines Glaubens zu verschweigen, so ist es nach unserer Ansicht im Gegentheil ehrenwerth, mit seiner Fahne offen und männlich hervorzutreten. Unsern Lesern dürfen wir nicht erst erzählen, daß es auch die unsrige ist.

Für die Leitung dieses Unternehmens konnte kaum eine passendere Persönlichkeit gewonnen werden, als diejenige, deren Namen wir an der Spitze des Blattes erblicken. Haym hat zunächst durch seine Thätigkeit in der Paulskirche, dann durch seine Leitung der constitutionellen Zeitung seine Gesinnung und seinen Charakter deutlich an den Tag gelegt, noch erfreulicher aber hat er seine Einsicht und Bildung in seinen spätern Werken, den biographischen Versuchen über Gentz, Hegel und Humboldt entwickelt. Was vom wissenschaftlichen Standpunkt darüber zu sagen ist, haben wir in diesen Blättern bereits erörtert; hier kommt es uns nur auf die leitende Tendenz dieser Werke an. Haym sucht die Erscheinungen, die er darstellt, nicht an einem einseitigen abstracten Ideal zu messen, sondern sie historisch zu construiren, sie in dem innern Organismus ihres Lebens, in ihrem Zusammen-

hang mit der Bildung der Zeit zu begreifen. Aber er bleibt nicht dabei stehen, den Mittelpunkt ihres Wesens und den Ort ihres culturhistorischen Einflusses zu constatiren, er weist zugleich nach, inwiefern ihre Ideen heilsam für ihre Uebereinstimmung mit sich selbst, heilsam für den Fortgang der deutschen Cultur gewesen seien und weist so aus der Vergangenheit in die Zukunft hin, indem er zeigt, was wir aus dem Beispiel so großer Erscheinungen zu lernen, wovor wir uns zu hüten haben. So nur wird die Geschichte für die Gegenwart fruchtbar.

Ueber die Mitarbeiter, die er zur vielseitigen Durchführung des Princips, das er für das richtige hält, gewonnen hat, gibt bereits das erste Heft ein sehr günstiges Zeugniß; es enthält fast lauter gediegene Aufsätze, und so können wir denn, die wir mit ihm die gleiche Gesinnung theilen, sein Unternehmen freudig willkommen heißen, um mit ihm in regem Wetteifer für die gute Sache zu wirken. Wir haben um so mehr Grund, einem so ernsten Unternehmen unsere Theilnahme zu schenken, da sich gleichzeitig in der deutschen Presse eine Richtung verbreitet, die, gleichviel ob man sie billigt oder verdammt, stark genug nach der entgegengesetzten Seite geht, als daß wir nicht die Verpflichtung haben sollten, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf sie zu ziehen. Um sie richtig zu würdigen, müssen wir einmal von der idealen Seite der Literatur absehen, und ihre geschäftliche Grundlage betrachten.

Es ist noch nicht lange her, daß in England und Frankreich der Durchschnittspreis der Bücher den unsrigen bei weitem übertraf. In Folge dessen war zuerst bei den belgischen, dann bei den deutschen Officinen der Nachdruck englischer und französischer Bücher ein ziemlich umfangreiches Geschäft, welches auch dann noch fortdauerte, als die anständigen deutschen Buchhandlungen den fremden Autoren eine Entschädigung zahlten. Seit den internationalen Verträgen über den Nachdruck und das Recht der Uebersetzungen scheint sich die Sache umgekehrt zu haben, namentlich seit dem Aufkommen der sogenannten Eisenbahnbibliotheken. In England wie in Frankreich erscheinen jetzt eine Reihe von Büchern, zum Theil sehr werthvoller Art, zu einem so fabelhaft billigen Preise, daß man selbst in Deutschland davon keine Vorstellung hatte. Als Beispiel wollen wir nur das neueste Werk der Buchhandlung Hachette in Paris anführen, welche sich vorzugsweise mit dieser Literatur zu thun macht: L'année scientifique et industrielle, ou exposé annuel des travaux scientifiques, des inventions et des principales applications de la science à l'industrie et aux arts, qui ont attiré l'attention publique en France et à l'étranger par Louis Figuier. Das Buch, auch äußerlich vortrefflich ausgestattet, hat über 500 enggedruckte Seiten, außerdem noch einen großen Plan des projectirten submarinen Tunnels zwischen England und Frankreich, das Material ist sehr verständig geordnet, die Erklärung

läßt nichts zu wünschen übrig, und das Ganze kostet auf den deutschen Märkten einen Thaler, kurz es ist der Preis, den wir nur an unserm Conversationslexikon kennen. Nun ist es freilich bis jetzt noch ein kleiner Theil der Literatur, der zu diesem Preise ausgeboten wird, aber es läßt sich mit Bestimmtheit voraussehn, daß die Rückwirkung auf den übrigen Theil der Literatur nicht ausbleiben kann. In Deutschland zeigt es sich zunächst in der Masse der unerhört wohlfeilen Journale, die ein Vierteljahr um das andere hervortreten und von denen einige bereits einen glänzenden Absatz gefunden haben. Fassen wir nun die Folgen dieses veränderten Geschäftsbetriebs ins Auge, so drängen sich zwei entgegengesetzte Seiten hervor.

Es ist augenscheinlich, daß dieser Preis, da die Herstellungskosten sich nicht verändert haben, nur durch die Erwartung eines sehr gesteigerten Absatzes möglich wird. Nun stimmt die Rechnung zwar nicht immer, daß ein Buch, welches man für einen Thaler verkauft, fünf oder sechsmal so viel Abnehmer findet, als dasselbe wenn es fünf Thaler kostet; aber von dieser Voraussetzung geht man doch aus, und da in einzelnen Fällen sich das Verhältniß noch viel günstiger herausstellt, so kann man sie im Durchschnitt als richtig annehmen. Die Folge ist, daß der Kreis der Lesenden sich sehr bedeutend erweitert; dadurch wird dann wieder das Bedürfniß des Lesens gesteigert, und dadurch neue Unternehmungen ins Werk gerufen, die dann wieder eine rückwirkende Kraft ausüben. Freilich geht dieser Progreß nicht ins Unendliche fort, es tritt gelegentlich eine Krisis ein, wie bei den verwandten Creditanstalten bereits geschehn ist. Aber die geistigen Einflüsse hören damit doch nicht auf. Zunächst kann man die Erweiterung des Leserkreises unzweifelhaft als einen Fortschritt der Cultur bezeichnen, und es ist ganz im Sinn unsrer Zeit, daß auch in dieser Beziehung die Bildung sich mehr und mehr nivellirt. Freilich wird dieser Gewinn durch ein theures Opfer erkauft.

Um mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einen großen Leserkreis zu rechnen, muß man auf die Bedürfnisse der Menge speculiren. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn man die wahren Bedürfnisse berechnen wollte. Die frühere Sitte, daß die Autoren nur für sich Monologe hinsummten und es dann einer unbestimmten Zukunft überließen, die tiefen Ideen herauszufühlen, die der Gegenwart unverständlich waren, hat die Literatur nicht gefördert. Die Größe eines Schriftstellers zeigt sich zwar nicht ausschließlich, aber auch in der Größe seines Einflusses. Aber es ist ein himmelweiter Unterschied, ob es einem Schriftsteller gelingt, durch den Zauber seines Genius die Menge zu sich zu erheben, oder ob er sich zu ihr herabläßt und ihren niedrigen Instincten schmeichelt. Das Letztere wird die Regel sein, sobald die Literatur mehr und mehr zur Industrie herabsinkt.

Am unschädlichsten ist die Wirkung noch insofern, als sie eine Menge

unnützer Bücher und Zeitschriften hervorbringt. Bei vielen Producten der sogenannten populären Literatur unsrer Tage bekennen die Verfasser in der Vorrede ganz naiv, sie hätten zwar über den Gegenstand nichts Neues zu sagen, sie wollten sich vielmehr vor jeder paradoxen Wendung hüten, da alles Nöthige bereits gesagt sei, aber u. s. w. — Durch diese Gattung wird zwar die Oberflächlichkeit gefördert und es wird dem Publicum selbst erschwert, in der Ueberfülle des Mittelmäßigen das Gute herauszufinden, aber es wird doch kein positiver Schaden angerichtet.

Schlimmer ist eine andere Seite der sogenannten populären Literatur. Für den ruhigen Beobachter, der sich durch den äußern Anschein nicht täuschen läßt, liegt in den Instincten der Menge stets etwas Gemeines. Wohl gemerkt wir verstehen unter Menge oder um den bestimmtern Ausdruck zu gebrauchen, unter Pöbel, nicht eine besondere Classe des Volks. Die Richtigkeit jener Beobachtung zeigt sich sofort in aufgeregten Zeiten, und so brachte das Jahr 1848 eine überwiegend gemeine Literatur hervor, gleichviel ob sie auf den Pöbel der niedern oder auf den Pöbel der höhern Stände berechnet war. In Zeiten der Aufregung, wo man alles nach einem andern Maßstabe mißt, läßt sich so etwas entschuldigen, aber es gibt Länder, wo diese Pöbelhaftigkeit der Presse permanent wird, wo sie nur vom Skandal, nur von den gemeinsten Persönlichkeiten lebt, wie z. B. in Amerika. Leider sind manche Symptome vorhanden, als ob wir uns einem solchen Zustand näherten.

Zwar muß man in Anschlag bringen, daß der Deutsche, in allen Dingen schwerfällig, auch in seiner Polemik stets das Massive liebte. Mit großem Behagen haben wir einen Brief Schlözers, des eigentlichen Begründers der deutschen Journalistik, an J. v. Müller gelesen, der über eine böswillige Recension untröstlich war. Schlözer schreibt ihm 1781: „Statt Sie zu trösten lache ich Sie aus; eine Recension! eine Recension! . . Mann, Schweizermann, seien Sie größer! Sie kennen die Welt, also auch die literarische, hoffentlich auch noch die literarische deutsche Welt. Wenn mir einer mündlich sagt, ich wäre ein Dummkopf, so gebe ich ihm eine Ohrfeige. Sagt mir aber einer in einem Epigramm oder in einer Recension, ich wäre ein Rindvieh, ich hätte gestohlen, ich hätte einen falschen Eid gethan: so mache ich kein mouvement." — (Müllers Werke B. 16 S. 108.) — In der That kann sich der Einzelne, auf den ein solcher Ton angewendet wird, leicht beruhigen. Es ist nicht angenehm, sich beim Vorübergehn auf dem Fischmarkt das Mißfallen einer der Damen zuzuziehn, aber es ist auch kein Unglück. Viel mehr leidet darunter der Stand der Journalisten überhaupt, da das unbetheiligte Publicum, das sich mit stiller Geringschätzung amüsirt, sich leicht versucht fühlt, aus dem einzelnen Fall auf das Allgemeine zu schließen. Grade in dieser Beziehung,

zur Hebung des Journalismus im Allgemeinen, ist die Gründung eines Blattes wie die preußischen Jahrbücher ein unberechenbarer Gewinn.

Da wir aber über die populäre Literatur manches Nachtheilige gesagt haben, so fühlen wir uns verpflichtet, auf einen sehr nützlichen und respectabeln Zweig derselben hinzuweisen. Wir meinen die encyklopädischen Sammlungen, die sich an das brockhausische Conversationslexikon anknüpfen. Es wäre im höchsten Grad unbillig, von allen Artikeln gleiche Vortrefflichkeit zu erwarten, aber sowol die Gegenwart, die nun mit dem 12 Bande beendigt ist, als die neue Zeit, die mehr auf die encyklopädischen Bedürfnisse Rücksicht nimmt, und von welcher der erste Band jetzt fertig vorliegt, enthalten nicht blos eine Reihe zweckmäßiger und nützlicher Uebersichten, sondern auch einzelne eingehende Abhandlungen, die in den ersten Rang der wissenschaftlichen Literatur gehören. Wir erinnern nur an die Arbeiten von Roscher über Nationalökonomie und von Springer über neuere Kunstgeschichte. Der Stand der Gelehrten hat gegen diese Gattung von Werken trotz Jöcher immer ein ungerechtfertigtes Vorurtheil gehabt. Bei der massenhaften Ansammlung des wissenschaftlichen Materials ist aber jede Vorarbeit dankenswerth, welche die Arbeit wesentlich abkürzt, sobald man sich nur auf ihre wissenschaftliche Correctheit verlassen kann, und es ist nicht zu bestreiten, daß sich die brockhausischen Sammelwerke diesem Ziel immer mehr nähern. — J. S.

Die Aerzte im alten Rom.

Zwar war der Dienst des heilenden Gottes Aesculap bereits während des dritten samnitischen Krieges auf Befehl der sybillinischen Bücher von Epidaurus nach Rom verpflanzt worden, um einer damals herrschenden Epidemie Einhalt zu thun; und gewiß wurden auch seitdem im Tempel des Gottes auf der Tiberinsel die von den griechischen Asklepiospriestern allenthalben geübten religiösen Wunderkuren nicht unterlassen. Allein an ein wohleingerichtetes Tempelhospital läßt sich dabei schwerlich denken, und wenn Sueton erzählt, daß der Kaiser Claudius das Verfahren der Herrn, welche ihre kranken Sklaven auf der Tiberinsel aussetzten, als eine arge Grausamkeit dadurch bestrafte, daß er solche Sklaven für frei erklärte, so spricht dies eben für das geringe Ansehen und für die wenig allgemeine Benutzung dieser größtentheils auf Priesterbetrug (vermittelst divinatorischer Träume und der abgerichteten epidaurischen Tempelschlange) basirten Lazaretheinrichtung. Eigentliche Aerzte hat Rom vor dem 6. Jahrhundert seiner Zeitrechnung nicht gehabt. Der Peloponnesier Archagathus,

ein Wundarzt, soll der erste gewesen sein, und ihm kaufte man auf öffentliche Kosten eine Taberne, in welcher, wie in den Buden der Barbiere, die Kunden sich einfanden und vielleicht schon die Müßiggänger ihre Zeit verschwatzten. Das ungewohnte Schneiden und Brennen verdarb den Chirurgen aber bald den Credit und verschaffte ihnen den Beinamen „Henkersknechte". Zudem konnte der Ernst und die fest eingewurzelte Scheu der Römer vor allen auf Gelderwerb hinauslaufenden Künsten den Leichtsinn und die gewinnsüchtige Rührigkeit der Griechen überhaupt nicht vertragen. Daher schreibt schon ungefähr fünzig Jahre nach Ankunft des Archagathus der ältere Cato aus Athen an seinen Sohn: „Nimm meine Worte für eine Weissagung: Wenn uns dieses Volk einst seine Wissenschaften mittheilen wird, so wird alles in Verderbniß gerathen und besonders dann, wenn es uns seine Aerzte schicken wird. Diese haben sich verschworen, alle Barbaren durch ihre Medicin zu tödten. Und selbst dieses thun sie für Lohn, damit man ihnen glaube und sie desto leichter ins Unglück stürzen können. Ich untersage dir den Gebrauch der Aerzte!" Ist dieses Urtheil aus Widerwillen gegen den griechischen Volkscharakter im Allgemeinen entstanden, so zogen die Nachfolger des Archagathus Spott und Verachtung in Rom selbst noch dadurch sich zu, daß sie ihre eigne Unwissenheit und den Mangel an persönlichem Vertrauen durch marktschreierische Ostentation und Charlatanerie zu verdecken suchten. „Ein jeder Grieche, der zu uns kommt," sagt Juvenal, „bringt in sich einen Redekünstler, einen Feldmesser, einen Maler, einen Seiltänzer, einen Arzt, einen Apotheker, einen Wahrsager, einen Zauberer mit; alles versteht ein hungriger Grieche; sprich: fahre gen Himmel! — er wird es thun." So verspottet auch schon der Komiker Plautus die Prahlerei der Jünger Aesculaps, die sich am Abend, wenn sie von den Patienten kämen, rühmten, diesem Gotte ein Bein, jenem einen Arm eingerichtet zu haben, so daß man nicht wisse, ob man einen Arzt oder einen Schmied vor sich habe; und der Arzt, den er in seinen „Zwillingsbrüdern" auftreten läßt, ist ein tölpelhafter Ignorant. Doch ersieht man aus demselben Stücke, daß die damaligen Aerzte schon Kranke zu sich ins Haus nahmen, um sie unter sorgfältigerer Aufsicht zu haben. Trotz des Mißtrauens gegen die Griechen blieb jedoch die Medicin in den Händen derselben bis tief in die Kaiserzeit hinein. Wenigstens sagt der ältere Plinius, daß bis zu seiner Zeit sehr wenige Römer sich dieser einträglichen Wissenschaft zugewendet hätten. Und auch diese Wenigen mußten womöglich sich vollkommen gräcisiren, weil „auch solche Leute, welche des Griechischen unkundig sind, Aerzten, die ihre Kunst nicht griechisch betreiben, kein Vertrauen schenken; ja sie haben weniger Zuversicht, wenn sie das verstehen, was zu ihrem Heile dient!" Blieb man also in Hinsicht auf körperliches Wohl einerseits in Abhängigkeit von Ausländern, so konnte die Ausbildung und der Werth der Arzneikunde selbst

nur verlieren, als römische Sklaven und Freigelassene anfingen, die ärztliche Praxis zu üben und von den Vornehmen zu ihren Hausärzten verwendet wurden. Und doch stieg seit dem Höhepunkte der römischen Allmacht und Weltherrschaft mit der einbrechenden Entnervung und Verweichlichung der Geschlechter das Bedürfniß und die Nothwendigkeit der Heilkunde mit jedem Jahre! Für das Heer der Krankheiten, welche sich nach und nach eingebürgert hatten, reichten die einfachen Hausmittel, welche in der alten, guten Zeit verständige Familienväter sich notirt hatten, bei weitem nicht mehr aus. „Hippokrates, der Fürst der Aerzte," sagt Seneca, „hat behauptet, daß das weibliche Geschlecht weder den Haarschmuck verlieren, noch am Podagra leiden könne. Unsere Zeit straft den großen Arzt und Naturforscher Lügen, den Vorzug des Geschlechts haben die Frauen längst durch ihr Leben verloren;" und an einer andern Stelle: „Die vielen Krankheiten sind ein Erzeugniß der vielen Gerichte; zähle die Köche in der Stadt und du wirst dich über die Unzahl der Krankheiten nicht wundern." Besonders gehörten Fieber jeder Art und die auch durch klimatische Einflüsse begünstigten Augenkrankheiten (für welche bald eigne Augenärzte sich etablirten) zu den gewöhnlichsten Folgen der sinnlichen Ueberfeinerung und Schwelgerei. Die Furcht vor dem Tode stieg, und zuletzt ließ man sogar den Sklaven, welchen man zur Erkundigung nach dem Befinden des kranken Freundes abgeschickt hatte, nicht eher wieder ins Haus, als bis er sich durch ein Bad gereinigt hatte! Kein Wunder also, wenn man für die Erhaltung des lieben Lebens enorme Summen verausgabte; 14,000 Thlr. war anfangs der gewöhnliche Jahrgehalt der kaiserlichen Leibärzte; der berühmte Stertinius verlangte aber unter Claudius das Doppelte dieser Summe, indem er vorrechnete, daß ihm seine Privatpraxis in den reichen Familien Roms früher über 30,000 Thlr. eingetragen habe! Er hinterließ anderthalb Millionen Thaler, nachdem er seine Vaterstadt Neapel mit Bauwerken geschmückt und dadurch sein Vermögen bedeutend geschwächt hatte. Einem Chirurgen Namens Alkon, der wegen Verbrechen verurtheilt worden war, entriß Claudius eine halbe Million, und doch erwarb sich derselbe binnen weniger Jahre während seiner Verbannung in Gallien sein Vermögen wieder. Die Preise scheinen, wo kein jährliches Honorar festgesetzt war, auch oft nach der heutigen amerikanischen Manier für jeden einzelnen Krankheitsfall vorausbedungen worden zu sein; so erwähnt wenigstens Plinius, daß von einem Arzte ein Kranker in der Provinz für 10,000 Thlr. in Cur genommen worden sei. Die Zahl der kaiserlichen Hofärzte stieg übrigens später bis auf sieben; von ihnen erhielt aber unter sparsamen Kaisern, wie z. B. Alexander Severus, nur ein einziger sein Honorar in klingender Münze, die übrigen bekamen ein Deputat in Naturalien.

Die Wissenschaft selbst lag noch halb in ihrer Kindheit und

durch den Mangel aller Bildungsanstalten für tüchtige Aerzte blieb es natürlich entweder bei dem bloßen Anlernen der Dogmen und Erfahrungen irgend eines berühmten Meisters oder bei einem auf Kosten der Kranken gemachten autodidaktischen Experimentalverfahren. Wer aber irgend sich einen Namen machen wollte, suchte an der alten Schulweisheit des Hippokrates, Asklepiades oder Themison etwas zu mäkeln und zu ändern und die entgegengesetztesten Methoden folgten sich in raschem Wechsel. Antonius Musa, ein Freigelassener, curirte den Kaiser Augustus, welcher schon sein Haus bestellt hatte, auf priesnitzsche Art durch kalte Wasserbäder und Tränke, und erhielt dafür eine Bildsäule neben Aesculap, den goldnen Ring und die Censussumme der Ritter, Abgabenfreiheit für sich und für seine Kunstgenossen auf alle Zeiten — alles gewiß reellere Geschenke als mancher spätere Titel. Aber sein Credit sank etwas, als der geliebte Schwestersohn Augusts, Marcellus, bei derselben Behandlungsweise starb, und bald darauf empfahl man statt der erkältenden brennend heiße Bäder oder verordnete Speisen und Arzneien nach der Stunde der Geburt und dem Stande der Gestirne. Dabei wurden eine Unmasse abergläubischer und magischer Mittel, Besprechungen und Amulete auch von den Aerzten anerkannt und angewendet, z. B. Mäusegehirn gegen Kopfschmerzen, verbrannter Hundszahn gegen Zahnschmerzen, eine in Mandelöl gekochte Seetrompete gegen Harthörigkeit, ein Spänchen oder Steinchen heimlich auf den Kopf gelegt gegen Schlucken, Einreibung mit Blut aus der großen Zeh des Kranken oder der Genuß des (heute noch in demselben Falle vom Volke angewendeten) Blutes eines Gladiators oder Verbrechers gegen die Epilepsie. Außerdem gab es eine Menge geheimer Mittel und solcher, die nach dem Entdecker oder der Wirkung bestimmte Namen führten, so daß in dieser Hinsicht das Alterthum dem Zeitalter der Revalenta Arabica an blindem Glauben nicht nachstand. Die Bereitung der Recepte hatten früher die Aerzte selbst besorgt, und wenn auch hier arge Mißgriffe unausbleiblich gewesen sein mögen, so war es doch eine heillose Verschlimmerung des Verhältnisses, daß die Aerzte der Kaiserzeit aus Bequemlichkeit und Sorglosigkeit dies unterließen und fertige Salben, Pflaster u. s. w. aus den Buden der Seplasiarii oder Kräuter- und Salbenhändler entnahmen, welche mehr Aehnlichkeit mit unsern Droguisten als Apothekern hatten und theils aus Ignoranz sündigten (Plinius erzählt, daß sie häufig anstatt des indischen Drachenbluts Zinnober unter die Salben mischten), theils ihre sprichwörtlich gewordenen Betrügereien übten und entweder verlegene oder verfälschte Waaren verkauften. Es kam dadurch der Ausdruck Medicamentarius so in Verruf, daß er im Gesetzbuche des Kaisers Theodosius gradezu „Giftmischer" bedeutet. Freilich mußte auch in einer Zeit, wo die Giftmischerei so vielfach benutzt wurde, jeder Seplasiarius auf einige acute Mittelchen für seine vornehmen Kunden

halten, so wie daneben auf die betreffenden Gegengifte, unter welchen das berühmte Mithridaticum aus 54 Ingredienzien zusammengesetzt werden mußte. Und ebenso übel bestellt blieb es mit den quacksalbernden Droguisten auch später unter den Byzantinern. Nicht einmal der kaiserliche Hof in Konstantinopel besaß einen zuverlässigen Apotheker, sondern ein Garderobier besorgte die seiner Aufsicht unterstellte Sammlung von Salben, Pflastern, Giften und Gegengiften für Menschen und Vieh. Bei solchen Uebelständen finden wir die Klagen römischer Schriftsteller über die Ungestraftheit und Unverantwortlichkeit der Aerzte völlig begründet, wenn sie auch bei der Unsicherheit der schwierigen Wissenschaft auf alle Zeiten Anwendung finden. „Jedem, der sich Doctor nennt," sagt Plinius, „schenkt man sogleich Glauben, während doch mit keiner Lüge eine größere Gefahr verbunden ist. Wer unter den Aerzten nur ein gutes Mundwerk besitzt, wird sogleich unser unumschränkter Herr über Leben und Tod. Das beachten wir aber nicht; so schmeichelnd ist für jeden Kranken die Süßigkeit der Hoffnung. Außerdem gibt es kein Gesetz, das die Unwissenheit unschädlich mache und kein Beispiel der Todesstrafe. Sie lernen durch unsere Gefahren und werden an Erfahrung reicher durch Todesfälle, und nur dem Arzte bleibt es völlig ungeahndet, einen Menschen getödtet zu haben." Auch Martial verschont den Stand nicht mit seinem Spotte:

Neulich noch war er ein Arzt, jetzt Leichenträger, Diaulos,
Was er als Träger betreibt, that er als Doctor schon längst.

Bist Gladiator geworden und heiltest doch früher die Augen?
Als Mediciner bereits triebst du dieselbige Kunst!

Ebenso braucht auch Juvenal, um den Begriff einer hohen Zahl zu geben die Ausrede:

Lieber noch nenn' ich die Zahl von Hippias vielen Geliebten
Oder die Kranken, die stets zur Herbstzeit Themison würgte.

Sogar über die Sucht, die Krankheiten zu vergrößern, um höhern Ruhm durch die Heilung zu ernten, klagt schon Seneca mit den Worten: „Viele Aerzte können die Krankheiten, wenn sie dieselben ihres Ruhmes wegen vermehrt und gesteigert haben, gar nicht mehr verscheuchen oder bezwingen sie endlich nur unter großen Leiden der Patienten.

Die große Masse der Armen blieb unter diesen Umständen natürlich von ärztlicher Hilfe ausgeschlossen und nur der Hefe erbärmlicher Quacksalber überlassen. Nur die Gladiatoren und Circusfactionen hatten ihre eignen Aerzte und seit dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung auch die Legionen, deren Aerzte doppelten Sold erhielten, Rüstung trugen und ihre Kranken schon in Feldlazarethen behandelten. Desto erfreulicher war die Anstellung wirklicher

Armenärzte, welche durch ein Gesetz des Kaisers Valentinian II. im Jahre 386 erfolgte. Nach der Zahl der städtischen Districte wurden 14 Oberärzte mit Besoldung aus der Staatskasse eingesetzt und ihnen zur Pflicht gemacht, nicht, wie bisher die Mehrzahl der Aerzte gethan hatte, blos ihrem Vortheil im Dienste des Reichthums nachzugehen, sondern dem Nothrufe der ärmern Classe zu folgen. Honorar anzunehmen war ihnen nicht verboten, aber ausdrücklich nur so viel, als ihnen die Genesenen freiwillig anboten, nicht aber Summen, welche ihnen in der Todesangst für die Rettung etwa versprochen würden. Das Collegium erhielt ferner das Recht, sich selbst zu ergänzen, und zwar sollte nach einer sorgfältigen Prüfung der Concurrenten die Majorität der Oberärzte den Ausschlag geben. Die übrigen rückten dann nach der Ancienneté auf und der Neuangestellte bekam den untersten Platz. Diese städtischen Aerzte waren wie die Professoren aller Wissenschaften nebst ihren Weibern und Söhnen von allen Abgaben, auch der Recrutirung und Einquartirung frei und wer ihre Ruhe durch Beleidigungen störte, sollte 4000 Thlr. Strafe erlegen, war er ein Sklave, in Gegenwart des Beleidigten mit Ruthen gezüchtigt werden. Diese Privilegien galten noch unter den ostgothischen Königen und wurden auch für Konstantinopel von mehren Kaisern bestätigt.

H. G.

Das System der preußischen Festungen.

Preußen verwendete 1817 auf seine Kriegsbereitschaft etwa 15 Millionen Thaler jährlich, in den dreißiger Jahren über 20 Millionen, im Laufe der vierziger über 25 und jetzt nahezu 30 Millionen. Die Größe der Armee, welche anfangs etwas die Kräfte des Staats überstieg, wurde zwar nicht bedeutend vermehrt, um so mehr aber für ihre Ausbildung und Ausrüstung gethan. Einen neuen Impuls gab der Regierungsantritt des jetzt regierenden Königs. Er brachte die Neubewaffnung der Infanterie mit dem damals entsprechenden Percussionsgewehr in Gang, decretirte im Februar 1841 die Beschaffung eines neuen Artilleriematerials (System Radowitz-Strotha) und gab dem Heere eine neue Bekleidung, die seitdem mustergiltig für viele Staaten geworden ist. Schon vor 1850 wurde mit einer abermaligen Neubewaffnung der Infanterie (Zündnadelgewehr) der Anfang gemacht, und vor zwei Jahren als Normalwaffe ein neues, der Miniébüchse ähnelndes Gewehr für das Gros des Fußvolks adoptirt. Hierzu rechne man die vielfachen Verbesserungen, welche in der Artillerie eingeführt worden. Worauf wir indeß den meisten

Werth legen, was am folgenreichsten werden mag, das ist die seit dem zweiten pariser Frieden begonnene Herstellung eines im allergroßartigsten Sinne entworfenen und nunmehr nahezu seiner Vollendung entgegengeführten Landesbefestigungssystems.

Preußen hatte bis zu 1806, wie die meisten damaligen Staaten und wie Oestreich noch bis zum Ausbruch des orientalischen Kriegs, ohne ein Landesbefestigungssystem existirt. Die einzige Macht in Europa, welche ein solches im strengen Wortsinne besaß, war Frankreich. Friedrich des Großen Monarchie beruhte auf den beweglichen Massen und suchte ihren Halt in ihnen. Zwar verfügte man über Plätze ersten Ranges wie Magdeburg, man hatte deren mehre zweiten Ranges, wie Stettin und Glogau, und eine große Anzahl von untergeordneter Classe, wie Graudenz, Kolberg, Spandau, Neisse, Schweidnitz u. s. w., aber diese zum Theil nicht im besten Zustande erhaltenen Festungen machten kein Ganzes aus, lagen da, wo sie sich befanden, mehr aus Zufall, wie infolge einer strategischen Combination, und standen, namentlich zur räumlichen Gestalt des Staates und zu seinen verschiedenen Kriegstheatern, dem westlichen, dem südlichen und östlichen, in keiner berechneten Beziehung. Es mangelte aber auch an einer verständigen Theorie, nach welcher derartige Anlagen hätten geordnet werden können. Die höheren militärischen Wissenschaften waren noch weit zurück. Wenn man einen recht drastischen Eindruck von der damals herrschenden Unklarheit über solche Dinge empfangen will, kann man nichts Besseres thun, als die, wenn ich nicht irre im Jahr 1809 erschienenen Memoiren von Massenbach nachzulesen. Und Massenbach war nicht etwa ein unbedeutender und unklarer Kopf, sondern einer der hellsten Geister, welche dem damaligen preußischen Generalquartiermeisterstabe angehörten. Dennoch urtheilt er über die Frage, wie das neugewonnene Südpreußen durch ein Befestigungssystem zu sichern sei, wie ein Kind. Dieselbe Unmündigkeit herrscht in dem sonst so classischen Werke des in preußischem Dienst (1807) gefallenen ehemaligen französischen Ingenieuroffiziers Boucmard, da, wo er darin die Landesbefestigungsfrage behandelt, vor; und die Ansichten von Jomini und Rogniat über denselben Gegenstand müssen mindestens sehr verwirrt genannt werden. Für dieses Wissen waren recht eigentlich erst die großen Kriege Napoleons I. die hohe Schule gewesen, und den preußischen Militärs gebührt das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst: sie am besten benutzt zu haben. Wie man weiß, stand bis zum Jahre 1813 Scharnhorst dem preußischen Ingenieurcorps als Chef vor. Es hatte nur der vergleichsweise kurzen Erfahrungen der Kriege von 1806—7 bedurft, um ihm vollkommen klar zu machen, was ein Landesbefestigungssystem und was es nicht sei. Seine Anordnungen in fortificatorischer Beziehung, mit denen er den großen Erhebungskampf unter-

stützen wollte, legen dies genugsam an den Tag. Es war kein Wunder, wenn diese Traditionen im preußischen Ingenieurcorps sich erhielten und wenn auf sie wissenschaftlich weiter gebaut wurde. Als die Kriege wider Napoleon zum Schluß gebracht worden waren, und man sich entschied, Hand an die Befestigung der großen norddeutschen Tiefebene zu legen, wußte man genau, was man wollte, man hatte einen leitenden Gedanken, einen festen Plan — man wußte wohin man ging — das war die Hauptsache!

Die in Wien geschlossenen Verträge hatten Preußen ein Gebiet angewiesen, welches sich von Saarlouis bis Memel in einer Länge von etwa zweihundert Meilen ausdehnt. Das ist etwa ebenso viel wie die ganze Längenerstreckung des östreichischen Kaiserstaats vom oberen Po bis zum Dniester. Aber abgesehen von der großen Schmalheit des Leibes und von seiner Zerrissenheit in zwei Hälften wohnt auch in Hinsicht auf einen Stoß von Westen oder Osten her der preußischen Ländermasse von Natur nicht dieselbe Widerstandskraft inne, wie etwa der östreichischen. Das macht namentlich die Lage der Monarchie in der Ebene, die nirgend, ausgenommen in ihren Strömen, von denen nur der Rhein und die Weichsel bedeutend sind, ein Hinderniß bietet. Diese Schwäche auszugleichen gab es kein anderes Mittel, als die Durchführung eines großartigen Befestigungssystems, welches da Schranken errichtete, wo die Natur nicht ausreichend vorgesorgt hatte, oder, um treffender und wahrheitsgemäßer es auszudrücken: welches auf den entscheidenden Punkten seine eigenen Mittel des Widerstandes den natürlichen hinzufügte.

Im damaligen Preußen, wie es aus den napoleonischen Kriegen hervorgegangen, war das Gefühl vorherrschend, daß der Staat von Westen her oder Seitens Frankreich die nächste und ernsteste Gefahr zu fürchten habe, und wir wollen über diesen Glauben, der ein irrthümlicher gewesen, heute mit unseren Vätern nicht rechten. An eine Sicherung der heute in jeder Hinsicht wichtigsten und am meisten in Gefahr stehenden Ostgrenze wurde kaum gedacht, und was eine Gefährdung von östreichischer Seite anlangt, hegte man nicht nur den Glauben, daß dawider der deutsche Bund eine sichere Garantie sei, sondern die Männer, welche unter Blücher und Gneisenau gefochten, waren sich auch, um es rund herauszusagen, ihrer Ueberlegenheit über den südlichen deutschen Nachbar in einem hohen Maße und mit vollster Entschiedenheit bewußt. Es ist das heute wesentlich anders. Oestreich hat nicht nur politisch, sondern insbesondere auch militärisch eine Regeneration erlebt, und sein Schwert ist heute eines der gefürchtetsten und schärfsten in ganz Europa. Dazu kommt, daß das Jahr 1850 die Illusionen in Hinsicht auf die Unmöglichkeit eines Krieges zwischen deutschen Bundesgliedern gründlich zerstört hat. Doch hierüber später.

Wem das Verdienst des Entwurfs zum Befestigungssystem der westlichen preußischen Landesfronte zukommt, dürfte sehr schwer zu ermitteln sein. In der Zeit, wo darüber endgiltige Feststellungen gemacht wurden, hatten Gneisenau, Boyen und andere bedeutende Capacitäten oberste militärische Stellungen inne; das Ingenieurwesen lag in den Händen des Generals von Rauch, und Stimmen wie die von Grolmann und Clausewitz waren wol nicht ohne Einfluß und wurden gehört und beachtet. Am nächsten möchte man der Wahrheit mit der Annahme kommen, daß die Entscheidung über die wichtige Frage Sache vielfacher Berathungen war, und man dabei in einem hohen Maße überlegt, gewissenhaft und mit vollster Rechnungtragung aller bedingenden und Rücksicht verdienenden Umstände zu Werke gegangen ist. Das Eine stand im Voraus fest: daß der Rheinstrom im Sinne einer defensiven Frontlinie zu fassen und zugleich für Angriffszwecke als mächtige Basis einzurichten sei. Er bot sich den preußischen Entwürfen in seiner ganzen Ausdehnung von Mainz bis zur niederländischen Grenze dar, aber mit dem Bedingniß, daß südwärts von Koblenz nur eines seiner Ufer dem Staate direct angehört und mithin auf eine beide Stromseiten in ihr Bereich ziehende Festungsanlage hier verzichtet werden mußte. Westwärts vom Rheine als vorgeschobene Punkte fanden sich nur die Festungen Saarlouis und Jülich vor; am Strome selber war Wesel als ein Platz anzusehen, indeß in einem für diesen Zweck ziemlich desolaten Zustand. Köln hatte Napoleon im Jahre 1811 zur Vertheidigung einrichten wollen und es fand sich später ein von ihm einem seiner Secretäre in die Feder dictirtes Memoire darüber vor, aber die Sache war nicht zur Ausführung gekommen; die Werke von Koblenz endlich waren schon während der Kriege der französischen Republik gesprengt und seitdem nicht wieder hergestellt worden. Rückwärts dem Rhein war von der Geographie des Landes kein näherer Halt geboten als die Weser; dieselbe fiel indeß nur innerhalb einer sehr kurzen Strecke auf preußisches Gebiet und hier fand sich Minden mehr als Rest einer alten Festung, wie als ein wohlerhaltener Platz vor.

Wenn sonach die sich bietenden Elemente, an welche man anknüpfen und auf welche man weiter gründen konnte, nur gering waren, hatte man doch andererseits, aus Rücksichten einer weisen Oekonomie, sie wohl wahrzunehmen und zu benutzen. Die Widerstandsmittel jenseits des Rheins im Westen zu vermehren, schien ungerathen, indem einem so starken und überlegenen Gegner wie Frankreich gegenüber eine weit vorgeschobene Defensive immerhin ihr Mißliches hat, und man in einer derartigen Situation nur unter besonders günstigen Umständen einen befriedigenden Erfolg erwarten darf. Aber man behielt Jülich und Saarlouis bei; zunächst, wie es scheint, nur provisorisch, um nicht, bevor die Befestigungen der Rheinlinie beendet wären, seine Fronte

zu entblößen und darnach infolge einer nicht durchaus zu rechtfertigenden Vorliebe, die man für eine möglichst große Anzahl von Befestigungen gewonnen hatte.

Am wichtigsten war die Entscheidung über die Zahl der Befestigungspunkte am Rhein selber. In dem obenerwähnten Memoire Napoleons war ein bedeutendes Gewicht auf Bonn gelegt worden. Aber dieser Punkt war offenbar Köln, welches unter allen Umständen ein Platz ersten Ranges werden mußte, zu nahe gelegen, ließ zwischen sich und Mainz einen viel zu weiten Raum, und entsprach darum dem fraglichen Zweck nicht. In dieser Hinsicht war Koblenz viel günstiger gelegen, nämlich mehr, wenn auch nicht völlig in der Mitte des Stromlaufes zwischen Mainz und Köln, außerdem am Zusammenfluß der Mosel mit dem Hauptstrome, und nicht weit von der Mündung der Lahn in diesen entfernt. Wenn seiner Wahl ein Bedenken entgegenstand, so floß dies aus seiner Situation mitten im coupirten Terrain. Dasselbe mag einer kleinen Festung günstig sein; ein großer Platz aber sucht die Ebene, weil er hier freier wirken kann, denn es ist bei ihm nicht sowol das taktische wie das strategische Element, welches ins Gewicht fällt, mit anderen Worten: seine Defensivkraft beruht weniger auf dem Widerstand seiner Wälle an sich, als vielmehr auf der unbehinderten Action seiner Besatzung nach außen hin. Inmitten dieser einander widerstreitenden Interessen war eine Entscheidung der Frage nicht leicht. Wie jedermann weiß, ist sie für Koblenz ausgefallen, und man kann sie im Allgemeinen nur billigen. Die Beibehaltung Wesels und seine möglichste Verstärkung war eine gebieterische Pflicht, die sich ebenso sehr aus Gründen der Oekonomie wie auf Grund der Lage der Straßenlinien empfahl. In Hinsicht auf die Weser konnte man nicht füglich anders als für Beibehaltung und Rehabilitirung von Minden sich entscheiden. Demnach waren zwei neue Hauptfestungen zu erbauen: Koblenz und Köln und zwei vorhandene Plätze in einer umfassenden Weise zu verstärken, nämlich Wesel und Minden.

Man kann den preußischen leitenden militärischen Behörden, also im Besonderen dem Kriegsministerium und dem Generalcommando des Ingenieurcorps die Anerkennung nicht versagen, daß sie die Ausführung der betreffenden Bauten in einer durchaus zweckgemäßen, den örtlichen wie politischen Verhältnissen in einem hohen Maße entsprechenden Art angeordnet haben. Koblenz und Köln wurden ziemlich gleichzeitig in baulichen Angriff genommen und dabei nach einem durchaus neuen System verfahren, denn wenn auch die Principien der modernen preußischen Befestigungen im Wesentlichen mit denen Montalemberts übereinstimmen, unterscheidet sich die Methode im Einzelnen dennoch wesentlich von des Letzteren Entwürfen und hat vor ihnen nicht nur den Vorzug eines zweckgemäßeren, namentlich den Anforderungen

des Ausfallkrieges im weitesten Sinne Rechnung tragenden Arrangements, sondern auch der größeren Wohlfeilheit voraus. Im Wesentlichen beruht dieses neue preußische Befestigungssystem, wie vielleicht manchem Leser noch aus einem in diesem Blatte enthaltenen Aufsatz aus dem Jahre 1855 erinnerlich sein wird, auf dem Grundsatz, die Bestreichung (Flankirung) des Grabens nicht durch eine Brechung der Umzugslinie (Enceinte) zu erreichen (Bastionärsystem), sondern durch ein im Graben und zwar entweder vor der Mitte der Fronten oder vor deren Winkeln gelegenes Blockhaus (Caponnière) zu erreichen (daher Caponniersystem).

Auch in weiteren Kreisen ist es bekannt, daß der Bau von Koblenz in die Hände des damaligen Obersten Aster, der aus sächsischen Diensten in preußische übergegangen war, gelegt wurde, und nachträglich unter dessen unmittelbarer Leitung bis nahe zum Schluß geführt worden ist. Man hat den Entwurf, der zum großen Theil eigenes Werk des Genannten ist, wenn auch unter Mitwirkung vieler anderer Capacitäten entstanden, vorzugsweise genial genannt, und das mit Recht, denn in ihm ist bereits ein klares Erkennen des erst durch die neuesten Kriegserfahrungen unumstößlich gemachten Princips documentirt, daß die moderne Festung ihre Stärke nicht in der Umfassung (Enceinte), sondern vielmehr in den vorgeschobenen (detachirten) Werken zu suchen hat, und es sich bei Feststellung der fortificatorischen Balance darum handelt, den letzteren mit allen Mitteln der Kunst eine möglichst große Widerstandskraft zu verleihen, während die Umfassung viel einfacher und schwächer ausgeführt werden darf, und selbst muß, wenn man sich nicht einer Vergeudung der Mittel schuldig machen will. Dieser Grundsatz ist in seiner Reinheit leider später nicht aufrecht erhalten geblieben. Ich werde im weiteren Verlauf dieser Blätter erörtern: inwiefern nicht, und warum nicht. Bei Köln, wo die Bedingungen des Terrains durchaus andere waren, wie bei Koblenz, ist zwar ebenfalls nach dem vorgenannten Grundsatz verfahren worden, nämlich der Accent der Vertheidigung, im Gegensatz zur Umfassung selbst, auf eine doppelte Reihe von schachbretförmig geordneten vorgeschobenen Forts übertragen worden; weil indeß diese selbst wegen ihrer Kleinheit und namentlich der Lage und zum Theil unzweckmäßigen Situirung ihrer Reduits viel zu wünschen übrig lassen, kann man das Ganze nicht in demselben Maße für vollkommen erachten wie Koblenz. Ein Weiteres über die Details der beiden Festungen hier zu sagen, verbieten Rücksichten, die kein Patriot außer Augen setzen darf, wenn auch im Allgemeinen nichts dadurch gefährdet werden würde.

Im Jahre 1817 waren die Arbeiten am Rhein im vollen Gange. Während das Vorhandensein der alten Mauer der Befestigung in Köln trefflich zu statten kam, hatte sie dagegen in Koblenz von Grund aus neu zu be-

ginnen. Dennoch war auf beiden Punkten beim Ausbruch der französischen Revolution von 1830 das Meiste beendet, und zwar befand sich damals Koblenz in einem noch weiter vorgeschrittenen Vertheidigungszustand wie Köln. Wenn es damals zwischen Preußen und Frankreich zum Kriege gekommen wäre, würde ersteres, abgesehen von Mainz, drei wichtige rheinische Debouchepunkte in seinen Händen gehalten und damit ein schweres Gewicht in die Wagschale jeder in diese Gegenden verlegten militärischen Entscheidung geworfen haben. Köln, Koblenz und Wesel würden ebenso viele feste Pforten gewesen sein, durch welche unser Vaterland seine Heere, je nach Belieben, hätte vorschieben oder hinter die große Rheinbarrière zurücknehmen können. Mit anderen Worten: diese Festungen würden als ungeheure, so zu sagen strategische Brückenköpfe gewirkt haben, und es ist eine wohl begründete Ansicht, daß ein Rheinübergang der Franzosen unmöglich gewesen wäre, wenn sie nicht mindestens zwei zuvor genommen hätten. Die Theorie, auf welche sich diese Annahme gründet, ist in dem mit Meisterhand geschriebenen Werke des Generals von Willisen, Theorie des großen Krieges, in einer ebenso geistreichen wie erschöpfenden Weise entwickelt worden, und ich muß mich um so mehr darauf beschränken, hier nur darauf hinzudeuten, als ich ohnehin in Betreff der Ausdehnung dieser Arbeit den Raum Ihrer geehrten Blätter stark in Anspruch nehme.

Rücksichtlich Mindens ist hier anzumerken, daß die Hauptsache zur Verstärkung und Erweiterung der dortigen Festungswerke in den dreißiger Jahren zur Ausführung gekommen ist. Der Punkt bezeichnet eine schwache Region des preußischen Vertheidigungsgebiets. Man kann sich nicht der Befürchtung entschlagen, daß, wenn am Rhein eine große Entscheidung gegeben und zu unserem Nachtheil ausgefallen sein sollte, der Angriff muthmaßlich gleich an die Elbe gelangen würde, weil dazwischen nichts ist, was ihm ein ernstes Hinderniß entgegenzustellen vermöchte. Um in diesen weiten Raum ein neues starkes Element des Widerstandes zu legen, konnte Preußen, bei der Abgrenzung seines Territoriums, nicht zugleich ein anderes Mittel ergreifen, als Erfurt zu erweitern und zu verstärken. Dieser Festung Lage richtig zu erfassen ist nicht ohne Werth, weil darauf das Verständniß des preußischen Landesvertheidigungssystems zu einem großen Theile mitberuht. Wie man weiß liegt Erfurt an keinem Fluß von Bedeutung, und wenn es auch mit einem guten Schleusenspiel versehen ist, fehlt ihm aus jenem Grunde dennoch die Bedeutung eines Platzes, der einen Strom hütet. Auch seine Beziehungen zu den verschiedenen Hauptdefileen des thüringer Waldes kann man wol derzeit nur noch als illusorisch bezeichnen. Wie man weiß hat Thüringen nach Westen hin eine große Pforte: das Debouchee von Eisenach, und nach Süden hin eine andere nicht minder wichtige, das von Hof. Erfurt liegt

central zu beiden d. h. eine unter den Mauern der Festung concentrirte Armee kann sich radial nach der einen oder anderen Richtung hinwerfen; aber, wenn es auch gerathen wäre, eine derartige Centralstellung einzunehmen, was nicht der Fall ist, wie uns die Erfahrungen des Krieges von 1806 belehrten, weil der Gegner, wenn er überraschend bei Hof debouchirt, die bei Erfurt stehende Armee umgehen, zunächst von der Saale und damit vom Gros der Monarchie abschneiden kann, so ist bei der trefflichen Beschaffenheit der vielen über den Kamm des Gebirges führenden Nebenstraßen ein Verschluß bei Hof und Eisenach, wenn er auch hermetisch wäre, im hohen Maße unwirksam. Nichts desto weniger ist Erfurt von einer großen Bedeutung. Es ist nach Minden die zweite zwischen dem Rhein und der Elbe gelegene fortificatorische Staffel, der einzige Platz ferner auf der Linie von dem letzteren Strome bis Mainz, und ein unentbehrlicher Haltpunkt für den in diesen Regionen zu führenden Krieg. Mehr noch: auf Erfurt beruht der militärische Zusammenhang der politisch in eine West- und Osthälfte zerrissenen preußischen Monarchie. Nähme man diesen Platz aus dem System heraus, so würde Preußen auch in strategischer Hinsicht dem Körper einer Wespe gleichen, welcher da seine schmalste Taille hat und eine trennende Einschnürung erleidet, wo seine Mitte und sein Herz unter anderen und normalen Umständen liegen müßte.

Man kann Erfurt den Schlußstein und die unvermißbare Ergänzung des preußischen, nach Westen (Frankreich entgegen) gewendeten Vertheidigungssystems nennen. Aber seine Lage ist der Art, daß sie einer Doppelbestimmung entspricht, und demselben Platz zugleich eine strategische Frontrichtung nach Süden anweiset. Auf dieses sein Verhalten zum süddeutschen oder Oestreich zugewendeten Kriegstheater näher einzugehen, muß ich mir an einer anderen Stelle des Aufsatzes vorbehalten. Mit dem zuletzt Gesagten ist derselbe zu einem Abschnittspunkte gelangt. In dem nachfolgenden Theile werde ich Preußens Landesbefestigungssystem im Osten zu besprechen haben, und endlich den dritten einer Erörterung seiner fortificatorischen Widerstandsmittel auf der Südfronte widmen.

Die im vorausgegangenen Abschnitte dargelegte fortificatorische Sicherung der großen westlichen Landesfronte Preußens war gewiß wichtig, und im hohen Maße nothwendig. Aber nur wenn man mit der damals eingehaltenen Politik der Regierung einverstanden ist, kann man es entschuldigen, daß eine lange Reihe von Jahren hindurch alle im Budget des Ingenieurwesens disponiblen Mittel auf ihre Herstellung allein verwendet wurden und zur Sicherung des Staates nach der entgegengesetzten Richtung hin, d. h. gegenüber von Rußland, beinahe nichts geschah. Es hat keinen rechten Halt, und ist nicht ganz logisch, wenn man zur Entschuldigung dieser Vernachlässigung anführt, daß es vorerst darauf angekommen sei, die Landesbefestigung

überhaupt, nach allen Seiten hin, in ein annäherndes Gleichgewicht zu stellen, und dieses Bestreben anfangs von den Ostgrenzen absehen ließ, weil sich hier bereits ältere Festungen vorfanden, während der Westen von solchen ganz entblößt war. Denn in Wahrheit hatte unter diesen Plätzen aus einer frühern Zeit nur Danzig Bedeutung; die andern Befestigungspunkte: Pillau, Graudenz, Kosel kamen ihrer geringen Größe wegen wenig in Betracht, und Kolberg, Stettin, Küstrin und Glogau liegen der eigentlichen Frontlinie zu fern, um in unmittelbare Beziehung zur Vertheidigung derselben gestellt zu werden. Das angestrebte Gleichgewicht war aber ganz sicher nicht mehr vorhanden, als die großen Festungen am Rhein so weit vorgeschritten waren, daß sie für fähig erachtet werden konnten, Stützpunkte des Widerstandes zu sein, und Preußen war zu jener Zeit ein Staat mit durchaus abnorm arrangirten Vertheidigungsvorkehrungen, indem er ungeachtet seiner Zwischenstellung zwischen drei gewaltigen Groß- und Militärmächten eigentlich nur eine einzige bewehrte Fronte bot und seinen ihm zunächst gestellten Nachbarn unter jenen Rücken und Flanke ziemlich offen und ungedeckt zuwendete. Es mochte diese Lage der Dinge mit den Maximen, die im System der „heiligen Allianz" lagen, vollkommen stimmen, aber mit Preußens ererbter Politik und mit den Grundsätzen, deren energischer Handhabung es seine Machtstellung auf verhältnißmäßig so schmaler Basis zu verdanken hatte, war sie vorerst nicht zu vereinbaren.

Preußens strategische Stellung gegen Osten, namentlich in Hinsicht auf die Defensive, ist an und für sich schwächer als die Frankreich gegenüber. Voraus vor dieser hat der Staat in ersterer Richtung nur den Umstand, daß seine Hauptmasse hier concentrirt beisammenliegt, und seine Rußland entgegengekehrte Frontlinie eine darum ausgedehntere — darum aber auch zugleich schwerer zu deckende — ist. Unter die ungünstigen Umstände gehört zunächst des russischen Polens vorgreifende Lage, wodurch Ostpreußen bis zur Weichsel und darüber hinaus in die Flanke genommen und sein Zusammenhang mit dem Gros der preußischen Monarchie bedroht wird. Man erinnert sich wol aus der Geschichte des wiener Congresses der Denkschriften des wackern Generals von Knesebeck, in welchen ausgesprochen wird, daß die damals festgestellten und leider definitiv angenommenen Grenzverhältnisse, zumal in Ansehung der zunehmenden inneren Machtentwicklung Rußlands, eine Calamität für Preußen ausmachen, und daß 500,000 Mann Russen, die in der Spitze des den Leib der Monarchie spaltenden polnischen Landeskeils versammelt würden, jenen nothwendig sprengen müßten. Es ist hier nicht der Ort des Näheren darauf einzugehen, was durch eine determinirte Haltung auf dem besagten Congresse (1817) zu erreichen gewesen wäre; aber so viel sei hier bemerkt, daß Preußen heute mit ungleich geringerer Unruhe seine Blicke

zur Zukunft wenden könnte, wenn es mindestens den Weichselstrom von der See bis Krakau als sein eigen besäße.

Es war etwa um die Mitte der zwanziger Jahre, als man in Preußen zuerst daran dachte, etwas Größeres als bloße Reparaturbauten zum vermehrten Schutz der ostwärtigen Grenze zu unternehmen. Den Punkt, auf welchen man als den ersten seine Aufmerksamkeit zu richten habe, glaubte man in Thorn zu erkennen. Wie bekannt kam diese Stadt als eine geschleifte oder mindestens tief verfallene Festung an Preußen. Die Bedeutung, welche es als strategische Oertlichkeit hat, ist nirgend und von niemandem klarer auseinandergesetzt worden, als durch den preußischen General von Willisen in seinem als classisch anerkannten, bedeutenden und namentlich dem Laien im Kriegswesen als beste Einführung in dasselbe zu empfehlenden Werke: „Theorie des großen Krieges". Der verehrte Autor sagt darüber etwa Folgendes: „Der gefährlichste Angriff ist von Warschau und vom linken Weichselufer her. Nun hat aber glücklicherweise die Stellung bei Thorn die Weichsel bis zum Meere im Rücken; außerdem hat diese Stellung eine durch die starke Netzelinie gedeckte Verbindung mit dem Centro in ihrer Flanke. Gegen einen Angriff von Ostpreußen her, nachdem etwa die Vertheidigung, wäre sie nicht gleich durch einen ersten Schritt, wie es leicht geschehen könnte, an den Niemen verlegt worden, am Pregel aufgegeben worden, hätte die Vertheidigung bei Thorn die freieste und gesichertste Verbindung nach Südwesten und Westen. Thorn hat somit eine allgemein günstige strategische Lage. Weder auf der einen noch auf der andern Linie dürfte der Feind den strategischen Meridian der Aufstellung von Thorn überschreiten, ohne sich strategisch blos zu geben. Er müßte sich gegen Thorn wenden, um die Vertheidigung von dort zu vertreiben. Die Lage von Thorn vertheidigt aber, und grade für den schlimmsten Angriff, für den von Warschau her, Ostpreußen mit. Wenn der Feind nur mit einer Armee, und auf dieser Richtung allein operirt, so ist Preußen sogar durch die Stellung von Thorn mehr geschützt, als etwa Posen oder Schlesien. Operirt er aber mit einer zweiten Armee zugleich auf der Linie von Wilna, so dürfte auch ein zweites partielles Vertheidigungssystem für Preußen am Pregel etablirt werden, und es hätte zugleich die centrale Stellung bei Thorn die Gelegenheit zu einem partiellen Angriff, zu einen Act aus dem offensiven Theile der Vertheidigung."

So weit General von Willisen. Seine über die Bedeutung von Thorn ausgesprochenen Ansichten haben grade darum einen vorwiegenden Werth, weil sie, abgesehen von der Feder, aus welcher sie kommen, zugleich das Urtheil ausdrücken dürften, welches im großen Generalstabe zu Berlin Geltung hatte, und im Kriegsministerium letztlich den Ausschlag für die Wahl gegeben hat. Inzwischen waren in Ansehung dieses großen ihm zugeschriebenen strategischen

Werthes die fortificatorischen Anlagen, zu denen man sich entschloß, immerhin nur knapp bemessen. Nicht wie bei Köln und Koblenz ist hier auf die Herstellung eines großen verschanzten Lagers Hauptrücksicht genommen, wie es doch sein müßte, wenn man den Punkt zum Halt einer defensiven Massenaufstellung bestimmte und der Umstand, daß keine feste Brücke über den im Winter oft wochenlang mit Eis treibenden Strom besteht, gibt zu bedenken: in welcher bedenklichen Lage sich eine auf dem rechten Weichselufer stehende preußische Armee befinden würde, wenn der Feind links agirt, und elementare Verhältnisse ihr ein Hinübergehen verwehren. Außerdem ist klar, daß Thorn eben nur in Bezug auf Ostpreußen und Posen die Bedeutung eines strategischen Centrums hat, nicht aber in Bezug auf die ganze ostwärtige Frontlinie, und daß namentlich Schlesien sich etwas weit aus seiner Sphäre hinausgerückt befindet. Dieser gesuchte wichtige Mittelpunkt der großen östlichen Frontlinie zwischen Kosel und Memel würde, wenn Preußen seine naturgemäßen Grenzen besäße, in Modlin, am Einfluß des Bug-Narew in die Weichsel gefunden sein; unter den obwaltenden Verhältnissen aber ist er nirgend anders als in der Stadt Posen zu finden.

Die unendlich bedeutungsvolle strategische Centralität Posens beruht nicht allein darauf, daß es zwischen den beiden am weitesten auseinandergelegenen Partialtheatern des ostwärtigen Kriegs, Preußen und Schlesien, als verbindendes Glied sich eingeschoben findet, sondern auch auf seiner Zwischenlage inmitten der Ostsee und der Sudeten, jener beiden unüberschreitbaren Flügelschranken, und zugleich nahe der Wasserscheide, welche Oder und Weichsel trennen. Sodann auf dem Umstand, daß jeder directe Stoß von Warschau her auf die Hauptstadt der Monarchie dicht an ihm vorübergeführt werden muß, daß jeder Uebergang über die mittlere Oder von ihm unmittelbar, und jeder über die untere oder obere, schräg im Rücken bedroht wird; daß aber ein Rückstoß wider Polen und die Mittelweichsel von hier seinen bestgelegenen Ausgang nehmen wird und nehmen muß, weil er auf keinem andern Wege directer, also mit vollerer Kraft und größerem Nachdruck geführt werden kann.

Diese Beziehungen Posens zum Ostkriege springen zu klar hervor, und sind zu gebietender Art, als daß man sich der Aufforderung hätte entziehen können, sie zum leitenden Motiv beim Entwurf des preußischen Befestigungssystems an der russischen Grenze zu machen. Es war wol schon 1826 oder 27, als man sich für den Punkt, um ihn zum eigentlichen Hort der preußischen Defensive im Osten zu machen, entschieden hatte; im Jahre 1828 aber wurde die erste Hand an die Ausführung gelegt, und dermaßen groß war die gestellte fortificatorische Aufgabe, daß man länger als zwanzig Jahre darauf verwendete, um sie durchzuführen.

Heute, wo Posen vollendet ist, gilt es, und zwar mit Recht, als das Meister-

werk neupreußischer Befestigungskunst, und als der stärkste Kriegsplatz der ostwärtigen Hälfte der preußischen Monarchie, was um so mehr bedeuten will, wenn man in Rücksicht zieht, daß die Natur durch besondere Gunst verhältnißmäßig äußerst wenig gethan hat, daß im Besondern große Stromverhältnisse hier fehlen, daß es ebenfalls der Kunst anheim gegeben war, durch Schleußenanlagen, mit den Mitteln, die ein kleiner Fluß dazu bot, eine fluviale Basis herzustellen, und selbst die Beschaffung der Baustoffe — Posen ist im Gegensatz zu den rheinischen Festungen, die meistens aus Bruchsteinen aufgeführt wurden, aus Ziegeln erbaut — außerordentliche Schwierigkeiten machte. Es ist hier nicht in Absicht, noch ist es zulässig, auf die Ausführung des Platzes in fortificatorischer Hinsicht näher einzugehen. Zwei Namen, Brese und Prittwitz, sind mit ihm untrennbar verbunden und werden fortleben, so lange die gewaltigen Mauern dauern. — Die Ausgaben, welche der Bau von Posen veranlaßte, habe ich verschieden, einerseits auf sieben bis acht Millionen, andrerseits auf zwölf Millionen Thaler angeben hören. Auch die größere Summe ist für das, was man dadurch für die Monarchie gewonnen hat, nicht zu hoch; für alle Zeiten ist damit eine förmliche Ueberraschung Preußens durch einen plötzlichen Angriff Rußlands unmöglich gemacht; denn diese Festung gebietet dem Marsch gegen den Herzpunkt der Monarchie Stand, er mag geschehen, aus welcher Richtung der gegebenen Grenze er immerhin wolle.

Der Bau von Posen nahm während der letzten zehn Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm III. nahezu die volle Summe des Ingenieurbudgets des Staats in Anspruch. Bei den damals noch ungleich spärlicher wie jetzt entwickelten finanziellen Hilfsmitteln des Staates konnte man nicht füglich mehr thun. Aber Friedrich Wilhelm IV. hatte kaum den Thron bestiegen, als es feststand, daß man in den entscheidenden Regionen den Augenblick für gekommen erachtete, um eine neue Festung von noch größerem Umfang wie Posen und unter zu Grundelegung derselben Befestigungsmanier in Angriff zu nehmen; es war dies Königsberg. Zugleich entschied man sich für die Fortificirung von Lötzen.

Die Umwandlung der Hauptstadt von Altpreußen in einen Platz ersten Ranges will nach Maßgabe anderer Verhältnisse und Beziehungen gewürdigt sein, wie der Bau von Posen. Wenn die Anlage der letzteren Festung ankündigte, wie Preußen einer überraschenden Offensive entgegenzutreten gesonnen sei, so kündete die Auswahl Königsbergs zum Hauptwaffenplatz an, daß man dabei auf den Gedanken nicht verzichte, seinerseits eine angriffsweise Vertheidigung zu führen und in keinem Falle geneigt sei, auch für den Fall einer Ueberraschung, blos auf Grund derselben eine ganze Provinz zu räumen. Insofern war Königsberg die kühnere strategische Anlage, entsprechend dem kühneren politischen Geist, der mit dem Regierungswechsel in der Monarchie

lebendig geworden war. Sie trug zugleich allen großen und mannhaften Plänen der Zukunft Rechnung, schuf für einen etwaigen Offensivkrieg wider Rußland, der selbstredend nicht von Posen her eingeleitet werden kann, wenn man große Resultate in der ersten einleitenden Periode erstrebt, die bestgelegene Ausgangsbasis, und deutete an, daß Preußen nicht nur des Pregels ebenso gewiß sei wie der Warthe, sondern zugleich, daß es auf einen Widerstand längs dem Niemen ebensowenig verzichten werde, wie auf den an der Weichsel. Mit andern Worten die strategische Sphäre Preußens im Osten wurde durch den Bau von Königsberg, wie mittelst eines überraschenden Vorgriffs mindestens um die Hälfte erweitert. Zugleich hatte die Anlage die Bedeutung eines wohlberechneten Contrecoups wider die großen fortificatorischen Arbeiten Rußlands im Königreich Polen, wodurch es seit Niederwerfung des polnischen Aufstandes im Jahre 1831 die Mittelweichsel zu einer großen gegen Preußen gewendeten Angriffsbasis einzurichten begonnen hatte. In dieser Hinsicht bedeutete Königsberg als Festung so viel als, daß Preußen unter Umständen von den Möglichkeiten der strategischen Lage seiner Ostprovinz Nutzen ziehen, und dem wider es aufgerichteten Drohniß dadurch Macht und Bedeutung nehmen werde, daß es dasselbe in den Rücken fasse.

Der Bau von Königsberg dauert jetzt nahezu 15 Jahre, und seine Kosten wurden auf Grund eines allgemeinen Voranschlages, der von dem gewissenhaften und gewandten General von Prese herrührt, auf 10 Millionen Thaler festgestellt.

Es ist hier der Ort, wo auch der Befestigung von Lötzen gedacht werden muß, einer Art strategisch-fortificatorischen Schraube, die ihren Urheber in dem verstorbenen, sonst sehr hoch zu schätzenden Kriegsminister Boyen her. Da keine bedeutende Straße den Punkt schneidet, oder auch nur in seiner Nähe vorübergeht, außerdem kein anderweitiger Umstand ihn wichtig macht, so ist nicht zu errathen, was die Anlage bezweckt, es sei denn daß man sie für den Fall ausführte, um dereinst, zwischen den großen Seen manövrirend, dem Feind im Bewegungskriege durch Verschluß eines Defilees in seinem Rücken eine große und vernichtende Katastrophe zu bereiten. Ich trete hier nicht mit dem Anspruch auf, meine Meinung in diesen Dingen für unantastbar zu halten, aber wenn ich behaupte, daß es für Preußen unendlich vortheilhafter wäre, wenn die Bastionen von Lötzen anstatt in der Einöde an den masurischen Seen bei Wehlau oder Insterburg oder am Niemen gelegen wären, so denke ich, daß sich dagegen wenig wird einwenden lassen.

Aus dem bis dahin Gesagten erhellt, daß Preußen große Anstrengungen gemacht hat, um sich gegen einen überraschenden Einbruch wider die Herzgegend seiner Staaten zu decken und die weit vorgeschobene transvistulische Ostprovinz zu schützen, daß aber für den rechten Flügel der Rußland entgegen-

gewendeten Fronte verhältnißmäßig nur äußerst wenig geschehen ist. Friedrich der Große sah Schlesien militärisch nur als eine Oestreich zugewendete Grenzprovinz an und demgemäß hatte er im Besondern seine fortificatorischen Arrangements getroffen, die alle darauf hinzielten, das Riesengebirge und die Sudeten zur Basis zu nehmen und mehr offensiver wie defensiver Natur waren. Seine Festungen waren Schweidnitz, Glatz, Silberberg, Neisse und Kosel; Glogau fand er an der Oder vor (wie die genannten Plätze) und verstärkte es, aber für Breslau, welches nur halb als Festung gelten konnte, und nachher geschleift wurde, that er nichts. Heute ist die Hauptbedeutung Schlesiens in militärischer Beziehung, daß es preußische Grenzprovinz wider Rußland und Oestreich zugleich ist. Ein Landestheil, der dermaßen strategisch in die Klammer gefaßt werden kann, bedarf augenscheinlich eines festen und starken Kerns, damit der Widerstand einen Haltpunkt besitze und nicht sofort das Feld räumen müsse. In Breslau wäre dieser Punkt gefunden; es ist anerkannt, und zwar in den entscheidenden Kreisen, daß diese Capitale als Festung unentbehrlich ist, aber bis heute mangelten noch die Mittel, um den längst gefaßten und sicher in Hinsicht auf den Kostenpunkt bereits genau überrechneten Plan zur Ausführung zu bringen. Wir müssen abwarten, ob die nächste bevorstehende Vermehrung der Staatseinnahmen für den großen Zweck einen Ausweg bietet. So lange Breslau in das hier besprochene Landesbefestigungssystem als mächtige Mitte des rechten Flügels der Ostfronte nicht einbegriffen ist, wird die preußische Defensivetablirung nicht als vollendet angesehen werden dürfen. Wir halten heute einen gemeinsamen Krieg Rußlands und Oestreichs wider uns, wie die Dinge glücklicherweise liegen, kaum für möglich; aber erinnern müssen wir hier dennoch daran, wie dieser Krieg im Herbst 1850 nahe vor die Thür gerückt war, und ihm von Preußen nur durch eine ziemlich weit gehende Nachgiebigkeit ausgewichen werden konnte.

Mit dem westlichen Befestigungssystem in seinem jetzigen Zustande verglichen erweist sich das östliche insofern von ihm verschieden, als es ein noch unvollendetes ist. Danzig und Posen müssen unter den fertigen Festungen heute als die wahren Strebepfeiler der Vertheidigung angesehen werden. Wenn Königsberg vollendet sein wird, mag es von bedeutendem Gewicht werden, daß alsdann dieser Platz, in Verbindung mit Pillau, mit Danzig und dessen Dependenzien (Weichselmünde und Neufähr, so wie das Fort am Durchbruch) ein System im Kleinen ausmachen wird, welches durch die See, das frische Haff und die Nehrung dreifach untereinander verbunden, nur durch Einnahme eines der beiden Hauptpunkte gesprengt werden dürfte. Lägen die Bastionen von Lötzen bei Wehlau, so würde dadurch das kleine Netz eine

noch weitere Ausdehnung erhalten und stärker noch sein als jetzt in Aussicht steht. So viel ist indeß gewiß, daß die Befestigung von Königsberg durch ihren Anschluß an die von Danzig (letztere rührt aus alter Zeit her) die Ostprovinz zum unantastbarsten Punkt der preußischen Monarchie machen wird, und es in Anbetracht der Lage einem russischen Angriff unmöglich gelingen wird, die diesseitige Vertheidigung von der Ostsee, also von dem zuverlässigsten Verbündeten, den Preußen in solcher Lage finden kann, von England zu trennen. Ein befestigtes Breslau würde ziemlich dieselbe Bedeutung für einen Bundeskrieg an der Seite von Oestreich haben; denn auch wenn Rußland durch seine innere Entwickelung gekräftigt und vielleicht im Stande sein wird, die 500,000 Mann aufzubringen, von denen General von Knesebeck in seiner Denkschrift redete, wird es dennoch die beiden deutschen Großmächte unmöglich damit auseinanderwerfen können, falls ein Platz erster Größe den heute leider offenstehenden Raum zwischen Kalisch und dem Riesengebirge verschließt, oder richtiger zu sagen ihn im defensiven Sinne ausfüllbar und haltbar macht.

Innerhalb der letzten hundert Jahre ist die politische Situation Preußens nach außen hin in einer überraschenden Weise eine andere geworden. Friedrichs II. Hauptstaatsgedanke war der, daß seine Monarchie ein wider Oestreich errichtetes Gegenreich sei, und vornehmlich in diesem Widerstreit sich wachsende Größe zu erringen habe. Von Rußland schied seine Besitzungen, einen kurzen Grenzstrich ausgenommen, der Rest des Königreichs (der Republik) Polen, und von Frankreich trennten ihn die geistlichen Kurfürstenthümer; beide Reiche kamen für ihn insofern wenig in Betracht. Heute liegen die Dinge grade umgekehrt: ein Krieg mit Oestreich ist aus vielen Gründen sehr unwahrscheinlich; aber des Verhältnisses zu Frankreich sind wir nicht sicher, und ein letzter entscheidender Kampf mit Rußland, in welchem es sich um Preußens Existenz handeln wird, scheint mit der Zukunft uns näher und näher zu rücken. Bei dem allen darf man aber von der Möglichkeit eines Krieges zwischen Preußen und Oestreich nicht durchaus Abstand nehmen. Es wurde schon einmal in diesem Aufsatze auf den Herbst 1850, als auf einen bedeutungsvollen und warnenden Moment hingewiesen. Solche Momente können wiederkehren, und wie sehr wir auch immerhin wünschen mögen, daß sie fern bleiben, müssen wir dennoch die Nothwendigkeit anerkennen, bei unsern militärischen Vorkehrungen auf jene Möglichkeit Rücksicht zu nehmen.

Erörtern wir hier zunächst die Situation, in welcher sich Preußen bei jedem Einzelkriege mit Oestreich befinden wird. Hierbei müssen wir gleich eines Hauptverhältnisses der gegenseitigen Lage gedenken, weil dasselbe von großer, viel bedingender Wichtigkeit ist. Oestreich und Preußen sind nicht als

parallel zueinander gestellte Staaten anzusehen, sondern ihre räumliche Nebenlage entspricht einer Stellung en échelon. In demselben Maße, wie Oestreich weiter nach Osten greift, greift Preußen weiter nach Westen. Aber der Unterschied waltet zwischen beiden Ueberflügelungen ob, daß die östreichische im Grunde genommen keine ist, indem Rußlands Zwischenlage bei einem Einzelkriege die Ausnutzung verbietet, die preußische hingegen bei der Schwäche der deutschen Kleinstaaten leicht zu einem Anfall wider Oestreich, von zwei Seiten her, die Hand bieten kann, wenn anders die beweglichen Mittel dazu vorhanden sind. Das heißt so viel als: Preußen bedroht, vermöge seiner Rheinstellung, in deren Folge es westwärts basirt ist, Oestreich, außer von Schlesien und Sachsen her, auch von Baiern aus, wogegen Oestreich nur von der böhmischen Ecke bei Eger her den Zusammenhalt der preußischen Monarchie bedrohen könnte, aber nicht im Stande wäre, von dort aus nach Westphalen oder den Rheinlanden vorzudringen. Um dieser Gründe willen ist die wider Oestreich zur Vertheidigung verwendete Fronte auf die Ausdehnung beschränkt, welche die beiden Festungen Erfurt und Kosel bezeichnen. Beim ersten Ueberschauen der innerhalb dieses Raumes waltenden Verhältnisse wird man gewahr, daß ein Naturschutz oder eine natürliche Basis hier noch weit weniger vorhanden ist, wie irgend sonst wo, und daß, wenn nicht die politischen Verhältnisse hier günstigere wären, wie im Westen und namentlich im Osten, Preußen von Süden her die größten Gefahren zu gewärtigen hätte. Das zwischen Brandenburg und Böhmen eingeschobene Sachsen ist weit entfernt, eine Schutzwehr zu sein, weil ein so kleiner Staat, wie dieser, seine Neutralität in keinem Falle zu wahren vermag; im Gegentheil wird seine Existenz stets demjenigen zum Vortheil gereichen, der die Offensive ergreift, welche Stelle wir hier, wo von Preußens Vertheidigung die Rede ist, Oestreich zuzuschreiben haben. Es ist klar, daß eine aus Böhmen hervorbrechende östreichische Armee es in ihrem freien Belieben hat, die Elbe auf beiden Ufern zu beherrschen, daß Gründe sehr entscheidender Art sie mit ihren Hauptoperationen auf die rechte Stromseite hinweisen, und daß die Festungen Torgau und Wittenberg, zumal sie klein sind, und darum keine strategische Anziehungskraft ausüben, eigentlich nur vorhanden zu sein scheinen, um umgangen und von kleinen Beobachtungscorps im Schach gehalten zu werden, hat man aber Wittenberg und Torgau passirt, so steht man mitten in den Marken und hart am Weichbilde von Berlin, welches einem rasch geführten Offensivstoß Preis gegeben zu sein scheint.

In diesen Möglichkeiten ist die Hauptgefahr enthalten, welche uns von Oestreich aus bedroht, und sie ist in jeder Hinsicht eine außerordentlich ernste zu nennen. Daß Breslau noch unbefestigt ist, ist neben der Calamität, welche

aus dem offenen Berlin entspringt, nur eine Gefahr zweiter Ordnung, auch wenn man, wie oben bereits geschehen, auf die Eventualität eines Doppelangriffs, von Süden und Osten her (durch die verbündeten Großmächte Oestreich und Rußland), Rücksicht nimmt. Auch diese Schwäche ist in dem bedeutungsvollen Jahre 1817, wo die Verhältnisse der Welt auf so lange Zeit hinaus geordnet wurden, von den preußischen Staatsmännern klar herauserkannt worden, und wesentlich in dieser Rücksicht drangen sie auf eine Entschädigung Sachsens am Rhein und auf die Einverleibung des ganzen jetzigen Königreichs. Die „Festung" Dresden wäre dann das große Bollwerk Berlins und der Mitte des preußischen Staats geworden; aber es sollte nicht so sein.

Um so mehr muß man erstaunen, daß man nicht eifriger bemüht gewesen ist, dem schweren und sehr beunruhigenden Uebelstande durch eine unmittelbare fortificatorische Sicherstellung Berlins abzuhelfen. Beinahe will es in dieser Hinsicht scheinen, als wenn man in den sonst so erleuchteten militärischen Kreisen daselbst, und am entscheidenden Orte, nur allmälig über diesen Punkt (und zwar erst seit der Zeit, wo Paris befestigt wurde) zu den heute allgemeine Geltung habenden Ansichten gelangt sei.

Die Verfahrungsweise, welche man auf der weiten Vertheidigungsfronte zwischen Kosel und Erfurt seit dem Jahre 1815 innegehalten, ist mit wenigen Worten zu charakterisiren. Man wollte hier zunächst auf jeden ausgedehnteren Neubau verzichten, die vorhandenen Plätze ausbessern, im brauchbaren Zustande erhalten, allenfalls durch einzelne neue Werke verstärken und erst wenn man vollkommen im Westen und Osten zur localen Defensive eingerichtet wäre, Breslau als eine Hauptfestung in Angriff nehmen. Wie man hieraus ersehen wird, legte man den Hauptaccent auf den linken Flügel, und sah von einer Deckung des Centrums und Herzpunktes des Staates (Berlin) ab. Ein Umschwung in diesen Vornahmen trat erst im Herbst 1850 ein, grade als ein Krieg mit Oestreich in das Bereich der Möglichkeit und sogar der Wahrscheinlichkeit gerückt war. Wie man weiß, liefen damals die Hauptanstrengungen der preußischen Heeresleitung darauf hin, zwischen der sächsischen Grenze und Berlin einen deckenden Schutz aus beweglichen Massen zu formiren. Der östreichische Plan schien, nach dem was darüber später laut geworden ist, und nach Maßgabe der verschiedenen Vorkehrungen, die jenseits der Grenzen getroffen wurden, darauf hinauszulaufen, durch eine Seitwärtsschiebung der Streitkräfte aus Mähren nach Böhmen, den Angriffsstoß auf die Mittelmarken fallen zu lassen, und nach einer etwa in der Umgegend von Torgau zu gebenden Entscheidung Berlin gleichsam durch einen strategischen „coup de main" zu nehmen. Als die Gefahr beschworen war,

hatte sie inzwischen das Gute bewirkt, daß gegen die Nothwendigkeit einer Befestigung von Berlin auch die letzten Stimmen der militärischen Opposition verstummt waren. Aber das Werk war dennoch zu groß, um sofort in Angriff genommen zu werden; mindestens meinte man, daß die dazu nothwendigen Mittel schwer zu beschaffen sein würden, und in jenem Geiste der halben Maßregeln, die man am meisten bei Entscheidungen über wichtige Fragen zu fürchten hat, verzichtete man zunächst auf eine Sicherstellung des Herzpunktes des Staats durch unmittelbare Anlagen, und beschränkte sich darauf, ein Project dafür ausarbeiten und die Kosten überschlagen zu lassen. Inzwischen sollte Torgau eine Art von Schild gegen den Stoß des Feindes sein, und man votirte zu dem Ende in den Kammern eine entsprechende Summe für den Herstellungsbau des Forts Zinna.

Wie heute die Angelegenheiten stehen, ist eines gewiß, nämlich dies, daß man eher die Befestigung von Berlin, wie die von Breslau beginnen wird. Mit jedem Jahre rückt man vorbereitend dem Anfang des großen Unternehmens näher. Bereits ist neben den sechs bestehenden Festungsinspectionen eine siebente, ausschließlich für Berlin bestimmte errichtet worden, der es zunächst obliegen dürfte, alle über den Plan aufgestellten Ansichten genau zu erörtern und zu erwägen, und darnach unter Mitzuziehung der höchsten militärischen Behörden in einer Schlußconferenz zu entscheiden. Wann die Stunde schlagen wird, wo man den ersten Spatenstich thut, ist schwer zu sagen, aber, wie schon bemerkt, rückt sie näher und näher, und schon diese Gewißheit hat viel Beruhigendes. Die Festung Berlin wird den Schlußstein des ganzen großen Systems ausmachen; sie wird nicht allein zur Südfronte des Staates, sondern zugleich zu den beiden zuerst besprochenen, der westlichen und östlichen, in enger Beziehung stehen, indem sie für alle drei ein gemeinsames Centrum und die Lebensmitte des Ganzen bezeichnet. Zugleich wird dadurch ein Gedanke realisirt werden, der bis jetzt nur sein Dasein in der Theorie hatte, der nämlich, daß der Kern eines Staates durch eine möglichst dicht gelegene Festungsgruppe, mit inliegendem starken Centrum, zu einer nach allen Seiten hin Front machenden Basis zu gestalten sei, die eben um deswillen allen Kriegszwecken dienen wird. Auf keiner Stelle des Erdenrundes werden nämlich später mehr Festungen zusammengelegen sein, wie auf dem verhältnißmäßig schmalen Raume, den Elbe und Oder in ihrer Annäherung bezeichnen. Berlin und Spandau machen das Centrum einer Art von Kreis aus, dessen Peripherie durch Stettin, Küstrin, Glogau, Torgau, Wittenberg und Magdeburg bezeichnet wird, welche Zusammenlage von großen fortificatorischen Mitteln noch dadurch eine erhöhete Bedeutung gewinnt, daß fast alle diese Punkte direct oder indirect durch Schienenwege mit der Hauptstadt verbunden sind.

Imperialismus.

Der Machtspruch, welcher den letzten Rest von Unabhängigkeit der französischen Presse vernichtete und der Adressenschwall, welcher seit Wochen die Spalten des Moniteur füllt, waren nur die Vorläufer der Sicherheitsmaßregeln, welche die kaiserliche Regierung für ihren unerschütterten Bestand für nöthig hält. Mesures de sûreté générale werden sie von der officiellen Presse genannt, indeß der Name wird wenige über den Charakter dieser Gesetze täuschen, die Franzosen lieben die Euphemismen, die eiserne Faust muß sich mit dem Sammethandschuh bedecken, un gouvernement fort heißt auf deutsch eine absolutistische Regierung, l'ordre heißt polizeilich-militärische Ueberwachung u. s. w., man könnte ein kleines Wörterbuch von solchen verschleierten Begriffen anlegen. Die Franzosen selbst wissen auch meist sehr wohl, was hinter den Worten steckt, es soll nur eine angenehme Form haben, und so glauben wir trotz allen Lärms der officiellen Presse, daß jene Sicherheitsmaßregeln bei allen Gemäßigten nur das Gefühl des Unbehagens und der Unruhe hervorrufen werden. Betrachten wir diese Maßregeln näher, es sind 1) die Errichtung des Regentschaftsrathes, 2) die Eintheilung Frankreichs in fünf militärische Bezirke, 3) das Verdächtigengesetz, 4) Reclamationen wegen der Flüchtlinge, 5) allgemeinere Maßnahmen gegen Presse und Protestantismus.

Das Edict über den geheimen und Regentschaftsrath vervollständigt das Gesetz vom 17. Juli 1856; letzteres hatte der Kaiserin oder eventuell den kaiserlichen Prinzen die Regentschaft nur für den Fall übertragen, daß der Kaiser durch öffentlichen oder geheimen Act nicht anders darüber verfügt. Durch das gegenwärtige Edict vom 1. Febr. 1858 wird der Kaiserin der Titel einer Regentin gegeben, von dem Tage an, wo der minderjährige Kaiser Thronfolger wird, ihr zur Seite wird ein schon jetzt ernannter Geheimerath stehen, welcher künftig als Regentschaftsrath fungirt. Er ist gebildet aus den beiden nächsten französischen Prinzen, dem Cardinal Morlot, dem Herzog von Malakoff, Fould, Troplong, Morny, Baroche und Persigny. Graf Walewski ist nicht Mitglied. Dieser Rath soll schon jetzt über die großen Staatsangelegenheiten berathen und sich so auf die wichtige Rolle vorbereiten, welche er künftig spielen kann. Es steht dahin, ob der Geheimerath schon jetzt eine bestimmtere Stellung in dem Mechanismus der bestehenden Verwaltung erhalten wird; wir glauben es kaum, er ist aus hochstehenden Personen

zusammengesetzt, welche der Kaiser schon immer zu Rathe zog, und die jetzt nur officiell zu einer Autorität vereinigt sind. Gegen dies Gesetz wird man nichts einwenden können, die Ereignisse werden zeigen, ob es zur Anwendung kommt. Auch gegen das zweite Gesetz, das Frankreich in fünf Marschallate theilt, läßt sich nichts sagen, wir halten dasselbe sogar für eine kluge Maßregel. Es war gewiß ein Fehler, daß Ludwig XVIII. nicht die alten französischen Provinzen wiederherstellte, innerhalb deren die Departements als Unterabtheilung bleiben konnten, ein Präfect ist ein ohnmächtiges Geschöpf, das sich jedem von Paris decretirten Wechsel fügt, Gouverneure einer Provinz aus Leuten gewählt, welche der Dynastie ergeben sind, bieten eine andere Widerstandskraft. Ein Bonaparte kann die bourbonischen Provinzen nicht wiederherstellen; so ist der Weg, den Napoleon eingeschlagen, sehr weise, eine Decentralisation wird vorgenommen, und außer Paris die vier wichtigsten Plätze, Nancy, Lyon, Toulouse und Tours zu Mittelpunkten der militärischen Organisation gemacht; ist der Aufstand also selbst in Paris siegreich, so widerstehen noch die anderen Centren. An die militärische Organisation soll sich eine polizeiliche schließen.

Je weniger sich gegen diese beiden ersten Maßregeln sagen läßt, desto unerhörter erscheint die dritte: das Verdächtigengesetz; die aufrichtigsten Freunde des Kaiserthums, die, welche die Ansicht hegen, daß außer ihm Frankreich nur die Anarchie zu erwarten hat, beklagen es tief, daß Grundsätze aufgestellt werden, welche aus den schlimmsten Zeiten der Revolution, denen des Convents stammen. Der Staatsrath, dem niemand nachsagen wird, daß er ein Sitz der Parteileidenschaften sei, hat das Gesetz mit einer Majorität von nur 4 Stimmen, 31 gegen 27, votirt, Perieu, Vitry, Chaix d'Est-Ange sprachen dagegen. Die Bestimmung, welche dem gesetzgebenden Körper selbst als die wichtigste bezeichnet wurde, ist der Art. 7, wonach jeder, der verurtheilt, ausgewiesen, exilirt oder internirt ist infolge der Ereignisse vom Mai und Juni 1848, Juni 1849, December 1851, internirt oder verbannt werden kann, wenn ihn gewichtige Umstände als der öffentlichen Sicherheit gefährlich bezeichnen. Was aber solche Umstände sind, ist natürlich der Beurtheilung der Regierung überlassen; der Aufstand vom Juni 1848 war allerdings ein Kampf gegen alle gesellschaftliche Ordnung, Ausnahmsmaßregeln gegen seine Urheber waren vielleicht in einem zerrütteten Lande nöthig, will man dasselbe aber auch von den Gegnern des Staatsstreiches behaupten? will man leugnen, daß sich darunter Männer finden, die ebenso durch ihre Ehrenhaftigkeit als durch Talente hervorragen? — sieht man nicht in ihren Reihen den Geschichtschreiber des Kaiserreichs, den Napoleon III. selbst in einer Thronrede gepriesen? Man wird zwar gewiß nicht H. Thiers interniren, aber das ist eine Sache

des guten Willens, das Gesetz verhindert es nicht. Man hat berechnet, daß mehr als 30,000 Personen auf diese Weise compromittirt sind; denn da jede Verurtheilung verdächtig macht, so ist eine Strafe von 1 Fr. oder 8 Tagen Gefängniß, welche bei Gelegenheit jener Ereignisse gegen jemand verhängt wurde, genügend, um ihn beliebig von der Polizei interniren oder verbannen zu lassen. Es mag sein, daß das Gesetz noch einige schüchterne Aenderungen, einige coups de lime erfährt, die Wahlen zur Commission im Corps legislativ zeigen, daß es jedenfalls durchgehen wird. Es will auch wenig sagen, wenn vielleicht noch erklärt wird, daß es nur den Charakter einer vorübergehenden Maßregel haben soll, denn niemand kann glauben, daß so geschraubte Zustände sich auf die Länge halten können, die Bedeutung des Gesetzes liegt in der Gegenwart, für die es bestimmt ist. Es reißt die noch nicht verharschten Wunden der letzten socialen Kämpfe auf; war es nicht genug, daß man nach dem zweiten December aus bloßen Parteigründen Hunderte transportirte und auswies? — Als Consequenz dieses Verdachtsgrundsatzes kommen in dieselbe Rubrik alle, die künftig wegen ähnlicher Vergehen bestraft werden. Art. 6 zählt dieselben auf. Außerdem ist der Art. 2 der bemerkenswertheste, er setzt Gefängnißstrafe von 1 Monat bis 2 Jahre oder Geldbuße von 500—2000 Franken fest für jeden, der um die öffentliche Ruhe zu stören oder zum Haß oder zur Verachtung der kaiserlichen Regierung anzureizen im In- oder Auslande intriguirt hat (a pratiqué des manoeuvres ou entretenu des intelligences.) Darunter fällt auch die Presse und neben den Revolutionären auch die Royalisten, wenn aber jene Aufreizung stattgefunden, unterliegt wieder der discretionären Beurtheilung der Behörden. Das Organ Mornys klagt das Journal des Debats der Miturheberschaft des Attentats an, weil es seine Entrüstung darüber nicht stark genug kund gegeben. Ex ungue leonem.

Der Kaiser hat sich wohl gehütet, eine grobe oder drohende Note an England wegen der Flüchtlinge zu richten, oder auch nur einen Collectivschritt der continentalen Mächte herbeizuführen, Graf Persigny hat eine verhältnißmäßig gemäßigte Rede gehalten und man hat das englische Cabinet durch offiziöse Einflüsse dem Anscheine nach bewogen, ein strengeres Gesetz über die Flüchtlinge vorzulegen. Wir sagen dem Anschein nach, denn Lord Palmerston hat zwar eine Bill angekündigt, welche die Verbesserung der bestehenden Gesetze gegen Verschwörung zum Mord fremder Souveräne bezweckt, aber von dem Inhalt derselben und von den Veränderungen, welche sie in der Parlamentsberathung erfahren kann, wissen wir noch nichts. Doch läßt sich mit aller Ruhe prophezeihen, daß die übrigens von Conservativen (Malmesbury, Derby und Brougham) wie von Liberalen (Campbell, und Roebuck) angegriffene Bill, wenn

sie durchgeht, jedenfalls weit entfernt sein wird, den Wünschen der französischen Regierung oder auch nur Persignys zu genügen. Man wird es nicht an gutem Willen fehlen lassen, den politischen Mord zu hindern, aber man wird deshalb nicht die Grundsätze des englischen Rechts ändern. Der Gesandte sagt, in Frankreich würde die öffentliche Ruchbarkeit einer solchen strafbaren Absicht genügen, um das Gesetz in Bewegung zu setzen, er kann nicht hoffen, dieser Rechtsanschauung in England Eingang zu verschaffen, der Verdacht eines Verbrechens constituirt kein Verbrechen, es müssen Beweise da sein, sind sie da, so können die Gerichte urtheilen. Der französischen Regierung liegt vor allem daran; daß überhaupt etwas von Englands Seite in dieser Sache geschehe, sie wird sich mit jeder, auch mit einer unbedeutenden Maßregel als Genugthuung zufrieden geben, und die englische Regierung wird das Geschrei der Prätorianer gegen die „Mörderhöhle“ zwar wol beachten, aber auch verachten. Der augenblickliche Zustand der französischen Presse ist ein erschreckendes Beispiel, wie tief die Blätter unter dem System sinken müssen, welches die öffentliche Meinung drückt und verfälscht; das Journal des Debats schreibt über Literatür und Antiquitäten, die Revue des deux Mondes denkt daran nach Genf auszuwandern, die mißliebigen fremden Schriften werden mit Beschlag belegt, so bleiben die Soldschreiber, welche kaiserlicher sind als der Kaiser, um der „civilisirtesten Nation“ die tägliche Speise zu reichen. Welche Ironie der Ereignisse!

Unter den Artikeln, mit denen der Moniteur die Welt in der letzten Zeit überrascht, ist einer der merkwürdigsten der gegen die protestantischen Klagen gerichtete vom 28. Januar. Es ist seit lange Zeit in Frankreich und im Auslande über die Beschränkungen geklagt, welche den französischen Protestanten auferlegt werden; noch auf der evangelischen Allianz zu Berlin haben diese Klagen einen beredten Ausdruck gefunden. Sie haben auch ihren sehr natürlichen Grund; der katholische Bischof ist die Hauptperson im französischen Bisthum, er bleibt auf seinem Platze unberührt von den politischen Ereignissen, der Präfect hängt von denselben ganz ab, er sucht Anhalt und findet ihn beim Bischof, der dafür Begünstigung seiner Interessen verlangt und am häufigsten grade Bedrückung der Nichtkatholiken, welche der Regierung dann als Proselytenmacher und unruhige Köpfe bezeichnet werden. Grade so verfährt auch der Moniteur, er sagt, die revolutionäre Gottlosigkeit bediene sich der religiösen Streitigkeiten als Deckmantel; die Weise, wie er diese Frage zur Discussion zieht, erstaunt um so mehr, als in der letzten Zeit gar nicht davon die Rede war. Wer sich entschuldigt verklagt sich. Die Freiheit ist eine Kette, wird die politische unterdrückt, so kann auch die religiöse nicht mehr bestehen. —

In der Sitzung des pariser Congresses vom 8. April 1856 äußerte Graf Walewski seine Mißbilligung über die Weise, wie in Neapel regiert werde, schrieb bald darauf Depeschen, um den Commandeur Carafa zurechtzuweisen und berief den französischen Gesandten ab, damals fühlte man sich stark und stand an der Spitze der Civilisation. Heute zieht die außerordentliche Gesandtschaft des Fürsten Ottojano in Paris ein, um den Kaiser zu beglückwünschen. Neapel kann unbesorgt wieder mit dem Tuilerienhofe anknüpfen. Frankreich ist kein gefährliches, liberalisirendes Land mehr, das Kaiserthum steht mit dem Königreich beider Sicilien auf einem Boden. Die vernichtendste Kritik ist stets die der Ereignisse. Die Ereignisse werden auch den auswärtigen Bewunderern des Imperialismus die Augen geöffnet haben, namentlich in England. Während des Krimkrieges war der Ruf nach einem Dictator allgemein, der Unwille über den Mangel an Leitung fiel auf das entgegengesetzte Extrem, das sich ja, wie man sah, in Frankreich vortrefflich bewährte. Und dies war nicht blos etwa die Ansicht einiger Journalisten, man hörte sie von Parlamentsmitgliedern und bedeutenden Leuten. Indeß es geht hiemit wie mit dem Tadel der Engländer über ihre Institutionen überhaupt, wenn jemand irgend etwas nicht ganz in Ordnung bei einer Sache findet, so spricht er in solchen Ausdrücken von derselben, als ob an ihr kein gutes Haar wäre; wenn der Engländer wunderlich wird, so wird er es auch gleich in ganz absonderlicher Weise. Ein schlagendes Beispiel dafür ist Thomas Carlyle, der den Despotismus unter dem Namen hero-worship predigt; weil der moderne Parlamentarismus seiner Phantasie widersteht, so schwärmt er für intelligente Autokraten, und behauptet, seit England den letzten dieses Schlages gehabt, Cromwell, gehe es fortwährend bergab, es geht jedenfalls damit langsam. Man liest seine Schriften, bewundert oder belächelt sie, handelt aber jedenfalls nach entgegengesetzten Principien; wenn irgend etwas nicht vorwärts will, so ruft man: warum ist nicht ein großer Mann da, der die Sache durchführe? Kommt nun aber ein solcher und will sich über die Rechte und Gerechtsame der betreffenden britischen Unterthanen hinwegsetzen, so kann er sicher sein, den hartnäckigsten Widerstand bei ihnen zu finden, sie wissen instinctmäßig sehr wohl, daß den Despotismus um eines vorübergehenden Bedürfnisses willen einsetzen, heißt, den Baum umhauen, um eine Frucht erreichen zu können, sie wissen, daß wenn andre Länder ihre Freiheit verspielt haben, England es noch nicht gethan, daß, wenn Frankreich eine starke Regierung will, England eine hat, welche stark und frei zugleich ist. Die grellen Contraste auf beiden Seiten des Kanals werden, wie wir hoffen, vielen die Augen öffnen, welche noch vom Glanz des Imperialismus geblendet waren; hier Attentat, Sicherheitsmaßregeln, Prätorianeradressen, Soldpresse,

allgemeines Unbehagen, — dort eine verehrte und geliebte Königsfamilie, ein loyales Volk, das sich selbst regiert, freie Presse, Ruhe und Befriedigung, — wo weilt man lieber? —

Correspondenz.

Aus Hamburg. Den 3. Febr. — Die Schreckenstage sind vorüber, die Tage, wo der unheimliche Geist des Bankerotts an unsrer Börse herumging, um seine Opfer zu suchen. Es ist zwar noch nicht ganz vorbei mit den Zahlungseinstellungen und den Bankerotten, aber es ist nicht mehr der Rede werth, denkt man zurück an die ersten Tage des December, als an einem einzigen Tage dreißig oder vierzig der ersten hamburger Firmen sich unter „Administration" stellten, wie man die neue schonende Form des Concurses jetzt hier nennt, als Tag für Tag weitere Firmen folgten, bis deren Zahl über hundert gestiegen war; jetzt sinds deren grade 140. Und dabei eine ganz erkleckliche Zahl von Zahlungseinstellungen ohne gerichtlichen Beistand und nicht wenige ganz ungeschminkte Fallissements! Dahin wars mit Hamburg gekommen, diesem in Reichthum und Glanz schimmernden Hamburg, dessen Flagge auf allen Meeren wehte, so daß — es ist das keine Uebertreibung — in fernen Zonen Deutschland häufig nur als ein Appendix Hamburgs gedacht wurde. Wie ich Ihnen damals schrieb, es waren Tage und Wochen, an denen in der ganzen zahlreichen Börsenversammlung kaum ein einziger sagen konnte, er werde noch in nächster Zeit vollkommen zahlungsfähig bleiben. Kein Wunder, daß es in jenen Tagen an „Vertrauen" fehlte, und daß dieser Mangel neue Verluste herbeizog; kein Wunder aber auch, daß die Ermahnung, doch wieder Vertrauen zu fassen, gar nichts half, denn wer baut ein Haus da, wo die Erde zittert und tiefe klaffende Wunden zeigt, welche schon so manches Hab und Gut verschlungen haben! Vielleicht ist nichts bezeichnender für den damaligen Zustand unsrer Börse, als die folgende Anekdote, welche die hiesigen Tagesblätter brachten: Ein reicher Börsenmann war kurz vor Ausbruch der Krisis schwer erkrankt, so daß er Wochen hindurch von allem, was draußen geschah, nichts erfahren durfte. In der zweiten Hälfte des December wieder genesen, war nun seine Frau bemüht, ihm einige Begriffe von den veränderten Börsenzuständen zu geben und fing dann auch an, ihm von den stattgehabten Zahlungseinstellungen zu berichten. Als sie dabei nun bereits mehre Namen vom reinsten Bankoklange, wie er sie bisher gekannt hatte, aufzählte und fortfuhr, denselben neue hinzuzusetzen, sprang er plötzlich mit einem entsetzlichen Schrei vom Sopha aus dem Zimmer hinaus, so daß die Kinder und die ganze Hausgenossenschaft eiligst herbeilief. „Kinder, die Mutter ist verrückt geworden," das war alles, was der Unglückliche sagen konnte. Die Mutter mußte verrückt geworden sein, weil ihm, der die ungeheure Umwandlung nicht mit erlebt hatte, dieselbe gradezu für unmöglich galt.

Es war eine wirkliche Schreckenszeit. Wohin man kam, wohin man hörte, die Krisis und alles was dazu gehörte bildete den alleinigen Stoff aller Unterhaltung, man konnte ihr gar nicht entgehen. Wer ist heute gefallen und wer wird morgen fallen und werden A und B es noch lange gut machen? Dergleichen wurde offen discutirt, während man zu andern Zeiten die gemessenste Scheu auch vor nur leiser Antastung eines kaufmännischen Namens hatte. Man mochte welchem Stande und welcher Beschäftigung es auch sei angehören, vor der geistigen Berührung mit der Krisis war man nicht geschützt; wie konnte das auch anders in einer Stadt sein, deren Lebensluft der Handel ist. Der Prediger durfte nun reichlich Buße predigen; der Arzt seine Taschen mit Recepten zu Nervenbesänftigungsmitteln anfüllen; die Kinder konnten ihren Lehrern frohlockend erzählen, daß nun aller Extraunterricht aufhöre, weil der Vater seine Zahlungen eingestellt; der Advocat war freilich für den Augenblick beschäftigungslos, aber er wußte, daß in Kurzem eine nur um so reichere Ernte seiner harre; die Notare wußten sich vor Protestzumuthungen nicht zu retten und erklärten öffentlich, nicht mehr für alles verantwortlich sein zu wollen, was sie thäten; die Gerichtsboten waren in steter Bewegung. Aber die Theater waren leer wie die Kassen und die Equipagen nebst Pferden und gallonirten Dienern wurden als Ueberflüssigkeiten aufgegeben. Dagegen dachte niemand an Geschäfte und Geldverdienen, und nur daran, wie man in dem allgemeinen sauve qui peut sein Bischen Hab und Gut wahre. Unsere „erbgesessene" Weisheit wurde innerhalb weniger Tage vier- oder fünfmal vom Senate berufen, um rettende Thaten zu vollbringen nicht nach dem sonst beliebten und approbirten Mittel durch Bajonette und Kartätschen, denn die können eine fallende Börse am wenigsten aufrecht erhalten, sondern um ihr durch Vorschüsse auf Waaren und Wechsel und endlich gar durch Gewährung reicher Geldmittel unter die Arme zu greifen. Hatte doch die Börse sich in ihrer grenzenlosen Verzweiflung so sehr aufgegeben, daß sie in solcher Staatshilfe ihren letzten rettenden Anker finden wollte. Jenes wilde wogende Treiben an der Börse in jenen Schreckenstagen wird jedem, der sie erlebt, ewig in schaudernder Erinnerung unvergeßlich bleiben. War es doch an einem Freitagmorgen so weit gekommen, daß mehre hundert Kaufleute nahe dabei waren, eine Sturmpetition gegen einige Mitglieder des Senats zu unternehmen, um dieselben zu Gunsten verschiedener Maßregeln umzustimmen. Eine Börse und Sturmpetitionen! Das hätte man vor nun bald zehn Jahren ahnen sollen, als es auch in unserm kleinen Gemeinwesen Staatsveränderungen galt, gegen deren stürmisches Andrängen dieselbe Börse so eifrig opponirte, daß endlich alles beim Alten geblieben ist. „Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anders betrifft, so kann auch kein Mensch zusammenbringen," so läßt Goethe schon den Kaiser Maximilian im Götz von Berlichingen klagen. Aus der Sturmpetition wurde freilich nichts, aber an andern außergewöhnlichen Maßregeln hat es nicht gefehlt, ich habe sie bereits oben angedeutet. Diese ganze, vom Staate eifrig geforderte und dann auch gewährte Hilfe widerspricht so sehr allen nicht blos in Hamburg bisher geltenden Grundsätzen, sondern auch den durch die Wissenschaft bestätigten Erfahrungen, daß Hamburg, wenn gleich

in etwas wieder hergestellt, doch nicht als wesentlich gebessert betrachtet werden kann. Der „Staat“ ist eingeschritten, um Vorschüsse zu gewähren, um Wechsel leichter begebbar zu machen und um mittelst durch Anleihe beschaffter Millionen eine Reihe Firmen vor dem Sinken zu wahren. Wer aber hatte den durch die Krisis gefährdeten Kaufleuten geheißen, ihren Credit und ihre Unternehmungen so zu überspannen, daß sie eine den ganzen hamburger Handelsverkehr gefährdende Erschütterung herbeiführen mußten, und welche Lehre soll man daraus ziehen, daß die, welche dies am meisten und am bedenklichsten gethan hatten, auch am eifrigsten unterstützt werden? Ganz gewiß nicht die einer Mahnung zu größerer Vorsicht und Selbstbeherrschung für die Zukunft. Die vom Staate gewährten Hilfen haben es ferner gradezu möglich gemacht, einen Theil des Treibens, das zur Krisis führte, fortzusetzen, die Aufspeicherung nämlich und die daraus entspringende Preiserhöhung von begehrten Consumtionsartikeln. Ich kann nicht umhin die Befürchtung auszusprechen, daß diese Verkehrtheit sich noch an Hamburg rächen wird, denn Ernten, Handelsconjuncturen, oder was unter obwaltenden Verhältnissen am nächsten liegt, der Geldbedarf der Producenten jenseit des Meers kann mehr Waaren auf den Markt werfen, als jetzt Mittel da sind, sie anzukaufen, und dann ist eine starke Preisherabsetzung ganz unvermeidlich. Was in einem solchen gar nicht unmöglichen Falle aus den massenhaft aufgespeicherten hiesigen Vorräthen und noch mehr aus deren Besitzern werden soll, läßt sich leicht denken. Zu hoffen ist, daß mindestens unser reichlich verschuldeter Staat, zumal bei dem Umfange, den seine Bedürfnisse in den letzten Jahren angenommen haben, nicht Verluste dabei erleide; erzählt wird übrigens, daß er für seine Vorschüsse die reichlichsten Garantien erhalten habe. Ein Fehler bleibt die Maßregel darum doch, und zwar aus noch einem andern Grunde. Wenngleich Hamburg ein so reiner Handelsstaat ist, daß jedes andere Interesse neben dem Handel verschwindet, so läßt sich auch hier denken, daß zu andern Zeiten andere nothleidende Stände oder Gewerbe gleichfalls in ihrer äußersten Bedrängniß sich hilfeflehend an den Staat wenden. Wie will er solche Ansprüche mit einigem Schein von Gerechtigkeit abwehren, und noch mehr, wie will er sie befriedigen, ohne sich gründlich zu beschädigen und diejenige moralische Kraft seiner Bürger, die im Selbstvertrauen und in der eignen Hilfe liegt? Leider geht die Tragweite des hamburger Verfahrens noch weiter. Hamburgs Bedeutung für nahe und ferne Handelskrisen ist so groß, daß sein Beispiel reiche Nachahmung gefunden hat. In Dänemark, in Schweden und Norwegen, selbst in einzelnen Theilen des deutschen Vaterlandes ist dem leidenden Verkehr Hilfe vom Staate gewährt worden. Daß diese Nachahmung keine allgemeine geworden, verdankt man gewiß vor allem der Festigkeit der preußischen Regierung. Ich darf wol bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über den Zwischenfall der hamburger Anleihe zufügen. Mir scheint, daß man in Wien und theilweise auch in Hamburg zu viel von der östreichischen Großmuth gesprochen hat, da, von manchen andern Verhältnissen abgesehen, das hierher geliehene Silber wegen des dortigen Zwangspapiergeldes in den Koffern der wiener Bank ganz unbenutzt lag. Auf der andern Seite war man in Berlin, weil in einer andern Lage, auch vollkommen berechtigt, die Anleihe abzulehnen, und auch die Gründe, aus denen das geschah, waren nach meiner Ansicht vollkommen stichhaltig; unglück-

sicherweise wählte man dabei aber eine so schroffe Form, daß man hier Veranlassung fand, dem Unmuth über jene Gründe in nicht grade taktvoller Weise freien Lauf zu lassen. Warum will denn Hamburg mit ein Keil sein in dieser Deutschland so schmerzlich berührenden Zerklüftung zwischen Preußen und Oestreich, und noch mehr, warum bei diesem einzelnen Anlaß so stolz sich an Oestreich gegen Preußen anlehnen, Preußen, die deutsche Schutzmacht im Norden! Damals gingen hier die Wogen der Leidenschaft sehr hoch; ich denke, gar Mancher wird heutigen Tags sich darüber wundern, wie er alle so nahe liegenden Beziehungen zu Preußen vergessen konnte. Wie tief aufgewühlt jene Zeit war und wie man in der allgemeinen Hilflosigkeit nach jedem Strohhalm griff, das zeigte das allgemeine Verlangen der Börse und der Beschluß unsrer Bürgerschaft auf Einführung eines Zwangspapiergeldes; hätte der Staat nicht noch den letzten Rest von Muth und Besonnenheit zusammengenommen, der ehrliche Name und die Zukunft Hamburgs wären auf Jahrzehnte hinaus verloren gegangen. Zwangspapiergeld einführen, heißt seine Gläubiger mit einem Stück Papier statt mit einer Zahlung abfüttern, und hamburger Kaufleute haben damals allen Ernstes geglaubt, solche Abmachungen ließen sich auf Hamburg selbst beschränken. Woher hätte aber ein hiesiger Gläubiger, der nach Außen Schuldner ist, seine Mittel zum Zahlen finden sollen, wenn er hier nur Papiergeld erhalten hatte? Und noch niemals hat ein Staat sich aus dem Zwangspapiergeld retten können, außer durch erneute Verkehrsconvulsionen, wie es denn überhaupt leichter ist, Geister heraufzubeschwören als sie zu bannen. Die Verhältnisse haben sich allmälig dem Zwangspapiergeld anbequemt und es heißt sie ganz neu zurechtlegen, will man es entfernen. Wir sind damals mit genauer Noth einem großen Unheil entgangen.

Wer jetzt nach Hamburg kommt, wird äußerlich vielleicht wenig von der noch nicht völlig überstandenen Krisis bemerken, man macht wieder Geschäfte, man amüsirt sich wieder, man fährt wieder in Equipagen und man pflegt des Leibes Nothdurft wieder mit dem alten Epikuräerthum. Aber hinter diesem äußerlichen Schein steckt mancher schwer oder gar nicht überwundene Jammer, manche geknickte Hoffnung und vernichtete Zukunftsaussicht. Die kostspieligen Gewohnheiten der letzten Jahre waren für Viele eine Art Lebensbedürfniß geworden, und jetzt soll größere Bescheidenheit eintreten. Es sind Leute hier, die durch Jahrzehnte hindurch ein nettes Vermögen zu erwerben und zu erhalten gewußt haben, und welche nun, weil sie vielleicht in einem einzigen Moment des allgemeinen Taumels nach raschem Gewinn sich vergessen hatten, mit dem Verlust ihrer ganzen Vergangenheit büßen. Es sind auch andere, und die Mehrzahl der Suspendirten, die nur ihr Schicksal verdient haben, weil der Erwerbssinn bei ihnen den Zaum der Vernunft oder gar der Moral verloren hatte, Leute, deren Alles ein künstlich unterhaltener Credit war und die dennoch die gewagtesten Unternehmungen machten. Viele freilich tragen nur die Schuld der Zeit. Wer aber mag einen Blick in die Zerrüttung von Familien- und persönlichen Verhältnissen aller Art thun, die nothwendig die Folge von so vielfach veränderten Vermögensverhältnissen sein müssen. Der Leser, welcher einmal den ganzen Jammer einer zurückgekommnen Familie mit angesehen hat, dieses Mißverhältniß zwischen socialen Ansprüchen und oft noch mehr socialer Stellung und den Mitteln sie zu erhalten, wird sich dies Gemälde mühseligen Harrens, wehmüthigen

Hoffens und ſtiller Verzweiflung ohne Mühe ausmalen können. Die böſe Zeit! ſie wirft um, die im Wege ſtehen, und vergeſſen ſind ſie. G. C.

Literatur.

Vom Muſikaliſch Schönen. Ein Beitrag zur Reviſion der Aeſthetik der Tonkünſte. Von Eduard Hanslick. Zweite verbeſſerte Auflage. — Leipzig, R. Weigel. — Ueber den Inhalt und die Bedeutung dieſer kleinen geiſtvollen Schrift haben wir uns bereits bei Gelegenheit der erſten Auflage eingehend ausgeſprochen. Der Verfaſſer hat an der zweiten nichts Weſentliches geändert. „Die Hinzufügung mancher erläuternder, die Abänderung einiger mißverſtändlicher Sätze war das Einzige, was ich an dem Büchlein vornehmen konnte, ſollte es nicht eben ein ganz anderes werden ... Dergleichen gedankenmäßige Entwicklungen, welche organiſch aus der Ueberzeugung ihres Verfaſſers herauswuchſen, laſſen ſich ſpäterhin äußerſt ſchwer umarbeiten.“ — Demnach bleibt auch unſer Urtheil daſſelbe: im Einzelnen iſt die Aeſthetik durch dies Büchlein weſentlich gefördert, in Bezug auf die Polemik gegen eine Schule, welche die Muſik zum Mittel anderweitiger Zwecke herabſetzen will, treten wir ihm unbedingt bei; das Princip aber, in natürlicher Reaction gegen dieſen ſchreienden Mißbrauch, iſt in Paradoxie verfallen. Die Stimmung, die Empfindung iſt bei der Muſik nicht blos etwas Accidentelles, ſie iſt die Subſtanz der Kunſt. Der Einwand, daß man aus dieſem Satz keine Regeln für die Kunſt herleiten kann, iſt nicht ſtichhaltig, die Regeln werden bei aller Kunſt nicht nach der Subſtanz, ſondern nach dem Material (hier der Ton, in der Malerei die Farbe u. ſ. w.) gemeſſen; aber deshalb iſt die Muſik ebenſowenig eine Arabeske aus Tönen, wie die Malerei eine Arabeske aus Farben iſt. —

Hiſtoriſche Literatur. — Kenner und Freunde der Geſchichte werden den ſoeben erſchienenen vierten Band von Palackys Geſchichte von Böhmen (größtentheils nach Urkunden und Handſchriften, Prag, Tempsky) mit Freude begrüßen. Die zunächſt vorliegende erſte Abtheilung deſſelben umfaßt die Jahre 1439 bis 1457, das Zeitalter des großen Podiebrad bis zum Tode Königs Ladislav: eine Periode, die von den meiſten Hiſtorikern ſehr ſtiefmütterlich behandelt iſt, und auf welche durch die gelehrten Forſchungen des berühmten Erneuerers der czechiſchen Literatur ein neues Licht fällt. Für Böhmen war dieſer Zeitraum einer der wichtigſten; er umfaßt den letzten bedeutenden Verſuch, ein eignes nationales Leben herzuſtellen. Palacky hat zwiſchen dem 3. Bd., der 1845 erſchien, und dem 4. eine lange Pauſe eintreten laſſen; ſeine vielfachen Nebenbeſchäftigungen haben ihn aber nicht abgehalten, dem Hauptwerk ſeines Lebens, welches in den Vorbereitungen ſchon 1823, in der Ausarbeitung 1836 begonnen wurde, ſeine beſten Kräfte zu widmen und ſo ſeinem Volk ein unvergängliches Denkmal zu ſtiften. Daß man in manchen Punkten von ſeinen An-

sichten abweicht, hat in diesem Fall nicht viel zu sagen, wo es hauptsächlich auf die Feststellung der Thatsachen ankommt. —

Vor einiger Zeit zeigten wir die Geschichte Indiens von Knigthley an, es ist seitdem ein neues Werk erschienen: L'Inde Anglaise avant et après l'insurrection de 1857 par le Comte Edouard de Warren, ancien officier de S. M. Britannique dans l'Inde. Troisième édition, revue et considérablement augmentée. 2 Bd., Paris, Hachette. Neu ist in demselben nur der 2 Bd., der nicht blos ein Referat, sondern auch eine geistvolle Beurtheilung der indischen Verwicklungen aus den letzten Jahren gibt; von dem 1. Bd. erschien bereits 1843 die 2. Auflage: er ist in der Form einer Reisebeschreibung gehalten. Was die Beschreibung der gegenwärtigen Insurrection betrifft, so werden seit den neuesten Enthüllungen die Thatsachen zuweilen in anderm Licht erscheinen; so arge Dinge sich zugetragen haben, so ist doch vieles stark übertrieben worden. —

Noch möge hier die 2. Auflage der geographischen Landschaftsbilder vom Director Vogel erwähnt werden, welche den 3 Bd. des Handbuchs zur Belebung geographischer Wissenschaft ausfüllen (Leipzig, Hinrichs). Die Auswahl ist durchweg aus classischen Schriftstellern genommen. —

Eine Biographie von James Augustus N. John: Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen (Leipzig, Thenau) wird in diesem Augenblick, wo der Kaiser sich mit so großem Erfolg beeifert, das Urtheil Europas über den neuen Cäsarismus umzustimmen, viel gelesen werden; sie ist pikant und unterhaltend geschrieben, und es fehlt namentlich an Klatschgeschichten nicht. Ernstere Anforderungen zu befriedigen ist sie dagegen kaum geeignet; der Verfasser hat nur allgemein zugängliche Quellen benutzen können, und seine Kritik ist ohne alle Methode. —

Griechische Reisen und Studien von F. L. Ussing. Mit 3 Tafeln, Kopenhagen, Gyldendalsche Buchhandlung. Der erste Theil des Buchs ist die Beschreibung einer Reise durch Thessalien, die im Jahre 1846 unternommen wurde und deren Ergebnisse in sehr anschaulicher Weise erzählt sind. Der zweite Theil „Attische Studien" bringt eine Abhandlung, welche den Beweis unternimmt, daß einige Bildhauerarbeiten an den Propyläen (ein Hermes und die Chariten), von denen man Reste gefunden, Werke des Philosophen Sokrates seien, darauf folgt ein zweiter Aufsatz, welcher unter starker Polemik gegen Böttticher, Curtius und Overbeck die Meinung des Verfassers von der ursprünglichen Gestalt des Parthenons verficht, nach welcher der größte Theil des Hekatompedos sich unter freiem Himmel befunden haben soll.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Deutsche Fürsten auf dem Reichstage.

1547.

Die Schlacht bei Mühlberg war dem Kaiser gewonnen, der schmalkaldische Bund ruhmlos zerfallen. Die protestantischen Fürsten und Städte beeilten sich, ihren Frieden mit dem Herrn von halb Europa zu machen, dem sie in unheilvoller Stunde die Herrschaft über ihre Häupter entgegengetragen hatten. Karl V. stand auf der Höhe seiner Macht. Von der Saale zog er, den gefangenen Kurfürsten von Sachsen und den verhafteten Landgrafen von Hessen mit sich führend, im Triumphzuge, geleitet von seinem Kriegsheer, spanischen und niederländischen Söldnern und deutschen Landsknechten, nach Augsburg. Dort strömte zum Reichstag fast alles zusammen, was Deutschland an Gewaltigen besaß, um Verzeihung oder Belohnung zu erwerben, dem mächtigsten Gebieter, den Deutschland seit Jahrhunderten gefühlt, den Hof zu machen, die eigne und des Landes Zukunft zu entscheiden, Abenteuer und Vergnügen zu finden. In diesem Gewühl von Souveränen und Dynasten, Höflingen, Gaunern, Kriegsleuten und Bürgerdeputationen war auch ein Bürgersohn aus Greifswald thätig, Bartholomäus Sastrow, Agent der Herzöge von Pommern, welche, durch ihre protestantische Verbindung stark compromittirt, vorzogen, nicht selbst vor den Augen des Kaisers zu erscheinen. Bartholomäus Sastrow hat in seinem Lebenslauf (herausgegeben von Mohnike, Greifswald, 1823 ff. 3 Theile) einige lebhafte Schilderungen hinterlassen von dem, was er nach der Schlacht bei Mühlberg, auf dem Siegeszuge des Kaisers nach Augsburg und auf dem Reichstage sah. Der historische Werth seiner Erzählung ist nicht unbedeutend. Zwar sah und hörte er in seiner untergeordneten Stellung von den großen politischen Actionen nicht viel mehr, als was durch fliegende Blätter und voluminöse Druckwerke dem gesammten Deutschland bekannt wurde, und seine Kenntniß der Hauptspieler in der großen deutschen Tragödie beruht fast nur auf dem, was damals in Augsburg Stadtgespräch war, aber für die Geschichte der Sitten, der gesellschaftlichen Zustände und der öffentlichen Meinung ist doch viel aus ihm zu lernen. Er sah gut, urtheilte nüchtern, und

hatte Verbindungen genug, um ein richtiges Bild von dem Charakter der großen Herren zu erhalten. Und wie unbedeutend einzelne seiner Anekdoten sein mögen, sie helfen im Ganzen dazu, Menschen und große Ereignisse in einem neuen Licht zu zeigen. Das Folgende ist eine getreue Uebertragung seiner Worte in unsere Redeweise, doch mußte aus seinem weitläufigen, oft durch Mittheilung von Actenstücken unterbrochenen Bericht Einzelnes aus der Reihenfolge herausgenommen werden. Nicht Weniges wurde weggelassen, weil es an dieser Stelle zu verletzend in die Ohren der Leser geklungen hätte.

Vorher einige Bemerkungen. Noch immer fehlt, so scheint uns, den populären Geschichtswerken über die Reformationszeit zu sehr das entschlossene Urtheil über Zustände und Personen. Nur zu lange hat einseitige Benutzung der Quellen, confessionelle Befangenheit und das kindliche Bedürfniß der Deutschen zu verehren, den Blick des Historikers beschränkt. Selbst in dem geistvollen Geschichtswerk eines großen Gelehrten vermißt man zuweilen die ehrliche Rücksichtslosigkeit im Verurtheilen, welche die höchste Pflicht des Geschichtschreibers werden kann. Unter den Ursachen, welche bewirkten, daß dem glänzenden Sonnenaufgang des 16. Jahrhunderts ein lichtarmer Tag und ein Unheil verkündender Abend folgte, ist die Kläglichkeit der deutschen Fürsten die verhängnißvollste gewesen. Vergebens sucht jetzt unser Blick, wie damals der des Volkes, nach einer kräftigen Männergestalt, die mehr war als ein rücksichtsloser Jäger, ein anspruchsvoller Rossebändiger, im besten, nicht sehr häufigen Falle, ein ehrlicher Hausvater. Der Spanier Karl ist gegenüber den Repräsentanten des hohen deutschen Adels in der That ein scharfblickender und großartiger Staatsmann, Prädicate, auf die er in anderer Umgebung nur bedingten Anspruch hätte. Die deutschen Fürsten standen aber in der Reformationszeit in ungünstigerem Verhältniß zu der Bildung und der theoretischen Sittlichkeit ihrer Zeit, als etwa in der Gegenwart. Die charakteristischen Fehler und Laster des letzten Mittelalters, rohe Willkür, Völlerei, Mangel an geschäftlicher und gesellschaftlicher Gewandtheit, vereinigten sich in ihnen mit den Fehlern der neuern Zeit, Behagen an polizeilichem Despotismus, abschließendem Kastenstolz, gewissenlosem Intriguiren und Servilität gegen Stärkere. Wol hatte Luther Recht, wenn er mehr als einmal in bitterem Schmerz über die Unwürdigkeit der hohen Häupter klagte, denen der Schutz Deutschlands oblag, denen auch er mit trüben Ahnungen die Schutzherrschaft der neuen Kirche übergeben hatte. Friedrich von Sachsen, den die protestantischen Geistlichen als den Weisen rühmten, weil selbst ihre Schmeichelei nicht wagte, ihn den Großen zu nennen, galt im Anfange der neuen Zeit für die größte politische Capacität unter den Fürsten. Und wie in der Regel die Nemesis tüchtige Naturen am stärksten für das Unrecht straft, das sie begangen, so hat sein Geschlecht und mit seinem Geschlecht das ganze Deutschland schwer da-

für gebüßt, daß er nicht die Einsicht, den Muth und den Ehrgeiz hatte, das neue Leben das auch in seinem Lande aufblühte, mit großem Sinn zu benutzen, und von Sachsen aus unter der Kaiserkrone ein neues, sächsisches Kaiserhaus zu versuchen. Daß er sich zu schwach fühlte und den Spanier mit seinen Banden und seiner undeutschen Staatskunst in das Land rief, diese unglückselige That hat seinen Nachkommen die Kurwürde genommen, das Haus Sachsen feindlich zerrissen und schwach gemacht, hat ein ausländisches Kaisergeschlecht mit undeutschen Interessen in Deutschland festgesetzt, hat die Reformation der Kirche verkümmert und noch im nächsten Jahrhundert den absterbenden Körper des Reichs mit den Greueln des 30jährigen Krieges angefüllt. Daß es so in Deutschland wurde, war auch eine Schuld Friedrichs. Denn wer in der Politik in eine große Situation geworfen wird, und ihr nicht gewachsen ist, der wird schuldig. Sein zweiter Nachfolger, der Gefangene von Mühlberg, ist unter dem kraftlosen und begehrlichen Fürstengeschlecht, welches sich in Deutschland zur Zeit des schmalkaldischen Bundes tummelte, immer noch die hellste Gestalt. Er bewies wenigstens den Muth mit Würde zu dulden. Und es ist interessant, wie treu das deutsche Volk diesen Charakter zu achten verstand. Dagegen ist die Gestalt Moritz des Sachsen eine der ruchlosesten in der ganzen öden Zeit, ein doppelter Verräther, an seinem Hause, dessen Interessen er aus den gemeinsten Gründen untreu wurde, und an seinem Herrn, dem Kaiser, der ihn groß gemacht hatte, in seinem Wesen ein frevelhafter, leichtsinniger, übermüthiger Junker. Und auch ihn haben deutsche Historiker zu einem Helden gemacht!

Es wird aus der folgenden Erzählung aber auch deutlich werden, wie es möglich war, daß ein solcher Gesell den erfahrenen Meister in welscher Politik, den Kaiser selbst, wenige Jahre darauf in plötzlichem Kriegszuge wie im Fluge bewältigen konnte. Weder der Kaiser noch ein anderer Fürst unterhielt ein größeres stehendes Heer, auch die größte Macht stand deshalb bei einem plötzlichen Ueberfall auf thönernen Füßen, und Kaiser Karl war dem Kriegsvolke gegenüber in einer besonders schwierigen Lage. Wie weit auch das Gewissen der deutschen Landsknechte war, und wie bereitwillig sie sich um gutes Geld verkauften, sie waren doch nicht ganz ohne politische Farbe. Die große Mehrzahl derselben war protestantisch gesinnt, auch die in der Schlacht bei Mühlberg dem Kaiser geholfen hatten, ihre Kameraden im sächsischen Dienst niederzuwerfen, empfanden mit Aerger nach der Schlacht, daß sie der protestantischen Sache einen tödtlichen Stoß gegeben hatten. Das Andenken an Luther war ihnen werth, aber weit stärker war ihr Haß gegen die spanischen Soldaten Karls, das treue unbezwungene Fußvolk, welches auf den Feldern vom Tajo bis zur Elbe, von der Tiber bis zur Nordsee für seinen König geblutet hatte. Aus diesen Gefühlen entstand ein tiefer Groll der Lands-

knechte gegen den Kaiser, ein Groll, der durch seine hinterlistige Rache an den Widersetzlichen nicht verringert wurde. Ihre Banden marschirten im Dienste deutscher Fürsten mit wilder Freude gegen ihn. Aber es war nicht das Landsknechtheer allein, es war nicht einmal das Bündniß der Verräther mit Frankreich, welches den mächtigen Kaiser nach wenigen Jahren so klein machen sollte, daß der unbedeutende und intriguante Ferdinand durch seinen Kopf das kaiserliche Haus stützen mußte, es war eine andere Nemesis, welche die Kraft des erfahrenen Staatsmannes zerbrach. Der demüthigende Gedanke that es, daß er, der schlaue, mächtige, alles übersehende Politiker von den zwei nichtswürdigsten Schelmen des deutschen Fürstenstandes, gegen die er die tiefste, innerste Verachtung empfinden mußte, durch dieselben Künste überlistet worden war, die sie von ihm gelernt hatten. Der Verräther Moritz und der Bösewicht Albrecht von Brandenburg sollten ihn lehren, wie unsicher und haltlos alle irdischen Dinge seien, und wie sehr der wüste Zufall Meister der klügsten Berechnung werden könne. Von da wurde Karl fromm, von den beiden Spießgesellen schlug der tollste den andern todt. Es folgten die Grumbachsche Fehde, die jülichschen Händel, die böhmischen Wirren, ein Streit ruhmloser als der andere, die Führer einer Partei so wenig werth als die der andern. Das Ende war der 30jährige Krieg.

Bartholomäus Sastrow, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 in das kaiserliche Lager nach Halle geschickt, beginnt folgendermaßen:

Die pommerschen Räthe beschlossen, daß ich im kaiserlichen Lager bleiben und bei Georg von Wedell meinen Schutz haben sollte. Dieser hinterpommersche Edelmann hatte seinen eigenen Vetter erstochen, war in Ungnade bei Herzog Barnim, diente aber jetzt dem Kaiser mit 29 Pferden. Durch meine Beschützung machte er sich bei den pommerschen Herzögen so verdient, daß Herzog Barnim auf mein fleißiges Schreiben die gefaßte Ungnade fallen ließ und ihn in seinem Eigenthum wieder herstellte. Bin also mit meinem Leibhengst im kaiserlichen Hofe bis Augsburg geblieben. Wie es mir auf diesem Zuge gegangen und was ich gesehn und mit angehört folgt hier genau verzeichnet.

Es soll im Kriege gewöhnlich und ungestraft sein, daß ein Kamerad dem andern ein Pferd stiehlt, und der Prozeß ist folgender: Wenn einem eines andern Pferd gefällt, erkauft er einen verschlagenen Reiterknaben mit etwa sechs oder sieben Thalern, daß er ihm das Pferd in die Hand liefere, dann schickt er es fünf oder sechs Wochen von dannen, damit es ein wenig vergessen werde, verändert es an Schwanz, Mähne, Zopf und andern Abzeichen und läßt es sich dann wieder ins Lager bringen. Das that (im kaiserlichen

Heer vor Halle) auch ein deutscher Edelmann, ließ sich durch einen Knaben einen spanischen Hengst stehlen, und als er ihn einige Wochen in seiner Heimath gehalten hatte, und meinte das Gerücht sei nunmehr kalt geworden, wurde der Gaul wieder ins Lager gebracht. Nun lagen die deutschen Reiter, wol acht oder mehr Schwadronen, auf einer schönen Wiese, einem lustigen Ort an der Saale; die Spanier aber lagen auf der Höhe um das Schloß. Der gestohlene Hengst wurde gegen Abend zum Tränken in die Saale geritten; ein spanischer Junge erkennt den Gaul, spricht, er gehöre seinem Herrn und will mit ihm davon. Der deutsche Junge will sich ihn nicht nehmen lassen, er bekommt 3—4 deutsche Reiter zum Beistande, der Spanier 10—12; der deutsche 20—30, die beiden Haufen wachsen je länger je mehr und beginnen in einander zu schießen. Die Spanier hatten der Höhe wegen großen Vortheil vor den Deutschen, die fast unter ihnen lagen, sie schossen durch die Zelte der Deutschen etliche vom Adel am Tische zu Tode, die Deutschen schonten die Spanier ihrerseits auch nicht. Der Kaiser schickte einen spanischen Herrn heraus, der hatte einen wohlgestalteten spanischen Gaul unter sich, den Hals voll prangender goldener Ketten, er sollte die deutschen Reiter zufrieden sprechen und den Alarm stillen. Da schrien die Deutschen einander zu: schieß in den spanischen Bösewicht! Als er nun auf die Brücke kommt, um über die Saale zu reiten, erschießt einer den Gaul unter ihm, daß der Bekettete von der Brücke in die Saale stürzt und darin ersaufen muß. Da schickt der Kaiser den Sohn König Ferdinands, den Erzherzog Maximilian, der nachmals römischer Kaiser wurde, hinaus, für gewiß haltend, daß sie diesem Gehör geben und sich beschwichtigen lassen würden. Aber sie schrieen gleichfalls: man schlage auf den spanischen Bösewicht. Da schlägt ihn einer auf den rechten Arm und ich habe gesehn, daß er den Arm einige Wochen in einer schwarzen Binde trug. Zuletzt kam der Kaiser selbst hinaus und sagte: „Liebe Deutsche, ich weiß ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden, ich will euch euern erlittenen Schaden erstatten und bei meiner kaiserlichen Ehre morgen am Tage vor euern Augen die Spanier henken lassen.“ Damit wurde der Alarm gestillt. Am andern Tage ließ der Kaiser den Schaden in beiden Lagern, dem deutschen und spanischen, besichtigen und schätzen, und da sich befand, daß den Deutschen 18 Junker und Knechte und 17 Pferde erschossen waren, den Spaniern aber 70 Personen, so ließ der Kaiser den deutschen Reitern ansagen, Seine Majestät wollte die Summe erstatten, zu welcher die Pferde geschätzt worden seien, wäre auch nicht abgeneigt gewesen, wie er den Tag zuvor versprochen, die Spanier henken zu lassen, da die Deutschen aber selbst gesehn, daß die Spanier den viersachen Schaden erlitten hätten und sie also genug gerochen wären, wollte der Kaiser hoffen und allergnädigst befinden, die Deutschen würden daran ersättigt und zufrieden sein.

Am 18. Juni gegen Abend haben die beiden Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Hessen zwischen sich nach Halle geführt. Dort hat er am andern Tag gegen Abend um 6 Uhr auf dem großen Saal in des Kaisers Wohnung im Beisein vieler Herren, Kurfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlshaber und einer großen Anzahl Zuschauer, so viele ins Gemach gehn und von außen durch die Fenster hereinsehen konnten, mit seinem Kanzler, der neben ihm auf den Knieen lag, den Fußfall gethan. Aber als der Kanzler demüthig genug die Abbitte that, kniete der Landgraf, der ein spöttischer Herr war und lachte ganz schimpflich. Da winkte ihm der Kaiser mit dem Finger, sah zornig und sagte: „Wohl, ich will dich lachen lehren.“ Was nachfolgend auch geschah.

Der Kaiser rückte von Halle nach Naumburg und blieb dort 3 Tage. Als die Kaiserlichen sich vor Naumburg gesammelt und die Kais. Majestät draußen vor dem Thor etwas wartete, hatte er einen sammetnen Hut auf und einen schwarzen Mantel um, zwei Finger breit mit Sammt besetzt. Als aber ein Schlagregen einfiel, schickte er in die Stadt und ließ sich seinen grauen Filzmantel und Filzhut herausholen; mittlerweile drehte er seinen Mantel um, hielt den Hut unter den Mantel, ließ sich auf den bloßen Kopf regnen. Armer Mann! der etliche Tonnen Goldes verwenden könnte, das sammtene Hütlein aber und den Mantel nicht vom Regen verderben, sondern lieber das bloße Haupt naß werden läßt. — Der Landgraf wurde von den Spaniern allerwegen einen Tag vor dem Kaiser geführt. Die Spanier hielten allenthalben übel Haus. Denn am andern Tage lagen längs dem Wege, den doch der Kaiser zog, der todten Körper nicht wenige; sie wirthschafteten auch übel mit Weibern, Jungfrauen und Männern, verschonten keine Weibsperson. — —*)

Hinter Koburg wurden wir in ein Dorf an einer schönen, lustigen Wiese einquartiert. Dort sattelte ich mein Pferd ab und ließ es auf der Wiese bis zum andern Tage laufen. In dem Dorfe war ein schönes Haus eines Edelmannes, der Hof stand sperrweit offen, darin ein Wagen mit vier starken Pferden, darauf lagen zwei Fässer mit köstlichem Wein und viele Kapaune, Kraniche, Fasane liefen umher. Wir schlugen sie flugs todt, brachten sie in unser Zelt, rupften sie, brieten und sotten sie am Feuer; wir hatten ganz unsern Willen, füllten unsere Futtersäcke aus dem vollen Haferboden und nahmen den Wein, die Pferde und den Wagen mit, bis nach Nürnberg, doch unterweges tranken wir den Wein aus. Wagen und Pferde verkauften wir

*) Was Sastrow von ihren Gräueln sah, muß hier weggelassen werden. Die Thatsachen werden noch gräßlicher durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Sohn einer harten Zeit sie berichtet.

zu Nürnberg, was sie gelten wollten, denn wir hatten sie billig gekauft. Herzog Friedrich von Liegnitz*), der seines Vaters wegen auch dem kaiserlichen Lager nachzog, kam zu uns, da er sah, daß wir so gute Schnabelweide hatten. Den behielten wir bei uns zu Gast. Wir hatten zwei Huren in köstlichen seidenen Kleidern bei uns sitzen, — — — saßen so die ganze Nacht, die ohne dies nicht lang währte. Am Morgen wollte ich meinen Hengst wieder satteln und zäumen, da war er mir in der Nacht gestohlen, ich nahm wiederum den nächsten, den ich ergreifen konnte, putzte ihn, legte den Sattel darauf und ritt meine Straße. —

Nach Bamberg kamen wir am 1. Juli. Der Kaiser zog gegen Mittag mit starkem Volke ein, er aber saß auf einem kleinen Maulthier. In der Vorstadt war eine Straßenbiegung im rechten Winkel, grade in die Ecke ward der gefangene Kurfürst von Sachsen logirt, daß er feldwärts aus der Vorstadt hinaus und längs der Vorstadt in die eigentliche Stadt sehn konnte. Er stand oben am Fenster, um den Einzug anzusehn. Als nun der Kaiser in der Ecke an den Kurfürsten kam, neigte dieser sich vor ihm gar tief, aber der Kaiser verließ ihn nicht mit den Augen, so lange er auf ihn sehen konnte und lachte gar spöttisch.

Am 3. Juli schrieb der Kaiser den Reichstag zum 1. September nach Augsburg aus. Im Stift Bamberg haben die Spanier an die 400 Frauen, Jungfrauen und Mägde bis nach Nürnberg mit sich genommen. Dort haben sie dieselben wieder zurücklaufen lassen; die Eltern, Männer und Brüder sind ihnen gefolgt, der Vater suchte seine Tochter, der Mann seine Ehefrau, der Bruder seine Schwester bis nach Nürnberg, da bekam ein jeder die Seine wieder. Ist das nicht eine unartige Nation? Nach geendigtem Kriege, in Freundesland, in Beisein der kaiserlichen Majestät, da doch der Kaiser gar strenges Regiment hielt. Alle Abend, wenn er sein Zelt aufschlug, ließ er auch einen Galgen aufrichten, ließ sie auch tapfer anbinden. Das half jedoch nichts.

Der Kaiser zog mit seinem Kriegszeuge gemächlich vorwärts, denn es war eine große Hitze in den Hundstagen. Unterdeß ritt ich mit Georg von Wedell spazieren, die Kriegsleute entlang, was gar lustig anzusehn war. Eines jeden Rüstung und Wehr in der Schlachtordung. Bald waren wir bei den spanischen Kriegsleuten, bald bei den deutschen und konnten doch am Abend wieder bei unsern Reitern sein. Die Marschirenden hielten nicht den rechten Fahrweg, sondern gingen in gerader Linie, sie machten eine ansehnliche Straße, viermal breiter als die Landstraße, was ihnen entgegen war,

*) Der liederliche Vater des berüchtigten Herzog Heinrich, des Gönners von Hans von Schweinichen.

mußte weichen, die Zäune wurden niedergerissen, die Gräben wurden zugeschüttet.

Zu Nürnberg, wo ich den Schutz Georg von Wedells oder eines andern nicht nöthig hatte, bin ich in ein Wirthshaus geritten, in welchem der obgemeldete Herzog von Liegnitz auch Herberge genommen. Auch Kais. Majestät ist mit großem Comitat herangekommen und so lange zu Nürnberg geblieben, daß er zu Augsburg bequem um den 1. September ankommen konnte. Der Herzog von Liegnitz hat sich seines Saufens beflissen, ist stets voll gewesen und um dazu in Nürnberg Gesellschaft zu haben, da ihm seine zugeordneten Räthe bei dem Schwärmen keine Gesellschaft leisten wollten, hat er die Hofleute des Markgrafen Johann gerne bei sich gehabt, die denn mit ihm ein unbändiges Trinken verführt haben. Als sie einst sehr bezecht waren, hat der Herzog mit sechs Markgräflichen sich den rechten Aermel von Wamms und Hemde schneiden lassen, so daß der Arm ganz nackend war, hat die Hosen aufgelöst und das Hemde zwischen den Hosen und dem Wamms rund herum etwas ausgezogen. So sind sie ohne Schuhe auf den Socken in bloßem Haupte, vor ihnen das große Spiel, die Spielleute der Stadt Nürnberg, welche aus aller Macht so laut blasen mußten als sie konnten, die Gasse entlang vorwärts gezogen, einer nach dem andern, bald nach dem Mittagessen, aus der Herberge nach dem Logement des Herzogs Heinrich von Braunschweig. In der einen Hand hatte der Herzog ein paar Würfel, in der andern Hand etliche Goldstücke. Da kam eine Welt von Leuten herzugelaufen, zumal von den fremden Nationen, Spanier und Italiener und sahen diesen deutschen Ebriaken zu. Der Wein überwand sie; als sie zum Braunschweiger hinaufkamen, schlug der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Braunschweiger auf den Tisch, aus der einen Hand hatte er das Gold verloren, in der andern Hand hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, sondern stürzte an dem Tische nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bett legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden gewesen sein, daß den Deutschen vor andern Nationen solch ein grausamer Spott widerfuhr.

Nun waren aber bei dem Herzog von Liegnitz Anzeichen genug, daß er nicht übel erzogen war. Denn ich hatte etliche Tage vorher über Tisch, als er ziemlich bezecht war, gehört, wie er ganze Geschichten des alten Testaments, nicht wie sie in der Bibel stehn, sondern mit seinen eigenen Worten, nicht nur recitirte, sondern auch auf seines Vaters Geschäfte, die er beim Kaiser verrichten sollte, so geschickt applicirte, daß ich mich verwundert habe — darum sieht man hier die Frucht des Volltrinkens, daß man aus einer Sünde in die andere fällt. Denn als er keine andere Saufgesellschaft mehr bekommen konnte, kam er in der Nacht vor meine Kammer, klopfte und rief so lange,

daß er mich erweckte und ich ihm antworten mußte, er bat um Gottes Willen, ich möchte aufstehn und mit ihm saufen. Ich sagte aber, das wäre meine Art nicht und bat unterthänig, er möchte mich, besonders aber sich selbst mit solchem verschonen, bis ich ihn von der Kammer, die ich nicht öffnen wollte, los wurde.

Als der Kaiser 16 Tage zu Nürnberg still gelegen hatte und am Morgen früh nach Augsburg vorrücken wollte, stand dieser Herzog doch einmal so früh auf, daß er schon um 6 Uhr nach des Kaisers Logis ritt, aber der Kaiser war schon zwei Stunden zuvor zum Thore hinaus. Da schämte sich der Herzog, nach Augsburg zu folgen und schickte zwei seiner Räthe gen Augsburg nach. Er aber blieb bei seinem unordentlichen Leben, ritt zwar mit seinem Hofgesind zurück in sein Land, aber in dem unordentlichen Saufen ließ er nicht nach. Zu Liegnitz in seinem Lande saß er einst beim Trunk, da führte der Weg zwei Studiosen, welche ihre Eltern und Freunde besuchen wollten, durch Liegnitz. Die essen allda zum Morgen, machen sich auch mit Singen etwas fröhlich, daß es der Herzog hörte. Da schickte er zu ihnen, ließ sie greifen, stracks zum Thore hinausfahren und ihnen die Köpfe abhauen. Den andern Morgen, ehe er wieder zu trinken anfing, ritten etliche seiner Räthe mit ihm spazieren, und führten ihn grade auf den Platz, wo die zwei Studenten decollirt waren. Als er das Blut sah und fragte, was das wäre, und sie ihm vermeldeten, es wäre Blut von den beiden Studiosen, die er den Tag zuvor hätte abhauen lassen, da wunderte er sich und fragte, was sie gethan hätten? Als er nun wieder stark bezecht war, befahl er seinen Räthen bei Strafe ihres Lebens, ihn in den Thurm zu setzen und mit Wasser und Brot zu speisen, und wenn sie anders mit ihm machen würden, wollte er ihnen die Köpfe von dem Rumpf hauen lassen. Sie gingen mit ihm hin zum Thurm, worin bereits Gefangene saßen, zu denen wurde er hinabgelassen und dem Thurmhüter befohlen, ihn nicht wieder herauszulassen und mit nichts Anderem, als Wasser und Brot zu speisen. Als er nun den Trunk ausgeschlafen hatte und sich etwas ermuntern konnte, unterhielt er sich mit den Gefangenen und rief dem Kerkermeister zu, daß er ihn wieder herausbringen sollte. Der jedoch sagte, es wäre ihm zu hart verboten, zeigte es aber den Räthen an. Diese temporisirten bis auf den dritten Tag. Er hörte nicht auf, dem Kerkermeister zu befehlen, daß er die Räthe bitte, sie möchten nachgeben und ihn loslassen. Da gingen sie zu ihm in das Gefängniß und hörten ihn selbst flehn und bitten. Sie aber sagten, er hätte es ihnen bei Kopfabhauen verboten und sie wüßten, daß er damit nicht scherze, deshalb dürften sie ihn nicht herauskommen lassen. Er versprach es aber so hoch und theuer, sie nicht zu beschweren, daß sie ihn aus dem Thurm kommen ließen.

Ungefähr drei Jahre darauf wollte er nach Stettin reiten, alles nur um

mit den Hofleuten dort zu trinken*). Als solches Herzog Barnim erfuhr, zog er mit seinem ganzen Hofgesinde fort nach dem Kloster Colbitz, ließ nur das fürstliche Frauenzimmer zurück. Der Liegnitzer kommt nach Stettin, auf dem Schlosse wird ihm gesagt, daß weder der Herzog noch jemand von den Hofjunkern zur Stelle sei, und er wird nach der Stadt in ein Haus eingewiesen, worin grade ein alter Mann zu Bett im Todeskampfe lag, weil man vermeinte, daß er deshalb um so eher von dannen rücken würde. Aber er blieb nicht nur, sondern ging auch zu dem Kranken ans Bett und sagte ihm etwas aus Gottes Wort vor, so lange bis er verschied, und drückte ihm die Augen zu. Valentin, der mit der Armenbüchse umging, kam zu ihm ins Haus, dem steckte er etliche Thaler in die Büchse und ließ schwarzes Tuch holen, sich und dem Valentin zu Mänteln, und wollte dem Todten mit Valentin auch zum Begräbniß folgen. Das wollte doch die Herzogin nicht gestatten, sondern ließ ihn aufs Schloß laden in das Gemach über der Kanzlei, damit sie miteinander reden könnten. Ich war damals auch zu Stettin auf dem Hofe in der Küche und wollte über den Hof hinuntergehn, da stand dieser Herzog an dem Fenster, stieß den Kopf zum Fenster hinaus, sperrte mit beiden Händen den Mund gegen mich voneinander und schrie mich laut an: „Bui!“ Da ich zu Nürnberg gelernt hatte, wie mit ihm zu verhandeln war, antwortete ich: „Bah!“ Darauf sagte er: „Ei, das ist ein rechtschaffener Kerl! ich bitte euch um Gottes Willen, kommt zu mir herauf, wir wollen einander gute Gesellschaft leisten, fröhlich und guter Dinge sein.“ Ich aber sagte Sr. Fürstlichen Gnaden unterthänig Dank, und ging meine Straße.

Als er zuletzt auch von Stettin abzog, — denn Herzog Barnims Heimkehr verzögerte sich zu lange, — gab ihm die Herzogin eine fürstliche Verehrung, so daß er noch eine Weile unordentlich zehren konnte. Er blieb aber bei seinem angenommenen tollen, wilden Leben, wodurch er sich um alles, Land und Leute, Gesundheit und fürstlichen Wohlstand brachte. Er soff sich zu Tode, so daß er seine Gemahlin, eine geborne Herzogin von Mecklenburg und ihre beiderseitigen Kinder in äußerster Armuth verließ. Denn seine Gemahlin beklagte sich als Witwe, nicht allein bei ihren Standesgenossen, sondern auch gegen den Rath mancher Städte, daß sie große Noth litte, sie wüßte keinen Rath, wie sie ihre Söhnlein fürstlich erziehen sollte, sondern bat, ihr dazu etwas zu Hilfe zu kommen und sie in solcher Armuth mit einem Almosen zu trösten; wie denn auch der Rath zu Stralsund ihr durch ihren hierher geschickten laufenden Boten etliche Thaler sandte**). —

---

*) Er war Schwager des Herzogs Barnim von Mecklenburg.

**) Die Gemahlin Friedrichs von Liegnitz, Mutter Heinrichs XI. und Friedrichs IV. war eines solchen Gatten und solcher Söhne nicht unwerth. Hans von Schweinichen, Page bei

Zu Augsburg bin ich in eine öffentliche Herberge am Weinmarkt eingeritten, dort habe ich zwei Stuben und bei jeder eine Schlafkammer bestellt, die eine für die pommerschen Gesandten, die andere für ihre Kanzlei, welche der Kanzler Jacob Citzewitz einnahm und mit den Secretären Herzogs Barnim und mir benutzte. Am Ende des Heumonats ist die Kais. Majestät mit dem ganzen Heer herangekommen. Den Landgrafen hat er mit einem Haufen Spanier zu Donauwörth gelassen, aber den gefangenen Kurfürsten hat er mit nach Augsburg gebracht und in dem Haus der Welser einquartirt, am Weinmarkt, durch zwei Häuser und ein kleines Gäßlein von des Kaisers Palast getrennt, hart an meiner Herberge. Durch die Nebenhäuser hatte der Kaiser durchbrechen und über das Gäßlein ein hölzern Gerüst legen lassen, so daß man aus des Kaisers Logis in das des Kurfürsten gehn konnte. Der Kurfürst hat seine eigene Küche gehalten, auch seinen Kanzler Minkwitz und sein aufwartendes Gesinde bei sich gehabt, so daß die Spanier nicht in seine Stube und Schlafkammer haben kommen dürfen. Der Herzog von Alba und andere große Herrn am Kais. Hofe sind bei ihm aus- und eingegangen und haben ihm mit freundlichem Gespräch, auch allerlei Kurzweil, Gesellschaft geleistet. Er hatte im Hofe seiner Herberge, die recht herrlich und fürstlich gebaut und eingerichtet ist, einen Rennplatz, wo sie über die Stange stachen, ihm wurde erlaubt, in der Stadt an lustige Orte und zierlich mit besonderer Kunst eingerichtete Gärten, deren zu Augsburg etliche sind, zu reiten; und, weil er von Jugend auf Lust zum Fechten gehabt, und als er jung und rühriger war, mit allen Wehren gern gefochten hat, wurden ihm zu Gefallen Fechtschulen eingerichtet; jedoch sind die spanischen Soldaten vor und hinter ihm gegangen; ihm war fast bis zum Ende des Reichstags, wo er sich weigerte das Interim anzunehmen, nicht verwehrt, Bücher zu lesen u. s. w. Aber bei dem Landgrafen zu Donauwörth sind die Spanier bei Tage in der Stube gewesen. Wenn er im Fenster gelegen und auf den Platz gesehn, so haben auch ein oder zwei Spanier neben ihm am Fenster gelegen, welche die Köpfe ebenso lang herausstreckten; Tag und Nacht haben sie mit Pfeifen und Trommeln die spanische Besatzung auf- und abgeführt. Die bewaffneten Spanier haben des Nachts bei ihm in der Kammer gelegen und wenn die Wache abgewechselt wurde und die frische mit Trommeln und Pfeifen in die Kammer kam, haben die, welche ihn die halbe Nacht bewacht hatten, in Bette aufgedeckt und gesagt: „Sieh da, wir wollen ihn euch geliefert haben, hinfort mögt ihr ihn bewahren.“ Ich meine, das heißt die Worte

ihrem Gemahl, während sie mit diesem zu Liegnitz in der Custodia lebte, erzählt Bd. I. S. 30 eine charakteristische Anekdote von ihr. Bettel- und Gevatterbriefe schlesischer Fürsten waren noch im vorigen Jahrhundert nichts Unerhörtes.

von Halle bei dem Fußfall: „Wohl, ich will euch lachen lehren!“ redlich gehalten.

Die Kaiſ. Majeſtät hat, ſo bald ſie zu Augsburg ankam, mitten in der Stadt hart am Rathhauſe zu mehrerem Schrecken einen Galgen aufrichten laſſen, dabei einen halben Galgen, woran man die Chorda gab und grade gegenüber ein Gerüſt, in Höhe eines mittelmäßigen Mannes, worauf man räderte, köpfte, ſtrangulirte, viertheilte und dergleichen Arbeit verrichtete.

Es war wol ein geharniſchter Reichstag, denn außer den ſpaniſchen Soldaten und deutſchen Knechten, die der Kaiſer mit nach Augsburg brachte, lagen bereits in der Beſatzung daſelbſt 10 Fähnlein Landsknechte, auf dem Lande und um Augsburg herum lag hiſpaniſches und italieniſches Kriegsvolk. Aber es war auch ein anſehnlicher, pompöſer Reichstag, denn es waren die Kaiſ. und die Königl. Majeſtät zur Stelle, alle Kurfürſten in Perſon mit ſehr ſtarkem Gefolge, der Kurfürſt von Brandenburg mit ſeinem Gemahl, der Cardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen beiden Söhnen Karl Victor und Philipp, Markgraf Albrecht von Kulmbach, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Auguſtus v. Sachſen, Herzog Albrecht v. Baiern u. ſ. w. Frau Maria, des Kaiſers Schweſter und die Tochter ſeiner Schweſter, die Witfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, das baierſche Frauenzimmer, item Geſandte fremder Potentaten, ſonſt viel Biſchöfe, Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherrn, Reichsſtädter, anſehnliche Geſandte, vortreffliche Männer. Daß ich auch den Juden Michael nicht vergeſſe, der ſich auch als ein großer Herr hielt, und auf der Gaſſe ſtattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten auf wohlſtaffirtem Pferde ritt; 10—12 ſeiner Diener, alles Juden, immer als reiſige Knechte angethan, liefen um ihn her; von Perſon war er anſehnlich, wie man auch ſagte, ſein wirklicher Vater wäre ein Graf von Rheinfelden. Der Erbmarſchall von Pappenheim, ein alter Herr, der nicht ſcharf ſehn konnte, begegnete ihm einmal auf der Gaſſe und zog vor ihm nicht allein den Hut ab, ſondern bog auch die Knie, wie vor einem größern Herrn als er ſelbſt war. Darnach ſah er, daß es Michael Jud geweſen, und bereute die dem Juden erzeigte Ehre mit dieſen Worten: „Daß dich Gottes Element ſchände, alter ſchelmiſcher Jude!“

Da ſo viele Königl. und Fürſtl. Frauenzimmer zur Stelle waren, die auch viele Fürſtl. und Gräfl. Fräulein bei ſich hatten, von den Frauen ſtattlichen rittermäßigen Standes ganz zu geſchweigen, ſo banketirten die Herrn auf dem Reichstage vortrefflich und hielten faſt alle Abende Tänze, welſche und deutſche. Beſonders König Ferdinandus war ſelten ohne Gäſte, ſie wurden ſtets herrlich mit allerlei Kurzweil und prächtigen Tänzen tractirt, er hatte eine überaus ſtattliche, wohlgeordnete Muſika, nicht allein Inſtrumente,

sondern auch Gesang. Außer anderer Kurzweil stand allwege hinter ihm ein beredter Stocknarr, den wußte er frei herauszufordern und mit gleichem lächerlichem Gespräch zu begegnen; gemeiniglich hatte er Königl.- Kur- und Fürstl. Personen beiderlei Geschlechts zur Gesellschaft bei Tische sitzen, mit denen er ohne Aufhören heiteres Gespräch hielt, denn der Mund stand ihm nimmermehr stille. Ich habe des Abends bei ihm einen Tanz gesehn, in dem ein spanischer Herr, der ein langes, geschlossenes Kleid bis auf die Erde anhatte, daß man von den Füßen nichts sehn konnte, ein Fräulein aufforderte und mit derselben eine Algarde oder Passionesa (wie sie es nennen, ich verstehs nicht) tanzte, er that ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch und wußte ihm von allen Seiten so zu begegnen, daß es eine Lust anzusehn war; und wenn der Tanz zu Ende war, fing ein ander Paar einen welschen Tanz an. Dagegen sein Herr Bruder, der römische Kaiser, hielt gar kein Banket, ja er behielt keinen bei sich; wenn sie auf den Dienst warteten und ihn aus der Kirche in sein Gemach, wo er sich zu Tische setzte, begleiteten, gab er ihnen einem nach dem andern die Hand, ließ sie gehn und setzte sich allein an den Tisch. Er redete auch nichts, nur ein Mal, als er aus der Kirche in sein Gemach kam, sich umsah und Carlowitz*) nicht gewahr wurde, sagte er zu Herzog Moritz: ubi est noster Carlovitius? und als dieser antwortete: „Gnädigster Kaiser, er ist etwas schwach," rief er seinem Medicus auf holländisch: „Vesali, ihr sollt zum Carlowitz gehn, er soll etwas siech sein, seht, daß ihr ihm helfet." Ich habe den Kaiser auf etlichen Reichstagen oft essen sehn, aber er hat seinen Bruder, König Ferdinandus, nie zu sich gebeten. Wenn die Speisen von jungen Fürsten und Grafen aufgetragen wurden, wurden jedesmal vier Trachten, in einer jeden sechs Gerichte, vor ihm auf den Tisch gesetzt und die Oberschüssel nach einander abgenommen; gegen die, welche er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf, wenn er von etwas essen wollte, winkte er mit dem Kopf und zog die Schüssel vor sich hin. Es wurden stattliche Pasteten, Wildpret und wohlzugerichtete Leckerspeisen weggetragen, er behielt ein Bratferkel, einen Kalbskopf u. dgl., ließ sich nichts vorschneiden, brauchte auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viele Stücklein Brot, so groß, wie er sie zu jedem Bissen in den Mund stecken konnte. Das Gericht, von dem er essen wollte, löste er an der Ecke, wo es ihm am besten gefiel, mit dem Messer, sein Stück brach er mit den Fingern auseinander, zog die Schüssel unter das Kinn, und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber,

*) Christoph von Carlowitz, der Vertraute und stille Regent des Kurfürsten Moritz von Sachsen, war in jener Zeit mit gutem Grunde Günstling des Kaisers, denn er war der Politiker, welcher den Familienverrath seines Herrn leitete.

daß man seine Luft daran sah. Wenn er trinken wollte — und er that nur drei Trunk während der Mahlzeit — so winkte er seinen Doctoribus Medicinä, die vor dem Tisch standen; die gingen zum Tresor, worauf zwei silberne Flaschen standen und ein kristallnes Glas, das wol $1^1/_2$ Seidel hielt, und gossen das Glas aus beiden Flaschen voll; das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, mußte er auch zwei- oder mehrmal Athem holen, bevor ers vom Munde zog. Sonst redete er nichts über Tisch; es standen wol Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Possen reißen konnten, er kehrte sich aber nicht daran, höchstens verzog er den Mund zu einem halben Lächeln, wenn sie etwas recht Kurzweiliges sagten. Er ließ sich auch das nicht anfechten, daß viele dastanden, die den Kaiser essen sehn wollten. Er hatte ein stattliches Sängerchor, auch Instrumentalmusik, die sich in den Kirchen sehn ließen, aber in seinem Gemach erklangen sie nicht. Die Mahlzeit währte nicht eine Stunde, dann wurde alles weggeräumt, Sessel und Tische zusammengeschlagen, daß nichts übrig blieb als die vier Wände, allenthalben mit köstlichen Tapeten behangen. Wenn ihm das Gratias vorgebetet war, reichte man ihm ein Federkielchen als Zahnstocher, dann wusch er sich und stellte sich in eine Ecke des Gemachs an das Fenster, dahin konnte jedermann kommen, Bittschriften überreichen, oder mündlich berichten. Dem sagte er auf der Stelle, wo er Bescheid bekommen sollte.

Herzog Moritz von Sachsen machte Bekanntschaft mit dem bairischen Frauenzimmer, hatte auch seine Kurzweile in seiner Herberge, dem Hans eines Doctoris Medicinä. Der hatte eine erwachsene Tochter, eine schöne Metze, sie hieß Jungfrau Jacobina, mit der badete er, spielte auch nebst Markgraf Albrecht von Kulmbach täglich mit ihr Karten.— —Sie hielten so Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte, und viel Gerede in der ganzen Stadt war. Andere Fürsten und Herrn von geistlichem und weltlichem Stande triebens auch artig. So hab ich einst mit angesehn, als Markgraf Albrecht und andere junge Fürsten mit jungen Bischöfen, die nicht geborne Fürsten waren, soffen und auf der Peilketafel schossen, daß der eine dem andern keinen Ehrentitel gab, sondern gar höhnisch rief: „Pfaff schieß hin, was gilts, Du wirst nichts Ordentliches treffen," und der Bischof wiederum mit einer gemeinen Redensart erwiederte. Junge Fürsten legten sich wol zu fürstlichen und gräflichen Damen, sonderlich von hohem adligen Stande, auf den Boden, denn sie sitzen nicht auf Bänken oder Sesseln, sondern es werden köstliche Tapeten mitten ins Gemach gebreitet, worauf sie sich bequemlich setzen und sich strecken können, dort umhalsen, küssen und betasten sie sich. Es verthaten auch Fürsten und Herrn von beiderlei Geschlecht mit vielem übermäßigen Banketiren nicht allein, was in ihrer Kammer vorhanden und was sie mit sich auf den Reichstag genommen, was sich auf viele tausend

Thaler belief, sondern sie haben auch mit großer Mühe, unersetzlichem Schaden und Verdruß so viel aufnehmen müssen, daß sie mit Anstand von Augsburg scheiden konnten. Die Unterthanen etlicher Fürsten, namentlich des Herzogs von Baiern, dessen Gemahl des römischen Königs Tochter war, brachten nur an Geld zum Spiel etliche tausend Gulden zusammen, die sie ihrem Herrn zum Geschenk machten, es wurde ihnen aber im Spiel alles abgenommen.

Unsere Gesandten hielten sich still, luden keine Gesellschaft, wurden auch von andern nicht geladen. — Sie hielten aber täglich an, den einen Tag an dem Hofe des einen Fürsten, den andern Tag bei dem andern, die Gesandten blieben immer zwei beieinander, Jacob Citzewitz, der Kanzler aber ging allein, er meinte, daß er es allein wol präsitiren könnte, wie er es denn auch wol konnte, nur daß er stets vom Anfang bis zu Ende alles repetirte; das war den Herren verdrießlich. Denn als zwei von den andern Gesandten in den Hof des Kurfürsten von Köln kamen, darin Citzewitz den Tag zuvor gewesen war, sagte der kölnische Kanzler: „Was gedenkt Euer Kanzler, daß er, so oft er zu mir kommt, alles wiederholt, was er früher in verdrießlicher Länge bereits berichtet hat? meint er, daß ich von so geringem Gedächtniß sei, oder daß ich in Sachen meines gnädigen Herrn, des Kurfürsten, so wenig zu thun habe, daß ich sein langes unnöthiges Reden ohne Verdruß abwarten kann? Mir ist dabei grade so, als wenn eine Henne ein Ei legen will, so fliegt sie auf das Hackelwerk und gackert: ein Ei, ein Ei! vom Hackelwerk auf die Hilde: ein Ei ein Ei, ich lege ein Ei; von der Hilde auf den Balken: ein Ei, ein Ei, liebe Leute gucket, ich lege ein Ei! Wenn sie denn genug gegackert und viel Wesens gemacht hat, so fliegt sie aufs Nest und legt ein kleines Ei. Ich aber halte es mit der Gans, die setzet sich fein still auf den Misthaufen und legt ein Ei so groß als ein Kindskopf." — Ich selbst habe oft den Bischof von Arras, Doctor Marquardt und andere Räthe angesprochen, gefleht und gebeten. Da ich aber von mir selbst nicht auf das kam, was jetzt allenthalben bei Höfen, bei Herrn und in großen Städten im Schwange geht, wenn man Wohlwollen erwerben will, so gab mir Doctor Johann Marquardt geschickt zu verstehn, daß ihm eine besondere Freude sein würde, wenn er ein artiges, kleines Rößlein hätte, worauf er, wie es am kaiserlichen Hofe gebräuchlich, zum Rath reiten könnte. Ich schrieb deshalb nach Pommern, und bekam ein gar wohlgestaltetes geschickt mit dem besonderen Befehl, daß ich passendes Reitzeug dazu machen lassen und alsdann dem Herrn Doctor mit drei großen portugiesischen Goldstücken anbieten sollte, was der Herr Doctor ohne Weigern gar gern und mit gutem Willen annahm. Citzewitz und ich ließen doppelte Dukaten und rheinische Gulden untereinanderlaufen, bis es gutes Kronengold wurde. Davon ließen wir zwei Trinkgeschirre machen, ein jedes sieben Mark schwer; die

wollten die Räthe dem Herrn von Granvella verehren.*) Citzewitz ist mit denselben etlichemal bei ihm in seinem Logis gewesen, hat aber zu Augsburg die Gelegenheit nicht ersehn, sie ihm beizubringen. Aber das große Bedenken, die Subtilität und Sorge wäre gar nicht nöthig gewesen, und hätte er der Kleinodien noch so viele gehabt, er hätte sie ohne Gefahr in aller Güte jetzt ebenso angebracht, wie später zu Brüssel in den Niederlanden. Denn dem Herrn von Granvella war ein großer Schatz von Silber, Gold, Geld und Geldeswerth, von köstlichen seltenen Waaren verehrt worden, wodurch Kurfürsten, Fürsten und Städte seine Verwendung bei kaiserlicher Majestät zu gewinnen vermeinten. Die führte er auf Centnerwagen und etlichen starken Mauleseln bei seinem Heimzuge mit sich fort, und wenn er gefragt wurde, was auf die Wagen gelegt und die Esel gehängt wäre, antwortete er: „Peccata Germaniae."

Im December setzte der Kaiser den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf ihr fleißiges Bitten und Anhalten einen Tag für den Landgrafen von Hessen an, um über seine Sache zu entscheiden. Nun hatte der Kurfürst Herzog Moritz mit dem baierschen Frauenzimmer, wie schon gesagt, Kundschaft gemacht. Und am Sonntag Morgen, vor dem Montag, an welchem der lange erbetene Bescheid ergehn sollte, setzte sich Herzog Moritz in einen Schlitten, denn es war stark gefroren und Schneebahn. Carlowitz kommt von der Kanzlei heruntergelaufen und spricht: wohin wollen Ew. Kurf. Gnaden fahren? Der Kurfürst antwortete: ich will gen München fahren (ich stand grade vor dem Thor, so daß ich mit andern, die auf und niedergingen und stehn blieben, alles anhörte.) Darauf Carlowitz: „Haben Ew. Kurf. Gnaden vergessen, daß morgen in der hochwichtigen, Ew. Kurf. Gnaden wie dem Kurfürsten von Brandenburg angelegenen Sache, Kais. Majestät Bescheid angesetzt worden ist?" Der Kurfürst: „Ich will gen München fahren." Darauf Carlowitz: „Ich habe zu Wege gebracht, daß Ihr zum angesehenen Kurfürsten geworden seid, Ihr habt Euch aber auf diesem Reichstage so leichtfertig verhalten, daß Ihr bei den vornehmen Leuten aller Nationen, wie auch bei der Kais. und Königl. Majestät in höchste Verachtung gekommen seid." Während des schlägt Herzog Moritz die Pferde mit der Peitsche und fährt zum Thore hinaus. Carlowitz rief ihm überlaut nach: „Nun fahret immer hin, in aller Teufel Namen, daß Euch Gottes Element schänden müsse, mit Fahren, mit allem." Als der Kurfürst von München zurückkam, rüstete sich Carlowitz zur Abreise nach Leipzig, denn, so sagte er, der Neujahrsmarkt wäre vor der Thüre und er müßte dort sein, oder er würde einige tausend Thaler Schaden haben. Wollte nun der Kurfürst ihn bei sich behalten, so mußte er ihm so viel tausend Thaler ver-

*) Damals der rechten Hand des Kaisers.

ehren. Keiner der beiden Kurfürsten erschien am angesetzten Tage vor der Kais. Majestät, noch ist ein Bescheid in Sachen des gefangenen Landgrafen ergangen. Denn da das Spazierenfahren nach München und die Unterredung zwischen Herzog Moritz und Carlowitz, die am hellen Tage und auf der Gasse von Vielen angehört wurde, der Kais. Majestät nicht verschwiegen geblieben, und dieselbe das vielfältige Anhalten mehr für Gespött als Ernst erachtete, so ist auch kein fernerer Tag angesetzt worden, den Bescheid zu hören.

Die deutschen Landsknechte, die in der Besatzung zu Augsburg lagen waren etliche Monate nicht bezahlt worden, und es wurde erzählt, daß die Strafgelder des Landgrafen und der Städte, von denen sie hätten bezahlt werden können, wol vorhanden gewesen seien, aber der Herzog von Alba habe dieselben bei dem gefangenen Kurfürsten verspielt. So wurden sie mit der Bezahlung länger aufgehalten. Da sind etliche von ihnen in der Fähnriche Quartier gefallen, haben drei Fähnlein herausgerissen und sind so mit aufgerichteten Fähnlein in Schlachtordnung nach dem Weinmarkt gezogen. Als nun die Fahnenträger in der Ordnung dahinziehn, ist ein hoffärtiger Spanier, in der Meinung Ehre zu erlangen, große Gnade bei der Kais. Majestät zu verdienen und sich einen ewigen Namen zu machen, zu den Fähnrichen ins Glied gesprungen und hat dem einen das Fähnlein aus der Hand reißen wollen. Dem Fähnrich folgten drei Schlachtschwerter, von diesen haut einer diesen Schubiak mitten voneinander wie eine Rübe, nach dem Spruche: wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Als die Landsknechte den Weinmarkt erreichten, war ein starkes Rennen und Laufen von den spanischen Soldaten, sie besetzten alle Gassen, die auf den Weinmarkt führten, der gefangene Kurfürst wurde hinüber in den Palast des Kaisers geführt, denn sie besorgten der Kurfürst möchte ihnen genommen werden; alle Einwohner, zumal Kaufleute, Krämer, die für den Reichstag köstliche Waare, seidenes Gewand, silberne und goldene Kleinodien, Perlen und Edelsteine angeschafft hatten, trugen Sorge, die Stadt möchte geplündert werden, was auch wol geschehen wäre, wenn die Landsknechte ihre Bezahlung selbst hätten suchen müssen. Deswegen entstand dort ein wildes Rufen, Zusammenlaufen und Getümmel, jeder rüstete sich zum Ernst. Bürger und Fremde lagen auf ihren Häusern und in den Gemächern geharnischt, die Röhre und halben Haken zum Feuern bereit, wie es ein jeder zur Beschirmung des Seinen durchsetzen konnte, so daß wol ein geharnischter Reichstag daraus hätte werden können.

Der Kaiser aber schickte zu den Landsknechten und ließ fragen, was sie wollten. Die Schützen hatten ihre Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte nicht weit vom Zündloch und sagten: entweder Geld oder Blut. Darauf ließ der Kaiser ihnen antworten, sie sollten sich zu-

frieden geben, sie würden am nächsten Tage sicher bezahlt werden. Sie aber wollten nicht abziehn, wenn sie nicht versichert würden, daß sie ungestraft bleiben sollten, weil sie dem Kaiser vor sein Logis gerückt wären. Das versprach ihnen der Kaiser, so zogen sie ab, wurden den nächsten Tag bezahlt und entlassen. Aber was geschah? Es wurden einige Späher abgefertigt, die sollten sich unvermerkt zu den Führern der Fähnlein ein, zwei, drei Tagereisen gesellen und hören, ob diese auch der Kais. Majestät ungünstig oder spöttisch gedenken würden; wenn das geschehe, sollten sie sich Beistand nehmen und die Männer gefangen zu Augsburg wieder einbringen. Am andern oder dritten Abend im Wirthshaus thaten die Landsknechte einen fröhlichen Trunk, denn sie hatten Geld im Säckel und vermeinten, sie wären jetzt sicher, wie in Priester Johanns Land, und glaubten nicht, daß sie ihren Verräther bei sich sitzen hätten, da gedachten sie der Kais. Majestät in solcher Weise: „O weh, ja! das sollte man Karl von Gent erlauben, Kriegsleute annehmen und sie nicht bezahlen!" Sie schworen dem Kaiser St. Veltins Krankheit an den Hals*) und: „wir wolltens ihm schon gelehrt und auf den Kopf gegeben haben, Gotts Element sollte ihn geschändet haben." Auf solche Worte wurden sie ergriffen, wieder zurück nach Augsburg geführt, am Perlach an den Galgen gehenkt und einem jeden ein kleines Fähnlein in den Latz gesteckt.

Ein russischer Staatsmann.

Des Grafen J. J. Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands von K. L. Blum. Bd. 1. 2. 3. Leipzig, Winter. —

Das Buch gehört zu den interessantesten, die uns in der neuesten Zeit vorgekommen sind, und ist namentlich im dritten Band für die Geschichte eine wichtige Quelle. Auch aus den beiden ersten Bänden lernt man sehr viel über den innern Mechanismus jenes kolossalen Reichs, dessen Stärke doch hauptsächlich auf der Schwäche und Kläglichkeit seiner Nachbarn beruhte, aber hier bleiben in den Papieren, die dem Herausgeber vorlagen, viele Lücken, die er selbst auszufüllen nicht im Stande war, und die nur eine detaillirte Kenntniß der russischen Geschichte vollständig ergänzen könnte. Im dritten Band dagegen stehen wir auf festem historischen Boden. Die Hauptfacta über die Theilung Polens sind hinlänglich bekannt, und es wird uns hier ein überraschender Blick hinter die Coulissen eröffnet; die einzelnen Betheiligten ge-

*) Die schwere Noth, fallende Sucht.

winnen für unsere Anschauung Fleisch und Blut, wir lernen ihre Motive verstehn und der Zusammenhang der ganzen Tragikomödie tritt lebhaft vor unsere Seele.

Noch ein Wort über das Verhältniß des Herausgebers zu seinem Stoff. Er hat seine Papiere von der Familie des Grafen Sievers erhalten, das Buch ist „der Frau Geheimräthin Baronin Uexküll, der erlauchten Tochter des großen Staatsmanns, der würdigen Erbin seines Geistes und seiner Tugenden" gewidmet. Hr. Blum selbst berichtet im Vorwort, er habe sich ein Menschenalter in Deutschrußland aufgehalten, dort die ausgezeichnetsten Erfahrungen gemacht und Sievers sei immer sein Vorbild gewesen. Es ist also ganz in der Ordnung, daß Sievers nicht blos als ein großer Staatsmann, sondern als ein Tugendspiegel im Allgemeinen dargestellt wird. Die Art und Weise, wie das geschieht, ist von einer wahrhaft bezaubernden Naivetät, und erhöht um so mehr den Reiz des Buchs, da die mitgetheilten Actenstücke hinlänglich dafür sorgen, daß kein Leser, der sich gesunder Augen erfreut, getäuscht werden kann. Nur eins hätten wir auszusetzen: wahrscheinlich um Raum zu sparen, theilt der Verfasser seine Actenstücke nicht vollständig mit. Er hätte statt dessen seine Reflexionen weglassen sollen, da in den Papieren jeder Zug von Interesse ist.

Sievers, früher einer der bedeutendsten Beamten der großen Katharine, war in Ungnade gefallen, und lebte seit 10 Jahren in der Verbannung auf seinem Landgut. Wie das zusammenhängt, ist zwar sehr interessant zu verfolgen, es würde aber hier zu weit führen. Nach dem Tode seines Gegners Potemkin, den er in seinen Briefen immer als den Fürsten der Hölle bezeichnet, erinnerte man sich wieder an ihn und machte ihm Anerbietungen, die er aber „wegen seiner geschwächten Gesundheit" zurückwies, bis ihm zu Ende des Jahres 1792 die Botschafterstelle in Warschau angetragen wurde. Freudig ging er darauf ein, denn er fühlte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, sich einen historischen Namen zu erwerben. Es war der Vorabend der zweiten Theilung Polens.

Man hatte sich sein Werkzeug mit großer Sorgfalt ausgewählt. Daß er rücksichtslos war in der Durchführung seiner Befehle, daß er vor keinem Mittel zurückbebte, sei es Bestechung oder brutale Gewalt, diplomatische Lüge oder Einschüchterung, dadurch zeichnete er sich vor seinen Collegen nicht auffallend aus; die Repnin, die Igelström u. s. w. verstanden das ebenso gut. Aber er hatte andere sehr erhebliche Vorzüge. Die andern betrachteten ihr Geschäft, wenn nicht ausschließlich doch in der Hauptsache, als ein Mittel zu rauben und zu plündern. Sievers nahm zwar auch so viel er konnte, aber er versäumte darüber weder die Geschäfte noch die Repräsentation seines Amts, er war in dieser Beziehung von einer Ausdauer und Arbeitskraft ohne

Gleichen. Die andern plünderten als rohe Barbaren, und indem sie die innere Gemeinheit ihrer Natur offen an den Tag legten, erregten sie bei denen, die sie ausplünderten, nicht blos Haß, sondern auch Verachtung, die denn doch bei aller Furcht mitunter zum Vorschein kam. Sievers dagegen war stets der feine, gebildete, selbst vornehme Mann, der sich nur herabließ, wenn er Tribut nahm. Für seine Collegen war brutale Gewalt das erste und letzte Wort, sie wußten nur zu schelten, zu drohen und zu fluchen. Sievers war nicht blos der liebenswürdige Gesellschafter, der alle Damen bezauberte und der die traurige Verpflichtung, täglich die glänzendste Gesellschaft um sich zu sehn — er klagt fast in jedem seiner Briefe darüber — mit vollendeter Meisterschaft ausübte, sein Mund strömte über von Tugend und Menschenliebe, er dachte nur daran die Welt zu beglücken, er unterhielt mit seinen Töchtern die zärtlichste Correspondenz und las diese Correspondenz dem König von Polen und den andern Großen vor, in demselben Augenblick, wo er ihnen seinen Fuß mit dem ganzen Gewicht des russischen Reichs auf den Nacken setzte. Wie gerührt waren sie über diesen edlen Familienvater! wie fest überzeugt, daß aus einem so empfindsamen Gemüth nur edle Handlungen hervorgehn könnten! das Interessanteste ist, daß er diesen Ton auch in den Briefen an seine Töchter beibehält. Freilich schildert er zuweilen mit nicht geringem Selbstgefühl, wie alles sich vor ihm beugt, alles vor ihm zittert, wie er laut seiner Instruction den König von Polen schlimmer behandelt als einen ehrlosen Knecht, er vergleicht sich gern mit dem römischen Abgeordneten, der um den König von Syrien einen Kreis zog und ihn nöthigte sich zu unterwerfen, bevor er aus diesem Kreise trat, aber er versäumt nie hinzuzusetzen, das alles geschehe nur zum Besten der Menschheit, und sein Gemüth, das in diesem Glanz und dieser Herrlichkeit sich einsam fühle, sehne sich nach den stillen Freuden seines Landguts. Kurz wenn es erlaubt ist, diese feine aristokratische Physiognomie mit einem plumpen Holzschnitt zu vergleichen, so haben wir den vollendeten Pecksniff vor uns. Dieser Mann war seinen Standesgenossen und seiner Gebieterin keineswegs bequem, denn es kommt dem Despotismus nicht blos auf gefügige und brauchbare Werkzeuge an, sondern auf solche, die man gelegentlich mit Fußtritten behandeln, denen man die gründlichste Verachtung offen an den Tag legen kann. So lange man aber überhaupt mit Sievers verkehrte, mußte man auf seinen Ton eingehn und in der ganzen Correspondenz finden wir nur den einen Brief des braven Igelström, der einen Augenblick aus der Rolle fällt. Sievers behandelt einen der polnischen Hallunken, welche den Ruin ihres Landes benutzen, um sich zu mästen, etwas unhöflich, weil er zu unverschämt stiehlt. Was in aller Welt, fragt Igelström, können Sie nur gegen diesen Mann haben? da er uns doch immer den Löwenantheil läßt! — das sind nicht genau die Worte, aber das ist der

Sinn des interessanten Briefes: Anthony Chupplewit wundert sich über Pecksniff.

Sievers war also im Grunde den Machthabern unbequem. Warum gaben sie ihm nun diesen wichtigen Posten? da es sich doch nur um einen Act brutaler Gewalt handelte, den ein einfacher General, den z. B. Igelström ebenso gut hätte ausführen können. — Die Gründe waren folgende: Der Schülerin Voltaires war doch an der öffentlichen Meinung Europas etwas gelegen. In ihrer ersten Instruction hebt sie als Motive der neuen Gewaltthat zweierlei hervor. Es gilt, den königsmörderischen Jakobinismus zu bekämpfen, der in Frankreich zu so entsetzlichen Greuelthaten geführt hat, der nun auch in Polen eindringt. Es gilt, den guten König Stanislaus dem Einfluß dieser Rotte zu entziehen, die doch im Grunde nur darauf ausgeht, ihn zu ermorden. Rußland ist in Polen der Vorfechter des monarchischen Princips und der Religion. Daran knüpft sich aber noch ein Zweites. Der König von Preußen führt gegen die französischen Jakobiner einen Krieg, der seinem Herzen Ehre macht, der ihm aber schwere Opfer kostet. Er ist in der Nothwendigkeit, sich dafür zu entschädigen, und kann das nur in Polen. In dieser Ueberzeugung, gegen die man billigerweise nichts einwenden kann, thut er nun dem russischen Hofe Gewalt an, und zwingt ihn, sich gleichfalls zu entschädigen, damit das europäische Gleichgewicht nicht gestört werde. Sievers hatte also folgende Aufgabe. Den Polen gegenüber stellt er seine Kaiserin als die Beschützerin gegen die preußische Habgier dar: nur wenn sie sich unbedingt ihrem Willen unterwerfen, können sie hoffen, einiges zu retten. Der preußische Gesandte darf selbstständig gar nicht hervortreten, er muß sich unbedingt dem Willen seines russischen Collegen fügen — wohlgemerkt aber zu all den außerordentlichen Ausgaben, die Sievers im Namen seiner Kaiserin macht, die Hälfte zahlen und dafür keinen Dank haben; nur einige Ausgaben abgerechnet, von denen er nichts wissen darf. Rußland erhält also seinen Beuteantheil, und aller Haß fällt dafür auf Preußen, welches zugleich als Schleppträger Rußlands in Verachtung geräth. Damit ist schon viel erreicht, aber die Kaiserin hat noch mehr im Auge. Wenn man seinen Beuteantheil in Sicherheit gebracht, wie wäre es, wenn man Preußen um den seinigen verkürzte? wenigstens die Möglichkeit muß man sich offen halten, wenn die Kriegsereignisse am Rhein eine günstige Chance geben. Die Kaiserin und ihr Botschafter denken einige Zeit ganz ernsthaft daran. Rußland hat seine Beute gepackt, der Preuße hat sein Geld und seinen Einfluß dazu gegeben, Sievers hat den Polen merken lassen, wenn man selbst befriedigt sei, werde man sie gegen die preußischen Anmaßungen schützen. Nun meldet sich endlich der preußische Minister mit seinen Forderungen, die ihm von Rußland contractlich stipulirt waren. Sievers beschwert sich gegen seine Kaiserin

bitter über die preußische Unbilligkeit, Habsucht und Inhumanität, und die Kaiserin gibt ihm in diesen Gefühlen vollkommen recht. Indeß war dies Mal der Bogen doch zu straff gespannt. Die Kriegsereignisse am Rhein geben nicht die gewünschte Chance und auf eine Anweisung von St. Petersburg zieht der Botschafter ein anderes Gesicht auf. Mit äußerster Strenge weist er die Polen an, die preußischen Forderungen zu befriedigen und rohe Gewalt bringt endlich die Sache glücklich zu Ende.

Bis dahin hatte Katharina in ihren Briefen fortwährend die unbedingte Billigung und die größte Dankbarkeit ausgesprochen, das Ganze ist jetzt glücklich vollendet, und der Botschafter erwartet seinen Lohn. Dieser Lohn erfolgt in folgendem kaiserlichen Rescript: „Herr Botschafter von Sievers! Wir haben nur mit äußerstem Mißfallen erfahren können, daß der Reichstag von Grodno in seiner letzten Sitzung, ohne Sie zu befragen, oder besser gesagt, aus Arglist den nämlichen Orden wieder hergestellt hat, der vom König von Polen zur Zeit der Revolution und der Feindseligkeit gegen Rußland errichtet und auf Unser ausdrückliches Verlangen aufgehoben worden ist. Es ist der Leichtsinn nicht allein und der Blödsinn, wie Sie es nennen, sondern sogar der Geist der Ränke, der Rach- und Herrschsucht, welche der neuen Revolution zu Grunde liegen, die Wir in diesem unverschämten und verwegenen Schritt erblicken. Daher durften Wir es nicht gut heißen, daß Sie ihn nicht aus dem wahren Gesichtspunkt angesehen, und den Reichstag ohne die Genugthuung, welche die Sache forderte, geschlossen haben, da Sie doch ein unbestrittenes Recht dazu besaßen, vermöge des zuletzt geschlossenen Vertrages, wo unter andern die polnische Regierung sich verpflichtet, keine innere Einrichtung zu treffen, ohne zuvor Uns darüber zu befragen. Sie haben gefehlt, daß Sie sich eines solchen Schrittes enthielten, Ihrer Angabe nach aus Furcht, die Früchte Ihrer Arbeiten einem widerwärtigen Ende Preis zu geben. Diese Früchte gehn in der That verloren, sobald einerseits der Bundesvertrag gebrochen wird, indeß es andererseits erhellt, daß Sie keinen besondern Erfolg gehabt, in einem der Hauptgegenstände, die Ihrer Sorge anvertraut sind, nämlich dem, in den Rathsversammlungen der Nation die Zahl der wohlwollenden und Rußland anhängigen Männer zu vermehren; denn es fand sich niemand, der nicht allein die Sache hätte aufhalten, sondern Ihnen auch nur einen Wink geben können. Was den Vertrag betrifft, durch den die polnischen Provinzen mit Unserm Reiche verbunden worden sind, so war es nur das Ergebniß Unserer Waffen und wäre durch sie vor jedem Angriff in Sicherheit gewesen. Was hatten Sie also zu fürchten? Aber wie solch Gerede nicht hinreicht, was geschehen ist wieder gut zu machen, müssen Wir zu wirksamen Mitteln greifen, unter die Wir als erstes das rechnen, aufs nachdrücklichste dem König und der polnischen Nation Unser gerechtes Mißfallen bei dieser

Gelegenheit auszusprechen. Deshalb befehlen wir Ihnen, Ihre gegenwärtige Amtsverrichtung einzustellen, Warschau zu verlassen und an unser Hoflager zurückzukehren, indem Sie bei Ihrer Abschiedszusammenkunft mit dem König, dem Ministerium, dem Präsidenten und den Hauptgliedern des beständigen Raths die wahren Gründe Ihrer Entfernung eröffnen mit dem Beifügen, daß Wir es nicht Unserer Würde für angemessen erachten, Ihren Aufenthalt in Ihrer gegenwärtigen Stellung zu verlängern, nach der wenigen Rücksicht, die man Ihnen erwiesen hat, was genau angesehen nur ein unanständiger Hohn zu nennen wäre; daß Wir sogar bei dieser Gelegenheit, zufolge der uns angebornen Großmuth und Gerechtigkeit, die Verfechter dieses Schrittes unterscheidend von der gesammten Nation, welche Wir ganz neuerdings mit so viel Großmuth und Freigebigkeit unter den Schatten Unseres Schutzes und Schirmes aufgenommen, in nichts das Band, das sich eben mit ihr anknüpft, lockern oder gar zerreißen wollen, Wir im Gegentheil zur Erhaltung dieses Bandes sowol, als zu seiner Festerknüpfung, Ihnen einen Nachfolger mit dem Charakter eines bevollmächtigten Ministers bestimmt haben, dem Wir einschärfen werden, alles aufzubieten, um Uns eine angemessene Genugthuung für die Schmach zu verschaffen, die man Uns angethan." — Da die lächerliche Geschichte mit dem Orden offenbar nur ein Vorwand war, so wird man daraus die Stärke des unerwarteten Schlages ermessen können. Aber es kam noch schlimmer. Die russischen Beamten waren überhaupt gewöhnt, in Bezug auf die Staatskasse nicht genau zu sein und in diesem Fall, wo sämmtliche polnische Landboten bestochen werden mußten, hatte man noch viel weniger an eine nachträgliche Controle der Ausgaben gedacht. Der in Ungnade gefallene Botschafter wird nun aber angewiesen, seinem Nachfolger strenge Rechnung abzulegen: „Wir fordern mit um so mehr Grund die Zusendung jener Rechnungen an Uns, als wegen Ihrer Unterlassung des alten Herkommens und des Beispiels Ihrer Vorgänger Wir dergleichen Ihrerseits während der ganzen Zeit, da Sie Ihren Posten bekleideten, durchaus nicht erhielten, und Sie außer den Summen, die Wir Ihnen von hier geschickt hatten, sehr starke Wechsel auf Unsern Schatz zogen, ohne sich über deren wahre Anwendung zu erklären. Wir hoffen, daß Sie mit aller Genauigkeit alles oben Gesagte erfüllen und Ihre Abreise unter keinem Vorwand aufschieben, selbst nicht unter dem, daß der König und die polnische Regierung, sei es von selbst oder durch den Schritt genöthigt, der Ihnen vorgezeichnet ist, Ihnen volle Geneigtheit bezeugten, ihr Vergehen gegen Sie wieder gut zu machen. Uebrigens sind Wir mit Unserer kaiserlichen Huld und Gnade Katharina." —

Ein russischer Botschafter, der, von einer wichtigen Mission zurückberufen, gezwungen wird, Rechnung abzulegen, ist ruinirt. Der Streich, der den armen Sievers traf, nachdem wenige Tage vorher die Kaiserin in den Aus-

drücken höchster Huld mit ihm correspondirt, war so raffinirt berechnet, daß man ihn aus blos äußerlichen Zwecken nicht erklären kann. Indem sie ihn ausübte, fühlte sich Katharina gewissermaßen als Künstlerin, sie hatte das Bewußtsein einer großen dramatischen Action. Unumschränkte Monarchen haben das Bedürfniß, sich ihrer Allmacht von Zeit zu Zeit durch eine in die Augen fallende Handlung bewußt zu werden. Nur in den Blitzen, mit welchen er die Titanen zerschmettert, fühlt sich Zeus als den König der Götter. Es ist zu allen Zeiten so gewesen, und da es auch heute noch nicht überflüssig ist, die Physiologie des Despotismus zu studiren, so machen wir auf das Bild aufmerksam, welches ein großer Geschichtschreiber von dem eigentlichen Begründer der Despotie im modernen Europa, von Philipp II. von Spanien entwirft. Er litt, erzählt Ranke (Fürsten und Völker S. 154.), daß sich entrüstete Feinde bis in sein Cabinet verfolgten; er nahm die Schriften des einen gegen den andern an. Weil man wußte, wie geheim er alles zu halten pflegte, so hatte man keine Scheu, ihm auch das Geheimste anzuvertrauen, Sachen, die man nie einem anderen gesagt haben würde. Solche Eingaben hatten vielleicht nicht alle die Wirkung, welche sie beabsichtigten, aber einige hatten sie doch, und dieser Fürst war immer mit Verdacht angefüllt. Nun ward es niemandem leichter, das gewohnte Vertrauen zurückt zuziehn, die alte Gunst zu beschränken, als ihm. Eine Zeit lang verbarg er wol seine geheime Unzufriedenheit. Vielleicht hatte der Minister noch wichtige Sachen in den Händen, vielleicht war seine Persönlichkeit nothwendig, um irgend eine Absicht durchzusetzen. So lange ging er mit ihm klüglich um, wie mit einer fremden Macht. Oft will er ihm dann, was er wünscht, weder gewähren noch versagen. Endlich aber erfolgt der Ausbruch seines Unwillens mit einem Mal. Cabrera merkt von nicht Wenigen an, daß seine Ungnade sie getödtet. Das mochte es sagen wollen, wenn man am Hofe den Spruch hatte: von seinem Lächeln sei nicht weit bis zu seinem Dolch. Das ganze Glück der Günstlinge hing an seinem Wohlgefallen; ohne dieses sank ihr Dasein in nichts. —

Nun trifft freilich der Blitz des Monarchen nicht jeden ohne Unterschied, er wählt am liebsten solche aus, die, wenn auch im treuen Dienst des Herrschers, sich vermessen, an Einsicht und Thatkraft mit ihm zu wetteifern, die ihn in unbequemer Stunde an ihre Wichtigkeit erinnern und sich wol gar für unentbehrlich halten. Nach dieser Seite hin hatte Sievers vielfach gefehlt. Weit entfernt, den Absichten seiner Gebieterin auf Polen zu widerstreben, hatte er fortwährend angefragt, ob sie nicht mehr haben wolle, er hatte merken lassen, daß es ganz in seiner Disposition stehe. Sehr häufig hatte er bei einzelnen dringenden Fällen die Instruction nicht abgewartet und nach eigenem Ermessen ziemlich willkürlich entschieden. Katharina war

klug genug ihn gewähren zu lassen, so lange es sich um die Durchführung ihrer Absichten handelte, war aber alles in Ordnung, so mußte er wol merken, daß man sich nicht ungestraft überhebt. Die Hauptsache hatte er erreicht, aber in nicht unwichtigen Nebendingen hatte er die Absicht seiner Herrin nicht ganz getroffen. Es kam ihr nicht blos darauf an, die Polen zu berauben, die polnischen Zustände sollten auch in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dargestellt werden, grade darum hatte sie Sievers gewählt. So entartet die Nation war, gegen die einfache rohe Gewalt hätte sie sich doch aufgelehnt, ein Igelström hätte eine laute, anscheinend chevalereske Opposition hervorgerufen. Der Wechsel zwischen Drohung und Schmeichelei, zwischen verächtlicher Bestechung und höflichen Geschenken, mit dem Sievers zu Werke ging, war ganz geeignet, die bodenlose Gemeinheit dieses hochmüthigen und sittenlosen Adels an den Tag zu bringen und das romantische Mitgefühl für die Polen wird durch diese actenmäßige Darstellung wahrlich nicht gefördert. Aber Sievers war nicht weit genug gegangen. Als sich in der letzten Krisis selbst unter den erkauften und besoldeten Landboten ein Murren erhob, war er nicht schnell und streng genug eingeschritten, hauptsächlich hatte er aber in einem Punkt Katharinas Ideen mißverstanden. Wenn er in der Hauptsache durch offene Gewalt oder durch Bestechung seinen Zweck erreicht hatte, so ließ er es zu, daß die Gedemüthigten sich durch einzelne, unbedeutende Kleinigkeiten entschädigten, und er sah ihnen durch die Finger, wenn sie das sogar mit einer gewissen Ruhmredigkeit thaten. Nichts lag den Absichten Katharinas ferner. Der Nacken des Volks sollte nicht blos den eisernen Fuß fühlen, er sollte von ihm beschmuzt werden. Es kommt in der Geschichte nie oder wenigstens sehr selten vor, daß ein Despot sich streng an die Regeln Machiavellis hält d. h. nur so viel Böses thut, als zur Erreichung seiner Zwecke unbedingt nothwendig ist; erst wenn er mit seiner Willkür über diesen Zweck hinausgeht, empfindet er seine Allmacht. Daraus erklärt sich die wunderliche Ordensgeschichte.

Aber bei der Ungnade des russischen Staatsmanns kommt noch ein anderer Umstand in Betracht. Trotz aller Reclamationen gegen den Despotismus pflegt man auf seine schlimmste Seite nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu wenden. Man faßt ihn in der Regel nur im Großen, nur in seinen politischen Folgen auf, läßt aber die sittlichen unberücksichtigt. Die schlimmste Seite des Despotismus ist, daß er seine Helfershelfer sittlich corrumpirt, und daß er diese Wirkungen sehr weit ausdehnt. Es ist ein häufig gehörtes, aber unbegründetes Vorurtheil, daß man in einer Despotie ruhig leben könne, wenn man sich von allen politischen Dingen fernhalte. In den Günstlingen lebt das Gefühl, daß ihre Stellung vergänglich ist und daß sie sich beeilen müssen, für die Zukunft etwas Sicheres bei Seite zu bringen. Da es in

einer Despotie nur materiellen Genuß gibt, so denkt man auch nur an materielle Sicherheit d. h. man sucht so schnell und so viel als möglich zu stehlen. Am nächsten liegt die Staatskasse, aber hier hat die Plünderung eine Grenze und die augenblicklichen Günstlinge des Hofs wenden sich daher sehr bald an das einträglichere Geschäft, durch Drohungen oder Versprechungen von den Schwächern, die ihrer Willkühr ausgesetzt sind, Geld zu erpressen. So drängt sich der Despotismus mit seinen Folgen auch in den Kreis des Privatlebens. Am Hof der großen Katharina wurde damals das Erpressungssystem mit einer seltenen Virtuosität ausgeübt. Bekanntlich gingen die regierenden Minister dieser Frau, die damals doch schon ziemlich bei Jahren war, aus dem Kreise ihrer Liebhaber hervor. Der allmächtige Liebhaber jener Periode war Graf Suboff, der nicht allein für sich unermeßliche Summen erpreßte, sondern auch seinen zahlreichen Günstlingen verstattete, ungescheut in die Taschen der andern zu greifen. Eins der bequemsten Opfer ihrer Habsucht war der Herzog von Kurland, den man nur fortregieren ließ, um durch ihn das Land bis zum letzten Blutstropfen auszusaugen. Die Thatsachen, die aus diesen Actenstücken hervorgehn, klingen wie ein Märchen. Als Sievers nach Warschau geschickt wurde, hatte er nebenbei den Auftrag, gegen den Herzog von Kurland ein neues Erpressungssystem in Anwendung zu bringen, den er auch ausführte. Es ist schon vorher bemerkt, daß Sievers kein Fabricius war; gegen die Erpressungen an sich hatte er nichts einzuwenden, nur hielt er es als tüchtiger Beamter für nöthig, auch darin eine gewisse Regel und Ordnung eintreten zu lassen. Er hatte mit dem Herzog von Kurland, dem er natürlich ebenso wie dem König von Polen die zärtlichen Briefe seiner Töchter vorlas, den Tribut, den er zu zahlen hatte, geschäftlich regulirt und es verletzte seinen Ordnungssinn, als gleich darauf die Günstlinge des Grafen von Suboff sich von Neuem meldeten und neue unerhörte Contributionen verlangten, die in jener Regulirung nicht einbegriffen waren. In seinem Verdruß schrieb er seinem Schützling, er solle nichts zahlen, er übernahm dafür die Verantwortung und beklagte sich bei der Kaiserin. Aber so hatte es diese nicht verstanden. Wozu war der Herzog von Kurland in der Welt, wenn sich ihre Günstlinge an ihm nicht bereichern sollten! Leider fehlt ihre Antwort in diesen Papieren, über den Inhalt derselben ist aber kein Zweifel. Natürlich kostete es dem treuen Diener keine Aufopferung, den Herzog von Kurland anders zu berichten und ihm zu erklären, er müsse doch zahlen; aber jenes Attentat wurde ihm nicht vergessen und die Anweisung, seinem Nachfolger Rechnung abzulegen, war die Strafe dafür.

Wir behalten uns vor, nach Vollendung des Buchs noch einmal darauf zurückzukommen. Im nächsten Heft werden wir aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Ragusa das Bild eines andern Despotismus entwerfen, der in

vielen Punkten dem russischen entgegengesetzt, doch ins Auge gefaßt werden muß, um die Physiologie dieses Begriffs zu vervollständigen. J. S.

Neue Arbeiten auf dem Gebiet der Naturwissenschaft.

Wir beginnen mit einem Werk, das in den ersten Rang der wissenschaftlichen Literatur gehört: Geschichte der Botanik, Studien von Ernst Meyer. Vierter Band. (Königsberg, Borntträger). Eine zusammenhängende Darstellung desselben behalten wir uns vor, hier machen wir nur darauf aufmerksam, eine wie reiche Ausbeute auch die allgemeine Culturgeschichte daraus gewinnt. — Der vierte Band geht von dem Zeitalter Albert des Großen aus, in welchem die Werke des Aristoteles einen immer durchgreifenderen Einfluß ausübten. Trotz der kirchlichen Verbote legten sich Albert der Große und sein Schüler Thomas Aquinas mit Eifer auf die Auslegung des großen Philosophen: ich sehe keinen Ausweg, sagt der Verfasser, diese und andre Theologen jener Zeit vor dem Vorwurf des Ungehorsams gegen das Kirchenregiment zu schützen, und finde ihre einzige Entschuldigung in der unwiderstehlichen Macht des aristotelischen Geistes, der ich es zugleich zuschreibe, daß die Kirche auf ihr eignes Gebot nicht nachdrücklicher hielt. — Nun leuchtet ein, welchen Einfluß die aristotelischen Werke auf die damals allgemein verbreitete verächtliche Vorstellung von der Natur ausüben mußten. Nur die frühern, dem classischen Alterthum noch näher stehenden Kirchenväter hatten die Natur als einen Spiegel göttlicher Weisheit angesehn und in ihren homiletischen Schriften dargestellt; den spätern erschien sie mehr und mehr im trüben Wiederschein ihrer Teufelslehre als ein Zerrbild ihres phantastisch aufgeschmückten Paradieses, nur geeignet, die lediglich für eine höhere Welt erschaffenen Menschen durch Sinnenlust zu umstricken und in Verdammniß zu stürzen. Bei ihnen stand daher jeder Arzt, Philosoph oder einfache Freund der Natur im Verdacht der Zauberei. Wie dagegen Aristoteles die Welt darstellte, so war sie ein wundervoll harmonisches Geflecht vernünftiger Mittel und Zwecke, und die Erforschung derselben erschien als des denkenden Menschen würdigste Aufgabe. Gar seltsam mußte der plötzliche Uebergang von jener zu dieser Ansicht edlere Gemüther aufregen; er hätte sie vielleicht in das entgegengesetzte Extrem getrieben, wäre ihnen nicht die lange Gewohnheit geistiger Zucht zu Hilfe gekommen, sie vor Ueberstürzung zu bewahren. Weit entfernt, sich an der Hand des Aristoteles von der Fessel des strengen Kirchenglaubens loszumachen, setzte man sich selbst in ihm einen zweiten Zuchtmeister, dem man sich freiwillig unterwarf. Zeigten sich auch unverkennbare Verschiedenheiten zwischen seiner Lehre und der der

Kirche, so zweifelte man doch nicht, daß sie nur auf Mißverständnissen beruhten; welche aufzuklären nun die Aufgabe der Wissenschaft sei. — Auf diese Periode folgt vom Ende des 13. bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein noch völlig räthselhafter Zeitraum, in welchem es an Anregungen nicht fehlte — so gaben namentlich die zahlreichen Reisen Gelegenheit, sich auch in der Botanik umzusehn — in welchem aber für diese Wissenschaft nichts geschah. — Ganz anders wurde es in der Renaissance, als sich in dem wiederaufgefundenen Griechenthum den Abendländern, wie nach langen schweren Träumen, eine verlorne Welt aufschloß. Von den Dichtern, Philosophen, Historikern und Rednern wandte man sich in rastloser Thätigkeit bald auch zu den stets hochgeehrten, doch kaum weiter als den Namen nach bekannten alten Meistern der Naturwissenschaft, zu Aristoteles, Theophrast, Dioskorides, Plinius. Aber weit entfernt, sich jedem ihrer falsch oder richtig verstandenen Aussprüche wie früher sklavisch zu unterwerfen, suchte man vielmehr ihre verdorbenen Texte durch Vergleichung der Handschriften zu berichtigen, verglich einen Schriftsteller mit dem andern, stieß auf Widersprüche, unterzog sich immer kühner und sicherer der Sach- wie der Wortkritik, und that endlich den entscheidenden Schritt: man kehrte von der überlieferten Naturwissenschaft zur Natur selbst zurück. — So war denn die Zeit vorbereitet, wo die Naturkunde sich in den Rang der freien Wissenschaft erheben konnte: sie beginnt um 1530 mit Otto Braunfels, und mit der Darstellung dieser Uebergangsperiode schließt der 4. Bd. — Auch in diesem Wendepunkt der Cultur fehlt es nicht an denselben Erscheinungen, die uns zu Anfang dieses Jahrhunderts begegnen. „An Obscuranten," sagt der Verfasser, „hat es nie gefehlt, so wie ihnen nie an gläubigen Verehrern; die Wissenschaft schreitet achtlos an ihnen vorüber. Aber auch wahrhaft geniale Männer verirren sich bisweilen in die dunkeln Regionen der Mystik und selbst des Aberglaubens, und wähnen im Gefühl ihrer Ueberlegenheit über das gewöhnliche Maß unsrer Einsicht und Thatkraft die ewigen Grenzen der Menschheit überschreiten zu können. Von ihnen gehn in der Wissenschaft wie im Leben oft große Wirkungen aus. Schwache Köpfe verwirren sie wol gar bis zur Verrücktheit, begabtere Naturen rütteln sie auf aus dem Schlendrian ausgetretener Bahnen, durchbrechen verjährte Vorurtheile, und erreichen oft glücklich, was den Vorgängern für unerreichbar galt." —

Man darf keineswegs annehmen, die Naturphilosophie sei bereits ausgestorben; fortwährend machen uns neue Erscheinungen aufmerksam, wie nothwendig es noch immer ist, die willkürliche Combination auf dem Gebiet der Wissenschaft zu bekämpfen. Von einem der geistvollsten unter den Veteranen dieser Schule, Geheimerath v. Schubert zu München, ist das Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbstunterricht in dritter, großentheils ganz umgearbeiteter Auflage erschienen (Frankfurt a. M., Heyder und

Zimmer). Wenn in diesem Lehrbuch, seiner Bestimmung nach, der Mysticismus in den Hintergrund tritt, so haben wir ihn dagegen in dem Werk: das magische Geistesleben, ein Beitrag zur Psychologie von Sanitätsrath Dr. Bruno Schindler zu Greiffenberg (Breslau, Korn), in vollster Blüte. Der Verfasser stellt, wie alle Apologeten des Aberglaubens, die scheinbar unschuldige Frage: „wer mag der Natur, der unendlichen, die Grenzen des Möglichen bestimmen wollen? wer behaupten, die Natur besitze kein größeres Feld der Möglichkeiten, als der Verstand des Einzelnen? wer mag einem Menschen das Recht einräumen, uns die Fülle des Glaubens abzuwägen, wer die Befugniß, uns die Grenzen des Wissens zu bestimmen?“ und findet „in dem polaren Wirken des Menschengeistes den Grund alles Dämonischen, aller Divination.“ Auf diese „Polarität des Geistes“ gestützt, rehabilitirt er Hexen und Zauberer, Seher und Propheten, Wunderthäter und Exorcisten. Wie in dieser anscheinenden Ueberschwenglichkeit die schlimmste Sorte des Materialismus die Hauptrolle spielt, zeigt schon die Bedeutung, die dem Tischrücken für die Erforschung der Geisterwelt beigelegt wird, um von dem reichenbachschen Od ganz zu schweigen. Die christliche Kirche wird übrigens von dieser Dämonologie nicht sehr erbaut sein, denn das Wunder und die Offenbarung Gottes reducirt sich hier auf verborgene Kräfte der Natur, auf Teufelswerk, wie der Katechismus sich ausdrücken würde, und den Priestern aller Religionen, auch der christlichen, wird viel Schlimmes nachgesagt. — Einen ganz andern Charakter hat die Symbolik der menschlichen Gestalt; ein Handbuch zur Menschenkenntniß von C. G. Carus, zweite vielfach vermehrte Auflage, mit 16. Holzschnitten. (Leipzig, Brockhaus). Wir haben uns über die Richtung des geistvollen Verfassers bereits bei Gelegenheit der ersten Ausgabe ausführlich ausgesprochen. Wäre der Zweck der Wissenschaft ausschließlich, anzuregen und auf bedeutende Combinationen aufmerksam zu machen, so verdiente das Buch eine hohe Stelle: eine interessante Erscheinung bleibt es immer.

Schon mehrfach haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß man in dem sogenannten Materialismus zwei ganz verschiedene Momente unterscheiden müsse. Wenn die Naturwissenschaft, die einzig und allein mit der Materie und ihren Wandlungen zu thun hat, alle Einflüsse der Theologie und Moral von sich weist, so ist sie in ihrem vollsten Recht; die Theologie und Moral haben mit der Naturwissenschaft ebenso wenig zu schaffen, als mit der Mathematik, und jede Einwirkung religiöser und moralischer Ideen kann den wissenschaftlichen Fortschritt nur beeinträchtigen. Sobald aber die Wissenschaft der Materie in das sittliche Gebiet übergreift, wiederholt sich dieselbe Erscheinung, welche schon das Alterthum als Cynismus d. h. als Hundephilosophie brandmarkte, und für die wir noch heute keinen passendern Ausdruck besitzen. Auch

unter den griechischen Cynikern gab es wohlgesinnte Männer, aber die Griechen fanden sich nicht veranlaßt, die Bezeichnung ihrer Lehre deshalb zu ändern. — Der lauteste und geschäftigste Apostel dieses erneuten Cynismus, der Verfasser von „Kraft und Stoff," Dr. Louis Büchner, hat in einer neuen Schrift: Natur und Geist, Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die realphilosophischen Fragen der Gegenwart, in allgemein verständlicher Form (1. Bd., Makrokosmos; Frankfurt a. M., Meidinger) seine alten Ansichten breiter, aber nicht geistvoller ausgeführt. „Mit einem Gefühl der Verzagtheit, aber gestärkt durch das Bewußtsein, daß er nur von einem redlichen Streben nach Wahrheit geleitet wurde, übergibt der Verfasser die nachfolgenden Blätter in die Hände des gebildeten Publicums." Gehören sie denn in diese Hände? Ist denn das „gebildete Publicum" der souveräne Richter über Fragen von tiefstem speculativem Gehalt? Dem „gebildeten Publicum" lassen sich ohne viel Kunst Gründe beibringen, die Moral nach dem Maßstab des (geistlosen) Naturgesetzes zu behandeln d. h. die Menschen auch in ihrer moralischen Function mit den Thieren auf eine Stufe zu stellen, aber hier sind auch materielle Gegengründe am Ort, d. h. die Hinweisung auf die Folgen solcher Lehren, was auf dem Boden der Wissenschaft nicht statthaft wäre. Es ist genug darüber gesagt, zum Ueberfluß weisen wir auf einige Gegenschichten hin: Kritik des Materialismus von Robert Schellwien (Berlin, Müller), der, ohne die angeblichen Thatsachen zu bestreiten, die logischen Folgerungen in ihrer Nullität darstellt; Tagesfragen aus der Naturgeschichte, vorurtheilsfrei beleuchtet von C. G. Geibel (Berlin, Bosselmann), der die Thatsachen kritisirt und die unvollständige Begründung derselben auf dem Gebiet der Naturbeobachtung nachzuweisen sucht; endlich die Prätension der exacten Naturwissenschaft beleuchtet und mit polemischen Glossen wider Hrn. Prof. Schleiden begleitet vom Superintendenten Dr. Frantz zu Sangerhausen (Nordhausen, Büchting), der den theologischen Gesichtspunkt geltend macht.

Es wird einem wohl, wenn man aus dieser Dürre der Abstraction in das concrete Leben der Natur eintritt. Der Verfasser des Werks: Das Wasser; eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen von Roßmäßler, (mit 8 Lithographien in Tondruck und 47 Illustrationen in Holzschnitt (Leipzig, Braudstetter) gehört nach seiner eignen Erklärung in Bezug auf seine wissenschaftliche Stellung zu der materialistischen Schule; sein Buch ist aber in seiner sittlich ästhetischen Haltung durchweg das Gegentheil des Cynismus, den wir bei jener Schule so oft zu bekämpfen haben. Es genügt, unter den neun Abschnitten (das Wasser in seinen chemischen und physikalischen Eigenschaften; als Bestandtheil des Luftmeers; als Regulator des Klimas; als neugestaltende Macht; das Meer und die Gewässer des Festlandes; das Wasser als Ernährer;

als Wohnplatz für Thiere und Pflanzen; als Vermittler des Verkehrs und als Gehilfe der Gewerbe; als künstlerisches und als poetisches Element) auf den letzten aufmerksam zu machen, um zu zeigen, wie weit entfernt der Verfasser davon ist, die Natur mit den Augen eines bloßen Anatomen zu betrachten. „Es war manchmal sogar nicht zu vermeiden, daß bei unsern Wanderungen durch das große Gebiet des Wassers eine poetische Wallung über uns kam, denn darin liegt eben die Macht des Erhabenen, daß wir uns ihr nicht entwinden können, und bei aller Verpflichtung, die wir haben, die Natur zu kennen, sollen wir sie auch empfinden. Leider artet dies bei vielen leicht in Empfindeln aus, was nur eine bleichsüchtige Naturanschauung gibt."

„Manche Aeußerungen scheinen anzudeuten, daß man den Zwiespalt zwischen dichterischer Auffassung und wissenschaftlicher Lehre aufrecht zu erhalten wünschte oder dessen Ausgleichung mindestens sehr unbequem finde; denn was Anderes kann dem Vorwurf zu Grunde liegen, daß die immer tiefer dringende Naturforschung die Natur des poetischen Reizes entkleide?" Wie falsch das ist, lehrt hauptsächlich der Hinblick auf die bildende Kunst. „Die Landschaftsmalerei hat sich immer mehr gedrungen gefühlt, in ihren Darstellungen die Wahrheit und Wirklichkeit der Natur ins Auge zu fassen, und manche Landschaftsmaler haben den Weg glücklich gefunden, der zwischen der phantastischen und der starr naturwissenschaftlichen Auffassung liegt." „Der einigermaßen kunstgeläuterte Geschmack verfehlt nicht, am Wolkenhimmel kritische Studien zu machen, denn es gibt vielleicht kein Gebiet der darstellbaren Natur, auf dem man so bestimmt lernen könnte, daß die Natur nicht überall malerisch schön ist, daß zu einem schönen Bild mehr als blos die treue Nachahmung der Natur gehört." „Die Wolke ist in der Hand des geistvollen Malers ein wirksames Mittel, seinen Landschaften dichterische Stimmung zu geben. Leider aber begegnet man nicht eben vielen Landschaften weder der ältern noch der neuern Zeit, in denen die Wolken mit dem Charakter der dargestellten Ansicht in einem nothwendigen harmonischen Zusammenhang stehn." „Für den reisenden Naturfreund haben die Wolken noch eine ganz besondere Bedeutung durch ihre Schatten, die sie auf die Gegend werfen, mögen sie über die hochstehende Sonne wegziehn, oder diese beim Unter- oder Aufgang zwischen sich hindurchblitzen lassen. Die Ansicht einer weiten, hügeligen Landschaft von einem hohen Standpunkt ist bei voller Tagesbeleuchtung und wolkenlosem Himmel oft leblos und gewissermaßen unverständlich, weil das volle Licht das Relief nicht hervortreten läßt. Ziehende Wolkenschatten bringen Verständniß und Bewegung in das Bild." — Wie die Natur als Kunstobject in seiner Seele gegenwärtig ist, so möchte der Verf. in diesem Buch den bestimmten Theil derselben, den er darstellt, künstlerisch abrunden. Er faßt den Gesammteindruck zum Schluß zusammen. „Wenn der Gedanke den mächtigen Gletscher-

körper durchschaut bis hinunter auf seine ewig unsichtbare Bahn und man, ohne es zu sehn und zu fühlen, doch weiß, daß der starre Riesenleib mit uns abwärts gleitet und dabei in ewiger Verjüngung keinen Augenblick derselbe bleibt, wenn man daran denkt, daß das Eis der unreinen Oberfläche, auf der man steht, vor Jahrzehnten als lauteres Hocheis in stundenweiter Entfernung in dem Kessel des Schneefeldes strahlte, — wenn man so den Gletscher geistig durchdringt, so erscheint uns in ihm das Wasser, der muntere Wanderer, in den Banden einer Verzauberung. Nicht weit haben wir zu gehn, um die Tropfen, von denen die Sonnenstrahlen den Bann lösten, als muntern Bach zu finden, der sich von tausend Hindernissen nicht abhalten läßt, weiter, immer weiter zu dringen, bis er, an hoher Felsenkante angekommen, in kühnem Sprunge hinunterstürzt in das Thal, daß die auf kurzem Laufe verbundenen sich wieder in tosendem Gewimmel in der Luft entzweien, als erinnerten sie sich der Zeit, wo sie auf hoher Alpenzinne als tanzende Flocken niederfielen. Doch unten sammeln sie sich wieder und prüfen ihre junge Kraft am Mühlrade, das ihnen der Mensch auf ihren mäßigen Weg hingestellt hat. Und weiter geht ihr Lauf durch das blühende Thal; sie halten treu und innig zusammen als starker Bach und plaudern unterwegs mit den Blumen am Ufer, denen sie von ihren Alpenschwestern Grüße bringen. Bald aus jener, bald aus dieser Felsenschlucht kommt ein junger Reisegenosse herzugelaufen, und in Eins verbunden geht es vorwärts. Plötzlich sehen sich die Verbrüderten getrennt, denn der grüne Alpensee nahm den ankommenden Bach auf, daß sich dessen Tropfen darin verlieren. Doch nein, sie erkennen einander noch an ihrem unsaubern Reisekleid, durch das sie von den klaren Wellen des Sees so sehr abstechen, daß sie sich schämen und sich säubern. Die alten Reisespuren lassen sie eilig fallen und kaum ein Viertelstündchen dauerts, so unterscheidet man sie kaum noch, und wo bald nachher links der siebenfüßige Giesbach hereinschäumt, da kann man schon errathen, daß unten bei Unterseen die Gäste des Sees an Lauterkeit alle Eins von ihm Abschied nehmen werden." —

An dies ausgezeichnete Werk knüpfen sich einige leichtere Schriften von populärem Charakter, die aber ihrer entsprechenden Form wegen auf den Beifall der Menge rechnen können: Der Kalender der Natur, mit zahlreichen Holzschnitten von J. Schnorr (erster Jahrgang, Stuttgart, Ad. Becher), und das Buch der Pflanzenwelt: Botanische Reise um die Welt von Karl Müller. Mit sechs Ansichten in Tondruck von L. Hofmann und 90 Holzschnitten (Leipzig, Spamer). — Auch einige wissenschaftliche Werke specialer Richtung wollen wir hier wenigstens erwähnen, obgleich durch die Natur unserer Blätter ein näheres Eingehn auf diesen Gegenstand ausgeschlossen ist: Die Chemie und Industrie unserer Zeit, oder die wichtigsten chemischen

Fabrikationszweige nach dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft, in populären Vorträgen von H. Schwarz, Director der sächsisch-thüringischen Actiengesellschaft für Braunkohlenverwerthung; mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Erster Band, die Verarbeitung unorganischer Körper (Breslau, Kern). Ferner eine Sammlung, der wir schon viele nützliche Belehrungen verdanken: Aus der Natur; die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften (Leipzig, Ambr. Abel). Der 10. Bd. dieser Sammlung enthält die Abhandlungen: Cement und hydraulischer Kalk; über die Sinne: 4) das Hören; Ursachen der Wärme; der Wein.

Zum Schluß die Notiz, daß von Klödens Handbuch der Erdkunde (Berlin, Weidmann), das auf die wissenschaftliche Bildung eine höchst günstige Wirkung ausüben wird, bereits vier Lieferungen erschienen sind; sie umfassen die Abschnitte: astronomische Geographie; die Erdoberfläche; Vulkanismus und die Erdrinde.

Die Februarfeste in Berlin.

Die Festwoche ist dahin, die Aufzüge, Deputationen und Adressen sind vorbei, die Geschenke sind übergeben, die Musik ist verklungen, alles kehrt allmälig in das gewohnte Geleise zurück und mit dem Aschermittwoch hüllt man sich wieder in das Grau des Alltagslebens. Aber es war eine schöne Woche, in der die Herzen höher schlugen und man von Herzen ein Ereigniß feierte, das allen Patrioten als ein glückliches gilt. Daher war der Charakter der Februarfeste die Freiwilligkeit, es war nichts Gemachtes dabei, nichts obrigkeitlich Befohlenes, alles drängte sich aus freiem Triebe das junge fürstliche Paar zu bewillkommnen und zu ehren, das eine glückliche Zukunft und ruhmreiche Zeiten zu verheißen scheint. Und war dazu nicht etwa Grund vorhanden? Wie anders mußten Deutsche und Preußen den Einzug der königlichen Tochter des freien England begrüßen, als etwa eine russische Großfürstin, die mit ihren Popen angezogen kommt! Die Theilnahme an allem, was das angestammte Fürstenhaus betrifft und namentlich an allem, was ihm eine neue Bahn zu eröffnen scheint, muß besonders lebhaft in Preußen sein; denn, wenn in jedem Lande die Geschicke der Dynastie und des Volkes innig verbunden sind, so ist dies in Preußen noch in besonderm Maße der Fall, wo Krone und Nation nicht getrennt zu denken sind und eins durch das andere groß geworden ist. Und so lebhaft unsere Wünsche für die Entwicklung freier Institutionen sind, so fühlen wir doch durchweg, daß sie der monarchischen Ordnung angegliedert sein müssen, daß, so thöricht

die Theorien der Legitimitätspolitiker sind, es doch ein unschätzbarer Segen für ein Volk ist, wenn es mit seinem Fürstenhause so eng verwachsen ist, daß an den Ursprung der Verbindung nie mehr gedacht wird, sondern jeder nur der Gewißheit lebt, so müsse es sein. Der große Einfluß, den Familienverbindungen auf die Geschicke der Dynastien und somit mittelbar auf die der Völker haben, wird deshalb um so mehr in Preußen empfunden, und diesmal begrüßte das Land in der Prinzessin von Großbritannien und Irland nicht nur eine glückliche persönliche Wahl des dereinstigen Erben der Krone, sondern erblickte darin mit Hoffnung und Befriedigung die Wiederanknüpfung einer Verbindung, die mehr als alle andere Preußens Größe befördert, ja einen Grundstein zu ihr gelegt hatte. Jede Allianz mit England hat das Land einen Schritt weiter auf seiner Bahn geführt, jeder Zwist mit England hat es mehr als einen Schritt zurückgeworfen. Der große Kurfürst von Brandenburg war der Vertraute Königs Wilhelm III., des Wiederherstellers der politischen und religiösen Freiheit Englands, unter ihm stritten ein brandenburgischer Marschall und brandenburgische Truppen. Die Stammmutter des neuen englischen Königshauses, die Herzogin Sophie, war auch die Mutter der ersten Königin von Preußen, der Gemahlin Friedrich I., der Freundin Leibnitzens, Sophie Charlottens. Ihr Sohn, der die Elemente des neuen Staates consolidirte und die Werkzeuge für des großen Friedrich Erfolge schuf, die Armee und die Finanzen, hatte die Tochter Georg I. Sophie Dorothea heimgeführt; sie wünschte, wie man weiß, eine Doppelheirath ihres ältesten Sohnes und ihrer ältesten Tochter mit den Kindern ihres Bruders; die Ränke der kaiserlichen Partei und ihrer treulosen Helfershelfer Grumbkow und Eversmann vereitelten diese hoffnungsvolle Verbindung. Aber Friedrich, den keine dynastischen Bande mit Großbritannien vereinigen sollten, schloß einen festen politischen Bund mit dem großen Staatsmann, dessen scharfer Blick sah, daß Amerika in Deutschland erobert werden müsse, England und Preußen standen damals allein gegen eine Welt in Waffen. Der Verrath Lord Butes war es, der Friedrich zu dem ersten verhängnißvollen russischen Bündniß nöthigte. Die französische Revolution trennte beide Länder, der Annahme des Danaergeschenkes, Hannover, folgte Jena, aber vereint sahen die Befreiungskriege beide Völker in Waffen und gemeinsam war der Sieg von Waterloo. Die traurige Politik der heiligen Allianz, mit Englands Gesetzen unverträglich, trieb Preußen wieder in russische Netze, in denen es nur Demüthigungen und Verluste gefunden, welche vorläufig mit dem londoner Protokoll endigen. Ist es da nicht natürlich, daß man mit Jubel die Wiederanknüpfung der alten Familienverbindung mit dem protestantischen Königshause eines freien Volkes begrüßt? Solche Gedanken mußten wol an einem tiefer blickenden Beobachter vorübergehen, der die alterthümliche Prachtkarosse mit den beiden Königs,

kindern in das brandenburger Thor einziehen sah, während die Kanonen donnerten und die Lebehochs ertönten.

Die ältesten Berliner erinnerten sich eines solchen Aufschwunges der Begeisterung seit 1815 nicht mehr, aber allerdings Berlin mußte sich auch anstrengen, wenn es nach dem Triumphzug, den das junge Paar durch das Land gemacht, nach den Huldigungen, welche Aachen, Köln, Magdeburg, Potsdam geboten, würdig den Rang als Residenz behaupten wollte. Die Prinzessin Friedrich Wilhelm sagte dem Lord Mayor auf seine Glückwünsche, sie hoffe für den schweren Abschied von der Heimath einen Trost in einem freundlichen Empfange in ihrer neuen Heimath zu finden, sie hat sich nicht getäuscht und wird sich befriedigt fühlen, denn mehr als Ehrenpforten, Böller, Festgedichte wird ihr der Willkomm des Volkes zu Herzen gegangen sein. Gestehen wir es auch offen, daß wir den äußern Arrangements der berliner Stadtbehörden keinen rechten Geschmack abgewinnen konnten, (die Linden bieten ein ausgezeichnetes Feld für Festdecorationen, und hätte man die Bäume mit grünen Guirlanden verbunden, so wäre ein sehr schöner Effect erzielt, die Obelisken mit Flaggenstangen dagegen boten einen ziemlich dürftigen Anblick) so war das bei dem Einzug ganz Nebensache. Die Hauptsache war neben dem Festzug die bunte Volksmasse; die dichtbesetzten Tribunen, Fenster, ja Dächer, müssen für die Einziehenden ein nicht weniger anziehendes Schauspiel geboten haben, als sie selbst den Berlinern gewährten. Das Wetter begünstigte die Festlichkeit, ein klarer, kalter Wintertag ging über der Stadt auf, in die von frühem Morgen an Scharen von Schaulustigen strömten, die Läden waren geschlossen, von allen Querstraßen der Linden, zogen die Processionen der Gewerke mit flatternden Bannern und klingendem Spiele auf und reihten sich längs der mittlern großen Auffahrt. Das Gedränge ward stärker und stärker, nach 11 Uhr war es schon schwer, von einer Seite der Linden auf die andere zu kommen, indeß nicht der geringste Exceß kam vor, geduldig wartete die Menge und belustigte sich an den Sprüngen einiger Clowns, die ihr Wesen allein in der Mittelallee treiben durften, und an der Musik, die nicht aufhörte. Mittlerweile war das prinzliche Paar über Schöneberg den Kanal entlang nach Schloß Bellevue gefahren, wo der König und die Königin dasselbe erwarteten. Der König, der sich in diesen Tagen besser befand, umarmte die Prinzessin aufs herzlichste und sprach sein Bedauern aus, sie nicht besser empfangen zu können. Von Bellevue aus fand der Einzug in der Residenz statt, am kleinen Stern, wo die Schloßallee in die Charlottenburger Straße mündet, waren die 40 Postillons, welche aus den verschiedenen Theilen der Monarchie berufen und hier eingeübt wurden, unter Anführung des Oberpostmeisters Balde aufgestellt, neben ihnen die berittenen Corps des Schlächtergewerks und der Kaufleute unter der Oberleitung des Stadtrathes Riedel. Das Musikcorps der Kaufleute trug die gelbe und schwarze Uniform

der Lifeguardsmusik. Durch eine Linie in Berlin garnisonirender Fußregimenter bewegte sich der Zug dem Thore zu, voran ein Piket Gardedragoner, drei sechsspännige Hofwagen, die Schlächterinnung, dann der mehr alterthümlich interessante als schöne, vergoldete Galawagen, der für die Krönung Friedr. Wilhelm IV. gebaut wurde, mit dem erlauchten Ehepaar und der Oberstthofmeisterin der Prinzessin, Gräfin Perponcher, acht prächtige Rappen geführt von reich gekleideten Stallmeistern zogen die Karosse im Schritt, darauf folgten Hofwagen und Gardedragoner. Um $1^1/_2$ Uhr verkündeten die Kanonen und Glocken die Ankunft des Zuges am brandenburger Thore, nach kurzer Begrüßung durch den Polizeipräsidenten und den Feldmarschall von Wrangel, hielt der Bürgermeister der Stadt Berlin H. Krausnick eine längere Begrüßungsrede an das erlauchte junge Paar, die mit den Worten schloß: „Gnädigste Fürstin und Frau, Englands Volk wird in seiner Erwartung von Preußens ihm ebenbürtigen Volke jetzt so wenig getäuscht werden, als es in jenen Tagen getäuscht ward, wo einst zum ernsten Kampf festverbündet beide Völker treu zusammenstanden." Dadurch, daß dem Bürgermeister es vorbehalten blieb, den eigentlichen Willkomm an die Prinzessin zu richten, ward der Feier der städtische und bürgerliche Charakter auch officiell vorbehalten. Wir konnten während der Wagen bei dieser Rede hielt, das junge Paar von der Estrade aus betrachten, der Prinz trug Generalsuniform mit dem Band des schwarzen Adlerordens, die Prinzessin ein diamantnes Diadem und einen Hermelinmantel. Langsam bewegte sich darauf der Zug über den pariser Platz die Linden hinauf, an ihn schlossen sich die Schützengilde und der Reihe nach die übrigen Gewerke. Zu nennen waren unter letztern besonders die Klempner, welche zwei prächtige geharnischte Ritter aufgeputzt hatten, und die Fischer, von denen einige, als englische Matrosen gekleidet, ein zierliches korkbehangenes Netz mit Silberfischen trugen. Jedes Gewerk hatte übrigens seine Embleme, welche auf hohen Stangen neben den Fahnen einhergetragen wurden, die Kürschner hatten sich mit großen Pelzen, die Zimmerleute theilweise als englische Sappeurs mit Bärenmützen costumirt, die Arbeiter der großen Maschinenfabriken von Borsig, Egells u. s. w. kamen mit kunstvoll gearbeiteten Locomotiven und Pumpen angezogen. Von der Tribune am Opernhause hatte man einen herrlichen Anblick, die Menschenmasse, die eleganten Toiletten, die Ausschmückung der Privathäuser mit Fahnen, Teppichen und Inschriften bildeten ein schönes Schauspiel. Am Friedrichsdenkmal erwarteten die 40 Postillone den etwas zurückgebliebenen Zug und setzten sich mit dem schmetternden „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd" an die Spitze desselben, über den Opernplatz und die Schloßbrücke, an der reichbeflaggte Schiffe lagen, dem Schloßthore zustrebend, die Hochs und Hurrahs wollten nicht enden. Darauf defilirten sämmtliche Aufzüge über den Schloß-

hof vor dem jungen Paare vorbei, das vom ersten Stock aus zuschaute; erst um 5 Uhr war die Procession beendet. Am Abend entfaltete sich eine glänzende Illumination, wie Berlin sie seit langer Zeit nicht gesehen hat, leider war, theils wol durch den Wind, die Beleuchtung des Friedrichdenkmals ebenso sehr verfehlt, als die elektrische Verklärung des brandenburger Thores, wo grade die Victoria ganz im Dunkel blieb, ein Dutzend bengalische Flammen hätten besser gewirkt. Sonst aber strahlten die Linden und die Wilhelmstraße in reichem Glanze, die Hôtels der französischen, sächsischen, östreichischen, und namentlich der englischen und türkischen Gesandtschaft, das Marineministerium, das Rathhaus, und vorzüglich die Hoflieferanten hatten sich selbst überboten. Unter letztern zeigten der Hoftapezier Hiltl und der neuernannte Hofjuwelier der Prinzeß Friedrich Wilhelm eine superbe Geschmacklosigkeit; letzterer hatte, um seine Dankbarkeit zur Schau zu stellen, seine ganze Façade mit rosa Kattun drapirt. Gegen 10 Uhr machte das prinzliche Paar eine Rundfahrt durch die Stadt, die Erleuchtung in Augenschein zu nehmen. Wir erwähnen von diesem ersten Tage nur noch, daß an der königlichen Tafel im weißen Saale der Prinz von Preußen zwei Toaste ausbrachte, den ersten auf die Majestäten von England und Preußen, den zweiten auf das hohe neuvermählte Paar, und auf die glückliche Allianz zwischen Preußen und Großbritannien.

Am Dienstag, den 9. Febr., fand im Schlosse die Beglückwünschung der Stadt und die Uebergabe ihrer Geschenke statt. Nach alter Sitte sollten weißgekleidete Jungfrauen das fürstliche Paar mit einem Gedichte beim Einzug begrüßen, aber in Rücksicht auf die Ungunst der Jahreszeit hatte der Prinz Friedrich Wilhelm selbst gebeten, diese Begrüßung in das Schloß zu verlegen, die Schar der Jungfrauen, geleitet von Ehrenmüttern und Cavalieren, erschien demnach um 11 Uhr vor dem jungen Paare, gleichzeitig eine Deputation der Stadt aus Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordneten bestehend; nachdem Fräulein Krausnick mit einigen Versen das kalligraphisch und malerisch prächtig verzierte Festgedicht übergeben und Fräulein Naunyn eine poetische Ansprache an den Prinzen gehalten, welche schloß:

Und alles sage dir dies eine Wort:
Laß reifen, Herr, was deine Väter sä'ten;

führte der Oberbürgermeister Krausnick das Festpaar zu den Geschenken, welche im Hintergrunde des Saales aufgestellt waren, und, man muß es gestehen, einer großen Residenzstadt würdig sind. Das Mittelstück bildet eine Vase mit Plateau auf einem Tische, an beiden Seiten steht ein großer Kandelaber, das Ganze ist aus gediegnem Silber im reichen Renaissancestil gearbeitet. Das Untergestell des Tisches, 34 Zoll hoch, bietet das Motiv des antiken Dreifußes mit prächtigen und

geschmackvollen Verzierungen, die Platte, 30 Zoll im Durchmesser, zeigt in der Mitte den Grundriß Berlins, auf dem etwas erhabenen Rande die Wappen der verschiedenen Stadttheile in mattem Goldgrunde. Die Vase selbst, etwa vier Fuß hoch, ist mit allegorischen und auf den Einzug bezüglichen Reliefs reich verziert, man erblickt darin zahlreiche Porträts wissenschaftlicher und künstlerischer Notabilitäten, wie Humboldt, Grimm, Rauch, Cornelius, Böckh ꝛc., auf dem Deckel steht eine Berolina mit dem Bären im Wappenschild, die Schlüssel der Stadt haltend. Die Kandelaber sind an neun Fuß hoch mit einem Säulenschaft von entsprechender Stärke, der auf drei Löwenklauen ruht, vielfache allegorische Verzierungen fehlen auch hier nicht. Zu dem Ganzen sollen fünf Centner Silber verwendet sein; ähnliche Silbergeschenke sind von andern Städten, wie Stettin und Magdeburg überreicht, Breslau schenkte einen kunstvollen Teppich, Minden brachte Westphalens drei vorzüglichste Erzeugnisse dar, ein Stück feinster Leinwand, Schinken und Roggenbrot, den sogenannten Pumpernickel. Am Dienstag Abend fand eine große Cour bei dem fürstlichen Paare im Schlosse statt, das diplomatische Corps war vollzählig vertreten und ward der Prinzessin durch den Oberstruchseß Grafen Redern vorgestellt, der weiße Saal strahlte im höchsten Glanze der Kerzen und Toiletten, deren Pracht alles hier Gesehene übertraf. „Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! wer kennet ihre Namen," konnte man wol rufen, wenn man von der Galerie auf das glänzende Gewimmel, die goldgestickten Uniformen und Schleppen, die Ordenssterne und Juwelendiademe herabschaute. Die Prinzessin Friedrich Wilhelm trug ein Kleid von Silbermoor mit Schleppe vom selben Stoffe in Rosa mit Blumen besetzt, die von zwei Ehrenpagen getragen ward, ihren Hals zierte das kostbare Brautgeschenk ihres Gemahls, eine Schnur von 32 dunkeln Perlen, deren Schloß gleichfalls durch eine Perle gebildet wird, der Busen war ebenfalls mit Perlen geschmückt, auf dem Haupte trug sie ein diamantnes Diadem, das Hochzeitsgeschenk des Königs und der Königin. Die Prinzessin ist nicht regelmäßig schön, aber im höchsten Grade anziehend. Man hat gesagt, der Geist liege in den Augen, die Seele gebe sich in der Stimme und im Mienenspiel des Mundes kund, dies trifft auf das vollkommenste bei der Prinzessin zu, ihre klugen tiefen Augen zeigen untrügbar, daß sie einem intelligenten Köpfchen angehören, und die weiche, klare Stimme, ein unbeschreiblicher Zug von Anmuth, der um den Mund spielt, zeugen von einem liebevollen, weiblichen Herzen. Es ward allgemein bemerkt, daß sie ihre Cour mit sehr vielem Geschick abzuhalten wußte. Wir bedauerten, in dem Kreise der Fürstlichkeiten die anmuthige Großherzogin von Baden zu vermissen, sicher eine der reizendsten Prinzessinnen unsrer Zeit; die Mutter darf wol auf Tochter und Schwiegertochter stolz sein. Gegen halb neun Uhr verkündete der Stab des Oberceremonienmeisters die Ankunft des Hofes im weißen Saale, und unter

den prächtigen Tonwellen des mendelsohnschen Marsches aus dem Sommernachtstraum zog die fürstliche Polonaise auf, es tanzten diesmal nur Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, unter ihnen sah man die Großherzöge von Weimar und Mecklenburg-Schwerin, die liebliche Erbprinzessin von Augustenburg und die Prinzessin Stephanie von Hohenzollern, die künftige Königin von Portugal. Gegen 9½ Uhr war das Fest beendet. —

Am Mittwoch dem zehnten, so wie an den folgenden Tagen empfing das fürstliche Paar noch zahlreiche Adressen und Deputationen, der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, der Universitäten so wie der Häuser des Landtags. Wir erwähnen darunter nur der sinnigen Rede, mit der Prof. Trendelenburg als Secretär der Akademie auf die Förderung, die das deutsche Geistesleben durch Preußens erste Königin, eine welfische Fürstin, welche die Akademie gegründet, erfahren, und wie andrerseits die Bedeutung des mütterlichen weimarschen Fürstenhauses hervorgehoben ward. Auch der Prinz und die Prinzessin von Preußen empfingen eine Reihe von Beglückwünschungsdeputationen, unter denen die der Landesuniversitäten die bemerkenswertheste war. Prof. Rudorff sagte in seiner Rede unter anderm: „Es ist nicht unsere Aufgabe, die hohe politische Bedeutung zu würdigen, welche die Verbindung Preußens und Großbritanniens nach dem Gedanken König Friedrichs des Zweiten anspricht; die dankbare Hoffnung aber dürfen wir aussprechen, daß die größesten und ernstesten Bestrebungen unserer Nation für die Freiheit des Glaubens und die Tiefe des Erkennens durch die innige Verbindung des durchlauchtigsten preußischen, weimarschen und britischen Fürstenhauses eine neue Bürgschaft gewonnen haben." Der Deputation ward der huldvollste Empfang zu Theil.

Am Abend des zehnten versammelte sich die ganze hoffähige Welt zur Galaoper, wozu Spontinis Vestalin gewählt war. Der decorative Theil der Vorstellung war sehr schön, der musikalische äußerst schwach, indeß die wenigsten Augen der Geladenen waren wol auf die Bühne gerichtet, es war eine Vorstellung, die man selbst sich selbst gab; in eminentem Sinne durfte man sagen:

Die Damen geben ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit.

In den Zwischenacten hielten die höchsten Herrschaften im Foyer Cercle, die Prinzeß Friedrich Wilhelm war sehr einfach gekleidet, sie trug im Haar einen Kranz von sammtnen Epheublättern mit diamantnen Rosetten, neben ihr bemerkte man unter einem strahlenden Diadem auch das liebliche Gesicht der Prinzeß Friedrich Karl, die auf der gestrigen Cour nicht zugegen war. Donnerstag Abend versammelten der Prinz und die Prinzeß von Preußen die Gesellschaft zu einem glänzenden Balle in den schönen Gemächern ihres weiten

Palastes, am Freitag ward die Uniform und mit ihr die Exclusivität abgelegt, in den Räumen der Oper, wo am Mittwoch nur Geladne eindringen konnten, fand ein Subscriptionsball statt, in dem der bürgerliche schwarze Frack sein Recht wieder bekam. Bühne und Parquet waren in einen großen Saal verwandelt, wo sich in engbeschriebnen Kreisen die tanzenden Paare bewegten, das Haus, sinnreich mit Blumen ausgeschmückt und strahlend von Tausenden von Gasflammen, bot einen prächtigen Anblick, Paris kann nichts Aehnliches in diesem Stile aufweisen, es gibt dort auch Opernballe, aber das Publicum derselben ist bekanntlich demi-monde. Der Hof war sehr zahlreich vertreten, er machte unter Vortritt des Hrn. v. Hülsen einen Rundgang durch das Haus und sah dann dem Tanzen und Treiben aus den königlichen Proscenniumslogen zu, die gegenüberliegenden waren für das diplomatische Corps reservirt, die Prinzessinnen tanzten nur die erste Polonaise mit, den Prinzen Friedrich Wilhelm sah man auch später vielfach in dem bunten Gewühl, gegen elf Uhr zog der Hof sich zurück. Der Sonnabend Abend brachte noch eine ganz deutsch eigenthümliche Feier, einen Fackelzug der gesammten Studentenschaft. Nach manchem Zwist zwischen Corps und Nichtcorps war die Sache endlich zu Stande gekommen; bald nach sechs Uhr begann der Zug vom pariser Platz die rechte Seite der Linden hinauf. Es mochten wol 7—800 Fackeln sein, die Chargirten mit Scharpen und blanken Schlägern, theilweise zu Pferde an der Spitze der Abtheilungen, Musik vorauf, der Eindruck der so hervorgebrachten Beleuchtung war düster-prächtig. Die Fackeln wurden später auf dem Platz beim Lustgarten unter Absingen des Gaudeamus verbrannt. Nach neun Uhr erschien der Hof auf dem großen Balle, welchen der Ministerpräsident gab, ein glänzendes Fest bei dem englischen Gesandten Lord Bloomfield schloß am Montag Abend die Reihe, vor dem Hotel glänzten die Namenszüge der Neuvermählten zwischen Gassonnen. Das junge Paar wird Ende der Woche nach Weimar reisen, wo der Prinz seine Gemahlin der Großherzogin Mutter vorzustellen gedenkt, wir wollen wünschen, daß Englands Tochter nicht zu ermüdet von den Festen ist, welche sie durchzumachen gehabt hat, sie hat jedenfalls gesehn, daß ihr alle Herzen entgegenschlagen. So viel menschliche Voraussicht urtheilen kann, scheint ihr und ihrem Gemahl ein glückliches Loos beschieden, möge der Schwung des Enthusiasmus, der beide begrüßt hat, sich nur läutern und abklären zu jener herzlichen Anhänglichkeit, die das schönste Band zwischen Volk und Fürsten ist und bleibt. Die letzte Woche wird allen, die sie in Berlin erlebten, unvergeßlich bleiben, der Druck, die Niedergeschlagenheit, die Verstimmtheit, die in den letzten Jahren auf allen lasteten, schien abgenommen, das hämische Geschrei der Kreuzzeitungspartei verstummte, und die Russenfreunde schwärmten plötzlich für germanische Freiheit — redete doch selbst Strudelwitz und Prudelwitz im Kladderadatsch englisch. Daß der Junkerpartei die Verbindung mit England lieb ist, kann niemand glauben; sie macht gute Miene zum Spiele, das sie nicht mehr ändern kann. Möge uns die Hoffnung nicht täuschen, daß ihr Treiben der Vergangenheit angehört und daß sie zu ohnmächtig sein wird, um Preußen abzuhalten, in die neue Bahn einzulenken, die sich vor ihm aufthut. Gott schütze Land und Königshaus!

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ein französischer Marschall.

Memoiren des Marschalls Marmont, Herzogs von Ragusa. Herausgegeben nach dessen hinterlassenem Original-Manuscript. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung von C. Goldbeck. Vollständige Ausgabe in 4 Bd. — Bd. 1. 2. (Potsdam, Stein).

Marmonts Memoiren, seit der Veröffentlichung der Correspondenz Napoleons mit seinem Bruder Joseph vielleicht der wichtigste Beitrag für die Geschichte des großen Kaisers, haben in der jetzt in Frankreich herrschenden Partei einen ungewöhnlichen Zorn hervorgerufen, und bereits eine ganze Flut von Gegenschriften veranlaßt. Man kann nicht leugnen, daß Marmont in seinen persönlichen Angriffen sehr bitter ist, und namentlich in seiner Polemik gegen den Vicekönig von Italien das Maß überschreitet. Zudem spricht er von Napoleon I. nicht wie von einem übermenschlichen Wesen, sondern wie von einem Menschen voll großer Gaben und Leidenschaften, der, wie er an Kraft seine Umgebungen überragte, so durch seine Schwächen und Verirrungen ihre Kritik herausforderte. Zu den Zeiten der Restauration war es nicht erlaubt, von Napoleon anders zu reden als von einem menschenfeindlichen Tyrannen, heute gilt es für eine Majestätsbeleidigung gegen das souveraine französische Volk, wenn man den Oheim des Neffen nicht vergöttert. Dazu kommt die Persönlichkeit, von der diese Beleidigungen ausgehn. Marmont gehörte zu den vorzüglichsten Generalen des Kaiserreichs, und er besaß auch in seiner Erscheinung jenen Zauber, der uns bei vielen Helden jener Periode selbst wider unsern Willen besticht, aber trotz seiner großen Erfolge in solchen Actionen, wo er nicht die Hauptrolle spielte, hatte er das Unglück, in den entscheidenden Momenten seines Lebens seiner Sache mehr zu schaden als zu nützen. Zuerst verlor er die Schlacht bei Salamanka, welche gewissermaßen der Wendepunkt in dem Schicksal des Imperators war. Dann war er genöthigt, mit den Alliirten jene Capitulation abzuschließen, welche Napoleon, obgleich mit Unrecht, als den eigentlichen Grund seines Falls bezeichnete. Infolge dessen proscribirte Napoleon während der hundert Tage seinen Marschall, und dieser folgte den Bourbons in ihr erstes Exil, was ihm nachher von ihrer Seite hohe Ehrenstellen eintrug. Damals geschah es, daß sich

im Haß gegen den gemeinschaftlichen Gegner der Liberalismus mit dem Bonapartismus verband, daß die Freunde der Freiheit, ja selbst die Republikaner, sich mit der Popularität des Namens Napoleon deckten, der doch wahrlich nicht als das Sinnbild ihrer Sache gelten konnte. Man vergaß die Unterdrückung, in welcher Frankreich während des Kaiserreichs geschmachtet hatte, und feierte in Napoleon den Helden der Nation. Schon damals wurde Marmont wegen seines Verhaltens während der hundert Tage als Verräther gebrandmarkt, und der Kaiser sorgte noch von St. Helena aus dafür, daß diese Auffassung sich bei seinen Getreuen immer fester stellte. Nun folgte die Julirevolution, und Marmont, der die Vertheidigung der Hauptstadt zu leiten hatte, verlor, man kann es nicht leugnen, ebenso den Kopf wie die gesammte Restauration. Bei den Franzosen verhaßt, weil er das Blut des Volks vergossen hatte, von den Bourbons nicht geachtet, weil er auch diesmal unglücklich gewesen war, folgte er ihnen zum zweiten Mal ins Exil, aus dem er nicht wieder zurückkehren sollte. Noch bis an seinen Tod 1852 eine schöne, stattliche Erscheinung, ein heiterer, lebensfroher Greis, entbehrte er doch, wie alle Franzosen in der Fremde, mit tiefem Unmuth das Vaterland, und der schlimme Ruf, der ihm auch in die Verbannung folgte, trug nicht dazu bei, die Stimmung gegen seinen früheren Herrn versöhnlicher zu machen. So ist in seiner Darstellung Napoleons eine gewisse Bitterkeit nicht abzuleugnen, aber man thut ihm schreiendes Unrecht, wenn man ihn der Verleumdung zeiht. Obgleich wiederholt schwer von ihm gekränkt, hebt er doch die glänzenden Seiten seines Wesens sehr anschaulich hervor, und wenn er ebenso stark darauf hinweist, daß er selber die Ursache seines Falls war, so wird ihm die unbefangene Geschichte Recht geben. Folgen wir ihm zuerst in das Gemälde der italienischen Feldzüge.

Vom Augenblick an, wo Bonaparte an die Spitze der Armee trat, hatte er in seiner Person eine Autorität, die aller Welt imponirte. Obgleich ihm eine gewisse natürliche Würde abging (Marmont ist geborner Edelmann) und er selbst linkisch war in Haltung und Geberden, lag doch der Gebieter in seiner Attitüde, in seinem Blick, in seiner Art zu sprechen, und jeder fühlte das und fand sich bewogen, ihm zu gehorchen. Im Oeffentlichen vernachlässigte er nichts, um dieses Wesen aufrecht zu erhalten, aber zu Hause, inmitten der Personen seines Stabs, entwickelte er große Ungezwungenheit und eine Bonhomie, die bis zur gemüthlichen Familiarität ging. Er liebte zu scherzen und seine Scherze hatten nie etwas Bitteres, sie waren gutmüthig und von gutem Geschmack. Es geschah oft, daß er sich in unsere Spiele mischte, und sein Beispiel hat mehr als einmal die ernsten österreichischen Bevollmächtigten mit ins Spiel gerissen. Bonaparte arbeitete leicht, seine Stunden waren nicht geregelt; er war immer zugänglich mitten in der Ruhe:

Hatte er sich aber einmal in sein Cabinet zurückgezogen, so war jeder nicht durch den Dienst gerechtfertigte Eintritt untersagt. Wenn er sich mit der Bewegung der Truppen beschäftigte und an Berthier seine Befehle ertheilte, ebenso wenn er wichtige Berichte empfing, die lange Prüfung und Durchsprechung erfordern konnten, dann hielt er nur die bei sich zurück, welche an der Discussion Theil zu nehmen hatten: alle andern Personen, welche Dienstgrade sie auch einnehmen mochten, schickte er fort. Man hat gesagt, daß Bonaparte wenig geschlafen, das ist ungenau: im Gegentheil, er schlief viel und hatte selbst ein großes Bedürfniß nach Schlaf, wie es allen nervösen Menschen ergeht, deren Geist sehr thätig ist. Ich habe ihn oft 10—11 Stunden in seinem Bett zubringen sehen. Aber wenn das Wachen nothwendig war, so wußte er es auch zu ertragen: er entschädigte sich dann später oder pflegte auch wol im Voraus der Ruhe, um die bevorstehenden Anstrengungen zu ertragen. Bonaparte besaß das kostbare Vermögen, zu schlafen wenn er wollte. Hatte er einmal seine Pflichten abgeworfen, so gab er sich gern der Conversation hin und war sicher, darin zu glänzen. Niemand entfaltete hierin mehr Reiz, vermochte mit Leichtigkeit mehr Reichthum oder Ueberfluß an Ideen zu entwickeln als er. Er wählte seine Gegenstände mehr auf dem Gebiete der Moral und der Politik, als in den Wissenschaften, wo, obwol man das Gegentheil behauptet, seine Kenntnisse nicht tief waren. Er liebte die heftigen Leibesübungen, stieg oft zu Pferde, ritt schlecht, aber häufig mit verhängtem Zügel. In dieser glücklichen, schon so fern liegenden Zeit, besaß sein Wesen einen Reiz, den jedermann empfinden mußte. So war Bonaparte während des merkwürdigen Feldzugs in Italien.

Auch die gemüthlichen Seiten Napoleons werden nicht verschwiegen. Alle Namen, erzählt Marmont B. I. S. 98, die sich auf den Anfang seiner Laufbahn bezogen und die an ihm geleistete Dienste oder erwiesene Zuneigung erinnerten, hat Bonaparte stets treu im Gedächtniß bewahrt. Die Natur hat ihm ein erkenntliches und wohlwollendes, ich könnte selbst sagen gefühlvolles Herz gegeben. Diese Behauptung steht im Widerspruch mit den über ihn angenommenen, aber unrichtigen Meinungen. Freilich hat sich sein Gefühl mit der Zeit abgestumpft. — Bei einer anderen Gelegenheit erzählt Marmont von einem scharfen Streit und setzt hinzu: Bonaparte hatte im Grunde viel Gefühl für Gerechtigkeit; er liebte anspruchsvolle Leute nicht, und durch eine Empfindlichkeit zur unrechten Zeit verscherzte man sein Wohlwollen; bei gegründeten Beschwerden aber entschuldigte er leicht einen unpassenden Ausdruck und eine zu heftige Leidenschaft, wohl verstanden, wenn alles ohne Zeugen zuging. Dann beschäftigte er sich selbst mit den Mitteln, die begangene Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, und kam den Wünschen des Betheiligten ohne Erinnerung zuvor. Er kannte die Schwächen der Menschheit, hatte

Mitleid damit und hat niemals dem Anblick der begründeten Traurigkeit desjenigen widerstanden, den er achtete, und das in allen Stellungen seines Lebens und seiner erstaunenswürdigen Laufbahn: kurz man konnte, wenn man Ort und Zeit wählte, ihm alles sagen; niemals hat er sich geweigert die Wahrheit zu hören und wenn es bisweilen ohne Wirkung war, so war es doch immer ohne Gefahr. — Man wird zugeben, daß in diesen und ähnlichen Stellen der Groll den Erzähler nicht verblendet hat. Ebenso interessant ist seine Darstellung der Thätigkeit Napoleons im Staatsrath, welchem Marmont bei der Berathung des Gesetzbuches beiwohnte. Zwar ist bereits aus Röderers Tagebüchern ein ziemlich vollständiges Bild dieser Thätigkeit zu entnehmen, aber auch die neuen Beiträge werden nicht unerwünscht sein. — Der erste Consul war immer zugegen und betheiligte sich oft bei der Discussion; zuerst schwieg er gewöhnlich, bis die Cambacères, die Portalis, Tronchet u. s. w. ihre Doctrinen aufgestellt und ihre Meinung entwickelt hatten; dann ergriff er das Wort und stellte oft den Gegenstand mit bewundernswerthem Scharfsinn und Tiefe von einem ganz neuen Gesichtspunkt dar; er überzeugte die Gemüther und ließ die Entwürfe oft auf die verständigste Weise modificiren. Bonaparte hatte keine Beredtsamkeit, aber einen fließenden Vortrag, eine mächtige Dialektik und eine große Stärke im Raisonnement. Sein Kopf war überschwenglich productiv; in seinen Worten lag eine Fülle des Ausdrucks, in seinen Gedanken eine Tiefe, die ich sonst bei niemandem gefunden habe; sein wunderbarer Geist strahlte bei dieser Berathung, bei der ihm doch so viele Fragen bisher fremd gewesen waren, in dem lebhaftesten Glanze. —

Freilich finden wir schon in den ersten Jahren seiner ruhmvollen Laufbahn bei Napoleon Spuren von jener seltsamen, mit einem gewissen Aberglauben verbundenen Unruhe, der sich dämonische Naturen selten entziehn. Eine charakteristische Anekdote ist das Gespräch, welches er am Tage nach seiner Krönung mit dem Marineminister Decrès hatte. „Ich bin zu spät gekommen, die Menschen sind zu aufgeklärt, man kann nichts Großes mehr unternehmen!" — „Wie Sire! Ihre Laufbahn scheint mir Glanz genug zu haben; was gibt es Größeres, als den ersten Thron der Welt einzunehmen, wenn man mit dem Grade eines einfachen Artillerieoffiziers angefangen hat?" — „Ja meine Laufbahn ist schön, ich gebe es zu, ich habe einen großen Weg zurückgelegt; doch welcher Unterschied gegen das Alterthum! Sehen Sie Alexander; nachdem er Asien erobert hat, verkündigt er den Völkern, daß er der Sohn Jupiters sei, und mit Ausnahme der Olympias, welche wußte, woran sie sich zu halten hatte, mit Ausnahme von Aristoteles und einiger Pedanten zu Athen, glaubt es ihm der ganze Orient. Wohlan, wenn ich mich heute zum Sohn des ewigen Vaters erklären wollte, und mich auf den Weg machte, um ihm in dieser Eigenschaft meine Huldigung darzubringen, so würde mich

selbst jedes Fischweib auf meinem Zuge auspfeifen. Die Völker sind jetzt zu aufgeklärt, man kann nichts Großes mehr unternehmen!" — Nun sind diese Aeußerungen freilich nicht so ernst zu nehmen, als der Erzähler sie auffaßt; Napoleon hat offenbar einen Scherz machen wollen, aber im Scherz verräth sich zuweilen mehr von dem, was in den Tiefen der Seele vorgeht, als man selber ahnt. Napoleon glaubte in der That an seinen Dämon, wie Cäsar, wie Wallenstein; die Zeiten ändern darin nichts, sie geben nur dem Aberglauben eine andere Farbe. Die vorstehende Anekdote wird durch ein späteres Gespräch mit dem Cardinal Fesch ergänzt, der sich seit seiner Standeserhöhung als ein eifriger Verfechter der Kirche zeigte. Eines Tages stritt Fesch zu Fontainebleau mit Bitterkeit, wie er dies hinlänglich gewohnt war; der Kaiser ärgerte sich und sagte ihm, daß es ihm wohl anstände, diesen gleißnerischen Ton anzustimmen, ihm dem Freigeist, Ungläubigen u. s. w. „Das ist möglich, das ist möglich," erwiderte Fesch, „aber das hindert nicht, daß Sie eine Ungerechtigkeit begehn; Sie sind ohne Vernunft, ohne Rechte, ohne Ausflucht; Sie sind der ungerechteste Mann." Endlich nimmt ihn der Kaiser an der Hand, öffnet sein Fenster und führt ihn auf den Balcon. „Blicken Sie nach oben," sagt er ihm, „sehen Sie etwas?" — „Nein," erwidert Fesch, „ich sehe nichts." — „Nun lernen Sie dann schweigen," entgegnet der Kaiser, „ich sehe meinen Stern; er ist es, der mich leitet. Vergleichen Sie nicht mehr Ihre schwachen und unvollkommenen Fähigkeiten mit meiner höhern Organisation." — Vielleicht ist auch hier eine Reminiszenz mit im Spiel, denn Napoleon hatte die Geschichten seiner Vorgänger wohl im Gedächtniß, aber es ist auch innere Verwandtschaft. Ohne einen solchen Glauben an die Gestirne unternimmt man nicht so Ungeheures wie die vom Schicksal bezeichneten Männer, deren abenteuerlichen Irrfahrten die Welt eine andere Gestalt verdankt. Freilich rächt sich dann das Schicksal, indem es die Menschen in trügliche Sicherheit einwiegt.

Als Marmont 1809 von seinem Aufenthalt in Illyrien zurückkam, voll von der Größe des Kaiserreichs, das jetzt in seinem vollsten Glanz strahlte, sprach er mit seinem Freunde, dem Marineminister Decrès, demselben, dem wir jene erste Anekdote verdanken. „Er fand mich sehr befriedigt, sehr feurig in meinen Berichten. Er ließ mich sprechen, hörte zu und sagte dann: Nun, Marmont, Sie sind sehr zufrieden, weil Sie Marschall geworden sind. Sie sehen alles in schönem Lichte. Wollen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, daß ich Ihnen die Zukunft enthülle? Der Kaiser ist toll, vollständig toll und wird uns alle, so viel wir sind, Hals über Kopf stürzen und dies alles wird mit einer entsetzlichen Katastrophe enden. — Ich trat zwei Schritte zurück und sagte: Sind Sie selbst toll, so zu sprechen oder wollen Sie mich auf die Probe stellen? — Weder das eine

noch das andere, lieber Freund; ich sage Ihnen nur die Wahrheit. Ich werde sie nicht auf offener Straße verkünden, aber unsere alte Freundschaft und das zwischen uns bestehende Vertrauen berechtigen mich, ohne Rückhalt zu Ihnen zu sprechen. Was ich sage ist nur zu wahr, und ich nehme Sie zum Zeugen meiner Prophezeihung. Und darauf entwickelte er mir seine Ideen, indem er von der Wunderlichkeit der Projecte des Kaisers, von ihrer Unbeständigkeit und Unvereinbarkeit, von ihrer riesigen Ausdehnung u. s. w. sprach; er entwarf ein Bild, welches die Ereignisse nur zu sehr gerechtfertigt. Mehr als einmal seit der Restauration habe ich Decrès an unser Gespräch und seine überraschende, aber sehr traurige Prophezeihung erinnert."

Zur Zeit dieses Gesprächs hatte Marmont schon einige Mal sehr ernsthafte Zurechtweisungen empfangen. Napoleon, der seinen Generalen innerhalb ihrer Sphäre einen sehr großen Spielraum selbstständiger Action verstattete, verlangte nicht blos einen pünktlichen Gehorsam, sondern auch eine schnelle, durchgreifende Entschlossenheit, die nothwendig war, wenn die höchst verwickelten Operationen seiner Armeen, die zum großen Theil auf die Pünktlichkeit der Bewegungen berechnet waren, Erfolg haben sollten. Wenn er mit dem Gehorsam oder auch mit der Einsicht eines seiner Untergebenen unzufrieden war, so ersparte er ihm niemals eine scharfe Zurechtweisung, und da wir die Art und Weise kennen gelernt haben, wie Katharina II. mit ihren Werkzeugen umging, so möge hier eins der zahlreichen Billets Platz finden, in welchen dem Marschall Marmont in Erinnerung gebracht wird, daß das Auge des Herrn auf ihm ruht. (16. Mai 1808.) „Herr General Marmont, in der Verwaltung meiner Armee von Dalmatien kommen viele Unordnungen vor. Sie haben einen Eingriff in die Kasse von beinah 400,000 Fr. autorisirt. Dennoch betrug der Ihnen zur Disposition gestellte Credit für die Arbeiten des Geniecorps und der Artillerie 400,000 Fr. Dies ist eine beträchtliche Summe, wie kommt es, daß sie nicht zugereicht hat? Dalmatien kostet mich eine ungeheure Summe; es ist gar keine Regelmäßigkeit befolgt und das alles bringt eine Unordnung in die Finanzen, an die man nicht mehr gewöhnt ist. Der Zahlmeister ist für alle diese Summen verantwortlich; ich habe seine Abberufung befohlen, und es müssen schnell alle Papiere eingesandt werden, die zur Controle seiner Rechnungen dienen können. Doch rechtfertigt alles dies die Ausgabe nicht. Sie haben nicht das Recht, über einen Sou zu disponiren, den Ihnen der Minister nicht zur Verfügung gestellt hat. Wenn Sie einen Credit brauchen, so müssen Sie darum nachsuchen." — Der Brief erinnert stark an das Abberufungsschreiben, welches Sievers empfing, aber grade in ihm stellt sich auch der Gegensatz zwischen den beiden unumschränkten Monarchien deutlich ans Licht. Zunächst ist Napoleons Zorn nie ohne hinreichenden Grund. Wenn er auch im Aus-

druck desselben absichtlich oder unabsichtlich zuweilen weiter geht, als es die Sache grade erfordern würde, so fühlt der Getroffene sehr wohl, daß er entweder schuldig ist, oder daß eine klare Rechtfertigung die Sache wieder ins Gleiche bringen wird. Die ungeheuren Erfolge Napoleons waren nur dadurch möglich, daß er in allen seinen Feldlagern zugleich gegenwärtig war, daß alle seine Untergebenen, ohnehin zu willkürlichem Handeln geneigt, seine Gegenwart gewahr wurden. Sodann zeigt sich Napoleon überall als strengen Herrn, der, wie er Großes gibt auch Großes verlangt und dieses unerbittlich verlangt, aber nicht wie der Gott, der den Wurm in den Staub zurückstößt, aus dem er ihn hervorgezogen hat. Nur in den seltensten Fällen ist es vorgekommen, daß er die Werkzeuge, denen er viel schuldig war, ganz verstieß, und in diesen Fällen wußte er sie, wie es mit Talleyrand geschah, fürstlich zu entschädigen. Da der Bonapartismus durch die neuesten Ereignisse wieder die große Frage des Tages geworden zu sein scheint, so ist es nicht müßig, auf seine ältere, mächtigere Erscheinung einen Blick zu werfen.

Wenn man Napoleon I. in Beziehung auf Staatenbildung ein schöpferisches Princip zugesteht, so thut man ihm zu viel Ehre an. In den schon häufig angeführten Tagebüchern von Röderer gesteht er ganz unumwunden ein, sein eigentliches Metier sei der Krieg, dieses verstehe er aus dem Grunde und er kenne keine Lectüre, die ihn stärker und dauernder beschäftige als die seiner Regimentslisten. Seine Staatsverwaltung in Frankreich selbst und das Lehnsystem, welches er in den eroberten Provinzen aufrichtete, hatte als letzten Zweck immer das Bedürfniß im Auge, die Armee auf eine zweckmäßige Art zu recrutiren. Die centralisirte Staatsmaschine hat er nicht erfunden, er überkam sie als ein Erbtheil der alten Monarchie und der Revolution; aber freilich wußte er sie mit seinem genialen Blick und seinem durchgreifenden Willen ganz anders anzuwenden, als es früher geschehen war. Welchen Zweig der Staatsverwaltung er auch in Angriff nahm, er hatte von all seinen Umgebungen immer den klarsten Blick. Nur daß er in der Gesetzgebung wie in der Anordnung der Verwaltung immer mit dem Hintergedanken ans Werk ging, Frankreich so zu organisiren, daß es tüchtige Offiziere, zahlreiche Recruten und die zu den Armeen nöthigen Geldmittel liefern konnte. Er hatte Frankreich auch in bürgerlicher Beziehung besser verwaltet, als die zunächst vorhergegangenen sinnlosen Regierungen, aber das bürgerliche Frankreich war ihm nur Mittel, nicht Zweck, während seine Armee ihm wirklich ans Herz gewachsen war. Er hörte am liebsten, wenn man ihn den Vater der Soldaten nannte, und das war auch in der That die richtigste Bezeichnung für ihn.

Noch ist ein zweiter Umstand zu bemerken. Er hat das neue Frankreich nicht aus dem Nichts geschaffen, er hat es in seinen wesentlichsten Momen-

ten bereits vorgefunden und ihm nur den angemessnen Ausdruck gegeben. Seine Marschälle, seine Senatoren, seine Gesetzgeber, so entschieden er sie zu seinem Dienst verpflichtete, waren doch nicht blos seine Creaturen; sie waren groß, schon bevor er ans Ruder kam; er hatte sich über sie erhoben und sie dienten ihm freudig und mit Stolz, weil ihre Principien und ihre Zwecke keinen bessern Vertreter, keinen glorreichern Mittelpunkt finden konnten; aber sie verloren in diesem Dienst doch nicht ihr eignes Selbst; sie nahmen auch von seiner Seite eine gewisse Achtung in Anspruch.

Und doch stand auch bei ihm wie bei Alexander und bei Cäsar die Monarchie nur auf zwei Augen, sie war an seine Persönlichkeit gebunden. Es ist der Uebelstand der rein militärischen Monarchie, daß auf den großen Eroberer die Diadochen folgen. Es war kein Unglück für das Frankreich von 1815, daß ihm damals durch die Wiederaufrichtung der traditionellen Monarchie das Diadochenzeitalter erspart wurde.

Wenden wir uns jetzt zu dem Bonapartismus von 1858, so haben wir insofern leichtes Spiel, als seit den neuesten Verordnungen alle Welt einig ist, was man darüber zu denken habe, gleichviel welcher Partei man sonst angehört. Uns Deutsche namentlich, die wir noch vor wenigen Monaten von unsrer Freiheit kein großes Rühmen zu machen wußten, ist jetzt zu Muth, als lebten wir in Nordamerika in vollständigster Unbändigkeit und Zügellosigkeit. Wir hatten früher gemeint, die Ordnung sei in Frankreich grade straff genug angespannt: mit einiger Verwunderung haben wir gesehn, daß man die Zügel doch noch weit schärfer anziehn konnte, und das Beste ist, daß man dabei noch immer auf dem Boden der Volkssouveränetät steht. Das Volk will nicht, daß andere Meinungen ausgesprochen werden als die patentirten der Regierung, es will nicht, daß sich Böswillige im Lande aufhalten, es ertheilt daher der Regierung die Vollmacht, Personen, die wegen übelgesinnter Reden zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt werden, nach Ablauf dieser Strafe ohne weiteres zu deportiren. Wer dieses Volk ist, das lehren dem Zweifler die Adressen des Moniteur. Die souveräne Armee, die den Decembertron aufgerichtet, erklärt ihren Willen für die Erhaltung der Dynastie auch über das Leben des gegenwärtigen Herrschers hinaus, und damit sie diesem Willen Nachdruck geben kann, wird ganz Frankreich militärisch organisirt, fünf Marschälle führen die Provinzialregierung, ein General commandirt als Minister des Innern mit echt militärischem Lakonismus den Präfecten, ein militärischer Regentschaftsrath erwägt die großen politischen Fragen. Das Verhältniß ist so unumwunden und klar herausgestellt, daß jeder Commentar überflüssig erscheint.

Indeß dürfte es doch nicht unnütz sein, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, daß wir in Deutschland, nicht blos in Oestreich, auf dem besten Wege zu ähnlichen Institutionen waren. Unsere deutschen Mon-

archien sind gewiß nicht durch das Militär aufgerichtet, sie sind organisch aus den sittlichen Institutionen des Volks hervorgegangen, sie wurzeln in dem Herzen des Volks: und doch wurde eine Zeit lang nicht anders geredet, als ob das Militär ihre einzige Stütze sei. „Wider Demokraten helfen nur Soldaten!" war ein beliebtes Sprichwort. Unsere angestammten Könige wurden in officiellen Erlassen immer als die Kriegsherren bezeichnet, man sprach von nichts als von den herrlichen Kriegsheeren und das in einer Zeit, wo man mit großer Behutsamkeit jeden Krieg vermied, wo man sich beeilte, selbst mit dem kleinen Dänemark Friede zu machen und wo demnach im Ausland die Meinung von unsrer Kriegsmacht nicht sonderlich hoch stand. Glücklicherweise ist darin eine Umkehr erfolgt, man hat sich besonnen, daß unser Volkscharakter ein vorwiegend rechtlicher ist, und daß auch unsere Monarchien am besten gedeihn, wenn sämmtliche Volksclassen an ihrer Erhaltung betheiligt werden, sämmtliche Volksclassen in ihnen ihre Befriedigung finden. Deutschland ist nichts weniger als revolutionär, das hat sich jetzt wieder in dem aufrichtigen Enthusiasmus des gesammten preußischen Volks für das Glück seines Herrscherhauses recht schlagend gezeigt; aber in seiner sittlichen Entwicklung geht neben dem monarchischen und aristokratischen Element, die beide mit ihrem traditionellen Charakter gepflegt und in ihrer historischen Berechtigung anerkannt werden sollen, das demokratische, oder wenn man will, das bürgerliche gleichen Schritt, und es ist die Aufgabe des Staats, diesem historisch jüngern Element in den politischen Einrichtungen diejenige Stelle zu geben, auf der es für das Gedeihn des Ganzen thätig mitwirkt und vor gefährlichen Auswüchsen bewahrt wird, die niemals ausbleiben, wenn einem factisch mächtigen Princip die legale Geltung versagt wird. Wir freuen uns, wenn auch die Aristokratie auf dem Boden des constitutionellen d. h. des die Einseitigkeiten einzelner Stände ausgleichenden Rechtsstaats mehr und mehr festen Fuß faßt; neben ihr wird ebenbürtig die Demokratie ihren Platz behaupten. Es war einseitig, die Monarchie blos „auf breitester demokratischer Grundlage" aufrichten zu wollen; noch einseitiger wäre es, ihr blos die Aristokratie zur Stütze zu geben: völlig unmöglich, ein Prätorianerthum aufzurichten, grade weil das deutsche Volk mit der Revolution nichts zu thun hat.

Schleswig-holsteinische Aussichten.

Wenige Patrioten werden von der jetzigen Thätigkeit des Bundestages etwas Ersprießliches für die schleswig-holsteinische Angelegenheit erwarten. Zwar sind in der Sitzung vom 11. Februar die bekannten Ausschußanträge zum

Beschluß erhoben, aber der hannoversche Antrag, der zu Weiterm hätte führen können, ist vorläufig bei Seite geschoben, und der herzogliche Bundestagsgesandte hat die Beschwerden Lauenburgs für unbegründet erklärt; man sieht eine Reihe neuer unerquicklicher und unersprießlicher Hin- und Herverhandlungen voraus, in denen Dänemark nicht nachgeben wird, weil doch die ultima ratio, die nöthigen Zwangsmaßregeln fehlen werden. Dennoch haben die Bundestagssitzungen, in denen über die Angelegenheit der Herzogthümer berathen wird, ihre große Bedeutung, sie halten das Interesse für die Sache wach oder tragen doch wenigstens dazu bei, und sie gewöhnen das Ausland daran, die Frage als rein deutsche von der obersten deutschen Behörde behandelt zu sehen. Außerdem, wenn die Erklärungen des Bundestages auch Dänemarks Trotz nicht brechen, so vermehren sie doch seine Verlegenheiten in hohem Grade, je mehr der Bund in seinen Aeußerungen eine übergroße Milde und Sanftmuth zeigt, desto weniger Vorwand findet das kopenhagner Cabinet, die Einmischung nichtdeutscher Großmächte anzurufen. Hat man doch sogar das Erstaunliche gesehen, daß die officielle petersburger Zeitung viel weiter in ihren Vorwürfen gegen Dänemark ging als das Organ der deutschen Nation, und während letzteres ängstlich vermied, den Namen Schleswigs auszusprechen, den Dänen ernstlich die Ungesetzlichkeit der Versuche, dies Herzogthum einzuverleiben, vorhielt. Das russische Cabinet hat durch den merkwürdigen Art. dieses Blattes vom 29. Januar Deutschland den Weg gezeigt, den es vorläufig einschlagen kann, ohne eine Einmischung des Auslandes zu befürchten, und dieser Weg geht über das bisher in Frankfurt verfolgte Ziel hinaus. Nachdem die petersburger Zeitung anerkannt hat, daß das londoner Protokoll nur die Erbfolge und damit lediglich das personelle Verhältniß des Regentenhauses zu den Herzogthümern, ohne die Realverhältnisse zu berühren, festgesetzt habe, zeigt sie, daß obwol die administrative und gerichtliche Vereinigung Schleswigs und Holsteins aufgehört habe, die beiden Lande nichts desto weniger gemeinsame Beziehungen erhalten und ihre Selbstständigkeit und Gleichberechtigung mit den andern Theilen der Monarchie auch durch die neuesten Verträge unangetastet geblieben ist. Der Zusammenhang der beiden Herzogthümer findet aber vorläufig seinen wesentlichen positiven Ausdruck in gewissen gemeinsamen, nichtpolitischen Institutionen wovon, die kieler Universität die bedeutendste ist. Die Gerechtsame desselben aber sind von Dänemark gröblich verletzt, diese Privilegien wurden, wie das russische Blatt hervorhebt, völkerrechtlich festgesetzt durch den Vertrag vom 11. (23.) April 1767 zwischen der kaiserlich russischen Krone einerseits und der königlich dänischen Krone andrerseits, betreffend die Abtretung des vormals großfürstlichen Antheils von Holstein. Darin verpflichtet sich die dänische Regierung „die Akademie zu Kiel zu conserviren, auch bei ihren habenden privilegiis zu schützen.“ Zu diesen

Privilegien gehört nun aber auch die gesetzliche Bestimmung, „daß alle sich den Studien widmenden Unterthanen zwei volle Jahre in Kiel studiren oder gewärtigen sollen, daß sie zu keiner Beförderung weder in civilibus noch in ecclesiasticis Hoffnung haben." — Die Dänen haben dieser Vorschrift zuwider bekanntlich eine Menge Stellen mit Dänen, die nie in Kiel studirt haben, besetzt; auch dadurch hat noch eine Umgehung jener Privilegien im Sinne einer Danisirung des Herzogthums stattgefunden, daß die Abgangszeit für die Schüler der Gymnasien in Hadersleben, Flensburg und Schleswig so eingerichtet ist, daß sie nicht mit der Semestereintheilung der kieler, wol aber mit der der kopenhagner Universität übereinstimmt. Die Vertragsbrüchigkeit, welche die dänische Regierung sich durch ihre Sprachmaßregelungen hat zu Schulden kommen lassen, kann gleichfalls mit dem vollkommensten Recht vor das Forum der Bundesversammlung gezogen werden; denn in der Proclamation vom 28. Jan. 1852 heißt es „der für das Herzogthum Schleswig auszuarbeitende Gesetzentwurf wird insbesondere die erforderlichen Bestimmungen enthalten, um der dänischen und deutschen Nationalität in dem gedachten Herzogthum völlig gleiche Berechtigung und kräftigen Schutz zu verschaffen und zu sichern." Wie diese Versprechungen gehalten sind, darüber geben Moritz Buschs schleswig-holsteinische Briefe und die Verhandlungen der schleswigschen Ständeversammlung mit ihren 8000 Petitionen, Kunde. Ein andrer Punkt, dessen die petersburger Zeitung nicht gedenkt, der aber in noch viel höherm Maße zur Competenz des Bundes gehört, ist die Grenzregulirung zwischen Holstein und Schleswig, welche noch immer nicht von Dänemark vollzogen ist. Sie wurde in dem ersten Abkommen mit Oestreich und Preußen festgestellt, als Folge des berliner Friedens vom 2. Juli 1850; wenn man an die Regelung dieser Frage geht, so würde sich bald zeigen, daß ein bedeutender Theil des Landes jenseits der Eider zu Holstein gehört. In einem dänischen Werke, welches von dem Chef des Generalstabs der dänischen Armee, Hr. A. Baggesen verfaßt, als Lehrbuch für die militärische Hochschule in Kopenhagen dient, heißt es: Die Grenze zwischen Schleswig und Holstein wird gebildet durch den schleswig-holsteinischen Kanal und die Eider, doch nur im Allgemeinen; denn es sind Ausnahmen wie folgt: 1) Osterade. 2) Ramnort mit 6 Dörfern, $1\frac{1}{4}$ Meile Areal. 3) Außer der Altstadt oder dem Theile Rendsburgs, welcher von der Eider umflossen wird, gehört auch das „Kronwerk" oder der nördlich der Eider belegene Theil der Festung zugleich mit dem übrigen Theile der Stadt Rendsburg zu Holstein." — Die Bevölkerung dieser Districte zahlte Steuern zur Bundesmatrikel des deutschen Bundes und wählte nach dem dänischen Gesetz von 1834 zu den holsteinischen, nicht zu den schleswigschen Ständen. Durch Abtragung des Kronenwerkes haben die Dänen also eine deutsche Festung zer-

stört. Dies muß vom Bunde geltend gemacht und von Dänemark restitutio in integrum gefordert werden. Eine fernere Maßregel, wozu der Bund vollkommen berechtigt ist, und die der kopenhagner Partei höchst unbequem sein müßte, wäre die Anordnung einer Inspection des 10. Armeecorps, das bekanntlich aus Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg, Hanseſtädten und Holstein besteht; die Dänen haben die holsteinischen Truppen nach den Inseln geschickt und Inseldänen nach Holstein, zur Inspection müßten die deutschen Truppen wieder zurückkehren.

Man sieht, der Bund hat Handhaben genug, auch ohne zur Execution zu schreiten, um den Dänen Verlegenheiten zu bereiten, es kommt auf den Willen und die Geschicklichkeit an. Leider sind die Regierungen, welche sich augenblicklich besonders für die Herzogthümer interessiren, nicht geeignet, die Popularität der Bundesmaßregeln zu fördern. Der holstein-lauenburgische Gesandte konnte in der eschenheimer Gasse wol mit Ironie bemerken, die königl. hannoversche Regierung sei ohne Zweifel am besten im Stande, über die Unstatthaftigkeit von Verfassungsverletzungen zu urtheilen. Was soll man auswärtigen Staatsmännern erwiedern, die sagen, es sei ein schlechter Scherz, daß eine Versammlung, in der die Vertreter von Hessen, Hannover, Oestreich, Mecklenburg u. s. w. sitzen, über Verkümmerung der Rechte deutscher Stände klagen wolle? — Wir kommen damit zu unserm ceterum censeo, daß die schleswig-holsteinische Frage erst dann in ein hoffnungsvolleres Stadium treten kann, wenn Preußen sich entschließt, sie in ihrem wahren Sinne aufzunehmen und allein oder im Verein mit deutschen Bundesgenossen durchzuführen. Suchen wir uns noch darüber klar zu werden, welche Chancen dafür unter gegenwärtigen Umständen vorhanden sind, und sehen zuerst, wie die Dinge in Dänemark selbst stehen. Kein aufmerksamer Beobachter kann leugnen, daß die Verhältnisse in Kopenhagen in immer wachsender Zerrüttung begriffen sind, so daß selbst den Ultradänen bei der Sache nach und nach unheimlich und hie und da ein versöhnlicherer Ton gegen Deutschland angeschlagen wird. Der Gesammtstaat, dies große Ziel der dänischen Staatsweisheit, ist in voller Auflösung begriffen, nur die Form wird noch mühsam zusammengehalten, materiell weicht der Grund überall unter den Füßen. Das gibt ein merkwürdiger Artikel des Fädrelandet selbst zu, das seine Landsleute auffordert, doch ein für allemal die zum größten Theile schon gebrochenen Illusionen aufzugeben und einzusehen, daß der londoner Tractat, den man als das Universalrettungsmittel preise, durchaus nichts Anderes garantire, als die Einheit der Erbfolge in der Monarchie. Wenn das Blatt dann seinen Freunden den Rath gibt, die Ohren steif zu halten, so ist das leichter gerathen als gethan. Worauf es uns ankommt, das ist, neben dem oben angeführten Passus, das Bekenntniß, daß das londoner Protokoll durchaus nicht ein

Schleswig-Holstein in der dänischen Monarchie unmöglich mache. Grade das aber fürchten die Dänen wie den leibhaftigen Teufel. Sie würden eher Schleswig aufgeben als in eine Union mit Schleswig-Holstein treten, denn sie sehen voraus, daß die beiden Herzogthümer, die ihnen schon jetzt in ihrer Gebundenheit so viel zu schaffen machen, bei einer Selbstständigkeit alle freie Bewegung der dänischen Politik vernichten und sich schließlich doch wol von Dänemark losreißen würden. Schon sind die kopenhagener Staatsmänner bereit, Holstein und Lauenburg ganz auszuscheiden, wenn man dafür die Einverleibung Schleswigs zugäbe. Sie müssen dazu gebracht werden, uns auch die südliche Hälfte Schleswigs zu lassen. Die Theilung nach den Nationalitäten ist die einzige Lösung. Wenn Deutschland darüber klagt, daß die Deutschen in Schleswig von Dänemark absorbirt werden sollen, so darf es selbst nicht verlangen, die Nordschleswiger, die keine rechten Deutschen sind, zu absorbiren. Wir sind uns vollkommen bewußt, daß diese Lösung nicht dem alten Rechte entspricht, „daß diese Lande sollen bleiben zusammen, ungetheilt, zu ewigen Zeiten", aber wir schätzen die Sache, auf die es uns ankommt, die Erhaltung eines der edelsten deutschen Stämme, für höher, als das Rechtsprincip. Es ist sicher die Bestimmung der cimbrischen Halbinsel, allmälig ganz deutsch zu werden, aber wir dürfen dem stillen Werk der Geschichte nicht erobernd vorgreifen, so sehr deutsche Bildung schon bis zum Skagerrack herrscht, so sehr Hamburg und Lübeck die ökonomischen Hauptstädte Jütlands sind, noch ist der nördliche Theil Schleswigs nicht deutsch, die Volkssprache ist das Plattdänische. Die Aufrichtung Holsteins, Lauenburgs und Südschleswigs in einen selbstständigen, von Dänemark ganz getrennten deutschen Bundesstaat, das ist das Ziel, worauf wir und vor allem die preußische Staatskunst hinarbeiten müssen. Wäre im orientalischen Krieg Preußen auf die Seite der Westmächte getreten, so hätte es für die großen Opfer, die eine Cooperation ihm auferlegt hätte, eine materielle Entschädigung fordern können und solche vielleicht an der Eider gefunden. Es ist nicht geschehen, die große Conjunctur ist vorübergegangen. Inzwischen ist die schleswig-holsteinische Sache reifer geworden. Wenn Preußen sie jetzt in die Hand nimmt, so muß es das um ihrer selbst willen ohne Vergrößerungsabsichten für sich thun, um als der deutschen Nation natürlicher Vertreter dazustehen. In diesem Augenblick ist die Lage noch nicht so, daß man ein entscheidendes Ereigniß wünschen könnte, aber der Zustand Europas ist kritisch und kann jeder Zeit das entschlossene Eingreifen möglich und nöthig machen; vorläufig ist es uns geboten, die Verlegenheiten Dänemarks nach allen Seiten hin zu mehren und die Theilnahme für unsere schleswig-holsteinischen Brüder wach zu halten.

Josephus und der jüdische Krieg.

Des Flavius Josephus Geschichte des jüdischen Krieges, übersetzt von Heinrich Paret, Diakonus zu Brackenheim 1856. Stuttgart, J. E. Metzler.

Wenn Spiegelberg Karl Moor aufforderte den Josephus zu lesen, so hatte er allerdings dazu seine ganz besondern Gründe; aber auch für andere Leser ist es eine sehr interessante Lectüre. Die obengenannte treffliche neue Uebersetzung seiner Geschichte des jüdischen Krieges bietet Nichtphilologen Gelegenheit, sich mit dem besten Buch dieses merkwürdigen Schriftstellers bekannt zu machen; sie ist übrigens auch für Philologen nicht ohne Werth. Josephus beschrieb den Untergang seines Vaterlandes in Rom als Pensionär der siegreichen Ueberwinder, zuerst in seiner Muttersprache, dann in der griechischen Umarbeitung, die wir noch haben. In welchem Sinne, erhellt daraus, daß Titus die Veröffentlichung ausdrücklich autorisirte. Ein kurzer Abriß der jüdischen Geschichte von den Makkabäern an leitet die ausführliche Erzählung ein, in welcher die Empörung der aufs Aeußerste getriebenen Nation, ihr vierjähriger Verzweiflungskampf gegen eine erdrückende Uebermacht und dessen tragisches Ende geschildert werden. Für die äußerliche Wahrheit d. h. die Richtigkeit und Genauigkeit in der Darstellung der Begebenheiten bürgt, daß Josephus als Augenzeuge und für Augenzeugen schrieb. Innere Wahrheit d. h. richtige Darstellung der Motive und Einflüsse, die auf die Entwickelung dieser großen Katastrophe einwirkten und die Führer der Bewegung leiteten, dürfen wir hier natürlich nicht suchen. Für Josephus sind die heroischen Vertheidiger der Sache, von der er abgefallen war, um sein kostbares Leben zu retten, „Räuber oder Unsinnige".

Das zweite größere Werk des Josephus „die jüdischen Alterthümer" (eine jüdische Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf das Jahr 66 nach Chr.) ist in seiner zweiten Hälfte eine wichtige Quelle auch für römische Geschichte, zum größern Theil hat es ein vorwiegend theologisches Interesse. Die Erzählung folgt im Ganzen dem alten Testament, aber auch nationalen Traditionen und Sagen. Seine kurze Autobiographie ist eine Vertheidigung gegen die Angriffe der jüdischen Patriotenpartei, der man die unbehagliche Stimmung des Verfassers trotz des überschwenglichen Selbstlobes anfühlt. Viel erquicklicher ist seine Vertheidigung des Judenthums gegen den alexandrinischen Gelehrten Apion, in der die Vortheile, welche die monotheistische Religion und ihr Moralgesetz ihrem Verfechter gegen die heidnischen Angriffe bietet, geschickt benutzt und die Darstellung würdig gehalten ist. Zugleich erhalten wir hier interessante Einblicke in die antike judenfeindliche Literatur, für welche

z. B. auch Ciceros Lehrer Apollonius Molo thätig war. Auch diese Schrift verdiente eine Uebersetzung von so kundiger Hand, als sie dem jüdischen Kriege zu Theil geworden ist.

Josephus war einer von den Männern, die durch reiche Begabung befähigt sind, selbst unter schwierigen Verhältnissen eine ehrenvolle Stellung zu behaupten, aber nicht Größe und Festigkeit des Charakters genug besitzen, um aus gewaltigen sittlichen Conflicten unbefleckt hervorzugehen. Er war nichts weniger als ein Held, aber ein reicher und glänzender Geist, und wenn auch keine edle, doch keine gemeine Natur. Im Jahre 37 nach Chr. geboren, stammte er aus einer angesehenen priesterlichen, mit dem hasmonäischen Fürstenhause verwandten Familie, erhielt eine sorgfältige religiöse Erziehung, studirte nacheinander die Doctrinen der drei jüdischen Hauptsekten, brachte sogar drei Jahre bei einem ascetischen Einsiedler in der Wüste zu, und entschied sich schließlich für den Pharisäismus. In der einseitigen Borniertheit seiner Nation, die alle nichtjüdische Cultur voll Verachtung ignorirte, war er so wenig befangen, daß er sich mit griechischer Sprache, Literatur und Bildung eifrigst beschäftigte. Eine in seinem 26. Jahre unternommene Reise nach Rom erweiterte seinen Gesichtskreis unermeßlich und war für sein ganzes Leben entscheidend; denn ohne Zweifel legte sie den Grund zu seiner aufrichtigen Ueberzeugung von der unwiderstehlichen Größe des römischen Weltreiches; beiläufig gesagt wurde er durch Vermittlung eines jüdischen Schauspielers der Kaiserin Poppäa, Neros Gemahlin, vorgestellt, die sich, wie damals viele Römerinnen in den höhern Ständen, entschieden zum Judenthum neigte.

Beim Ausbruch der jüdischen Empörung (66 nach Chr.) wurde Josephus trotzdem von der patriotischen oder Kriegspartei ohne das entfernteste Mißtrauen zu den Ihrigen gezählt, sei es daß er von der Begeisterung der nationalen Erhebung mit ergriffen war, oder auch damals sich nur den Umständen fügte; denn er wurde an die Spitze der wichtigsten Provinz Galiläa gestellt. Im Anfange des Krieges entfaltete er die ganze Energie seines thätigen Wesens, um die Widerstandskraft dieser Provinz auf jede Weise zu verstärken; bald aber scheinen in seinem versatilen Geist die sehr natürlichen Bedenken über den Ausgang des Krieges und die alten Vorstellungen von der Unüberwindlichkeit der Römer die Oberhand gewonnen zu haben, und er suchte durch laue Kriegführung, halbe und selbst mehr als zweideutige Maßregeln sich den Uebergang ins römische Lager zu decken. Der dadurch erweckte, nur zu gerechte Verdacht führte zu den härtesten Conflicten mit den Häuptern der Kriegspartei, aus denen Josephus sein Leben nur durch Gewandtheit und Geistesgegenwart rettete. Im Jahre 67 übernahm der damals 58jährige Vespasian, ein in Thracien, Germanien, Britannien und Afrika erprobter General, das Commando der römischen Armee, und diese Aenderung des Oberbefehls machte

sich bald durch rasche, energische, wohl vorbereitete Schläge fühlbar. Josephus ward in die durch Natur und Kunst außerordentlich starke Festung Jotapata eingeschlossen. An der Spitze einer zum Aeußersten entschlossenen Besatzung konnte er weder an Uebergabe noch an Desertion denken, er sah sich gezwungen, die heroische Vertheidigung zu leiten. Er that es mit großer Energie, Umsicht und Kühnheit. Zoll für Zoll sieben Wochen lang vertheidigt, fiel die Festung endlich. Vierzigtausend Juden kamen bei der Belagerung und im Sturm ums Leben; Gefangene machten die Römer nur zwölfhundert, Weiber und unmündige Kinder. Josephus war es „unter göttlichem Beistande" gelungen, durch einen unterirdischen Gang mit 40 angesehenen Männern in eine tiefe Cisterne zu entschlüpfen. Sie hatten Lebensmittel auf mehre Tage, aber die Römer hatten alle Ausgänge besetzt und Flucht war unmöglich. Vespasian ließ Josephus mit dem Versprechen ihn zu schonen, zur Uebergebung auffordern. Ohne Zweifel bedurfte Josephus zu dem Entschluß, sich auf Kosten seiner Gefährten zu retten, keiner Ueberlegung, doch versichert er durch die Erinnerung an gewisse vorbedeutende Träume dazu bewogen worden zu sein, und in einem Gebet Jehovah zum Zeugen angerufen zu haben, daß er diesen Schritt nicht als Verräther, sondern als sein Diener thue! Die vierzig, sobald sie seine Absicht argwöhnten, drohten ihm den Tod. Aber auch aus dieser verzweifelten Lage rettete ihn seine Geistesgegenwart und die Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner Mittel, wo es sich um sein eigenes Heil handelte. Die schaudervolle Scene, deren Schauplatz jetzt die düstere unterirdische Höhle ward, wollen wir in seiner eigenen Erzählung geben.

„Auch in dieser verzweifelten Lage verließ den Josephus seine Besonnenheit nicht, sondern er setzte im Vertrauen auf Gottes Fürsorge sein Leben aufs Spiel. Er sprach: „„da der Entschluß zu sterben feststeht, so wollen wir dem Loose überlassen, wer jedesmal den andern niederstoßen soll; der durch das Loos Bezeichnete falle durch die Hand des nach ihm Getroffenen; so wird das Todesloos alle der Reihe nach treffen, ohne daß der Einzelne auf seine eigne Faust angewiesen ist, und es wäre doch Unrecht, wenn, nachdem die andern dahin sind, einer es sich reuen ließe und sein Leben rettete."" (!) Durch diesen Vorschlag gewann er sich wieder das Zutrauen, und nachdem er die andern überredet, looste auch er mit. Jeder durch das Loos Getroffene ließ sich willig von seinem Nachfolger hinschlachten, da ja gleich darauf auch der Feldherr sterben sollte, denn der Tod mit Josephus däuchte ihnen besser als das Leben. Uebrig blieb aber Josephus, sage man nun durch glückliches Ungefähr oder durch göttliche Vorsehung (!) mit noch einem andern, und da er weder vom Loose getroffen werden, noch wenn er als der letzte übrig geblieben wäre, seine Hand mit dem Blute eines Landsmanns beflecken wollte, überredete er auch jenen sich den Römern zu ergeben, und sich das Leben zu erhalten."

So einem fast gewissen Tode entronnen, ging Josephus einer kaum weniger furchtbaren Gefahr entgegen. Vespasian wollte ihn anfangs an Nero schicken, aber der gewandte Mann wußte Titus für sich einzunehmen und Vespasian zu imponiren, indem er sich mit dem Nimbus des Prophetenthums umgab, und ihm die künftige Kaiserwürde weissagte. Sogleich in einer anständigen Gefangenschaft gehalten, wurde er mit immer größerer Auszeichnung behandelt, je mehr seine Prophezeihung sich ihrer Erfüllung näherte. Nachdem er im römischen Lager der Belagerung und Einnahme Jerusalems beigewohnt hatte, begab er sich mit Titus nach Rom, wo ihm Vespasian sein eignes früheres Haus zur Wohnung anwies, ihm das römische Bürgerrecht, ein Jahrgehalt und große Güter in Judäa schenkte. In seiner nunmehrigen Muße verfaßte er seine Werke. Sein Todesjahr ist unbekannt. Es verdient Bemerkung, daß er des Christenthums und seines Stifters so gut wie nirgend gedenkt. Schwerlich hatte er einen Grund es absichtlich zu ignoriren, vermuthlich ahnte er nichts von seiner welthistorischen Bedeutung und legte ihm ebenso wenig Gewicht bei, wie den zahlreichen pseudomessianischen Bewegungen, die sich damals in Judäa kundgaben, und deren er auch zuweilen gedenkt.

Daß der Mann, der es vermochte den Vernichtungskampf und Untergang seines Vaterlandes aus dem Lager der Feinde mit anzusehen, in seiner Darstellung dieser furchtbaren Katastrophe nur sehr bedingten Glauben verdient, versteht sich von selbst. Glücklicherweise gibt er thatsächliches Material genug, um seine eigne Erzählung zu controliren und vielfach auch zu widerlegen. Man braucht bei Josephus nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die Juden zum Aufstande so gut wie gezwungen wurden, daß selbst der Untergang ihnen als Erlösung aus unerträglichen Zuständen willkommen sein mußte, und dieser Untergang war keineswegs so gewiß, die Empörung keineswegs ein so völlig hoffnungsloses und verrücktes Unternehmen, als Josephus es darstellt.

In einer Beziehung haben wir die vollste Sicherheit, daß Josephus nicht zu viel gesagt hat: in allem Schlimmen nämlich, was er der römischen Verwaltung von Judäa nachsagt. Zustände, über welche ein solcher Bericht mit Titus ausdrücklicher Genehmigung veröffentlicht werden konnte, müssen in der That himmelschreiend gewesen sein. Im Allgemeinen haben wir Grund zu glauben, daß die Provinzen sich in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit leidlicher befanden als während der Republik, wenigstens scheint der Grundsatz Tibers im Ganzen befolgt worden zu sein, daß man die Schafe zwar scheeren, aber nicht schinden müsse. Das unglückliche Judäa aber fiel in die Hände einer Reihe von nichtswürdigen Landpflegern (Procuratoren), deren schamlose Erpressungen und brutale Gewaltthaten selbst orientalische Geduld erschöpfen mußten. Und doch hätte das beklagenswerthe Volk auch diese

furchtbare Knechtschaft wenigstens länger ertragen, wäre nicht sein theuerstes Gut, der Glaube und das Gesetz seiner Väter, mit Rohheit verhöhnt und angetastet worden. Aber hier war die Grenze der Geduld, hier stieß die römische Gewaltherrschaft auf einen Widerstand, den sie weder zu biegen noch zu brechen vermochte. Als Pontius Pilatus (Procurator seit 25 nach Chr.) zuerst die Bilder des Kaisers Tiber nach Jerusalem bringen lassen wollte (was das jüdische Gesetz verbot), strömte eine zahllose Volksmenge nach seiner Residenz Cäsarea, um ihn zur Zurücknahme des Befehls zu bewegen. „Da Pilatus die Bitte abschlug, warfen sie sich zu Boden und blieben fünf Tage und ebenso viel Nächte liegen, ohne sich zu rühren." Der Herr Uebersetzer erinnert hier sehr passend an ein ähnliches Verfahren, womit das gemeine Volk in Indien zuweilen die Behörden zur Gewährung von Bitten zu bewegen sucht, das sogenannte Sthirnasitzen. „Am folgenden sechsten Tage setzte sich Pilatus in der großen Rennbahn auf den Richterstuhl, und ließ das Volk zu sich rufen, wie um ihm Bescheid zu geben, hatte jedoch zuvor den Soldaten den Befehl ertheilt, auf ein gegebenes Zeichen die Juden mit den Waffen in der Hand zu umringen. Plötzlich von einer dreifachen Linie Bewaffneter eingeschlossen, gaben die Juden in der Bestürzung über diesen Anblick keinen Laut von sich; als aber Pilatus erklärte, er werde sie niederhauen lassen, wenn sie nicht die Bilder des Kaisers aufnähmen, und demgemäß den Soldaten den Befehl gab, ihre Schwerter zu entblößen, da fielen die Juden wie auf geschehene Verabredung sämmtlich nieder, streckten ihre Hälse dar und riefen laut, lieber wollten sie sich umbringen lassen, als das Gesetz übertreten. Erstaunt über diesen religiösen Heldenmuth gab Pilatus Befehl, die Bilder sogleich aus Jerusalem zu entfernen." Ein Versuch, den Caligula machte, seine Standbilder im Tempel aufrichten zu lassen, scheiterte an demselben einmüthigen todesverachtenden Widerstande. Der römische Feldherr Petroninus, den Caligula mit einer bedeutenden Truppenabtheilung nach Judäa schickte, um seinem Willen Gehorsam zu erzwingen, überzeugte sich, daß er durch Anwendung von Gewalt ebenso wenig ausrichten würde, als durch Bitten und Drohungen. Es war in der Saatzeit; in der allgemeinen Aufregung des Landes blieben die Felder unbestellt, schon funfzig Tage waren mit fruchtlosen Verhandlungen vergangen, da entschloß sich Petroninus, um die drohende Hungersnoth abzuwenden, von der Erzwingung des kaiserlichen Befehls auf eigne Gefahr abzustehen. Caligulas Ermordung beendete bald darauf diese Krisis.

Noch eine Reihe von Jahren ließ sich die aufs Aeußerste gereizte Stimmung der Nation beschwichtigen. Endlich brachte die brutale Gemeinheit des Procurators Cassius Florus (64 nach Chr.) die Empörung zum Ausbruch. Ohne Mitleid und ohne Scham mißhandelte er das unglückliche Land aufs furchtbarste. Ganze Städte, sagt Josephus, verarmten, ganze Gemeinden

gingen durch seine Erpressungen zu Grunde; ganze Bezirke wurden durch seine Habsucht entvölkert; viele verließen ihre väterlichen Wohnsitze und flohen in andere Provinzen. Als Cassius Gallus, der Statthalter von Syrien (welchem der Procurator von Judäa untergeben war) um die Zeit des Passahfestes nach Jerusalem kam, umringte ihn das ganze zu dieser Feier zusammengeströmte Volk (nach Josephus nicht weniger als drei Millionen) mit flehentlichen Bitten um Erbarmen und Abhilfe. Aber diese hatten keinen andern Erfolg, als daß Florus nur um seine Sicherheit besorgt zu werden anfing und den Druck bis zum Unerträglichen steigerte, um einen Aufstand herbeizuführen, weil er dann hoffen konnte, die Juden in Rom als den schuldigen Theil erscheinen zu lassen.

Die nächste Veranlassung des Aufstandes war ein Raub, den Florus am Tempelschatz verübte. Diese freche Gewaltthat erregte lautes Murren. Der Procurator, ohne Zweifel sehr froh einen Conflict herbeigeführt zu haben, erschien mit Truppen in Jerusalem. Vergebens baten die Hohenpriester und Vornehmen, nicht das ganze Volk die Aeußerungen einiger Unzufriedenen entgelten zu lassen. Florus gab die wehrlose Stadt seinen Soldaten Preis, die nun wie in einer eroberten Festung plünderten und mordeten. Juden, die römische Ritter waren, wurden gegeißelt und ans Kreuz geschlagen; die Gesammtzahl der an diesem Tage Umgekommenen betrug mit Einschluß der Weiber und Kinder 3600, und doch gelang es nach diesem furchtbaren Gemetzel den Hohenpriestern, das Volk zu besänftigen; so tief war die Furcht vor der römischen Macht eingewurzelt. Aber Florus, seinem System getreu, fachte den Aufruhr durch eine neue Gewaltthat wieder an. Jetzt endlich setzte sich das Volk zur Wehr, und Florus verließ Jerusalem. Cassius Gallus überzog nun mit einer Armee von 30,0000 Mann Judäa, um die Empörung zu unterdrücken. Die offenen Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, die Einwohner zu Tausenden geschlachtet; aber gegen Jerusalem einen entscheidenden Schlag zu führen, war der römische Feldherr nicht im Stande. Er trat den Rückzug an, und auf diesem Rückzuge gelang es den Juden, ihm in mehren Gefechten bedeutenden Schaden zuzufügen, so daß er im Ganzen gegen 6000 Mann verlor. Dieses war der Anfang des Endes. Der Bruch mit Rom war nun unwiderruflich, die Kriegspartei fand kaum noch Widerspruch, die Stimmung des Landes ging in hohen Wogen. Der Gott Israels, der sein Volk aus Aegypten, von den Assyrern und aus der babylonischen Knechtschaft erlöst hatte, schien ihm jetzt wieder sichtbar die Hand zu seiner Befreiung zu bieten. Bis auf den letzten Augenblick blieb die Ueberzeugung der Gläubigen unerschütterlich, Jerusalem könne nicht in Feindes Hand fallen, der Tempel nicht untergehn, Gott werde ein Wunder thun. Diese begeisterte Zuversicht nährten falsche Messiasse, mehr Schwärmer als Betrüger, die Be-

freiung vom römischen Joch verhießen und Tausende von Anhängern fanden. Eine Weissagung, daß um diese Zeit einer aus Judäa die Weltherrschaft erlangen würde, bestärkte die messianischen Hoffnungen. Auch die Römer erwähnen sie, sie ist nachher auf Vespasian bezogen worden. Es war also mehr als hinreichender Zündstoff vorhanden, um die leidenschaftliche Aufregung und den religiösen Fanatismus zum lodernden Brande anzufachen; aber auch eine ruhigere Erwägung der Situation konnte das Gelingen der Erhebung kaum als unmöglich erscheinen lassen. Daß es nicht unmöglich sein werde, den Römern Widerstand zu leisten, hatten die eben über Cassius errungenen Vortheile gezeigt. Die Kriegsbereitschaft des Volkes konnte man sehr hoch anschlagen, ebenso die materiellen Hilfsquellen des Landes. Von dem benachbarten Königreiche Adiabene, dessen Regentenfamilie dem Judenthum eifrig ergeben war, durfte man nachdrückliche Unterstützung erwarten, und vielleicht ließ sich das mächtige parthische Reich zur Bundesgenossenschaft oder doch zu Demonstrationen bewegen. Von den in Vorderasien, Aegypten und Kyrene und auf den Inseln des Archipels zahlreich angesiedelten Glaubensgenossen hatte man Zuzug und Beiträge zur Vertheidigung des Nationalheiligthums zu hoffen. In Aegypten allein wohnte eine Million Juden (ungefähr der achte Theil der ganzen Bevölkerung). Gelang es, in dieser hochwichtigen Provinz einen Aufstand herbeizuführen, so konnte dadurch für Rom eine sehr ernste Verlegenheit entstehen.

Alle diese Hoffnungen waren freilich chimärisch, wenn es der Empörung an militärischer Organisation und einheitlicher Leitung gebrach, und beides fehlte gänzlich. Vielleicht wäre Josephus im Stande gewesen, die militärische Leitung zu übernehmen. Die Führer der Patriotenpartei aber scheinen reine Naturalisten gewesen zu sein, denen außer einer wilden Tapferkeit zu Feldherrn nichts weniger als alles abging. Die kämpfende Mannschaft war zahlreich und kühn bis zur Verwegenheit, aber mangelhaft bewaffnet, undisciplinirt bis zur Zügellosigkeit, ungeschult und ungeübt. In Anerkennung ihres todesverachtenden Muthes sind Tacitus und Josephus einstimmig. Der Tod, sagt der letztere, schien ihnen ein geringfügiges Uebel, wenn es ihnen nur zugleich gelang, einen Feind mitzutödten. Der Ungestüm ihrer Angriffe war so groß, daß sie oft die Feinde durch die Last ihrer Leiber umwarfen, mit denen sie sich in die vorgehaltenen Speere stürzten. Aber diese tollkühne Wuth vermochte die festen Colonnen der vortrefflich disciplinirten und angeführten römischen Legionen nicht zu brechen, und Tausende opferten sich in nutzlosem Heroismus. Dagegen vermochten sie den Römern, denen sie im offenen Felde niemals gewachsen waren, im Festungskriege die Spitze zu bieten, ja sogar die Oberhand zu behalten: also dieselbe Erscheinung, die sich in allen orientalischen Kriegen wiederholt hat. Josephus leitet sie bei den Juden aus der ihnen

eigenen Ausdauer im Unglück her. Nur waren sie bei Belagerungen insofern sehr im Nachtheil, als sie nicht verstanden mit Belagerungsgeschütz umzugehen, welche Waffe die Römer zu einer hohen Vollkommenheit entwickelt hatten. Sie lernten es erst während der letzten Belagerung von Jerusalem.

Wenn unter diesen Umständen das Gelingen des Aufstandes schon mehr als zweifelhaft war, so wurde es durch das Uebel gradezu unmöglich, an dem die jüdische Nation von jeher gekrankt hatte, durch das sie in die Gewalt Roms gerathen war und das ihr nun für immer den Untergang bereitete: innere Zwietracht und Anarchie infolge politischer und religiöser Spaltungen. Zeloten und Gemäßigte, Kriegs- und Friedenspartei führten auch seit dem Ausbruch der Empörung im ganzen Lande einen Bürgerkrieg bis aufs Messer. Die Gährung dieser wie jeder Revolution hatte natürlich die unlautersten Elemente nach oben gebracht. Die sogenannten Sicarier d. i. Mörder, der Auswurf der Zelotenpartei, wüthete mit Mord und Plünderung gegen alle wirklichen oder angeblichen Römerfreunde. In Jerusalem hausten, die Gemäßigten abgerechnet, vier verschiedene Parteien, die sich in verschiedenen Quartieren verschanzten, sich förmliche Schlachten lieferten, die Stadt mit Zerstörung und Brand verwüsteten und in selbstmörderischem Wahnsinn ihre kolossalen Getreidevorräthe vernichteten. Josephus Schilderungen sind hier natürlich am wenigsten zuverlässig; denn abgesehen davon, daß er die Vorgänge im Innern der belagerten Stadt nur von Hörensagen berichtet, hatte er ein nur zu dringendes Interesse, die Vertheidiger Jerusalems als fanatisirte Räuberbanden darzustellen. Tacitus Darstellung (seine Historien sind leider nur bis zum Anfang der Belagerung erhalten) würde hier von unschätzbarem Werthe sein; doch so viel wissen wir auch durch ihn, daß die Vertheidigung nicht etwa durch eine Minorität geführt wurde, während die Majorität in ohnmächtiger Theilnahmlosigkeit zuschaute: sondern daß alle Waffenfähigen mit beispielloser Todesverachtung kämpften, und daß auch Frauen und Kinder an dem Kampfe Theil nahmen. Wie viel auf Josephus tugendhafte Entrüstung über die Schändlichkeit der Zeloten zu geben ist, können wir gelegentlich beurtheilen. Als ein ungeheures Verbrechen berichtet er, daß Johannes von Gischala goldene Tempelgeschenke einschmelzen ließ, ja daß er sogar (man denke!) nicht einmal die von August und seiner Gemahlin gestifteten Weinkannen schonte, und daß er heiliges Oel und Wein unter das hungrige Volk vertheilen ließ. Hiermit, fügt der Pharisäer mit frommem Augenverdrehen hinzu, habe die gottlose Frevlerbrut mehr als Sodoms Schicksal verdient. Doch das ist freilich unzweifelhaft, daß erst zu Anfang der Belagerung in Jerusalem zwischen den fechtenden Parteien eine nothdürftige Eintracht hergestellt wurde und daß vor und während der Belagerung in der unglücklichen Stadt ein furchtbarer Terrorismus herrschte.

Die Belagerung begann im April des Jahres 70 n. Chr. Von den drei Mauern, die die Stadt umgaben, nahmen die Römer nach funfzehntägiger Arbeit trotz verzweifelter Gegenwehr die äußerste ein und machten sich dann in vier Tagen zu Herren der dahinter aufgerichteten Zwischenmauer und der Vorstadt Bezetha. Zur Erstürmung der zweiten Mauer und der (von Herodes zu Ehren Marc Antons so genannten) Burg Antonia an der Nordwestseite des Tempels warfen die Römer vier Dämme auf, die nach siebzehntägiger Arbeit vollendet waren. Aber die Belagerten waren nicht müßig gewesen, sie hatten von der Antonia aus die römischen Dämme unterminirt und mit Pfählen gestützt, die nun plötzlich angezündet wurden, worauf die Dämme in Qualm, Rauch und aufschlagenden Flammen einstürzten. Bei einem Ausfall, zwei Tage darauf, steckten die Juden auch die Maschinen in Brand.

Titus verzweifelte nun an dem Erfolg einer Bestürmung und entschloß sich zur Blockade. Mit einer allen Glauben übersteigenden Schnelligkeit stieg die Mauer in die Höhe, die Jerusalem von allen Seiten einschloß. Wenn sich in der Stadt der Mangel an Lebensmitteln schon längst fühlbar gemacht hatte, so begann nun der Hunger aufs furchtbarste zu wüthen. Das Maß Weizen, erzählten Ueberläufer, sei zuletzt um ein Talent (1500 Thlr.) verkauft worden. Die ekelhaftesten Dinge wurden gierig verschlungen; Cloaken nach Resten von Eßbarem durchstöbert. Eine Frau aus dem transjordanischen Lande, aus reichem und angesehenem Geschlecht, Namens Mirjam, schlachtete und briet ihr eigenes Kind sich zur Speise. Häuser und Straßen füllten sich mit Leichen, zu deren Begrabung es bald an Händen fehlte. Der Befehlshaber einer Thorwache, der zu den Römern überging, erzählte, aus diesem einzigen Thor seien von April bis Juni 115,880 Todte hinausgetragen worden. Natürlich fehlte es nicht an Ueberläufern. Viele derselben hatten Goldstücke verschluckt. Sobald dies bemerkt wurde, fingen die arabischen und syrischen Soldaten die Flüchtlinge und schlitzten ihnen die Bäuche auf, um sie nach dem Golde zu durchsuchen. Nach Josephus wären in einer Nacht 2000 auf diese Weise umgekommen. Titus Strafandrohung bewirkte weiter nichts, als daß diese Greuel heimlich verübt wurden.

Unter all diesen Schrecken des Todes, furchtbarer als die kühnste Phantasie sie erfinden könnte, ließ die Energie der Vertheidigung um kein Haar breit nach. Schon fing sich nach Josephus im römischen Lager die Besorgniß an zu regen, Jerusalem sei uneinnehmbar. Im Juni oder Juli fiel endlich die Burg Antonia, aber hinter ihr war eine neue Mauer aufgerichtet worden. Die Hallen, welche die Antonia mit dem Tempel verbanden, brannten die Juden selbst nieder, andere gingen bei den Stürmen der Römer in Feuer auf. Der nächste Angriff galt dem Tempel selbst. Sechs Tage lang ver-

suchten die Römer vergebens seine Außenwerke zu erschüttern. Titus hätte dieses in der ganzen alten Welt verehrte und berühmte Gotteshaus gern geschont. Aber bei einem Handgemenge (am 5. August), wo die Römer den Juden bis in den Tempel nachdrangen, schleuderte ein Soldat, von einem Kameraden emporgehoben, einen Brand durch das sogenannte goldene Fenster. Die Flamme griff um sich, zu spät eilte Titus herbei, seine Befehle verhallten ungehört im Getümmel und der Tempel ging in Feuer auf.

Auch nach dem Brande des Nationalheiligthums dauerte die Vertheidigung der obern Stadt mit unverminderter Hartnäckigkeit fort. Auch jetzt, wo alle Hoffnung geschwunden war, mußten die Römer noch jeden Zollbreit Boden mit Strömen von Blut erkaufen. Erst am zweiten September des Jahres 70 ging die Sonne über den rauchenden Trümmern Jerusalems auf. Mehr als eine Million Juden war nach Josephus bei der Belagerung umgekommen. An 100,000 wurden gefangen. Von diesen ward eine große Zahl hingerichtet, eine andere Menge verschmachtete aus Mangel an Nahrung, Tausende wurden in Gladiatorenspielen und Thierkämpfen geschlachtet, Tausende in die ägyptischen Bergwerke gesendet, die übrigen, namentlich alle unter 17 Jahren, als Sklaven verkauft. Mit der Zerstörung Jerusalems war der eigentliche Herd des Aufruhrs erloschen. Der Krieg konnte als beendet angesehen werden. Vespasian und Titus ließen die Denkmünze der Judaea capta schlagen, die als trauerndes Weib vor einem aufrecht stehenden Krieger unter einer Palme sitzt, und hielten einen der prachtvollsten und eigenthümlichsten Triumphe, die Rom je gesehen hatte. Ueber der heiligen Straße, nicht weit vom Aufgange zum Capitol erhob sich der Triumphbogen, an dessen Reliefs die Opfertische und der siebenarmige Leuchter, von Soldaten getragen, noch heute zu sehen sind. Die römischen Juden sollen lange diesen Weg vermieden haben.

An einigen Punkten Judäas glimmten die Reste des großen Brandes noch fort. Erst am Passahfest 73 n. Chr. fiel die letzte Festung Maseda und ihr Fall war ein schauerliches Nachspiel der großen Katastrophe. Die dort Eingeschlossenen wählten zehn aus ihrer Mitte, die alle übrigen tödteten und zuletzt einander. Die Zahl der Todten, Weiber und Kinder mitgerechnet, belief sich auf neunhundertsechzig.

Es ist ohne Zweifel sehr zu bedauern, daß wir die Geschichte des jüdischen Krieges nur in einer innerlich so unwahren und gefärbten Erzählung besitzen: aber selbst in dieser verfehlt der hochtragische Gegenstand nicht seinen ergreifenden Eindruck, der freilich anderer Art ist als der Verfasser beabsichtigte. Um so mehr, da Josephus ein in der That sehr großes Darstellungstalent besitzt, und in anschaulicher Lebendigkeit der Schilderung nichts zu wünschen übrig läßt. Für ihn wäre es freilich ehrenvoller gewesen, in der Vertheidi-

gung seines Vaterlandes den Tod zu finden, aber wir würden dann um ein sehr interessantes Buch ärmer sein.

Der natürliche Sohn.

Mit der Productivität unsers Theaters steht es so schwach, daß wir wieder in der Lage sind, zu den ersten besten pariser Fabrikaten zu greifen, um nur überhaupt etwas Neues zu haben. Es war schon einmal so, und man hat sehr lebhafte Klagen darüber gehört, daß sich das deutsche Publicum mehr an Scribes Lustspielen ergötzte als an den einheimischen Producten. Damals aber hatte die Klage keinen rechten Grund, denn so viel man an Scribe aussetzen mochte, seine Stücke waren immer noch viel besser gearbeitet, als was bei uns geschrieben wurde, und er führte seine Zuhörer in die gebildete Gesellschaft ein, aus der sich unser Theater mehr und mehr entfernt. Was uns aber heut aus Paris geliefert wird, ist in doppelter Beziehung verwerflich: es schildert uns die ekelhaftesten Zustände und es ist im schlechtesten Sinn des Worts gemacht; es hat durchaus keinen Grund seiner Existenz, als daß es den heimlichen Gelüsten des Pöbels schmeichelt. In diese Gattung gehört die Fiammina, die, so viel wir wissen, über alle deutsche Theater gegangen ist, obgleich sie nichts Anderes enthält, als eine verschlechterte Auflage von Menschenhaß und Reue; in diese gehört ebenfalls der natürliche Sohn von dem jüngern Dumas, dem eifrigen Nachfolger seines Vaters, der jetzt der eigentliche Beherrscher der pariser Bühne geworden zu sein scheint.

Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Dumas, namentlich wenn man die ersten Dramen des ältern ins Auge faßt, liegt hauptsächlich im Stoff. Beide behandeln das Laster, beide stellen es in einer Nacktheit dar, die wenig zu wünschen übrig läßt. Stellen wir die Werke des jüngern Dumas zusammen: Die Camelliendame, Diane de Lys, die demi-monde, die Geldfrage und den natürlichen Sohn, so kann man nicht sagen, daß der Sohn hinter seinem Vater zurückbleibt. Der Vater schilderte in Anthony, Angele u. s. w. das Laster, aber er schilderte es als einen individuellen Angriff gegen die bürgerliche Gesellschaft, die in ihren Gewohnheiten, Sitten und Gesetzen immer noch dem alten Begriff von Recht und Unrecht folgte. Der Sohn dagegen führt uns in eine Welt ein, in welcher das Laster Gewohnheit, ja Sitte geworden ist. In der angeblichen Intention ist er tugendhafter als sein Vater, er warnt vor den schlechten Gewohnheiten der demi-monde, während der ältere Dumas nicht selten sich auf die Seite des Lasters stellt. Wer wäre überhaupt in Frankreich heut nicht tugendhaft! Die Regierung voran und mit ihr im Bunde alle gut gesinnten Gegner des Socialismus. Aber man weiß,

was diese Tugend sagen will — ging doch auch der Verfasser der „Liaisons dangereuses“ von moralischen Absichten aus.

In der Sprache, überhaupt in der äußern Form, scheint ein Fortschritt stattzufinden. Der ältere Dumas plauderte mit höchster Ungenirtheit, wie man in seinen Gesellschaften zu plaudern gewöhnt war, und sein Stil verrieth fast in jeder Zeile den schlechten Umgang. Bei dem Sohn zeigt sich dagegen das offenbare Streben, elegant und distinguirt zu sprechen, er wählt seine Ausdrücke, er sucht so viel Feinheiten als möglich darin anzubringen, wobei es ihm doch nicht gelingt, die angeborne Nüchternheit und Trockenheit zu überwinden. Aber wir ziehn noch immer die freilich nicht selten brutale, ja man kann zuweilen gradezu sagen bestialische Form des ältern Dumas bei weitem vor; denn in ihr hörte man wenigstens bis zu einer gewissen Grenze die Stimme der Natur, er sprach wie es ihm ums Herz war, er war im Stande die Leidenschaft zu schildern, weil er nur der Leidenschaftlichkeit seiner eignen Natur Worte lieh. Von dieser Leidenschaft ist bei seinem Sohn keine Spur. Es ist alles die kälteste raffinirte Berechnung, er weiß, was sein Publicum verlangt, und macht es ihm zurecht, theils durch gute Beobachtung, theils durch frühere Lectüre dazu befähigt. Wie sehr er von den Reminiscenzen älterer Dichter abhängig ist, zeigt am deutlichsten sein erstes Stück, die Camelien-dame. Er hatte den Stoff früher in einer Novelle behandelt, die nichts Anderes war, als eine Variation auf das Thema der Manon Lescaut, aber eine Variation, die sich hauptsächlich an eine neuere Novelle von Mérimée, Arsène Guillot, anlehnte. Wie Arsène Guillot verband die Camelien-dame mit der herkömmlichen Gemeinheit ihres Handwerks viel Gutherzigkeit und Liebens-würdigkeit, gleich ihr erregte sie die Theilnahme der Leser dadurch, daß sie schwindsüchtig war, was sehr realistisch dargestellt wird, aber man muß diese beiden Novellen miteinander vergleichen, um zu ermessen, wie tief die Kunst gesunken ist. Mérimées Darstellung war nicht blos von einer wunderbaren Naturtreue, sondern auch wahrhaft poetisch, während in der Camelien-dame die häßliche, abschreckende Wirklichkeit mit einer nicht grade angenehmen falschen Sentimentalität überkleidet ist. In jedem seiner Stücke sucht Alexander Du-mas die Neugier des Publicums dadurch zu reizen, daß er es in einen ver-steckten Winkel jenes von der sittlichen Welt geschiedenen, auf den gemeinsten Motiven beruhenden Lebens einführt. Nähme man aber seinen Stücken die-sen Hautgout, so bliebe nichts übrig, als die gewöhnlichste Intrigue auf jene rohe Weise skizzirt, wie die Franzosen es in ihren sogenannten Melodramen gewöhnt sind.

Freilich hat der Dichter die Gabe der Beobachtung, er hat über seinen Gegenstand viele Realstudien gemacht und weiß das ganz Gemeine des Lebens zuweilen mit einer erschreckenden Anschaulichkeit auszumalen. Aber er

hat nicht die Gabe des echten Dichters, in der Charakteristik das Zufällige vom Nothwendigen zu sondern, seine Charaktere sind keine Typen, deren innere Wahrheit und Nothwendigkeit jedem Unbefangenen einleuchtet, sondern Genrebilder, denen das Einzige fehlt, was dieser Gattung Berechtigung verleiht, der Humor. Vollständige Trockenheit des Herzens, eine trostlose Altklugheit, die über alle Illusionen und allen Glauben hinaus ist, und das Ganze nicht selten in einer weinerlichen Form vorgetragen: das ist der Inhalt, den seine Stücke uns bieten. Die bloße Copie der sogenannten Natur d. h. der zufälligen Erscheinung reicht niemals aus, wo es gilt den Menschen in seiner Kraft, gleichviel ob im Guten oder im Bösen darzustellen; denn die Beobachtung gibt nur Bruchstücke; den innern Zusammenhang, das Princip und die leitende Kraft muß die Kunst des Dichters hinzufügen. Wir haben uns über das Mißverständniß in Bezug auf den Begriff des Realismus, in welches die meisten unserer jüngern Dichter verfallen, bereits mehrfach ausgesprochen, wir freuen uns, dieselben Ansichten von dem geistvollen Kritiker der Revue des deux Mondes, Emile Montégut, vertreten zu sehn, der sich jetzt auf eine höchst erfolgreiche Weise bemüht, den Posten des verstorbenen Planche würdig auszufüllen.

Literatur- und Kunstgeschichte.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts, als das Interesse an literar-historischen Studien seinen Anfang nahm, beschränkte man sich fast ausschließlich darauf, die höchsten Gipfel der Poesie miteinander zu verbinden und nach ihnen die Perspective auf den allgemeinen Entwickelungsgang derselben zu bestimmen. Bei den großen Fortschritten dieser Wissenschaft bemüht man sich jetzt im Gegentheil, die minder bekannten Gebiete der Literatur zu durchforschen, und mit mehr oder minder Bewußtsein darauf aufmerksam zu machen, wie viel die eigentlich genialen schöpferischen Naturen der fertigen Bildung und den sittlichen Anschauungen ihrer Zeit verdanken. Durch dies gründlichere Eingehn auf den stillen Bildungsproceß, auf das unmerkliche Werden und Wachsen des Geistes wird der historische Sinn ungemein gefördert, sobald man nur über diesen mikroskopischen Untersuchungen den großen Blick für das Allgemeine nicht verliert, sobald man sich nur daran erinnert, daß durch die Aufzählung der chemischen Elemente, aus denen eine schöpferische That hervorging, diese That selbst lange noch nicht erklärt ist. So überzeugen uns z. B., um vorzugreifen, grade die gründlichern Untersuchungen über die Bildungselemente der shakespeareschen Zeit immer mehr davon, wie hoch Shake-

speare über seiner Zeit stand, nicht blos durch die geniale Kraft der Darstellung sondern auch durch seinen freien, echt menschlichen Blick.

In der Reihe literar-historischer Monographien, durch welche unsere Wissenschaft in neuster Zeit bereichert ist, heben wir zunächst die Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie vornehmlich im 16. Jahrhundert von Adolph Ebert hervor (Gotha, Perthes). Grade hier liegt unsere Kenntniß noch sehr im Argen, weil das Zeitalter Ludwigs XIV. mit seinem scharf ausgesprochenen künstlerischen Charakter die Erinnerung an die frühere französische Entwickelung ganz aus unserm Gesichtskreis gedrängt hat. Herr Ebert hat sich die doppelte Aufgabe gestellt, den Zusammenhang zwischen der mittelalterlichen gewissermaßen elementarischen Volksbühne und dem modernen Kunstdrama, und den Zusammenhang dieser Uebergangszeit mit dem allgemeinen großen Umschwung, den die Menschheit dem Humanismus verdankt, nachzuweisen. Es ist ihm im Allgemeinen vortrefflich gelungen, und das Buch nimmt in unserer literar-historischen Wissenschaft eine nicht unbedeutende Stelle ein.

Von der Schrift: Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke, in Charakteristiken und Uebersetzungen, von Friedrich Bodenstedt (Berlin, Decker) ist bis jetzt der erste Band erschienen, der die Werke John Websters enthält. Das bedeutendste seiner Dramen, die Herzogin von Amalfi, 1623, also sieben Jahre nach Shakespeares Tod gedruckt, ist ganz mitgetheilt, so vortrefflich übersetzt, wie wir es von der Kunst des Herausgebers zu erwarten berechtigt sind. Von den übrigen Stücken: Vittoria Accorombona, des Teufels Rechtshandel, Appius und Virginia u. s. w. sind sehr zweckmäßige charakteristische Auszüge gegeben, und durch kurze literarische und biographische Notizen wird dem Leser das Verständniß erleichtert. Das Unternehmen ist dankenswerth, und recht für das Bedürfniß eines größeren Lesekreises eingerichtet. Nur beiläufig bemerken wir, daß wir mit dem Urtheil des Verfassers nicht ganz übereinstimmen; daß wir auch die Herzogin von Amalfi an Werth höchstens neben Titus Andronicus stellen können. Dagegen schließen wir uns unbedingt der Auffassung des shakespeareschen Zeitalters im Allgemeinen an. Dyce, der englische Herausgeber Websters, macht eine Bemerkung, die man von unsern Verehrern des Mittelalters zu häufig hört, als daß man sie nicht berücksichtigen sollte. „Vielleicht hat sich die Bühnensprache nur in demselben Maße veredelt, als unsere Sitten sich verschlimmert haben, und wir fürchten die Erwähnung von Lastern, welche wir uns nicht scheuen zu üben, während unsere Vorfahren weniger zimperlich als wir, aber desto energischer in Grundsätzen, sorglos in Worten und vorsichtig nur im Handeln waren.“ Herr Bodenstedt erwidert darauf mit vollem Recht: Ich kann mit dieser Ansicht des Herrn Dyce nicht übereinstimmen; ich glaube, daß unsere

Sitten in demselben Maße sich verfeinert haben wie unsere Ausdrucksweise, und daß die in den altenglischen Dramen vorkommenden Rohheiten der Sprache ganz den Sitten der damaligen Zeit gemäß waren. Es war das eine Zeit, wo England sich aus dem Rohen herausarbeitete zu leiblicher Wohlfahrt und geistiger Größe, eine Zeit mächtigen Wachsens und Werdens, wo demselben Boden, der so herrliche Früchte trieb, auch viel Unkraut und Wuchergewächs entsproßte — eine Zeit unvermittelter Elemente, und scharf ausgeprägter Gegensätze in den Eigenschaften der Menschen, wie in ihrer gesellschaftlichen Stellung. Auf der einen Seite hohes Streben, männlicher Ernst, die strengste sittliche Zucht und Würde; auf der andern Seite Ueppigkeit, wüstes Wohlleben, Hang zu den wunderlichsten Abenteuern und unerhörtesten Ausschweifungen. Doch diese Rohheit war keine zersetzende, raffinirte, wie sie der Ueberfeinerung, Fäulniß und Schwäche entspringt, sondern eine gesunde, frische, von übersprudelnder Kraft zeugende, des edelsten Aufschwungs und der mächtigsten Leidenschaften fähig.

Eine sehr fleißige und gründlich durchgeführte Arbeit ist Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften, nebst einer Auswahl seiner Komödien von Robert Prutz (Stuttgart und Augsburg, Cotta). Der Herausgeber hat sich seit einer Reihe von Jahren mit dem dänischen Dichter beschäftigt und bereits 1842 einen ersten Versuch über denselben veröffentlicht. Wenn er in dem Vorwort die Befürchtung ausspricht, man könnte sein Bestreben mißverstehen, da bei der gegenwärtigen Spannung zwischen Deutschland und Dänemark die Parteiung sich leicht vom politischen auf das literarische Gebiet übertragen möchte, so ist das wol eine ungegründete Besorgniß. Um der dänischen Unverschämtheit entgegenzutreten, die sich doch im Grund nur auf das Ausland stützt, haben wir nicht nöthig, ihren Poeten den Werth, der ihnen in der That zukommt, zu bestreiten. Uebrigens liegen politische Betrachtungen auch bei den Stücken, die Prutz mittheilt, nahe genug. Wenn wir den politischen Kannengießer auch nicht Holbergs bestes Stück nennen möchten, so ist es jedenfalls dasjenige, welches den handgreiflichsten Eindruck macht und für Deutschland selbst sprichwörtlich geworden ist. Mit so komischer Kraft nun die Satire sich geltend macht, so sind wir doch jetzt, hundert Jahre später, geneigt, über manche Punkte anders zu denken als Holberg. Daß sich die Zünfte um das Gemeinwohl kümmern und über die Gelder, die sie zahlen, Rechenschaft von den Behörden verlangen, erscheint uns nicht mehr als eine so exorbitante Forderung, und wenn der wackere Zinngießer von Bremen sich dadurch lächerlich macht, daß er für Deutschland eine Flotte fordert, so werden es jetzt grade die Dänen recht gut wissen, daß vieles anders gekommen wäre, wenn man solche Forderungen nicht mit einem einfachen Gelächter abgefertigt hätte. Die Satire beruht eigentlich einfach darauf, daß

der Handwerker des Ceremoniels nicht mächtig ist, mit dem ein gnädiger Bürgermeister sich umgeben muß. Auch in dieser Beziehung sind wir geneigt, milder zu urtheilen, und nebenbei bleibt es sehr zweifelhaft, wer sich lächerlicher macht, die gefoppte Frau Zinngießerin oder die vornehmen Damen, die, um die Neckerei durchzuführen, gezwungen sind, ihren Kaffee mit Syrup zu trinken und ihr die Schürze zu küssen. Doch soll damit nichts gegen das Stück gesagt sein, dessen komische Kraft nicht genug zu rühmen ist. Ueberhaupt hat Prutz eine glückliche Auswahl getroffen, auch die anderen Stücke: Hans Franzen, Jeppe vom Berge, die Wochenstube, der eilfte Juni, und Ulysses von Itacia, gehören in der That zu Holbergs besten Lustspielen. Die Uebersetzung ist der oehlenschlägerschen durchaus vorzuziehen, und wenn sie uns hin und wieder in Bezug auf die treue Nachbildung zu ängstlich gearbeitet zu sein scheint, so hängt das mit dem hohen Werth zusammen, den Prutz dem Original beilegt. Gern wollen wir zugeben, daß für die dänische Literatur Holberg eine Größe ersten Ranges ist und daß auch die Deutschen ihm vor Minna v. Barnhelm nichts, nach derselben sehr wenig an die Seite zu stellen haben, wenn man aber seine Stellung in der Weltliteratur fixiren will, muß man nicht vergessen, daß er nach Molière kommt, den er nicht unbedeutend benutzt hat, und der ihn nicht blos an Bildung und Geschmack, sondern auch an wahrhaft komischer Kraft unendlich überragt. Das Verhältniß des Dichters zu den dänischen Culturzuständen, aus denen er hervorging, hat Prutz vortrefflich auseinandergesetzt. Ebenso anerkennenswerth ist seine Bemühung, Holberg nach dem ganzen Umfang seiner schriftstellerischen Leistungen gerecht zu werden. Daß die Darstellung etwas breiter ist als wünschenswerth, ist ein Tadel, den wir gegen Prutz schon häufig haben aussprechen müssen.

In der Schrift: V. Hugo, Lamartine und die französische Lyrik des 19. Jahrhunderts historisch-kritisch zusammengestellt von Honegger, (Zürich, Meyer und Zeller) finden wir einige treffende Bemerkungen; im Ganzen ist es aber dem Verfasser nicht hinreichend gelungen, seine wohlgemeinten Empfindungen in klare Begriffe zu übersetzen.

Ein höchst schätzbares Material ist in der Schrift: Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternder Beischrift von Professor Hagen zu Königsberg, 2 Bände (Berlin, Schindler). Leider müssen wir hinzusetzen, daß der Verfasser, den wir im Uebrigen wahrhaft hochachten, das Buch mit einer Nachlässigkeit ausgearbeitet hat, von der wir in der gesammten Weltliteratur kein Beispiel kennen. Das Buch macht den Eindruck, als ob der Verfasser alle alten Papierschnitzeln, wie sie zufällig in seiner Schublade lagen, in die Druckerei geschickt habe, ohne sie vorher wieder anzusehn. Wenn er einmal die Semiten zu Mongolen macht, so mag das rein der Feder Schuld gegeben werden, aber wie er componirt, davon

könnten wir fast auf jeder Seite ganz erstaunliche Proben mittheilen: „Goethe ist in der Gesellschaft nicht einer von den Vielen, sondern ihr unbestrittenes Haupt, der Polarstern in dem nie untergehenden Sternbilde. Ungeachtet eines freundschaftlich innigen Zusammenlebens ist es weniger das geflügelte als das durch den Brief gefesselte Wort, durch welches er weit umher und in nächster Nähe wirkt; ungeachtet der Tiefurter Festlichkeiten, wo keine Gezwungenheit dem Freudenrausch wehrte, ungeachtet des von ihm gestifteten Kränzchens, bedingt seine Selbstständigkeit das Gemessene und eine sich nichts vergebende Gegenüberstellung u. s. w." oder S. 18: „Hübner ist unter den Deutschen derjenige zuerst, der das Genre in großartiger Entfaltung unsern Augen vorführt. Seine Bilder sind bedeutsam, vielleicht etwas zu gewaltsam, der sein Jagdrecht in der Zeit malte, als der bekannte Meyerheim in Berlin ein friedliches, ländliches Stillleben mit seinem Kätzchen darstellte und in dieser Weise zu componiren fortfährt u. s. w." Die Satzverbindung in diesen Stellen gibt eine ungefähre, aber nur schwache Vorstellung von der Art und Weise, wie die Paragraphen und Capitel aneinandergeflickt sind. Und es ist doch sehr schade, denn in dieser wüsten Formlosigkeit gehn nicht blos viele lehrreiche Notizen, sondern auch viele gesunde Urtheile zu Grunde.

Ludwig Schwanthalers Reliquien für alle, die des Meisters Namen ehren, erzählt von Franz Trautmann (München, Fleischmann) ist eine liebenswürdige Humoreske, die auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch macht.

Humor in Häuserinschriften.

Es pflegt jede Zeit ein Inschrifteninventar auf kommende Geschlechter zu vererben. Zunächst hat es seinen Zweck für die jedesmalige Gegenwart zu erfüllen, dann erbaut sich das Geschlecht der Kinder, der Enkel an dem nach und nach veraltenden Schatz. Es wird durch die Wandelbarkeit des schriftlichen Ausdrucks überholt, wird halb unverständlich, endlich Metapher. Nun erhält es für das Auge des rückwärts blickenden Forschers Interesse. Verschollene Zeiten werden bei dem Licht entzifferter Inschriften wieder deutlicher erkennbar. Es gilt zu vergleichen, zu verknüpfen, Beziehungen aufzusuchen und endlich die gefundene wissenschaftliche Perle in herkömmlicher Fassung dem allgemeinen Interesse zugänglich zu machen. Seit die Menschheit sich des schriftlichen Ausdrucks bemächtigte, hat sie den Nachlebenden Aufgaben dieser Art hinterlassen und es haben sich immer Forscher gefunden, welche die verdämmernden Spuren untergegangener Zeiten zu retten suchten, während die

noch deutlich erkennbaren Stapfen in der Zwischenzeit vom Sturm der Zeit weiter verwehten, späteren Geschlechtern nur noch als hieroglyphische Räthsel vorbehalten.

In folgenden Zeilen seien einige Proben zusammengestellt, wie sie ein nichtsentimentaler Wandersmann auf einigen seiner Streifzüge ins Taschenbuch schrieb, Gegenwart und Vergangenheit im bunten Durcheinander.

An einem Hause im südlichen Schwarzwald, nächst Herrischried:

„Ich Af steh da und gaf,
Und weil ich gaf und steh,
So könnt ich weiter geh."

Eine andere im berner Oberland gebräuchliche Inschrift:

„Was stehst und lugst mich an?
Mach's besser, wer's kann."

An einem Landhause bei Thun:

„Dies Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist vorne neu und hinten alt.
Hätte den Meister das Geld nicht g'reut,
Da hätt' er's nach hinten auch erneut."

An einem Bauerhause in Zschachwitz:

„Mit Gott erbaute ich dies Haus,
Mit Gott geh' ich drin ein und aus,
So lang es Gott, du Herr der Welt,
Mir hier zu wandeln noch gefällt."

In Steiermark an einem neu erbauten Hause, unter dem Bilde des heiligen Florian, der ein brennendes Haus durch den Inhalt einer Gießkanne vom Untergange rettet:

„Dies Haus stellt' ich in Gottes Hand,
Da ist es drei Mal abgebrannt.
Nun hab' ich's dem heiligen Florian vertraut
Und hoffe, daß er besser danach schaut."

Auf den Heiligenbildern und an den s. g. Leidensstationen finden sich in katholischen Landen mancherlei für Volkssitte und Volksgeschmack bezeichnende Inschriften. Sie sind aber meist so verfänglichen Inhalts, daß sie sich, um mit Goethe zu reden, besser mündlich als schriftlich überliefern lassen. Der Anfang einer derselben, über welcher die Verspottung Christi dargestellt ist, lautet:

„Herre Gotte, wilt du Tuback han?

worauf eine derbbäurische Abweisung im Geschmack des Simplicissimus erfolgt. Das Bild steht in Einsiedeln.

Der Marktbrunnen in Bruck trägt folgende Inschriften:

„Im 1826er Jahr Ich von gemeiner Stadt erbauet war.
Umb wegen Rebellions-Gefahr
Die Stadt Linz Belagert gar,
Der Bartelmäo Linzer Marckh hier gehalten war.

Destwegen bin ich worden grab'n,
Dass man ein kielen Trunck kan haben.
Und mag mich Drinchken Ohne Sorgen
Hat man kain Gelt so thue ich borgen.

Ich Hanns Prasser
Trinckh lieber Wein als Wasser.
Trünckh ich Das Wasser so gern als Wein,
So kundt ich ein reicherer Prasser sein."

Im steirer Wirthshause auf der Wacht steht eine von Pius V. erlassene Verordnung, nach welcher wer beim Ein- und Ausgehen „Gelobt sei Jesus Christus" sagt, für jedes Mal, das es geschieht, sich 100 Tage Ablaß erwirbt.

Aehnliche Verheißungen findet man in guter Auswahl jenseits der Alpen, wogegen die in deutschen Landen so gebräuchlichen Häuserinschriften verschwinden. In Sachsen sind dieselben noch in Schwung. Es gibt Dörfer, wo die Poesie über jeder Thüre stammelt, ähnlich wie auf den Grabsteinen der Kirchhöfe. In Holstein und Mecklenburg liest man meistens einen Bibelspruch an dem Thürbalken der Bauerhäuser; darunter die Namen des Mannes und der Frau. Die Häuser bleiben gewöhnlich in der nämlichen Familie und so ersetzt der Thürbalken gewissermaßen den Stammbaum.

Hier noch einige Inschriften aus Italien. In Venedig tragen alle Kirchen Segenswünsche für irgend einen neuen Pfarrer. Solche Herzensergüsse werden mittelst Schablonen in großen bunten Lettern an die Mauern gemalt. Sie sprechen in überschwänglichen Ausdrücken die Dankbarkeit der Gemeinde aus über das ihr in der Person eines so begabten, beredten, menschenfreundlichen Seelsorgers gewordene Geschenk. Eine derselben lautet:

Al' novello pastore in St. Martino D. Tommaso Ralti esimio benefico religioso i parocchiani per un tanto dono esultano.

Dem nämlichen Prediger wird von andrer Seite an einer Mauer der Nachbarschaft folgende Huldigung:

Al novello parroco in P. Martino D. Tommaso Ralti pio-dotto-benefico i Parrocchiani esultanti tanto bene ad esso desiderano quanto bene della religiosa solerzia (Eifer) di lui aspettano.

Nur in Venedig scheinen Inschriften dieser Art gebräuchlich.

In Rom lieſt man über reſtaurirten Straßenheiligenbildern nach dem Datum der Reſtaurirung den Zuſatz viva Jesu e Maria!

In einer kleinen Kirche unweit des Capitols findet ſich der Segen des Weihwaſſergebrauchs in großer Ausführlichkeit inſchriftlich feſtgeſtellt. Zuerſt die geiſtigen Wirkungen, worunter weſentlich das Verjagen der Dämonen aus örtlichen und körperlichen Verſtecken; Schutz gegen teufliſche Geſpenſter (fantasme diaboliche); Tilgung der läßlichen Sünden (peccati veniali); Vertreiben böſer Gedanken; Kräftigung gegen Verſuchungen; Hilfe gegen des Dämons geheime Anſchläge und Nachſtellungen u ſ. w.; die andre Abtheilung beſchäftigt ſich mit der Utilità corporale.

I. Remedia alla Sterilita dagli Uominie dalle bestie.

II. Preserva dalle malattia.

Körperliche und geiſtige Gebrechen werden durch das Weihwaſſer geheilt, ſchlechte Luft wird gereinigt, Peſt und Anſteckung fern gehalten. Schließlich werden Ausſprüche der heiligen Thereſia als Erfahrungsbeweiſe angeführt.

Verfluchungen, wie ſie am Schluſſe von päpſtlichen Bullen Sitte ſind und ehemals auch auf der erſten Seite der Bücher in Kloſterbibliotheken Sitte waren, finden ſich noch hie und da, tragen indeſſen keine neuen Daten. Eine ſolche Verfluchung ſteht an dem großen venetianiſchen Findelhauſe:

Fulmina il Signor Iddio!

Maleditioni e scomuniche

gegen alle diejenigen, welche Kinder hieher geben, ohne durch Noth dazu gezwungen zu ſein ꝛc. ꝛc. Alles nach dem Wortlaut der Bulle del nostro Signor Papa Paolo III. dato adi 12. Nov. 1548.

Auch das Verhalten in der Kirche, wie es eine Verordnung Leos XII. regelte, wird in einigen Kirchen Roms durch Inſchriften den Kirchgängern ins Gedächtniß gerufen. Beſonders ſcheinen die Weiber Aergerniß gegeben zu haben, denn ihrer wird zuerſt gedacht und zwar wie keine Beterin zugelaſſen wird, die nicht modestamente gekleidet ſei und ihren Kopf nicht verſchleiert trage. Die Weiber del basso Popolo ſollen ein Tuch oder ein andres panne decente über dem Kopfe tragen. Unterhaltung jeder Art wird verpönt und ebenſo il commettere qualunque azione chi non sia degna del luogo santo etc.

Wir ſchließen mit einem ſogenannten Frittiſonett. Nach Ablauf der Faſtenzeit wachſen nämlich auf allen Plätzen Roms Fritturakuchen aus der Erde, jahrmarktartige Buden oder offne Stände, wo man in Fett gebackene Fiſche, Gemüſe, Fleiſcharten und ſonſtige gute Dinge heiß aus dem Keſſel verſpeiſt. Die ſchönſten dieſer Buden entwickeln eine ſolche Fülle von Orangen-, Myrthen- und Lorbeergrün, daß ſie Abends bei Lampen- und Herdfeuerbeleuchtung etwas Feenartiges haben. Die Köche und Verkäufer, gewöhnlich Männer,

tragen sich womöglich ganz in Weiß; mit ihren hohen weißen Nachtmützen suchen sie die berühmtesten Kochkünstler der römischen Aristokratie an Sauberkeit und imponirender Grandezza zu überbieten. Wo diese Vorbedingungen erfüllt sind, thut nun die Dichtkunst noch das Ihrige hinzu. Ueberschwengliche Sonette hängen auf Papptafeln zwischen den grünen Guirlanden und tanzen im Frühlingswinde hin und her. Wir geben nachstehend die wörtliche Abschrift eines dieser originellen Kunstproducte, das wir an der dem Pantheon zunächst errichteten Frittibude fanden. Die heidnische Nachbarschaft klingt in ihm durch. Sämmtliche Götter des Olymps erheben sich mit großem Donnerwetter von ihren Wolkensitzen, um der Menschheit zu versichern, daß es keine Götterspeise gebe gleich derjenigen — der römischen Fritti.

Giove lascia del ciel l'alto commando
E posa il guardo sovra il suol romano;
Marte lo scudo cinge e impugna il brando
Nella guerriera sua invincibil mano;
Le subalterne Deitade il bando
Danno al seggio dal ciel quasi in arcano
E Venere gentil in aere danzando
Si fa guida da lor', duce e sovrano.
Quindi sconvolto l'ordine celeste
I pianeti, i sateliti, le stelle
Ognun d'altro pensier gode e s'investe
Nella curando il turbo e le procelle
Fanno solenne giuramente queste
Sono nettare del ciel dolce Fritelle!

Weihnachtsspiele unter den Deutschen in Ungarn.

Unter dem Titel „Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn" hat Karl Julius Schröer (Wien 1858, Verlag von Keck und Comp.) sehr interessante Proben einer Gattung von Volksschauspielen mitgetheilt, auf welche vor einigen Jahren Weinhold die Aufmerksamkeit lenkte, und welche in den überraschend eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, in ihrer Darstellungsweise, in der von gelehrtem Einflusse fast völlig freigebliebenen Einfalt ihrer Sprache, die an das geistliche und weltliche Lied des 16. Jahrhunderts und in einzelnen Stellen an Hans Sachs erinnert, einen Blick in die naive Volksseele früherer Zeiten eröffnen.

Bis auf die letzten fünf Jahrzehnte blieb alles Volksmäßige ziemlich ganz unbeachtet. Was sich im Innern Deutschlands in abgelegenen Gegenden er-

hielt, wurde durch die Einflüsse der modernen Bildung und Denkart sehr wesentlich und selten zu seinem Vortheil umgestaltet. Den deutschen Ansiedlungen in fremden Ländern in ihrer Abgeschiedenheit scheint es vorbehalten, solche Alterthümer treuer zu bewahren, und sehen wir in den Mittheilungen Schröers volksmäßige Schauspiele vor uns, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt schon drei Jahrhunderte zurückgelegt haben, so gereicht es ihnen zu besonderer Empfehlung, daß auch die Methode, in der sie zur Zeit Hans Sachsens aufgeführt wurden, nach den Angaben des Berichterstatters sich erhalten hat.

Die wichtigsten der hier mitgetheilten Volksdramen stammen aus dem Dorfe Oberufer bei Preßburg, wo ein Bauer sie als Tradition der Väter aufbewahrt und wo sie gelegentlich noch aufgeführt werden. „Die Religion macht dabei keinen Unterschied, Katholiken und Protestanten nehmen gleichen Antheil, bei der Darstellung sowol als auch auf den Zuschauerplätzen. Es gehören die Spiele jedoch demselben Stamm an, der unter dem Namen der Haidbauern bekannt ist, im 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts aus der Gegend am Bodensee (?) eingewandert und noch 1659 ganz protestantisch gewesen sein soll. — Die Oberuferer sind nämlich, so wie die Weingärtner von Preßburg, mit den Haidbauern in Straßsommerein (St. Mareien), Nikolsdorf, Deutsch-Jahrendorf, Ragendorf und Zurndorf nahe verwandt. Dieselben Namen, dieselbe Mundart und stete Heirathen herüber und hinüber verbinden diese Colonien auf das engste. Dazu kommt noch, daß dieselben Weihnachtsspiele bei den Weingärtnern in Preßburg noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts in Besitz der Familie Wiebauer waren und aufgeführt wurden." Leider hat man bis jetzt das Manuscript noch nicht auffinden können. „Ebenso waren sie ehedem in Zurndorf und Jahrendorf in Besitz der „Schmelzerischen Freundschaft". Auch dort weiß man gegenwärtig nicht mehr, wohin die Spiele gekommen sind.

In Oberufer ist, wie bemerkt, der Besitzer der Spiele seit 1857 ein Bauer, er hatte schon als Knabe den Engel Gabriel gespielt, dann von seinem Vater, der damals „Lehrmaister" der Spiele war, die Kunst geerbt. Von ihm hatte er die Schriften, die auf Kosten der Spieler angeschafften und in Stand erhaltenen Kleidungen und andern Apparat geerbt, und so ging denn auch auf ihn die Lehrmeisterwürde über. Er glaubt, daß seine Familie „aus dem Reich" stamme, obwol sein Name, David Malatitsch, slawisch aussieht und keiner von den auf dem Haidboden üblichen deutschen Namen ist. In seiner Familie ist das Lehrmeisteramt erst seit seinem Vater.

Er spricht sich über die Spiele ohngefähr in folgender Weise aus. — Wenn die mehrste Arbeit im Herbst zu Ende geht, da kommen die Alten zu mir und sagen: es wär jetzt wieder die Zeit, solltet doch wieder schaun ob ihr nicht ein Spiel zusammenbrächtet. Schaden könnts den Burschen nicht, wenn sie sich einmal wieder ein Bischen in der Schrift befleißigen möchten

und füraus die heiligen Gesänge einübeten. Was sie in der Schule gelernt haben, habn sie eh (d. i. ohnehin) vergessen! — Da schau ich mich um, und wann es sich trifft, daß accurat die richtigen Burschen genug vorhanden seint*), da ruf ich sie halt zu mir. Ein jeder, der mitspielen will, darf 1. nicht zu'n Diernen gehen, 2. keine Schelmliedel singen die ganze heilige Zeit über, 3. muß er ein ehrsames Leben führen. 4. muß er mir folgen. Für alles ist eine Geldstrafe, auch für jeden Gedächtnißfehler u. dgl. im Spiel."

Von nun an wird abgeschrieben, gelernt, gesungen Tag und Nacht. In dem Dorf wird keine Musik gelitten. Wenn die Spieler über Land gehn, um in einem benachbarten Ort zu spielen und es ist Musik da, so ziehn sie weiter. Als man, ihnen zu Ehren, in einem Orte einmal die Dorfmusicanten aufspielen ließ, fragten sie entrüstet: ob man sie für Komödianten halte?

Die Spiele dauern nun vom ersten Advent bis heiligen Dreikönig. Alle Sonntag und Feiertag wird gespielt; jeden Mittwoch ist eine Aufführung zur Uebung. An den übrigen Werktagen ziehn die Spieler über Land auf benachbarte Dörfer, wo gespielt wird.**) Der Eintritt für jeden Zuschauer kostet zwei Kreuzer; Kinder zahlen die Hälfte. Das Geld, das einkommt, reicht grade hin, um die Auslagen der Aufführung, Kleider und dgl. zu bestreiten. Denn alles ist immer im besten Stand.

Ich halte die Erwähnung dieser Umstände deshalb für wichtig, weil aus ihnen ersichtlich wird, wie auch gegenwärtig noch eine gewisse Weihe mit der Sache verbunden ist. Die Aufführung beginnt gewöhnlich schon um drei Uhr Nachmittag und dauert zwei Stunden. Wenn jedoch Publicum vorhanden ist, so fangen sie dann noch einmal von vorne an u. s. f. so lange jemand zuhören will. Aufgeführt werden jedoch drei Stücke: 1. Christi Geburt. 2. Adam und Eva. 3. (wie nach den Trilogien des antiken Trauerspiels das Satyrspiel) ein Fastnachtspiel. —

Der ersten Aufführung geht ein feierlicher Auszug der Spieler, gewöhnlich „Singer" und zusammen Kumpanei, Companie genannt, aus dem Hause des Lehrmeisters bevor. Voran trägt einer den Baum des Paradieses, wozu ein sechs Schuh hoher schöner „Kränewit" (Wachholderbaum) ausgesucht wird, der mit großen flatternden Bändern geschmückt und ganz mit Aepfeln behangen ist. Neben dem Baum wird beziehungsvoll der Stern einhergetragen. Er ist von Holz, zum großen Theil vergoldet und hat über zwei Schuh im Durchmesser. Eine sogenannte hölzerne Schere, an der er befestigt ist, kann über eine Klafter verlängert werden. Der Stern selbst ist so be-

*) Nicht alle Jahre ist es thunlich. In diesem Jahrhundert spielte man: 1809? 1817. 1827. 1836. 1841. 1853. 1856. —

**) Es ergehn da an die Oberuferer förmliche Einladungen von den benachbarten Orte aus

festigt, daß er sich drehen läßt. — Nun folgen: 1. der Engel. 2. Joseph und Maria, die dann auch die Eva spielt, immer von einem Burschen vertreten. 3. Die drei Könige. 4. Herodes. 5. Der Teufel. 6. Hohepriester und Schriftgelehrte. Juden. 7. Hauptmann des Herodes, der ein schöner Mann sein muß, weil von jeher der Hauptmann im Fastnachtsspiel die schöne Schneiderin geben muß. Auf Wanderungen trägt er den Stern und spielt eine besondere Rolle. 8. Anderer Hauptmann und Lakei des Herodes. 9. Hirten, Lakeien und Pagen.

Dieselben Personen spielen auch die Rollen der andern Spiele. — Der Altkünig (Melchort) spielt Gott Vater im Paradeisspiel, Kaspar den Adam, Maria die Eva; doch dürfen diese heiligen Personen durchaus nicht im Fastnachtspiel verwendet werden. — Als einmal der Hauptmann die Schneiderin nicht spielen konnte, mußte die Rolle der letztern der Lehrmeister selbst übernehmen: für Maria-Eva wäre es eine Sünde gewesen. — Während des Auszuges wird nun ein Lied gesungen: „das Auszugsgesang" (das Gesang vrg. Schmeller III, 270). Dies Lied ist nicht vorgeschrieben. Im Jahre 1853 und 1856 sang man: „Elias der prophetische Mann" ꝛc. 10 Strophen. — Wenn sie vor dem Spielsale (im Gasthaus) angelangt sind, beginnt „der Altkünig" „das Sterngesang", ein sehr merkwürdiges Lied, das noch ganz den Geist derjenigen wackeren Singer athmet, aus deren Mitte unser ehrwürdiges Denkmal volksthümlicher Kunst hervorgegangen ist. Auffallend ist dabei die Erwähnung eines „Maistersingers", worunter jetzt der Altkünig, der das Solo hat, verstanden wird, indem der „Lehrmaister" alle unterrichtet, selbst aber nicht mitsingt und auch nicht spielt. — Die andern werden von ihm als „Singer" angeredet:

Ihr lieben meine singer fangts tapfer an,
zu grüeßen wolln wirs heben an!

Die durchaus naive volksmäßige Haltung des Ganzen, mit dunklen, geheimnißvollen Beziehungen zum Naturleben, die für den Mythologen beachtenswerth sind, untermischt, versetzen uns in eine ganz andere Welt und Zeit. In eine Welt, wo weder Gelehrsamkeit noch Kunstdichtung merklich eingewirkt hat und noch alles unbewußte Poesie athmet.

Diejenigen der Anwesenden, die gegrüßt werden, nehmen immer den Hut ab. So bei Zeile 27 die ganze Gemeinde, die um die Sänger versammelt ist, was sich sehr feierlich macht. Wenn der Stern angesungen wird, erhält er einen Schwung, daß er sich dreht.

Nach dem Sterngesang treten die Spieler, indem sie singen: „Unsern Eingang segne Gott" ꝛc. in den Saal, wo bei der Eingangsthüre ein Raum durch einen Vorhang abgesondert ist. Dies ist sonderbarerweise das Ankleidezimmer, so daß die Zuschauer durch dasselbe eintreten. Während dem

als sich die Spieler ankleiden geht der Teufel, der vortrefflich costümirt ist (er ist ganz schwarz, hat einen Schwanz von Pelzwerk und Hörner), mit dem Kuhorn*) im Dorfe herum, in jedes Haus furchtbar hineintutend und jedermann mit allerlei Späßen zum Spiele ladend. Vorüberfahrende Wagen hält er an, springt hinauf und erschreckt Klein und Groß. — Es sammeln sich nun rasch die Zuschauer auf den Bänken, die im Hufeisen drei Wände des Saales einnehmen (die vierte Wand deckt der Vorhang). Die Bühne ist der mittlere Raum innerhalb des Hufeisens."

Künstlercarneval in Dresden.

Die dresdner Künstlerschaft hat am 13. Februar ihr alljährliches Fastnachtsfest veranstaltet. Da es größere Verhältnisse angenommen hat, als dies bisher der Fall zu sein pflegte, so mag auch hier davon die Rede sein.

Die letzten Fastnachtspiele, Dr. Eisenbart, Reinecke Fuchs ꝛc., von Otto Roquette für den einen Abend geschrieben, waren nur auf eine beschränkte Oeffentlichkeit berechnet und entzogen sich deshalb von selbst einer Besprechung für weitere Kreise. Diesmal hatte Moriz Heidrich, der Dichter der Posse „Prinz Lieschen", sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, die vorhandenen Kräfte zu einem dramatischen Zwecke zu verwerthen. Der Concertsaal im linckeschen Bade war mit vortrefflichem Geschmack in wenigen Tagen und Nächten neu decorirt worden. Dem Eingang gegenüber erhob sich eine Bühne, dem Orchester gegenüber eine erhöhte Reihe von Sitzen für das königliche Haus; denn wenige Tage vor der Aufführung hatte sich der Hof für eine Betheiligung an dem Feste entschieden. Die Folge war natürlich allgemeiner Zudrang zu den Subscriptionslisten, und so mag die Menge der ausgegebenen Billete das achte Hundert erreicht, wenn nicht gar überstiegen haben. Während der ersten Feststunden war daher Ueberfüllung des immer nur mäßig großen Saals der fühlbarste Possenstreich, dessen sich Prinz Carneval gegen die Neugierigen schuldig machte, und da von Hören und Sehen für die Hälfte der Eingelassenen nicht die Rede sein konnte, so las sich auf vielen Gesichtern Enttäuschung übertriebener Erwartungen. In dieser Beziehung sündigen übrigens alle derartigen Feste, und die Erfahrung witzigt weder die Veranstalter derselben, noch die Neugierigen, so daß man niemanden dafür verantwortlich machen kann.

Der Fastnachtsschwank selbst erwies sich für die vom Schicksal begünstigtern Zuschauer etwa folgenden Inhalts. Nach einer burlesken Parterreunterhaltung zwischen Unzufriedenen, Zufriednen, Schinderhannes ꝛc., im Geschmack des gestiefelten Kater, entwirft Prinz Carneval ein Bild des bedenklichen Zustandes, in welchen Prinz Publicum verfallen ist. Der arme Prinz ist in die Hände des Dr. Schuhu gerathen, der ihm die Weisheitsbrille aufgenöthigt hat und ihm mit der Denkmaschine jeden Anflug von Humor und frischer Geistesluft vertreibt. Gefangen in der

*) „Mit der Pülln".

Festung Wolkenburg, allwo man die Sphinx göttlich verehrt, die Rührpumpe tüchtig zu handhaben weiß und mit der Denkmaschine aller Orten herumknarrt, gähnt er unablässig und hat Saft und Kraft eingebüßt. Prinz Carneval mit seinem Narrentroß möchte dem schlimmen Treiben ein Ende machen. Mit ihm verbindet sich Till Eulenspiegel, der sich verkappt als Anhänger des Dr. Schuhu in den Dienst des letztern geschlichen hat und die Beschaffenheit der Partei Schuhu genau kennt. Inzwischen muß der Angriff nicht überstürzt werden. Prinz Publicum, aus seinem Schlafe gähnend erwacht, hat vom Hanswurst geträumt, von Rothkäppchen und andern guten Freunden vergangner bessrer Tage, hat nach Bratwurst und Sauerkraut verlangt und somit die hoffnungsvollsten Symptome verrathen. Er wird deshalb in die Befreiungspläne eingeweiht. Eulenspiegel reißt ihm die Weisheitsbrille ab und jetzt erst merkt er, daß er im Grunde nur die Schuhukrankheit hat, daß es ihm nirgend sonst fehlt, und daß es hohe Zeit ist, das Narrenheer zu seiner Befreiung herbeizurufen. Inzwischen hält das ärztliche Collegium eine Berathung. Pulververschreiber, Wasserverreiber, Vomitivanhänger bekämpfen einander und werden von dem bekannten Professor der Anatomie als Ignoranten, Beutelschneider und Quacksalber, im Stil der ärztlichen Gutachten über Geheimmittel, zurecht gewiesen. Nachdem die alte Schule, welche der Vomitivdoctor vertritt, endlich eingeschlafen und vom Stuhle gefallen ist, versöhnt die Aussicht auf ein gutes Frühstück die Hadernden, sie beschließen, den Kranken vor allem weder sterben noch gesunden zu lassen, sondern einfach bei seiner Krankheit zu erhalten, und Eulenspiegel spottet ihnen nach: das also sei ein ärztliches Concilium! Nun tritt der Staatsrath zusammen. Nachdem die Mitglieder desselben sich in Procession vor der Sphinx verneigt haben, beginnen die Berathungen über die in Bezug auf den hohen Kranken einzuschlagende Politik. Da gibt es nun Debatten aller Art. Dr. Blech, das sehr ähnliche Porträt eines berühmten Orchesterdirigenten, will durch Zukunftsmusik das Vaterland retten. „Hineingeheimnißt" in seine Musik sei alles, was dem Prinzen Publicum helfen könne. Ihm entgegen behauptet der Schulmeister aus Pfaffenhoven die draußen harrenden Belagerer durch echte Deutschheit, durch Bardenklänge besiegen zu können. Ein bekannter Professor, der den macedonischen Krieg im Munde führt und von Städtevertilgung redet, mischt sich mit burschenhafter Jovialität in den Streit. Er hat Niespurz, welchen Eulenspiegel in die Bücher der Bibliothek streute, auf sich wirken lassen, und treibt die tollsten Possen, wobei er Studentenlieder anstimmt und sich in Bravaden aller Art gefällt. Krieg gegen die Insel Cypern ist der Wahlspruch seines Nachbars in Stulpenstiefeln. Heftig streitet er gegen den Zopf und wird nicht wenig erboßt, als man ihm nachweist, daß er selbst von allen den längsten Zopf am Hinterkopfe trage. Auch der Mann mit dem Olivenblatte fehlt nicht. Man ist noch in stärkstem Redefeuer, als Prinz Publicum durch sein Eintreten die Sitzung stört. Er will von keinem Staatsrath wissen, nach Hanswurst verlangt ihn, nach Narrenpossen. Als der erschreckte Dr. Schuhu sich von seinem ersten Panik erholt hat, gelingt es mit Hilfe der Aerzte, den für rasend erklärten Prinzen wieder auf sein Lager zu werfen, ihm die Brille aufzusetzen und ihm mit der Denkmaschine den Kopf zu quetschen, so daß er völlig der Apathie wieder anheimfällt. Noch einmal indessen rafft er sich zusammen. Er springt auf und will die Sphinx zerschlagen. Als Strafe wird er wie ein Prometheus an ihre

kalten Erzglieder gefesselt. Nun aber ruft Eulenspiegel die Belagerer zum Sturm herbei. Der ganze Narrenzug rückt auf die Bühne. Nach langem Für und Wider erklärt Dr. Schuhu, sich dem Hanswurst nie und nimmer ergeben zu wollen, er negire überhaupt des Hanswursts Dasein. Gottsched habe ihn verbrannt, Pastor Göze ihn in Staub zermalmt. Aber der Hanswurst will nicht verbrannt, sondern nur durchgebrannt sein; er beruft sich auf Lessing, auf Möser, welche ihm gewogen gewesen seien. Auf Disputationen lasse er sich nicht ein. Drauf und dran gehts nun, die Wolkenburg wird erstürmt, die Sphinx zertrümmert. Aus letzterer trippelt eine häßliche Alte hervor: die Altklugheit. Sie läuft auf ihren Sohn, den Dr. Schuhu, zu und möchte mit ihm in den Zuschauerraum entschlüpfen. Hier stößt sie auf den Schinderhannes, der sich so schlechte Gesellschaft verbittet und sie auf und über die Bühne zurückjagt. Jetzt erlöst man den Prinzen Publicum aus seinen Fesseln. Die Phantasie tritt zu ihm. Im Hintergrunde kommt der schlafende König Artus mit dem Fräulein Wunderhold zu Gesicht. Die Phantasie ruft sie wach. Die unterlegene Partei wird im Triumph über die Bühne geschleppt — und damit hat der Schwank ein Ende.

Die Hauptsachen wurden dem Könige, welcher mit guter Laune die Schicksale des Dr. Schuhu belachte, durch einen von ihm herbeigerufenen Künstler deutlich gemacht. Er besprach sich schließlich mit Moritz Heidrich selbst und gab den Wunsch zu erkennen, im Manuscript die ihm entgangenen Anspielungen nachlesen zu können. Der ganze Stoff wird, wie wir hören, zu drei Acten für die Hofbühne ausgearbeitet und noch in diesem Sommer aufgeführt werden. Bei der großen Heiterkeit, welche bisher die Hofbühnenintendanz charakterisirte, ist es von Interesse, am vorliegenden Beispiel zu erkennen, daß man im ängstlichen Diensteifer viel weiter geht als es Noth thut. Die Romantik spukt zwar durchs ganze Stück und Dr. Schuhu geht zu Grunde, nicht weil Bildung und Aufklärung siegen, sondern weil „die Säulen der Vernunft wackeln;“ aber die trockne Uebergelehrsamkeit, die krankhafte Ueberbildung empfängt doch ein gut Theil Streiche, und wer da stark im Bücherstaub gesessen hat, konnte leicht in den Verdacht kommen, empfindlich zu sein gegen die zuweilen ziemlich rauhe Carnevalsluft, welche das Stück durchweht. Man hat Ursache sich zu freuen, daß dem nicht so ist. Jede Annäherung, wie die am 13. Februar geschehene, fördert die Popularität und schwächt die trennende Kraft der Mittelspersonen, welche so oft die Rolle der Weisheitsbrille des Dr. Schuhu zu übernehmen suchen, und deren Peinlichkeit und Empfindlichkeit so leicht für den Abglanz der höchsten Orts heimischen Eigenschaften gehalten wird. Doppelt erwünscht ist solche Annäherung in einer Zeit, wo von so manchen Seiten daran gearbeitet wird, Mißtrauen zu säen und wo der Wunsch nach versöhnendem Abschließen mit Dingen, welche der Vergangenheit angehören, so große Mühe hat unentstellt zur Audienz zu gelangen.

Nach Beendigung eines zweiten, kleinern Festspiels, welches der Afterkritik und ihrer Verspottung galt, wurde eine telegraphische Depesche verlesen, die Antwort auf einen Gruß an den eben zur selben Zeit in München zu gleicher Carnevalslustbarkeit versammelten Künstlerkreis der bairischen Hauptstadt. Der König von Baiern, hieß es darin, erwiedert die Begrüßung der dresdner Künstlerschaft aufs Beste. Demzufolge wurde auch ihm ein Hoch ausgebracht. Unter allseitigem Zuruf leerte sich dann die königliche Tribune, und allmälig fand sich auch in dem leerer werdenden Saale Raum für solche, deren zierliche Füße nicht umsonst Walzer und Redowa erlernt haben wollten.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Lord Palmerstons Fall.

Im Jahr 1851 wurde Lord Palmerston durch die Königin gezwungen aus dem Ministerium zu scheiden, weil er den Staatsstreich in Frankreich, und was darauf folgte, eigenmächtig und in illoyaler Verletzung der gegen die Souveränin zu beobachtenden Formen anerkannt hatte. Damals war die Herrscherin Englands tief durch ihn gekränkt, und ihn aus dem Amte zu bringen war die Drohung nöthig, daß sie das Parlament zum Richter seiner Handlungsweise machen werde. Palmerstons Sturz war damals plötzlich, unerwartet, für ihn selbst mit nicht gewöhnlicher Bitterkeit versetzt. Er nahm seine Rache. Die Whigs fielen, die Tories vermochten sich nicht ein Jahr zu halten, seine Popularität war in stetem Steigen. Es kam das plötzliche Zorngeschrei der englischen Blätter über ungesetzlichen deutschen Einfluß auf die Entschlüsse der Souveränin, verbunden mit kräftigen Empfehlungen des entschlossenen, rücksichtslosen, feuerschleudernden, echt englischen Politikers, der allein England retten könne. Man thut ihm wol nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß er, der alte Intriguant und Faiseur seiner Partei, einen gewissen bescheidenen Antheil an jenen Angriffen hatte, die ihn rächen sollten und an jenem Enthusiasmus, der ihn empfehlen sollte. Durch eine immense Popularität wurde er der Krone wieder aufgedrängt. Er wurde Premierminister, allmächtig im Parlament, allmächtig im Lande; und seltsam! nach kurzer Zeit wird derselbe Staatsmann wieder plötzlich, unerwartet aus dem Amte getrieben, wieder wegen zu großer Connivenz gegen Napoleon, wieder wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er die Würde Englands compromittirt habe; aber diesmal ist es nicht die Königin, sondern die Nation selbst in ihren Vertretern, welche ihn fallen läßt. So auffallend hat ihn die Nemesis ereilt für alte Unwahrheit und alte Intriguen.

Wer aus der Ferne weniger genau, aber vielleicht unbefangener als die Engländer die englischen Staatsmänner abschätzt, der wird oft ein Urtheil über ihren Werth fällen, welches dem Engländer durchaus ungerecht erscheint. Wir

empfinden sehr lebhaft die Schwächen, welche bei ihnen häufig sind, Cliquengeist, Patronage, Mangel an Kenntniß des Auslandes, und dilettirende Unsicherheit in solchen Fragen, welche ernste Studien und gewissenhafte Hingebung verlangen; und wieder sind wir geneigt, das Talent zu unterschätzen, welches dem englischen Parteiführer als Hauptsache erscheint: die geschickte Behandlung des Parlaments. — Wer etwa von deutschen Ministern auf den stolzen Namen eines Staatsmanns Anspruch hat, ist fast ohne Ausnahme im Beamtenstand heraufgekommen, und eine, wenn auch einseitige geschäftliche Routine, darf bei ihm vorausgesetzt werden. Dazu kommt, daß überhaupt die deutsche Bildung vielseitiger ist und daß eine Kenntniß auswärtiger Staats- und Lebensverhältnisse, welche in England die meisten Parlamentsglieder nicht besitzen, bei uns zu den nothwendigen Qualitäten eines gebildeten Mannes gehört. Der englische Staatsmann dagegen bildet sich in den Debatten und dem Parteitreiben einer großen Versammlung, welche einige bedeutende und viele intelligente Männer, aber noch mehr anspruchsvolle Nullen enthält. Er entwickelt die Fähigkeiten, auf diese Gesellschaft zu wirken, sucht so viel Kenntniß über die einzelnen Fragen zu gewinnen, als nöthig ist, eine Stunde mit Erfolg darüber zu sprechen, er lernt Kriegslisten und Parteikunststücke gebrauchen, strebt darnach, dem Gegner mit Geistesgegenwart zu antworten, er ist bemüht, seiner Partei angenehm zu werden, und seine Wähler bei guter Laune zu erhalten. Erweist er in einer dieser Richtungen besonderes Talent, so hat er große Aussicht, so oft seine Genossen die höchsten Aemter unter sich vertheilen, einen Ministerstuhl zu erringen, gleich viel, welche Kenntnisse er von der Politik des Auslandes und den Bedürfnissen des Inlandes hat. Besitzt er den Fleiß, sich in einem bestimmten Fach gründliche Kenntnisse zu erwerben, um so besser für ihn, denn um so schätzenswerther wird er seiner Partei, aber wer als Mitglied des Unterhauses dergleichen gewinnen will, muß viel Lebenskraft haben, zumal wenn er schon in seiner Jugend durch Familieneinfluß ins Parlament gebracht wird.

Jeder Erfolg und jede Niederlage im Unterhause ist wenige Stunden nachher das Tagesgespräch von ganz England, jeder dauernde Einfluß auf das Haus der Gemeinen bahnt mit Sicherheit den Weg zu den höchsten Ehren. So gewinnt dem englischen Politiker seine Stellung zum Parlament und zu den Wählern eine Bedeutung, welche nicht leicht zu vereinigen ist mit Unabhängigkeit und Größe des Charakters und mit unbefangener Schätzung der Staatsinteressen. Ein großer Mann, eine solide Tüchtigkeit, feste Integrität des Charakters werden diese Uebelstände besiegen, und es ist hier durchaus nicht die Absicht zu behaupten, daß England bei derartiger Bildung seiner Politiker im Ganzen weniger weit gekommen ist, als andere Staaten, welche Generale oder Landräthe zu Ministern machen. Aber in solchen Zeiten, wo das englische

Parlament nicht durch die mächtige Kraft eines Einzelnen gehoben wird, oder in welcher nicht große Parteiinteressen das gesammte Staatsleben zu erfüllen vermögen, wird ein solches Bildungssystem doch sehr sichtbare Unbequemlichkeit haben. Ein Mann wie Palmerston, der keine andere Specialität hat, als Virtuosität in den kleinen Parteimanövern, dem Werben, Peitschen, dem Bearbeiten der Presse, den Tischreden für die Wähler, und vor allem eherne Stirn, Suffisance und Geistesgegenwart in parlamentarischen Repliken, konnte doch nur den Engländern Jahre lang so imponiren, daß sie zuletzt geneigt waren, ihn für einen großen Mann zu halten.

Allerdings hat ihm genützt, daß England im Ganzen seit Lösung der Kornfrage in einem Zustande so großen Gedeihens ist, daß ein leidenschaftlicher Kampf gegen verkehrte Richtungen im Staate — fast die einzige Schule großer englischer Politiker — nicht mehr stattgefunden hat. Selbst die kostbaren Kriege der neuesten Zeit haben das fortschreitende Gedeihen und ein gewisses großartiges Behagen des Landes kaum zu stören vermocht. Der Souverän ist populär, die Krone streng gesetzlich und ängstlich bemüht, der öffentlichen Meinung zu willfahren, die alten Streitfragen der großen Parteien, welche durch Jahrhunderte die Redner, Charaktere und Leiter Englands gebildet haben, sind fast ohne Ausnahme gelöst. — Allerdings vergeht für England kein Jahr, wo nicht die höchsten Interessen das größte Urtheil forderten. Aber nicht jedes große Interesse ist in England geeignet, große Staatsmänner zu ziehen, nur was Parlament und Nation leidenschaftlich und dauernd aufregt, wird — wie die englische Verfassung ist, — zu einer großen Schule.

Wenn man zugibt, daß die Gegenwart Englands eine Zeit der politischen Mittelmäßigkeit für Whigs und Tories ist, darf man aus denselben Gründen grade die Gegenwart als eine Zeit der Blüte und des Glückes für die Nation betrachten, wie sie einem Volke nicht in jedem Jahrhundert gegönnt wird. Cromwell, Halifax, Somers, selbst die Walpole, Pitt und Fox gehören nicht den Zeiten an, welche man vorzugsweise ruhige und glückliche nennt. Allerdings zieht jede Zeit, auch die der Ruhe, des Behagens und des Genusses, die Anfänge einer neuen, welche anders aussieht, mit sich groß, und die Blüte einer Pflanze ist dem Naturforscher einer der letzten Processe, welche sie in dem Kreislauf alles Irdischen durchmacht. Auch im Leben eines modernen Staates entwickeln sich aus der Zeit hohen Gedeihens neue Leiden und Schäden, welche einem künftigen Geschlecht harten Kampf und neue Aufgaben stellen. Deshalb aber thut man auch Unrecht, wenn man die großen Parteigenossenschaften des parlamentarischen Englands, Whigs und Tories, als antiquirt und in völliger Auflösung begriffen darstellt. Es ist wahr, sie sind gegenwärtig schwach, aus den Parteikämpfen ist ein unerfreuliches Cliquenwesen geworden und die Traditionen haben sich fast nur in der persönlichen Kameradschaft der einzelnen

Mitglieder erhalten. Das aber ist nicht sowol Schuld der Menschen, als einer sturmlosen Gegenwart. Sie sind bis zu einem gewissen Grade unnütz geworden. Demungeachtet ist es Ehre und Pflicht der Parteigenossen, der Presse, des Volkes und vor allem der Regierung, dies Parteileben nicht zu zerstören, sondern zu erhalten. Denn diese Parteien, wie ungenügend ihre gegenwärtige Thätigkeit sein möge, geben doch — wie das staatliche Leben Englands ist — die beste, ja die einzige Garantie, daß die Nation in irgend einer Zukunft weder anarchischen Gelüsten der Masse noch der Willkür der Krone verfallen wird. Es ist wahr, daß die großen Parteibanner jetzt von keinem starken Winde ausgebreitet, träge und schlaff um die Fahnenstangen hängen, aber es läßt sich prophezeien, daß wieder eine Zeit kommen wird, wo sich aller Blicke mit Enthusiasmus und Leidenschaft auf sie heften.

Das neue Toryministerium gibt keine Bürgschaft, daß es nach irgend einer großen Richtung höhere Befähigung entwickeln werde, als Palmerston und seine Collegen. Es leidet noch an dem Uebelstand, daß die meisten seiner Mitglieder in den Geschäften unbewandert und dem Mechanismus der Regierungsmaschine sehr fremd sind, und daß jetzt die Begehrlichkeit einer ganzen Partei nach Aemtern, Sinecuren und Einfluß greifen wird. Und man kann zweifeln, ob es sich durch die nächste Parlamentssitzung, selbst wenn es seine Stärke durch Neuwahlen zu vergrößern sucht, erhalten wird. Ferner ist durchaus zweifelhaft, welche Politik ihm bei den auswärtigen Fragen, welche für uns das größte Interesse haben, belieben mag. Wol aber läßt sich annehmen, daß es im Ganzen ähnlich lavieren wird, wie die Whigs. Es wird bei großen Reformen nicht die Initiative ergreifen, wird öffentliche Wünsche so lange zu beschwichtigen versuchen, bis sie einen imponirenden Ausdruck gewinnen, dann aber ihnen nachgeben, und wird ebenso ängstlich bemüht sein, die öffentliche Meinung nicht aufzuregen, als die Whigs waren.

Gleich am Anfange seiner Fahrt droht eine Klippe, von der die Tories selbst, wie es scheint, das Aergste fürchten. Die Bill zum Schutz fremder Souveräne gegen politische Verschwörer in England, welche von Lord Palmerston eingebracht, und die Veranlassung, nicht die Ursache seines Sturzes geworden ist, hatte bei dem Unterhause unter dem vorigen Ministerium auf eine Majorität zu hoffen. Ob in der Bill irgend etwas enthalten war, was den Freiheiten des Engländers im Ernst gefährlich werden konnte, darüber wird ein Ausländer sich des Urtheils enthalten müssen. Sicher ist, daß sie wenigstens im Unterhaus ruhig durchgegangen wäre, wenn nicht ein leichtsinniges und junkerhaftes Benehmen Palmerstons in der Flüchtlingsfrage, wie bei einigen frühern Gelegenheiten, das sittliche und patriotische Gefühl der Gebildeten in- und außerhalb des Parlaments verletzt hätte. Diese Gemüthsstimmung verursachte jene überraschende Abstimmung bei einer Zwischenfrage,

welche für Palmerston und die Whigführer um so empfindlicher war, weil hier einmal das natürliche Gefühl die Schranke der Parteidisciplin durchbrach. Die Führer der Torypartei nun sind nicht dazu angethan, dem französischen Kaiser weniger Courtoisie zu zeigen. Sie werden in der Lage sein, ihm alsbald ein Unterpfand ihrer geneigten Stimmung zu geben, und sie werden dies mit dem besten Rechte thun, denn in der That ist gutes Einvernehmen mit Frankreich gegenwärtig noch für England unentbehrlich. Sie werden also die Bill ihrer Vorgänger nach parlamentarischem Brauch mit unwesentlichen Veränderungen wieder aufnehmen. Aber die kleinste Veränderung wird den erbitterten Whigs willkommenen Vorwand geben, jetzt gegen dieselbe Bill zu votiren, und da die öffentliche Meinung durch die letzten Ereignisse in England und Frankreich noch mehr dagegen gestimmt ist, so ist durchaus nicht abzusehn, wie die neuen Minister dieselbe jetzt in dem mürrischen Haus der Gemeinen durchbringen und nach einer Niederlage in dieser Frage eine Auflösung des Parlaments wagen wollen. Ihre einzige Aussicht, eine zweifelhafte, demüthige und gefährliche Aussicht ist die, den Kaiser von Frankreich in irgend einer Form zu beschwichtigen und das Einbringen der Bill auf einen günstigern Zeitpunkt zu schieben.

Es liegt nahe, bei dieser großen englischen Frage an den Kaiser zu denken. Wie hat sich seine Stellung in der Meinung Europas seit dem Attentat geändert! Was seitdem in Frankreich geschehn, berechtigt zu der Ansicht, daß er von der Sicherheit und Mäßigung verloren hat, welche allein ihn auf seiner steilen Höhe erhalten konnte. Auch dort ist die Rachegöttin beschäftigt, eine große Vergeltung vorzubereiten. Nicht ohne ein tiefes, tragisches Interesse sehn wir aus der Ferne, wie der rücksichtslose Egoismus eines ungewöhnlichen Mannes das Großartige verliert, und zu den politisch bedenklichsten Mitteln greift. Alles was er beschließt, um im Wege der Gewalt seine Dynastie zu erhalten, bereitet, so scheint uns, derselben in der Zukunft ein Verhängniß. Seiner eignen Seele ist der Trotz und die Verachtung der öffentlichen Meinung gefahrvoll. Wie eisern auch die Banden sind, mit denen er Frankreich an sich schließt, es ist doch vorauszusehen, daß eine plötzliche Explosion des Zornes sie sprengen wird. Und endlich die Theilung Frankreichs unter fünf Generale! Sie läßt fast mit Sicherheit voraussagen, daß wenigstens nach dem Tode des neuen Augustus seinem Hause einer oder mehre der fünf Legionenführer gegenübertreten werden, unter eignem Zeichen oder denen eines fremden Hauses.

Imperialistische Consequenzen.

Eine vielgebrauchte französische Redewendung, um sich für etwas zu entschuldigen, was man besser nicht gethan, ist: que voulez-vous, c'est plus fort que moi. Das mag auch Napoleon III. sagen, das Princip des Imperialismus ist stärker als seine Persönlichkeit, er möchte vielleicht Mäßigung zeigen, mais, c'est plus fort que lui. Den beschwichtigenden Artikeln des Constitutionel und des Moniteur vom 13. Febr. ist es nicht gelungen, den Eindruck zu verwischen, den die Maßregeln selbst gemacht haben, das vorlaute Prahlen und Drohen der Adressen konnte dementirt werden, die Ernennung eines Generals zum Minister des Innern blieb eine Thatsache. Jener Artikel des Moniteur bestätigt übrigens auf das bündigste die in Nr. 6 dieser Blätter ausgesprochene Ansicht, daß das Attentat nicht die Ursache, sondern nur der Anlaß zu dem Sicherheitsgesetz war. „Die Maßregeln," heißt es, „welche die kaiserliche Regierung genommen, um unsere Institutionen zu vertheidigen und zu befestigen, waren seit langer Zeit bei Sr. Majestät beschlossen. Die Existenz, die Organisation, die Verschwörungen der Feinde der gesellschaftlichen Ordnung konnten der Regierung nicht verborgen bleiben. Ihre erste Pflicht war, die Verwirklichung dieser Absichten zu vereiteln, und sie war entschlossen, dies ohne Leidenschaft und ohne Schwäche zu thun. Das Attentat vom 14. Jan. war nicht geeignet, sie davon abzuhalten. Dies Verbrechen hat die von der Vorsicht vorgeschriebenen Maßregeln weder eingegeben noch verschärft, aber nichts konnte besser ihre Dringlichkeit zeigen und ihre Nothwendigkeit rechtfertigen." Die mißliebigen Wahlen des letzten Sommers, die leisen Regungen der Presse, die geheimen Gesellschaften waren die Gründe, welche neue Repressivmaßregeln beabsichtigen ließen, das Attentat bot den Anlaß, sie ins Leben treten zu lassen. Zwar Graf Morny und der neue Minister des Innern sprechen merkwürdigerweise eine andere Ansicht aus und stellen jenen Mordversuch als einen Blitz aus heiterm Himmel dar, welcher zu aller Erschrecken die verborgen brütenden bösen Leidenschaften gezeigt, indessen man wird uns verzeihen, wenn wir dem Moniteur mehr glauben, als den Dienern, welche stets kaiserlicher als ihr Herr sein wollen. Nebenbei bemerkt sind die Widersprüche der Regierungsorgane in dieser Angelegenheit sehr auffallend, man wird aber leicht durch die Gegensätze den wirklichen Faden verfolgen können, wenn man die beschwichtigenden und entschuldigenden Acte in ihrem thatsächlichen Zusammenhang betrachtet, z. B. die Entschuldigungsdepesche des Grafen Walewski über die militärischen Drohungen im Moniteur. Das Sachverhältniß war hier einfach folgendes: jene Adressen hatten in England großes Aufsehen hervorgerufen, das Ministerium war im

Parlament hart deshalb angegriffen, die Vorlage der französischen Depesche vom 20. Januar hatte keinen günstigen Effect, also sagte Lord Palmerston dem Grafen Persigny, wenn die Fremdenbill durchgehen solle, so müsse vorher ein acte réparatoire von Paris aus gemacht werden, die Entschuldigungsdepesche ward bestellt, verabfolgt und nur auf diese Weise ward es dem englischen Ministerium möglich, die erste Lesung der Bill bringen. Wird man darum etwa glauben, jene säbelrasselnden Fanfaronnaden seien wider Wissen und Willen der Regierung in den Moniteur gekommen, und muß nicht Lord Palmerston ein übergroßes Vertrauen in die Unwissenheit seiner Landsleute über auswärtige Verhältnisse gehabt haben, als er dem Parlamente log, der nichtofficielle Theil des Moniteur gehe die französische Regierung nichts an? — Wenn Graf Morny dem gesetzgebenden Körper seine Theorie der Regierungssysteme entwickelt und die Gesinnungen der gegenwärtigen Machthaber als väterlich milde schildert, werden da nicht selbst in jener allergehorsamsten Versammlung hier und da sich Zweifel regen, wird nicht etwa die Logik einiger kühnen Volksvertreter sich so weit wagen, einen gewissen Widerspruch zwischen dieser Versicherung und der des General Espinasse, das Land solle haben was es wolle, zu finden? Was auch der Moniteur sagen mag, die Ernennung eines Generals zum Minister des Innern, mit der ausgesprochenen Absicht, das Land nicht blos wie bisher büreaukratisch, sondern militärisch zu regieren, bleibt etwas Unerhörtes für die neuere Geschichte des nichtrussischen Europas. Selbst Napoleon I. ist nicht so weit gegangen, er machte den General Savary, spätern Herzog von Rovigo, zum Polizeiminister, aber doch nicht zum Minister des Innern. Der ausgesprochene Wille des Kaisers, die französische Verwaltung nach militärischen Grundsätzen zu regeln, wenigstens diese Grundsätze jeden Augenblick in ihrer ganzen Schärfe anwenden zu können, das ist das bedeutsamste Ergebniß der neuesten Vorgänge in Paris. Die Entlassung Billaults beruhte gewiß nicht auf Scrupeln dieses Herrn gegen die vorgeschlagenen Maßregeln; nachdem er bis zu dem Decret, welches den Spectateur und die Revue de Paris unterdrückte, mitgegangen war, sieht man nicht ein, was ihm noch zu perhorresciren übrig blieb. Auch hat durchaus nicht verlautet, daß er Gewissensbisse über den Entwurf des Verdächtigengesetzes fühlte, er hat nicht einmal den Muth einer entgegengesetzten Meinung gehabt, wie Drouin de Lhuys, sondern seine Entlassung erst eingereicht, als der Kaiser fand, daß er blaß aussehe und die Landluft ihm gewiß wohl thun werde, d. h. im altfranzösischen Stile ihm andeutete, er würde besser thun einem andern Platz zu machen. Dieser andere war der General Espinasse. So viel wir wissen, war derselbe vor dem 2. December unbekannt, beim Staatsstreich sperrte er den Saal der gesetzgebenden Versammlung und vertrieb die widerspenstigen Volksvertreter, er ward dafür vom Oberst zum

General befördert, ist also ein Mann der persönlichen Politik des Kaisers. Während des orientalischen Krieges machte er sich auf traurige Weise durch die unglückliche Recognoscirung in der Dobrudscha bekannt. Es ist wahr, daß der Plan derselben hauptsächlich dem Marschall St. Arnaud zur Last zu legen ist, der die Expedition von Konstantinopel aus befahl, um dem Kaiser für das Fest des 15. August einen Sieg präsentiren zu können, aber eine ganz mißlungene Recognoscirung, welche mehre tausend Menschen kostet, ist immer eine schlimme Empfehlung für den, der sie befehligt. Weiter hat der General keine Titel für die Beförderung zu seiner neuen Würde; man braucht sich auch nicht zu bemühen solche zu suchen, nicht staatsmännische Eigenschaften haben die Wahl seines kaiserlichen Herrn auf ihn gelenkt, sondern dessen Wille, selbst Minister des Innern zu sein d. h. es noch in stärkerm Maße zu sein als er bereits Minister aller Departements ist, und für die Ausführung seiner Absichten einen mit militärischer Sicherheit und Unbedenklichkeit operirenden Diener zu haben. Der General wird weniger die Aufgabe haben, neue Maßregeln für die Befestigung der Regierung zu ersinnen, als die ergriffenen streng durchzuführen. Damit es ihm dafür nicht an Mitteln fehle, wandelt das Decret vom 8. Februar stillschweigend den Titel „Ministerium des Innern" in den „Ministerium des Innern und der öffentlichen Sicherheit" um. Diesem Verhältnisse entspricht das Rundschreiben des Ministers an die Präfecten, das Land solle die Sicherheit haben, welche es verlange, und diese bestehe in einer aufmerksamen, unaufhörlichen, eifrigen, raschen und festen Ueberwachung; weshalb die wenigen unruhigen Köpfe eine solche in ganz Frankreich nöthig machen, während andererseits das Land nach der Versicherung des Generals ruhig, glücklich und ruhmreich ist, darüber erhalten wir keine Aufklärung; dem Verfasser des Circulars ist keinesfalls nachzusagen, daß er von montesquieuschen Ideen entnervt sei.

Es ist ein Fluch für die kaiserliche Regierung, daß ihre ersten Diener nicht die öffentliche Achtung genießen. Napoleon I. hatte, ganz abgesehen von seinen großen Generalen, Männer wie Cambacérès, Carnot, Gaudin, Talleyrand, Portalis, Mollien u. a. m., er arbeitete mit den bedeutendsten Leuten, welche die Revolution emporgebracht hatte, wie Ludwig XIV. durch die Männer, welche die Fronde gebildet, seine Größe begründete. Die wenigen bedeutendern Politiker und Generale dagegen, welche die letzten bürgerlichen Kämpfe in den Vordergrund stellten, haben der neuen kaiserlichen Sonne den Rücken gewandt, der alte Dupin ist fast die einzige Eroberung Napoleons III., nicht einmal der Mann, der durch seine Geschichte des Consulats und Kaiserreichs den Begründer der Dynastie wieder populär gemacht, hat den Fuß in die Tuilerien gesetzt. Ein Staatsmann, der das kaiserliche Regime bei Gelegenheit des pariser Congresses zuerst nahebei sah, äußerte sein Erstaunen

ebenso sehr über die bedeutende Persönlichkeit des Kaisers als über die Unbedeutendheit der Männer, die ihn umgeben, „il n'y a pas même un homme médiocre" sagte er. Der Kaiser täuscht sich selbst am wenigsten über seine Diener, er hat nur einen Freund, auf den er sich unbedingt verlassen kann, Persigny, die Anhänglichkeit der andern dauert so lange als sein Stern scheint, man legt ihm das Wort in den Mund, „was wollen Sie, die Leute von Geist kehren mir den Rücken zu, ich muß nehmen, was ich finde", er hätte lieber Staatsmänner, die nicht blos das Sprachrohr seiner Gedanken sind, mais que voulez-vous, c'est plus fort que lui, die Consequenzen des despotischen Princips und des Staatsstreichs sind stärker, als selbst seine bedeutende Persönlichkeit. Napoleon I. hat außer seinen Siegen eine neue Civil- und Militärorganisation Frankreichs, den Code, das Concordat, die Finanzverfassung hinterlassen, was hat Napoleon III. geschaffen, mit seinen neuen Männern, das seine Regierung überdauern könnte, etwa den Credit mobilier? — Der Hauptunterschied des ersten und zweiten Kaiserreichs liegt in dieser Beziehung wol in Folgendem. Die Revolution von 1789 hatte zum erstenmal den Talenten des dritten Standes freie Bahn eröffnet. Nachdem sie ihr Werk der Zerstörung vollendet, war alles von Grund wieder aufzubauen, die neuen Männer thaten es, sie verzichteten theilweise auf ihre politischen Ideale und begründeten den neufranzösischen Staat, der zweiten kaiserlichen Regierung aber war eine Epoche vorausgegangen, wo jedes Talent sich auf das freiste geltend machen konnte. Was man auch sonst gegen die Julimonarchie geltend machen kann, ihr bleibt das Verdienst, daß die bedeutendsten Geister Frankreichs ihr anhingen; alle dieselben, welche ihr Emporkommen der relativ bedeutenden Freiheit verdankten, welche von 1830—1848 herrschte, wandten sich vom Kaiser seit dem Staatsstreich ab, nachdem sie den Präsidenten Bonaparte unterstützt, ihre Opposition galt nicht der Person, sondern dem Princip. Vielleicht hätten sich der Kaiser und die bedeutendern Leute der alten Parteien begegnen können, wenn erstrer statt der glänzenden Rolle, die er gewählt und für welche der Despotismus nothwendig war, die Heilung der innern Wunden Frankreichs zu seiner Aufgabe gemacht hätte, und wenn auf der andern Seite jene Staatsmänner der frühern Zeiten eingesehen hätten, daß das Land nicht für die Freiheit reif sei, sondern erst langsam auf den Weg, der zu ihr leitet, geführt werden müsse. Ihre Talente wären dann zu praktischen Zwecken verwendet, statt daß sie sich jetzt mit Apologien ihrer frühern Unfehlbarkeit beschäftigen und in versteckten historischen Anspielungen mit der kaiserlichen Regierung plänkeln und schmollen, dieselbe erbittern und auf ihrem verkehrten Wege durch jene Angriffe bestärken. Es wäre so eine Versöhnung möglich gewesen und Graf Morny hätte sich seine Diatribe über die französischen Parteien ersparen können, der man zu

viel Ehre erweist, wenn man sie wiederholt, geschweige denn beleuchtet. Es ist nicht geschehen, der Hader der Parteien, welcher sich nicht an die Oberfläche wagen darf, geht im Stillen fort, die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung, gegen welche alle zu arbeiten behaupten, lachen ins Fäustchen, und denken, wir können schon ruhig sitzen, wie ihr es wollt, ihr thut unsre Arbeit besser als wir es vermöchten. Möge Deutschland an der großen pathologischen Lection, welche Frankreich der Welt bietet, lernen, wie man es nicht machen darf, wenn man zur Freiheit gelangen will.

Das Versicherungswesen in unserer Zeit.

1.

Seeversicherungen.

E. A. Masius. Systematische Darstellung des gesammten Versicherungswesens.

Der Verkehr ist einer großen, vielverschlungenen und mit Rädern groß und klein zahlreich versehenen Maschine zu vergleichen, nur daß sie nicht künstlich in Bewegung gesetzt wird, sondern, weil auf den immer neuen Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft beruhend, sich selbst vorwärts treibt. Es muß daher auch das ganz Außerordentliche, das Ausnahmsweise vorhergehen, ehe sie in volle Stockung geräth, und sie regt sich wieder beim leisesten Nachlassen auch des gewaltigsten Drucks. Ihre Kraft kann auch überspannt werden und dadurch zu Explosionen führen, wie wir das in den letzten Monaten erlebt haben, und sie wird regelmäßig dann überspannt, wenn die Zeitumstände die andern edlern Regungen und Bedürfnisse des menschlichen Seins in ihrer Entfaltung hemmen, was leider gleichfalls als Zug der Zeit für die letzten Jahre paßt. Der Aufbau des materiellen Gedeihens der Völker durch die Regierungen als Entschädigung für die Schwächung ihres politischen Fortschritts hat auch seine sehr bedenklichen Seiten grade in Bezug auf die materielle Entwicklung selbst.

Der Verkehr hat Straßen gebaut und Flüsse regulirt, Kanäle geschaffen und Berge durchbrochen, er hat es endlich bis zu Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen gebracht. Das ist die große, jeglichem in die Augen fallende Wirkung des Verkehrsbedürfnisses. Wer aber zählt die Unmasse von stehenden und vorübergehenden Einrichtungen auf, welche die kolossalen Waarenladungen, die alltäglich durch die keuchende Locomotive weiter geschleppt werden, ihrem letzten Zweck, der Vernichtung durch Millionen von Consumenten zuführen! Einer der bedeutendsten Nationalökonomen unserer Zeit und einer der

tüchtigsten Vorkämpfer für die Freiheit des Verkehrs, Bastiat, konnte mit vollstem Rechte die Frage aufwerfen, welche Regierungsweisheit wol im Stande gewesen wäre, auch nur eine Mittelstadt mit ihren unzähligen täglichen kleinen Bedürfnissen so zu versorgen, wie es durch das Getriebe eines nimmer rastenden kleinen und großen Verkehrs geschieht — und nun gar eine Riesenstadt wie London! Alle die großen, unmittelbar ins Auge fallenden Verkehrsmechanismen würden ruhen, sobald diese kleine, unscheinbare Thätigkeit irgendwie empfindlich gestört würde. Die letzte große Handelskrisis ist zum großen Theil grade dadurch verschuldet worden, daß die, welche den großen Verkehr in Händen hatten, nun auch meinten, sie könnten dauernd der Consumtion Gesetze vorschreiben. Aber diese setzte der steigenden Theuerung den passiven Widerstand des Nichtkaufens entgegen, die vielen kleinen Ströme und Bäche des Zwischenverkehrs trockneten immer mehr aus, aus den reichen Magazinen konnte nichts mehr abfließen, und so brach die Krisis herein, welche dann noch weitere Erschütterungen nach sich zog. Der große und der kleine Verkehr bedingen einander, das kann nur der übersehen, welcher von seinem engen Gesichtskreise aus sich die Möglichkeit genommen hat, das große Ganze zu übersehen.

Die allgemeinste Bedingung zum Gedeihen des Verkehrs ist die öffentliche Sicherheit. Der größte Theil der Einrichtungen im Staat ist auf diesen Zweck gerichtet. Wenn man neuerdings sich gewöhnt hat, die Polizei immer mehr als die erste Trägerin der öffentlichen Sicherheit anzusehen, so liegt das an den politischen Wandlungen der Zeit; die öffentliche Sicherheit ward von der Staatsgewalt eben als der Gegensatz der revolutionär erschütterten Zustände aufgefaßt, und die Verstärkung der Polizeimacht war nur immer der Ausdruck des allenthalben auf dem Continent mehr oder minder geltenden Kriegszustandes. Wohin man aber bei einem zu einseitigen Vorgehen in dieser Richtung gelangt, das zeigt jetzt Frankreich. Die Polizei ist indeß nur eins der Organe der öffentlichen Sicherheit; die Gesetze, die Gerichte, der Gemeindeverband u. a. gehören auch dazu und erreichen durch ihre Stetigkeit und ihre Einwirkungen auf den innern Menschen auf die Dauer ihren Zweck noch besser. Die wirkliche Sicherheit liegt auch viel weniger in Einrichtungen, als in dem allgemeinen Vertrauen zu deren ungeschwächten Bestand, und der Mangel dieses letztern ist eine der größten Schattenseiten unserer Zeit, deren Rückwirkungen auf andere, namentlich auf das wirthschaftliche Gebiet, bereits bedenklich genug hervorgetreten sind.

Neben dieser durch den Staat und die öffentlichen Zustände gewährten Sicherheit bedarf der Verkehr noch anderer Vorkehrungen, die er sich indeß meist selbst verschaffen muß. Eine der merkwürdigsten hierher gehörigen Veranstaltungen sind die sogenannten Versicherungen, deren Wirken in einer oder der andern Art den meisten der Leser wol durch eigne Erfahrung bekannt sein

mag, deren durchgreifende Bedeutung für den Verkehr aber in ihrem geräuschlosen Sinn nicht allen zum Bewußtsein gekommen sein wird. Wir sagen ganz gewiß nicht zu viel, wenn wir an das Vorhandensein der Versicherungen ausschließlich die Möglichkeit eines geregelten und sichern Verkehrs anknüpfen. Aller Großhandel, fast aller vernünftig gewährte Credit beruht auf den Versicherungen. Zur Begründung dieses allgemeinen Satzes diene nur die Bemerkung, daß ohne die Versicherungen die meisten größern kaufmännischen Unternehmungen den Gefahren jeden Zufalls Preis gegeben, also von vornherein vielleicht unmöglich wären. Nicht der regelmäßige Gewinn und das regelmäßige Geschäft, sondern nur das Wetten und Wagen, heute der ungeheure Reichthum, morgen der jähe Sturz, das war der nothwendige Charakter des Geschäfts, als man die Versicherungen noch nicht kannte. Don Antonio, der die Sicherheit seines Vermögens darin sucht, daß er seine Unternehmungen nicht einem einzigen Schiffe anvertraut hat und so ohne alle Gefahr Shylocks Schuldner werden zu können glaubt, sieht sich in der Erwartung, daß nicht alle Ladungen untergehen, betrogen, und ist nun nahe daran, dem Messer zu verfallen. Die Engländer nannten im 14. und 15. Jahrhundert ihre ins Ausland handelnden Kaufleute merchants adventurers.

Es ist grade der Zweig der Seeversicherungen, deren Wesen und Einfluß am wenigsten bekannt ist, und welche doch den gesammten Großhandelsbetrieb beherrschen, den wir der Bekanntschaft unserer Leser etwas näher vermitteln wollen. Nicht um sie in einen Betrieb einzuweihen, dessen technische Schwierigkeiten der Art sind, daß die andauerndste Theorie und Erfahrung sie lange noch nicht überwunden haben, sondern um ihnen den allgemeinen, dabei vorherrschenden Gedankengang zu vermitteln. Das Gebäude, das wir hier vorführen werden, ist so durch und durch kunstvoll, mit so steter Berücksichtigung des Ganzen und des Einzelnen gearbeitet, die Interessen, die sich daran knüpfen, sind so ungeheure, daß es vielleicht kaum einer Entschuldigung bedarf, wenn wir etwas näher darauf eingehen. Eher dürfte es zweifelhaft sein, ob wir zur Lösung unsrer Aufgabe, die klare Darstellung aller wichtigen Punkte, um die es sich handelt und deren Ineinandergreifen, gelangen werden.

Man muß sich zuerst des Gedankens einer mehr als oberflächlichen Aehnlichkeit mit den bekanntern Feuer-, Hagel-, Vieh-, Lebensversicherungen u. s. w. entschlagen. In all diesen Fällen, mit etwaiger Ausnahme der Lebensversicherungen, liegen die Verhältnisse im Allgemeinen außerordentlich einfach. Wir kommen darauf zurück und können im Wesentlichen auf das in der Ueberschrift bezeichnete Buch verweisen. Masius gehört zu den gründlichsten Kennern des Versicherungswesens auf dem festen Lande; die Seeversicherungen schlagen dagegen schon weniger in sein Fach, wie er diese denn auch in dem Buche mit auffallender Kürze behandelt hat. Dasselbe ist auch vorzugsweise für

praktische Bedürfnisse des deutschen Schülers und Geschäftsmanns geschrieben — und eine Seenation sind wir Deutsche noch immer nicht.

Man sehe sich einmal die thatsächlichen Verhältnisse an, welche bei Versicherung eines Schiffs in Betracht kommen müssen. Natürlich denkt man zunächst dabei an die Gefahren, welchen ein beladenes Schiff auf der hohen See durch Wind und Wetter ausgesetzt ist. Allerdings ist dies die hauptsächlichste Gefahr, aber sie tritt nicht immer in derselben Gestalt auf und ist auch nicht die einzige. Die Heimath eines Seeschiffes ist das große Meer, Länder aller Zonen und der verschiedensten Stämme bespülend. Alle Kunst des Schiffers, die auf Erreichung eines bestimmten Hafens gerichtet ist, vermag ihn unter Umständen nicht davor zu bewahren, daß er einen andern Platz, den sogenannten Nothhafen aufsuchen und dort mehr oder minder lange Zeit verweilen muß, je nachdem sein Schiff der Reparaturen bedarf. Ueberhaupt, und das ist der größte Gegensatz zu den Landversicherungen, Schiff und Schiffer haben es zugleich mit verschiedenen Völkern und verschiedenen Gesetzgebungen zu thun, und wie sehr diese letztern auch in ihren allgemeinen Grundzügen übereinstimmen mögen, was bei den Völkern europäischer Bildung allerdings der Fall ist, so machen sich doch in vielen Einzelheiten mehr als billig das Interesse und üble Angewohnheiten geltend. Wenn ein Haus abbrennt, wenn Hagel ein Feld vernichtet, so wußte der Uebernehmer der Gefahr (der Versicherer) ganz genau vorher, mit welchen Behörden er zu thun haben wird, und nicht minder genau der Versicherte, welche Gesetze ihn in seinen Ansprüchen schützen, wenigstens kann dies als die Regel angesehen werden; anders aber bei einem Seeschaden der Schiffer und dessen Versicherer, da sich ja eben der Ort des Unfalls und der auszusuchende Hafen nicht vorher bestimmen läßt. Nach einer bestimmten Beziehung gereicht dieser Umstand sogar zum besondern Nachtheil des Versicherers. Ein zu dessen Lasten fallender Unglücksfall auf dem Lande ist nach Art und Umfang meist rasch und genau genug festzustellen, und gewähren Agenten und Ortsbehörden stets die nöthige Unterstützung; auf der See dagegen ist bei jedem außerordentlichen Ereigniß nur Schiffer und Schiffsvolk gegenwärtig und jede außerordentliche Maßregel kann nur von ihnen, hauptsächlich vom Schiffer ergriffen werden. So ist es mindestens heutzutage; vor Zeiten schiffte sich der Cargadeur, der Befrachter, oder ein Bevollmächtigter in dessen Namen mit ein, um die kostbaren Güter, die er verladen, womöglich nirgend aus seinen Augen zu verlieren; aber grade seitdem die Versicherungen so allgemein geworden sind, seitdem aber auch der Handel mehr und mehr den Charakter des Abenteuernden verloren, hat diese auch in mancher andern Beziehung etwas bedenkliche Einrichtung meist aufgehört. Und wenn nun der Schiffer in einen fremden, namentlich in einen Nothhafen einläuft, dann drängen sich in Sphären, wohin die Macht der

gewöhnlichen Behörden gar nicht reicht, Gewinnsucht und der Geist des gegenseitigen Durchstechens in einer Weise an ihn hinan, wie sie vielleicht in andern weniger in sich abgeschlossenen Sphären in der Weise weniger erfolgreich wirken. Der biedere, scheinbar so sorglose Seemann ist in der Regel ein sehr guter Rechner, besonders wenn er es zum Steuermann oder Capitän gebracht hat, und er muß es auch sein, wenn er sich und seine Auftraggeber vor vielfältigem Schaden bewahren will. Man kann aber ganz gewiß sein, daß alle diese Zustände vom Versicherer in irgend einer Weise mit veranschlagt worden sind, sei es auch nur im Betrag der Prämie, für welche er die Versicherung übernimmt. Wir kommen noch auf die Einrichtungen zurück, durch die er sich so viel wie möglich vor Schaden, der ihm daraus erwachsen könnte, zu hüten sucht.

Wodurch sich aber Seeversicherungen von Landversicherungen ganz besonders unterscheiden, ist die Verschiedenheit der Interessen, welche dabei zu gleicher Zeit und durch dieselbe Gefahr in Frage stehen. In einem Hause können mehre zu gleicher Zeit gegen Feuersgefahr versichert sein, brennt es herunter, so wird jeder für sich seine Schadenrechnung einreichen, ohne mit dem Hausgenossen dadurch in irgend welche Verbindung zu gerathen. Wenn ein Hausbesitzer das Gebäude, die Bewohner des Hauses, denen er dasselbe vermiethet hat, ihre Mobilien versichern, so wird die Schadenverpflichtung in jedem Falle sich sondern lassen. Bei einem Schiffe dagegen liegt die Sache verwickelter. Da ist zuerst der Körper des Schiffes („Casco" genannt) sammt der Ausrüstung, da sind ferner die im Schiffe verladenen Güter, und da ist die durch eine Seereise zu verdienende Fracht, welche jede besonders versichert werden können und versichert werden, und könnte man endlich auch die vom Verkauf der Güter gehofften Vortheile („imaginären Gewinn") dahin rechnen. Es klingt gewiß abenteuerlich genug, einen „imaginären" Gewinn als etwas Festes zu versichern, aber nur hierdurch ist die Absicht dessen, der für die von einem andern übernommene Gefahr eine sogenannte Prämie bezahlt, völlig erreichbar. Er will an seinen Gütern verdienen, und kann das nur, wenn er an dem Ort, wohin sie befördert werden, mehr Geld erhält, als da, wo er sie eingeladen hat; sein „Interesse" an den Gütern wird durch Ersetzung des ursprünglichen Werthes gewiß nicht gedeckt. Schiff, Fracht, Güter und imaginärer Gewinn können unter Umständen von demselben versichert werden, meistentheils werden sie jedoch unter verschiedene Interessenten vertheilt sein, und die Güter speciell können verschiedenen Eigenthümern gehören, die sie nun jeder für sich versichern lassen; ja mehr noch, an demselben Gut können verschiedene Interessen wahrzunehmen sein, die eines Pfandnehmers, eines Connossementinhabers,*) eines Wechselgläubigers u. s. w.

*) Connossement ist dasjenige Document bei der Seefracht, das dem Frachtbrief bei der Landfracht entspricht, der Sache nach, wenn auch nicht in allen Rechtswirkungen.

Alle diese Interessen können beim Schadenersatz nebeneinandergehen, sie können aber auch in Collision miteinander gerathen. Nur ein einziges Interesse am Schiffe und dessen glücklicher Fahrt ist nach allen Gesetzen nicht versicherbar, der Dienstlohn, (die „Heuer") des Schiffsvolks. Man will dadurch offenbar ihr Interesse so eng als möglich an das Schiff knüpfen. Während die, welche nicht mit im Schiffe sind, bei dessen Untergang Schadenansprüche der ausgedehntesten Art erheben können, sollen die eigentlichen Hüter des Schiffs in diesem Falle ganz leer ausgehen, höchstens daß sie ihre „Heuer" bis zum Tage des Untergangs berechnet erhalten — gewiß eine eigenthümliche Art der Nöthigung zu besonderer Aufmerksamkeit.

Die Hauptveranlassung zu den Collisionen derer, die in demselben Schiffe Versicherung genommen haben, ist die ganz abweichende Art der Unglücksfälle und sonstiger Schäden, welche ein Schiff auf der hohen See treffen können. Zuerst der gewöhnliche Schade durch Abnutzung des Schiffs und dessen Utensilien (meist „kleine Havarie" genannt), die jedoch nicht vergütet wird, da sie sich in ganz regelmäßigem Verlauf der Dinge stets ereignen muß und ihr der ebenso regelmäßig aus dem Schiffe zu erzielende Frachtgewinn gegenübersteht. Ein Schiff hat außer Klippen und Stürmen noch andere gewaltige Feinde, die Abreibung in der Bewegung, die chemisch wirkende Kraft mancher im Wasser enthaltener Bestandtheile, Meeresthiere u. s. w., und ist sein Dasein daher im natürlichen Verlauf der Dinge ziemlich eng begrenzt, auf einen Durchschnitt von etwa zehn Jahren. Die Rentabilität eines Schiffs muß also darauf berechnet werden, daß auf jedes dieser zehn Jahre womöglich mindestens der entsprechende Theil von Capital und Zins und außerdem natürlich noch ein Gewinnantheil fällt. Da Schiffe zum Werth von 60 bis 100,000 Thlr. und weit darüber heutzutage grade keine Seltenheit sind, da ferner die Instandhaltung eines Schiffs oft ganz enorme Kosten verursacht, auch fortwährend Gage und Heuer zu bezahlen sind, und noch manche andere bedeutende Unkosten hinzutreten, so kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, wie viel dazu gehört, ehe eine Rhederei als einträglich bezeichnet werden kann. Dabei ist noch zu bedenken, daß der Hauptverdienst eines Schiffes in die ersten Jahre seiner Existenz fallen muß, weil es dann nach allen Beziehungen am seetüchtigsten ist. Und doch kommt es bei günstigen Conjuncturen und unter sachverständiger Leitung nicht grade sehr selten vor, daß ein Schiff sich in den ersten Jahren „frei" fährt d. h. bereits sämmtliche Kosten nebst Zinsen deckt, so daß jeder weitere Frachtverdienst als reiner Gewinn angesehen werden kann. Andere Rhedereien dagegen arbeiten fast fortwährend mit Verlust und wird derselbe dann durch andere Vortheile, im Schiffsbau und im Handelsverkehr ausgeglichen.

Von dem Schaden durch Abnutzung muß man nun den durch wirkliche

Unglücksfälle sondern, und hier wiederum zwei Arten unterscheiden, welche in der Kunstsprache als „große Havarie“ und „particuläre Havarie“ bezeichnet werden. Nicht der Betrag des Schadens ist das eigentliche Merkmal eines jeden derselben, sondern die Art, wie sie vor sich gegangen. Wenn im Verlauf eines Sturms Segel und Masten über Bord gerissen, Waaren hinabgespült oder durch vom Leck oder von oben einlaufendes Wasser beschädigt werden, so ist hier, der angerichtete Schade mag noch so beträchtlich sein, nur von „particulärer Havarie“ die Rede, und jeder Versicherte, dessen Gut dabei gelitten hat, mag sich an seinen eigenen Versicherer halten, grade wie bei einem durch Feuersbrunst beschädigten und von mehren bewohnten Hause. Wenn aber in einem Sturme zur Rettung des Ganzen Segel und Masten gekappt und über Bord geworfen werden, wenn Waaren zur Erleichterung des Schiffs denselben Weg zum Abgrunde gehen, oder sonst eine Maßregel getroffen wird, welche einen am oder im Schiffe befindlichen Vermögenstheil beschädigt oder vernichtet, damit die gemeinsame Gefahr abgewandt werde, oder endlich die nothdürftige Wiederherstellung eines durch Seeunfall untüchtig gewordenen Schiffes Kosten verursacht, dann ist „große Havarie“ da. Es ist nämlich nicht mehr als recht und billig, daß in allen solchen Fällen der freiwillig angerichtete Schade nicht blos dem zur Last fällt, der davon zufällig betroffen worden, sondern allen zusammen, denen durch solche Aufopferungen und Kosten ein Vortheil, der der Erhaltung eines Vermögensantheils geworden ist. Es ist dies um so nothwendiger, da sonst die Verantwortlichkeit des Schiffers in der Auswahl der zu opfernden Dinge erschwert und so die Entschlossenheit zur gemeinsamen Rettung gemindert werden könnte. Ist nun Schiff und Ladung, so weit davon nichts geworfen, wirklich gerettet worden (denn das ist die Vorbedingung zur „großen Havarie“), dann „contribuiren Schiff, Fracht und Ladung zu gleichen Theilen“ d. h. der Procentsatz der herbeigeführten Verluste, angerichteten Beschädigungen oder verursachten Kosten wird von dem Geldwerth jeder dieser drei Theile abgezogen und so weit entweder vom Eigenthümer oder dessen Versicherer vergütet. So einfach und leicht dieser Grundsatz auch aussieht, so unendlich schwierig kann vorkommenden Falls die Ausführung sein. Jedes der drei „contributionspflichtigen“ Theile muß taxirt und zwar jedes nach besondern Grundsätzen taxirt werden. Am leichtesten ist es noch bei der Fracht, denn darüber liegt der Contract zwischen Befrachter und Frachtnehmer (sog. Chartepartie) vor. Beim Schiffe ist aber nicht blos der durch particuläre Havarie verursachte möglicherweise gleichzeitige Schaden zu trennen, sondern auch dessen allgemeiner Zustand beim Seeunfall, ob und wie weit es neu war, und wird danach wo nöthig unter Abzug von meist $^1/_3$ des Schiffswerths als „alt für neu“ der zu vergütende Schade und die Contributionspflicht berechnet. Würde dies nicht in

dieser Weise geschehen, so hätte ja der Eigner eines Schiffes durch einen Seeunfall sehr häufig die Aussicht auf einen directen Vortheil, da ihm das vergütet würde, wofür er sich schon in anderer Weise bezahlt gemacht hat, nämlich die Abnutzung des Schiffes. Am spitzfindigsten liegt die Sache aber bei den verladenen Gütern. Da muß zwischen dem aufgegebenen und dem wirklichen, zwischen dem Preise des Einschiffungs- und dem des Bestimmungsortes unterschieden, da muß der vorher durch particuläre Havarie etwa verursachte Schaden besonders berechnet, da muß die unregelmäßig verladene Waare ganz aus der Rechnung gestrichen werden u. s. w. Die „Aufmachung der großen Havarie", wie es technisch heißt, ist eine so sehr schwierige Sache, daß ganze Bibliotheken darüber zusammengeschrieben sind und doch für viele praktisch wichtige Punkte noch immer keine Einigkeit erlangt ist. So viel wird den Lesern aus dem Bisherigen gewiß klar geworden sein, daß es sich bei den meisten der dahin gehörigen Fragen viel weniger um juristische Consequenzmachereien, als um Zweckmäßigkeit und Billigkeit handelt. Namentlich wird mit möglichster Schärfe der überhaupt bei dem Versicherungswesen maßgebende Grundsatz, daß der Versicherte nur entschädigt werden, nicht gewinnen soll, festgehalten. In ihrem Grundgedanken und in ihrer Entstehung hat Havarieberechnung mit der Versicherung allerdings nichts zu thun; in unserer Zeit dagegen stehen beide im engsten Zusammenhange. Anfügen wollen wir noch, daß bei der Seeschiffahrt Verhältnisse eintreten können, die auf andern Verkehrs- und Rechtsgebieten gradezu gar nicht oder mindestens nur in äußerst seltenen Ausnahmen denkbar wären. Der Schiffer darf die ihm zur Fracht anvertraute Waare verkaufen, falls ihm kein anderes Mittel, sich die zur Fortsetzung der Reise nothwendigen Gelder zu verschaffen, zu Gebote steht; er darf ferner zu demselben Zweck das Schiff verpfänden, obgleich ihm weder Schiff noch Ladung angehört. Ein solches gesetzlich gestattetes Verfügungsrecht über fremdes Eigenthum erklärt sich eben aus der eigenthümlichen Lage, in welche ein Schiffer hineingerathen kann. Natürlich übt dasselbe seinen Einfluß auf die Versicherungen aus.

Wir haben bisher die Lage des oder der Versicherten, wenn gleich nur in den allgemeinsten Umrissen geschildert, aber auch die Lage des Versicherers vor Seegefahren weicht von der eines andern Versicherers sehr bedeutend ab. Die z. B. durch Feuer und Hagel entstehenden Unglücksfälle wird der Versicherer nach der Größe der Versicherungssumme und des wirklich herbeigeführten Schadens ersetzen, bei einer Lebensversicherung wird er nach dem Tode des Versicherten an die Berechtigten die ausgemachte Summe, die auf sehr einfache Daten hin ausgerechnet worden, bezahlen; anders aber bei Seeversicherungen. Hier muß jeder Fall viel individueller für sich behandelt werden und setzt die genaueste Kenntniß aller betreffenden Verhältnisse voraus.

Zuerst also wird das Schiff, und die Reise betrachtet: das Schiff, ob es alt oder neu sei, welcher Flagge es angehöre, welcher Capitän es fahre, wie es bemannt sei; die Reise, welcher Cours eingeschlagen werden müsse, welche Gegenden es berühre, zu welcher Jahreszeit es fahre. Zur Controle des Schiffs dienen nun außer den bekannten Erfahrungen über die Eigenthümlichkeiten bestimmter Capitäne und bestimmter im Seeverkehr vorkommender Nationen große, in allen Häfen verbreitete Register über alle bekannten Schiffe aller Nationen. Merkwürdigerweise hat sich das Register des englischen Lloyd durch das der französischen Veritas völlig den Rang ablaufen lassen. Die Veritas zeichnet sich durch sorgfältige Classificirung jedes einzelnen Schiffs nach Bauart, Alter, Tragfähigkeit, vorgenommenen Reparaturen, Bestimmungen für größere oder kleinere Reisen u. s. w. aus, und bildet daher für jeden Versicherer ein fast unentbehrliches Hilfsbuch. Die Kenntniß aller der angeführten Umstände gewinnt die Veritas nach dem Muster des Lloyd durch Anstellung von Beamten und Correspondenten in allen größern Häfen der Erde, namentlich da, wo der Schiffbau besonders florirt. Jedes Schiff wird während des Baues und der Reparaturen von diesen Angestellten, meistentheils erfahrenen Capitänen, überwacht und dem Erbauer auf Verlangen ein Zeugniß darüber ausgestellt. Je nach dem Bericht des Angestellten wird nun das Schiff classificirt. Die Erbauer dagegen unterwerfen sich gern einer solchen Controle und den damit verbundenen Kosten, weil sie sonst in die Register nicht aufgenommen werden, ein Umstand, der Befrachter und Versicherer natürlich gegen das betreffende Schiff mißtrauisch machen würde. Die ganze Einrichtung ist eine der interessantesten Veranstaltungen einer ungemein ausgedehnten, ausschließlich auf Privatmitteln beruhenden Controle, deren Ausbüung eben durch das Herbeiziehen des Privatinteresses möglich wird. Lloyds Register und das der Veritas erscheinen zu Anfang eines jeden Jahrs.

Für die Berechnung der Gefahren einer Reise dienen die sogenannten Tabellen für Assecuranzprämien, wie sie im Lauf des Jahres öfter an Assecuranzplätzen erscheinen. Ohne dringende Noth darf kein Schiff von der festgesetzten Reise und dem üblichen Course abweichen, soll es nicht das Anrecht auf den Schadenersatz durch den Versicherer verlieren. Denn selbst wenn ein Schiff, das freiwillig seinen Cours verlassen, wieder auf denselben zurückkommt, so könnte durch die veränderte Jahreszeit oder durch andere Umstände die durch den Versicherer übernommene Gefahr, unter allen Verhältnissen aber die Zeitdauer derselben vergrößert werden. Anders natürlich ist es beim Zwang durch Wetter und Kriegsereignisse.

Nächstdem hat der Versicherer die Ladung anzusehen, nicht blos nach ihrem Werth, sondern nach ihrem Einfluß auf das Schiff und die Reise. Es ist an und für sich keineswegs erforderlich, wie es auch in den meisten Fällen nicht

einmal möglich wäre, die Bezeichnung und den Werth der verladenen Güter genau anzugeben. Der Empfänger einer Waare im Hafen B erfährt z. B., daß vom Hafen A eine Schiffsladung oder ein Theil derselben ihm zugesandt werde, ohne daß eine specielle Angabe erfolgt, oder was noch üblicher ist, er erhält den Auftrag, für so und so viel Werth Kaufmannsgüter in dem und dem Schiffe für die bestimmte Reise auf Rechnung dessen, den es angeht, zu versichern. Solche Versicherungen bilden sogar die Mehrzahl. Aber gewisse Umstände müssen dennoch vorher genau angezeigt werden, widrigenfalls der Versicherer ganz oder theilweis von der Ersatzpflicht befreit wird. Dahin gehören Kalk-, Knochen-, Salz-, Guano-, Steinladungen u. s. w., weil diese Dinge den Schiffskörper ungewöhnlichen Beschädigungen aussetzen, dahin gehören ganz allgemein leicht verderbliche Waaren, weil der Versicherer nur den Seeschaden garantirt. Wenn nun der Versicherte diese Art Anzeigen dem Versicherer macht, so wird dieser letztere die größere Gefahr nur gegen eine höhere Prämie übernehmen können. Daß der Versicherer nur für wirklichen Seeschaden, nicht auch dafür aufkommt, daß infolge regelwidriger Verpackung, z. B. Flüssiges über Festem, eine Beschädigung des letztern entstanden ist, versteht sich von selbst.

Ferner kann der Versicherer „gegen alle Gefahr" versichern, oder „nur für Seegefahr", wo Beschädigungen durch Kriegsereignisse ausgeschlossen sind, oder „frei von Beschädigung", wo nur der Gesammtverlust ersetzt wird, oder wie diese „Clauseln" sonst zwischen Versicherer und Versichertem ausgemacht sind. Die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse der Seeschiffahrt repräsentirt sich eben durch diese und ähnliche Besonderheiten in der Versicherung. Es ist nach allem Vorangehenden auch nicht nöthig, daß wir in ein weiteres Detail eingehen, da wir hoffen, die Eigenthümlichkeiten und die besonderen Schwierigkeiten von Seeversicherungen bereits in ihren Grundzügen dargelegt zu haben.

Das wird den Lesern bekannt sein, daß in den größern Hafenplätzen Reihen von Assecuranzgesellschaften, seltener eine größere Anzahl von sogenannten Privatassecuradeurs bestehen. Das Assecuranzgeschäft hat da allenthalben eine Art innerer Organisation, hervorgegangen aus dem Bedürfnisse. Die Versicherer eines Orts verfahren nach denselben Grundsätzen, theilen wichtige Nachrichten einander mit, und was besonders hervorzuheben ist, übernehmen häufig Gefahren auf gemeinsame Rechnung. Derselbe Versicherer ist nicht geneigt, für dasselbe Schiff oder dieselbe Reise zu große Risicos (Gefahren) zu übernehmen, er theilt es mit einem andern. Oder an demselben Handelsplatze ist bereits nach einer Richtung hin genug Versicherung genommen, man überläßt den Rest einem andern. In dieser sorgsamen Vertheilung der Risicos liegt eine der Hauptbedingungen zum Gedeihen des Versicherungsgeschäfts. Die eingenommenen Prämien würden auf die Dauer schwerlich die Ersatz-

pflichten decken und einen Ueberschuß für die Mühe gewähren, falls zu viel auf eine einzige Karte gesetzt würde.

Die Regierungen sind dem Assecuranzwesen durch eine einzige positive Leistung zu Hilfe gekommen, es ist dies die unter obrigkeitlicher Autorität vorgenommene sogenannte Dispachirung. So nennt man die Berechnung des durch „große Havarie" erlittenen Schadens und dessen Vertheilung an die Betheiligten, und wird diese wiederum auf Grundlage der „Verklärung" aufgebaut, der eidlichen Erklärung von Schiffer und Mannschaft über den erlittenen Seeunfall. Leider ist letztere meist zur bloßen, große Mißbräuche veranlassenden Form geworden. Ursprünglich war die „Dispache" nur für die Schiffs- und Ladungsinteressenten selber da, bei der heutigen Entwicklung aber vorzugsweise für die Versicherer. Denn heutigen Tags wird schwerlich ein Schiff Ladung einnehmen oder gar den Hafen verlassen, bevor für Versicherung Sorge getragen ist und auch nur dadurch wird der kolossale Umfang der heutigen Versicherungssummen möglich. In Hamburg wurde z. B. im Jahre 1856 blos von hamburger Gesellschaften ein Werth von mehr als 280 Millionen Thaler versichert, wofür die Prämien mehr als 4 Millionen Thaler betragen haben.

Man versuche nun einmal, sich das Seeversicherungswesen, wie es sich für unsere Zeit herausgebildet hat, wegzudenken nebst den Veranstaltungen, die dafür getroffen sind, und den indirecten Folgen, die daraus hervorgehen, und man wird sich unmöglich der Ueberzeugung erwehren können, daß dann Seeschiffahrt und Seehandel und alle darauf beruhenden ungeheuren Interessen in ihrem inneren Betrieb aufs Aeußerste gefährdet wären. Wer würde sonst so leicht sein Vermögen den Launen von Wind und Wellen anvertrauen? Die Seeversicherung leitet das Product ferner Gegenden nach Europa und führt dessen Industrieerzeugnisse dahin zurück. Wollen wir auf den im Anfange dieses Aufsatzes gebrauchten Vergleich des Verkehrs mit einer kunstvollen Maschine zurückgehen, so sind die Versicherungen, vor allem die Seeversicherungen dem Oele zu vergleichen, welches den regelmäßigen Gang aller Räder möglich macht und die ganze Maschine vor Stillstehn und Untergang durch innere Beschädigung bewahrt.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Deutscher Adel im 16. Jahrhundert.

Im Aufgange des 16 Jahrhunderts stehn drei Namen deutscher Adligen Frousperg, Hutten und Sickingen, welche man als Repräsentanten von drei Richtungen betrachten kann, in denen der Adel sich damals geltend zu machen

hatte, von kriegerischer Tüchtigkeit, Vertretung der höchsten Forderungen in Staat und Kirche und männlicher Vertretung der Interessen des Grundbesitzes nach oben. Aber befremdlich wird selbst dem flüchtigen Blick, daß diesen kräftigen Männern auf eine lange Folgezeit, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, in ihren Standesgenossen keine Nachfolge heranwächst, und daß die drei Mitglieder der süddeutschen Ritterschaft in Feldherrnkraft, Begeisterung und politischer Combinationsgabe mehr als ein Jahrhundert lang fast allein stehen. Von Frondsperg an bis auf den böhmischen Junker Albrecht Waldstein und den wilden Reiterführer Pappenheim, hat das große Deutschland keinen adligen Feldherrn von irgend welcher Tüchtigkeit hervorgebracht. Es sind einige Bandenführer von bürgerlichem Herkommen, wie Schärtlin einige deutsche Fürsten mit mehr Prätension als Geschick, in der großen Mehrzahl Spanier und Welsche, welchen die Familie Kaiser Karl V. und ihre Gegner die werthvollsten Siege zu danken haben. Für das geistige Leben Deutschlands geschah seit Hutten durch den Adel noch weniger. Die lange Reihe der Reformatoren, Gelehrten, Dichter, Baumeister, bildenden Künstler, wie arm an adligen Namen! Eine Leere, welche noch im 17. Jahrh. kaum durch den Verfasser des Simplicissimus, durch Logau, und wenige adlige Reimer der schlesischen Dichterschule und des sächsischen Hofes unterbrochen wird! Man darf wol fragen, wie es kommt, daß ein Stand, der an Individuen so reich war und in einer merkwürdig bevorzugten Stellung zum Volke stand, so wenig in den großen Gebieten geleistet hat, für deren Hauptvertreter der Adel schon zur Hohenstaufenzeit galt. Und sieht man näher zu, ob diese Untüchtigkeit vielleicht durch um so größere Anstrengungen für die praktischen Richtungen des Volkslebens aufgewogen war, so wird die trostlose Entdeckung nicht schwer sein, daß Ackerbau, Handwerk, Industrie, Handel durch mehre Jahrhunderte Zeit im Adel ihren größten Feind hatten. Auch das wohlwollendste Urtheil würde schwer finden, dem Adel des 15. 16. und des halben 17. Jahrhunderts irgend einen wohlthätigen Einfluß auf eine der großen Strömungen deutschen Lebens zuzuschreiben.

In der That war der niedere Adel, — als Stand betrachtet, — seit der Hohenstaufenzeit ein Unglück und ein Verhängniß für Deutschland. Er war es, wie jeder privilegirte Stand in jedem Volke und zu allen Zeiten, ein Hinderniß allseitig kräftiger Entwickelung geworden ist. Seit im Anfang des 13. Jahrh. der Unterschied zwischen Edlen und Freien durch Gesetze, durch die Interessen und gemüthlichen Neigungen der Kaiser und durch das Schlimmste von allem, den beschränkten Idealismus, der sich innerhalb des adligen Standes ausbildete, fixirt worden war, verfiel der Adel unaufhaltsam. Zwar in den Städten war die alte Herrschaft der privilegirten Freien in der letzten Zeit des Mittelalters gebrochen worden, dort hatte sich trotz aller Hindernisse ein gesünderer Kreislauf der

Volkskraft durchgesetzt. Der Landmann konnte Bürger werden, der erfahrene Bürger konnte zum Regiment seiner Stadt, eines Bundes von Städten, zum Leiter großer Interessen aufsteigen, eine dauernde und wohl temperirte Menschenkraft fand immer Gelegenheit, bei Verfolgung des eigenen Interesses auch das Gedeihn von hunderttausend andern zu fördern. Der adlige Landbesitzer aber war seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts allmälig in anspruchsvolle Isolirung versunken. Arbeit war ihm Schande, den Acker bauten ihm abhängige Hintersassen in verschiedenem Grade von Unfreiheit. Sein natürliches Bestreben war, so viel als möglich von ihnen zu erhalten. Immer größer wurde der Druck, durch den er sie niederhielt, immer stärker die Ansprüche, welche er als Herr des Grund und Bodens gegen die eigenen Leute, wie gegen die fremden Reisenden erhob. Bis zum 12. Jahrhundert muß der freie Bauernstand im damaligen Deutschland stark und zahlreich gewesen sein. Von da ab beförderte der Druck der verwilderten Gutsherrn eine massenhafte Auswanderung in die slawischen Elb- und Oderländer. Aber dem deutschen Bauer folgte auch dorthin das deutsche Feudalunwesen. Aus dem adligen Schulzen wurde in tausend deutschen Colonistendörfern allmälig ein tyrannischer Gutsherr und seit dem Ende des 14. Jahrhunderts verfiel auch an Elbe und Oder die aufblühende Landkraft den Dämonen des deutschen Mittelalters.

Aber der Druck des Landbaues war noch nicht die schlimmste Folge der Kastenstellung des Adels. Wenn er sein Nutzthier, den Bauer, immer noch mit einer gewissen Mäßigung zu behandeln vortheilhaft fand, so war er um so eifriger, seine Grundrechte nach andern Richtungen auszunutzen. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Schlosse vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit, von dem Eigenthum Fremder für sich zu nehmen. Er erhob Zoll von Waaren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nöthig hielten, er baute wol gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand, denn die Waaren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, so lange sie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete er — nach Boden- und Ruhrrecht die Waaren dem Eigenthümer des Grundes. Zuletzt wurde er selbst Räuber und überfiel mit seinen Spießgesellen, was er erreichen konnte; die Waaren führte er nach seinem Hause, die Reisenden plünderte er und hielt sie gefangen, bis sie sich durch Lösegeld frei machten. Allerdings waren auch bei diesen Räubereien bestimmte Observanzen, nach denen der gewissenhaftere Junker ehrenhafte und unehrenhafte Beute unterschied. Aber dieser Moralcodex hatte kaum höhere Berechtigung, als ähnliche Traditionen bei bestimmten Classen von Dieben. Es gab im 14. und 15. Jahrhundert wenig adlige Häuser, welche

nicht den Namen Raubburgen verdienten. Aber auch nur wenige, aus denen immer und gegen jeden räuberisch ausgefallen wurde.

Den größten Nachtheil von solchem Leben hatte aber der Adel selbst. Seine Beutelust und Freude am Raufen kehrte sich ebenso sehr gegen Standesgenossen und gegen größere Despoten, als gegen die Städter. In der Form der Fehde fanden beide Neigungen einen im ganzen Mittelalter giltigen Ausdruck. Wenn die Fehde durch einen Brief einige Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angezeigt war, so galt sie nach Herkommen für ehrlich. Eine Kleinigkeit reichte hin, solche Fehde zu veranlassen. Die nie endenden Grenzstreitigkeiten, Uebergriffe bei Jagden, das Durchprügeln eines Knechtes, konnten auch alte Gesellen und befreundete Nachbarn entzweien. Dann stärkten sich beide Parteien durch ihre Verwandtschaft und ihren Anhang, sie warben reisige Leute und suchten durch Kundschafter zu erfahren, wie sie über Gut, Haus und Person des Gegners einen Vortheil erlangen könnten. Der Reichthum der Städte und der Groll, welchen der Adel gegen das aufschießende Selbstgefühl des Bürgers empfand, machten Fehden mit Städten zu einer besonders angenehmen Aufregung. Der geringste Vorwand wurde benutzt. Jeder Fremde, der eine Beschwerde gegen eine Stadt hatte, mochte er Bauer, Bürger oder Ausländer sein, war dem beutelustigen Junker willkommen. Unter dem Vorwand, ihn in Schutz zu nehmen, raubte, brannte und entführte die Partei, welche die Fehde angesagt hatte, bis sich irgend ein Mittler fand, der nach vielem Verhandeln einen Vergleich zu Stande brachte. Wer nicht selbst eine gewinnreiche Fehde durchsetzen konnte, der schloß sich einem andern als Gehilfe an, und oft wurden alte Kameraden und Verwandte durch die wechselnden Zufälle auf die entgegengesetzten Seiten gezogen, dann stachen und schlugen sie, im Bewußtsein ihre Pflicht zu thun, wohl auch aufeinander los. Solch wüstes Leben, bald auf der Landstraße, bald im Waldversteck, bald in schlechten Spelunken, bald in wüster Trinkgesellschaft konnte weder dem Familienleben, noch irgend welchen höheren Interessen günstig sein. Es war aber auch nicht einmal geeignet, kriegerische Anlagen, mit Ausnahme der untergeordneten, zu entwickeln. Im besten Fall bildete es zur Führung eines kleinen Reitertrupps für Ueberfälle und Fouragezüge; weder Berlichingen noch selbst Sickingen, die tüchtigsten Junkergestalten im Anfange des 16. Jahrhunderts, haben besonderes Kriegstalent zu erweisen den Trieb gehabt, und in militärischer Hinsicht steht die Tüchtigkeit des Götz nicht höher als etwa jetzt die eines erfahrenen Husarenwachtmeisters. So wild, frevelhaft und gemeinschädlich war das Treiben grade der Rührigsten vom niedern Adel, daß der Stand in aller Ruchlosigkeit des Räuberhandwerks zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht dieselbe Schwäche, welche sie verhinderte, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen fern gehalten

hätte. Daß sie ein privilegirter Stand waren, der seine Mitglieder für besser hielt, als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Ceremoniel sich gegen andere abschloß, dies exclusive Standesgefühl hat den niedern Adel durch Jahrhunderte schwach gemacht und seine Existenz zu einem Unglück für das Volk, aber es hat ihn auch vor dem Untergange in wüstem Treiben bewahrt. Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen, wenn sie die Selbstachtung der Individuen nicht schmälern, sondern erhöhen, so halten sie das Verderben vielleicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Haide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1500 den nürnberger Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsteres Gefängniß steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die That selbst sehr wenig Unterschied. Aber vor 350 Jahren übte der adlige Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Thun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschieds verstoße, daß es aber von dem gesammten Adel seiner Landschaft, ja von dem höchsten Herrn des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Allerdings wenn ihn die Stadt fing, deren Bürger er geschädigt hatte, so konnte er leicht sein Leben enden, wie jetzt ein Mörder der Landstraße, aber das Recht der Stadt war nicht sein Recht, und wenn er so starb, dann wurde sein Tod von andern muntern Gesellen wahrscheinlich mit Blut gerochen. Wie unvernünftig auch die Ehrengesetze waren, nach denen zu leben er sich verpflichtet fühlte, er hatte nur das Bewußtsein, daß sie vortrefflich waren, und daß dieselben Gesetze von tausend andern geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So ward es möglich, daß sich mitten in der größten Unsittlichkeit und Verschrobenheit doch bei Einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort, Hingebung an die Freunde, gutmüthige Freundlichkeit selbst gegen die Beraubten und Gefangenen.

Doch wie warm der Antheil sein mag, den wir den — nicht zahlreichen — hellen Gestalten schenken, welche in ihrer dunklen Umgebung noch erkennbar sind, man vergesse nicht, daß schon am Ende des 15. Jahrhunderts das Treiben des Landadels als eine unerträgliche Plage und ein nationales Unglück angesehen wurde.

In dieser Zeit begannen unter dem neuen Kaiser Maximilian die ewig denkwürdigen Versuche, dem zerrütteten Körper des Reiches eine neue Verfassung und die Möglichkeit eines neuen Lebens zu geben. Die großen Institutionen, welche Waffenruhe und Gesetzlichkeit allgemein machen sollten, waren der ewige Landfriede und das Reichskammergericht. Langsam setzten sie sich durch, nicht ohne viele Störungen und Unterbrechungen. Mehr als 100 Jahre dauerte

es und drei Menschengeschlechter starben dahin, bevor der niedere Adel sich an den Zwang der neuen Gesetze gewöhnte. Dagegen Fürsten und Städte wie oft sie selbst feindlich gegeneinander haderten, hatten beide das größte Interesse, ihn zum Gehorsam zu zwingen. Nur merkwürdig! der Fehdetrotz wurde gebrochen, aber der Stand der adligen Grundbesitzer wurde nicht sofort stärker, nicht nützlicher und nicht besser. Im Gegentheil. Er verlor einen Theil seiner wilden und offnen Entschlossenheit und eignete sich vorzugsweise die Fehler der neuen Zeit an. Wie ein besiegter Stamm, dem der Ueberwinder neue Tracht, Sprache und Sitte aufdrängt, lange Jahre braucht, bevor er in dem fremden Wesen sich heimisch fühlt, so kränkelte das Geschlecht der alten Raubgesellen am Rhein und Neckar, an Elbe und Oder. Wie die Wandlung nach und nach geschah, soll hier an einigen Beispielen gezeigt werden.

Ein glücklicher Zufall hat uns drei Selbstbiographien deutscher Adligen aus verschiedenen Zeiten des 16. Jahrhunderts erhalten, die des Berlichingen, des Schärtlin, des Schweinichen, alle drei wohl bekannt; die eine, so lange es deutsche Sprache gibt, innig verbunden mit dem Namen des größten deutschen Dichters. Die drei Männer, deren Blütezeit in den Anfang, die Mitte und das Ende des großen Jahrhunderts fällt, sind in Charakter und Lebensschicksalen durchaus verschieden, aber alle drei sind Gutsbesitzer und jeder von ihnen hat seine Lebensereignisse so erzählt, daß man in die gesellschaftlichen Zustände seines Kreises belehrende Einblicke erhält. Am bekanntesten ist Götz von Berlichingen, seine Lebensgeschichte am häufigsten (zuerst 1731) gedruckt. Da auf seinem Bilde die Verklärung liegt, welche ihm 300 Jahr nach seinem Tode durch das reizende Gedicht Goethes ward, so hat jetzt der Leser seiner Biographie einige Mühe, die idealen Linien des Dichters von der Gestalt des historischen Götz fern zu halten. Und doch ist das nöthig. Denn wie bescheiden und liebevoll auch Goethe die geschichtlichen Züge verwerthet hat, der historische Götz sieht in seiner wirklichen Umgebung anders aus. Als er sein Leben schrieb, ein Greis in einer Zeit, der er fremd geworden war, weilte seine Erinnerung am liebsten bei den Reiterstückchen seiner wilden Jugend. Daß sein Treiben unfruchtbar für ihn selbst und schädlich für andere gewesen, vermögen wir ohne Mühe hinter den Zeilen zu lesen. Aber vorzugsweise charakteristisch ist, daß er in der Mitte seines Lebens gebrochen und gedemüthigt wurde, weil er bei dem großen Bauernaufstande rathlos auf die falsche Seite gerieth. Um politische Fragen zu sorgen war nicht seine Sache, kam er in eine Krisis, so handelte er nach dem Rath seiner Gönner, größerer Dynasten, welche seinen starken Arm und redlichen Willen nicht selten für ihre Zwecke gebraucht haben mögen. Als das Bauernheer über seinen Grund hereinbrach, wußte er sich mit seinen Sippen keinen Rath und schrieb an einen Rathgeber. Die Antwort wurde durch seine Schwieger-

mutter und seine Frau unterschlagen, er war dem eignen Urtheil überlassen, und besaß nicht Geschick genug, sich den drängenden Insurgenten zu entziehn. Wäre er gewesen, wie viele seiner Standesgenossen, etwa wie Marx Stumpf, so hätte er die Bauern trotz allem Gelöbniß verlassen. Aber treu seinem Wort hielt er bei ihnen aus, bis die vier Wochen, für die er sich ihnen verpflichtet hatte, vergangen waren, er hielt aus, obgleich er in der That nicht ihr Führer, sondern ihr Gefangener war. Seitdem lebte er einige Jahre in enger Haft, dann lange Zeit in starken Freiheitsbeschränkungen auf seinem Schloß. Um ihn tummelte sich ein neues Geschlecht in leidenschaftlichem Kampfe, ihn selbst bekümmerte fortwährend, daß er doch als ehrlicher Reiter in der Bauerzeit gehandelt habe, und daß er jetzt wieder treu sein Wort halten und die Schritte zählen müsse, die ihm aus seinem Burgthor zu schreiten vergönnt war. Nach sechzehn Jahren einsamer Zurückgezogenheit ward er als alter Mann noch zweimal in die Kriegshändel eines jüngern Geschlechts gerufen, die ihm wenigstens keine Abenteuer und keine Gelegenheit zu Ruhm und Beute brachten. Da er endlich 82 Jahr alt auf seiner Hornburg in Frieden starb, war Luther seit 16 Jahren todt, Kaiser Karl V. war 4 Jahre vorher im Mönchskloster eingesargt worden, aber die Selbstbiographie des Götz, obgleich in dem letzten Lebensjahre geschrieben, hat für die lange Zeit seit dem Jahr 1525 nur wenige Seiten. — Hier seien außer einem kleinen Abenteuer aus seiner frühen Jugend, welches zeigt, wie man sich damals in einer Dorfgasse raufte, Bruchstücke aus seinem Bericht über die nürnberger Fehde mitgetheilt:

Götz von Berlichingen.

Um 1502. Ungefähr um Michaelis hat sich zugetragen, daß ich mit Neidhart von Thüngen, dem ich damals aufwartete, von Sottenberg herabgeritten bin. Als wir so fortziehen, werden wir zwei Reiter bei einem Hölzlein gewahr, an einem Dorfe, heißt Obereschenbach; das war Andreas von Gemünd, Amtmann zu Solleck und sein Knecht, den hieß man den Affen. Nun hatte sich zuvor begeben, daß ich einst zu Hamelburg in die Herberge zu Herrn Neidhart und zu seinen Knechten gehn wollte, welche mehrentheils trunken waren, da war erwähnter Affe auch da, sehr voll und hatte viel Wind in der Nase, machte viel seltsame Reden und sagte: was will der Junker*) thun, will er auch zu uns? und dergleichen höhnische Worte, womit er mich aufzubringen vermeinte. Das verdroß mich in der Stille und ich sagte zu ihm: „Was bedarf ich deiner Junkerei oder deines Gespöttes oder deiner Neckerei, wenn wir einmal im Feld zusammenstoßen, da wollen wir sehn, wer Junker oder Knecht sei. Jetzt nun, da wir von Sottenberg herabzogen, dachte ich, er wirds sein und mit seinem Junker reiten.

*) Götz wartete damals noch auf und hatte den Titel Junker nicht zu beanspruchen.

Da ritt ich auf dem nächsten Weg einen großen, hohen Berg hinauf und brachte im Rennen den Pfeil auf die Armbrust, und hinüber zu ihnen. Ich hatte aber noch weit bis zu ihm, da floh sein Junker dem Dorfe zu, so daß ich dachte, er mahnt die Bauern auf, aber der Knecht, der Affe, hatte auch eine Armbrust und floh ebenso wie sein Junker. Wie ich nun an ihn kam, mußte er in einem hohlen tiefen Weg dem Dorfe zu. Ich hatte noch weit bis an die Ecke, wo der Weg hineinging, ließ ihn in den hohlen Weg reiten und schoß ihn auf den Rücken. Nun hätte ich den Pfeil wohl wieder auf die Armbrust bringen können, dachte aber, er wird das nicht abwarten, weil er auch einen Pfeil auf der Armbrust hat. Da ich nun keinen Menschen bei mir hatte, so ließ ich das mit der Armbrust bleiben*), und ritt ihm nach in die Höhle hinein, und da er sah, daß ich die Armbrust nicht aufgebracht hatte, wartete er meiner am Dorfthor, bis ich fast an ihn kam, da schoß er mich vorn auf den Krebs**), daß der Pfeil in Splitter ging, die mir über den Kopf hinausſprangen. Da warf ich ihm meine Armbrust an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, das Schwert heraus und rannte ihn zu Boden, daß sein Gaul mit der Nase auf der Erde lag. Er aber kam allemal wieder auf und schrie immer die Bauern an, sie sollten ihm helfen. Und wie ich so im Dorfe mit ihm umherrannte, stand ein Bauer da, der hatte eine Armbrust und schon den Pfeil darauf, ich auf ihn zu, ehe er zum Schuß kam, schlug ihm den Pfeil von der Armbrust, hielt bei ihm, stieß das Schwert wieder ein, redete mit ihm, gab ihm Bescheid und sagte: ich gehörte zu Herrn Neidhart von Thüngen und wir wären auch gut Fuldaisch. Indem kam ein ganzer Haufe Bauern mit Schweinspießen, Handbeilen, Wurfbeilen, Holzbeilen und Steinen, sie umringten mich — wirfst du nicht, so hast du nicht, schlägst du nicht, so gilt es nicht — daß mir die Beile und Steine neben dem Kopf hinfuhren und mich däuchte, sie berührten mir die Pickelhaube. Endlich lief ein Bauer heran, der hatte einen Schweinspieß, auf ihn ritt ich zu, und als ich das Schwert wieder zog, schlug der Bauer und traf mich auf den Arm, daß ich dachte er hätte mir den Arm entzwei geschlagen, und wie ich nach ihm stach, fiel er mir unter den Gaul, daß ich nicht so viel Platz hatte, mich nach ihm zu bücken. In Summa, ich brach durch, aber doch lief noch ein Bauer heran, der hatte ein Holzbeil, aber dem gab ich einen Treffer, daß er daneben auf den Zaun fiel. Nun wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn ganz verschlagen, und mir war Angst, wie ich zum Thor hinauskommen möchte. Und wie ich demselben zu-

*) Von zwei Armbrüſten einer Partei deckt eine die andere, indem ſie den Schuß bewahrt, bis die andere gespannt hat. Der einzelne Schütze iſt während des Spannens wehrlos.

**) Bruſtharniſch.

eilte, war gleich wieder einer da, der wollte das Thor zuschlagen, aber ich kam doch hinaus, ehe er zuschlug, und wie ich ein wenig vor das Thor hinauskam, war auch der Affe schon wieder da, und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbrust und vier Bauern bei sich und schrie: her! her! her! und schoß damit wieder nach mir, daß ich den Pfeil auf der Erde grellen sah. Ich demnächst wieder auf ihn los, das Schwert heraus und jagte sie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und schlugen Sturm über mich, ich aber ritt davon und wie ich wieder Herrn Neidhart zuzog, der gar weit draußen auf dem Felde hielt, sahen wir allenthalben nach den Bauern, aber es wollte keiner mehr zu mir kommen. Als ich fast bei Neidhart war, ritt ein Bauer daher mit dem Pfluge, dem Sturme nach, ich über ihn und fing ihn, daß er geloben und schwören mußte, mir meine Armbrust wieder herauszubringen, denn ich hatte sie nach dem Affen geworfen, als er mich, wie vorhin gemeldet, schoß und hatte nicht so viel Weile gehabt, daß ich sie wieder hätte langen mögen, sondern mußte sie im Wege liegen lassen. —

Um 1512. Nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen, auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging schon mit der Sache um und dachte: Du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, den Bischof von Bamberg haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden. Ich warf also dem Bischof 95 Kaufmänner nieder, die unter seinem Geleit zogen, und ich war so fromm, daß ich nichts aus dem Haufen nahm, als was nürnbergisch war. Der Nürnberger waren ungefähr an die 30, ich griff sie am Montag nach unseres Herrn Himmelsfahrtstag am Morgen früh um acht oder neun Uhr an, und ritt denselben Dienstag, die Nacht und am Mittwoch darauf mit den Kaufmännern immer fort. Ich hatte meinen guten Hans von Selbitz bei mir und waren wir unser auch 30. Der andern Reisenden aber waren viele, die schob ich immer von mir, ein Häuflein nach dem andern, wo mich dünkte, daß ein jeder hingehörte. Und mein Reitgesell, Hans von Selbitz, wurde vierzehn Tage darauf von ohngefähr auch des Bischofs von Bamberg Feind und brannte ihm ein Schloß und eine Stadt aus mit Namen, wenn ichs recht behalten, Vilseck, so daß das Geschäft zwei Kappen brachte. —

Damit ein jeder wisse, wie und warum ich mit denen von Nürnberg zu Krieg und Fehde gekommen bin, so ist das die Ursache. Fritz von Littwach, ein markgräflicher Diener, mit dem ich als Knabe und im Harnisch auferzogen bin, der mir auch viel Gutes gethan, der ist einst ganz in der Nähe von Onolzbach heimlich verloren gegangen, gefangen und hinweggeführt worden, daß lange Zeit niemand wußte, wo er hingekommen war oder wer ihn hinweggeführt hatte. Lange darauf warf der Markgraf einen Verräther nieder, der ihn verrathen und den Reitern, die ihn niedergeworfen hatten, alle Wahrzeichen gegeben hatte. Da erfuhr man zuerst, wo Fritz von Littwach hingekommen

wäre. Da habe ich Herrn Hans von Seckendorf, der selbiger Zeit markgräflicher Hofmeister war, als meinen Verwandten, der mir Gutes gönnte, angesprochen und gebeten, daß er mir das Bekenntniß des Verräthers verschaffte. Dadurch wurde ersichtlich, daß es Diener der von Nürnberg gethan haben sollten, auch ist anzunehmen, daß er in ihre Häuser und Frohnvesten geführt worden sei. Das ist der eine meiner Gründe gegen die von Nürnberg.

Ferner hatte ich einen Knecht gedungen mit Namen Georg von Gaislingen, der hatte mir versprochen in meinen Dienst zu treten, den haben die von Nürnberg bei seinem Junker Eustach von Lichtenstein hart verwundet und erstochen, auch seinen Junker hart verwundet, dieser aber ist am Leben geblieben. Obgleich nun viele andere den Nürnbergern wegen des Fritz von Littwach feindlich sein wollten, so habe ich doch keinen gemerkt, der der Katze die Schellen angehängt, wie man zu sagen pflegt, oder die Sache angegriffen hätte, als der arme treuherzige Götz von Berlichingen, der nahm sich beider an. Diesen Grund habe ich gegen die Nürnberger auf allen Tagen, an denen ich mit ihnen vor den Commissarien K. Majestät, auch vor geistlichen und weltlichen Fürsten verhandelte, stets und allerwege angezeigt und dargethan.*)

Ich will nun weiter anzeigen, wie es in der nürnbergischen Fehde mir und meinen Verwandten gegangen ist. In summa summarum, das Reich verordnete 400 Pferde gegen mich, worunter Grafen und Herren, Ritter und Knechte waren, — ihre Fehdebriefe sind noch vorhanden, — und kam ich und mein Bruder in die Acht und Aberacht, und in etlichen Städten schossen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in den Lüften, die sollten mich fressen, und ward uns alles genommen was wir hatten, so daß wir nicht einen Schuh breit mehr behielten. Da galt kein Feiern, wir mußten uns verbergen und dennoch that ich meinen Feinden ziemlichen Schaden, an Gütern und sonst, so daß sich Kais. Majestät etlichemal dazwischen gelegt und ihre Commissarien verordnet hat, die zwischen uns handeln und alle Sachen richten und vertragen sollten; dadurch hat mir Kais. Majestät viele Anschläge verhindert, und dadurch um mehr als 200,000 fl. Schaden gethan, denn ich wollte damals Gold und Geld von den Nürnbergern mir zu Wege gebracht haben. — Und wollte ich

*) Wie Götz verfährt, ist charakteristisch. Er will mit den reichen Nürnbergern in Fehde kommen, wirft ihre Kaufleute nieder und sucht nach Grund zur Fehde, ihm genügt die Vermuthung, daß die Nürnberger einen guten Kameraden in Haft hielten, gleichviel aus welcher Ursache, und die Thatsache, daß sie in einer andern Fehde einen Knecht erstochen haben, den er hatte in Dienst nehmen wollen. Von Fritz von Littwach ist nicht weiter die Rede, als Götz genöthigt wird, sich mit den Nürnbergern zu vertragen. Daß Götz die Veranlassung vom Zaun gebrochen, war, wie aus dem Folgenden ersichtlich wird, selbst damals auffallend.

damals den von Nürnberg wohl all ihr Kriegsvolk, auch den Bürgermeister selbst, der eine große goldene Kette am Halse hängen hatte und einen Streitkolben in der Hand hielt, auch alle ihre Reisige und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hilfe geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben, als sie gegen Hohenkrähen zogen, ich war auch schon zu Roß und Fuß dazu geschickt und gefaßt, so daß es nicht anders als gewiß war, daß ich sie ganz in meine Hände bekam. Da hatte ich aber gute Herrn und Freunde, deren Rath bat ich, ob ich Kais. Majestät zu Ehren den von demselben angesetzten Tag besuchen oder ob ich meinen Anschlag ins Werk setzen sollte. Da war nun ihr treuer Rath, ich sollte der Kais. Majestät zu Ehren den Tag besuchen. Ihnen folgte ich zu meinem großen, merklichen Schaden. —

Ich wußte wann die frankfurter Messe war, da zogen die von Nürnberg aus Würzburg heraus zu Fuß gen Frankfurt dem Spessart zu. Die Kundschaft war gemacht und ich warf fünf oder sechs von ihnen nieder, darunter war ein Kaufmann, den ich zum drittenmal und in einem halben Jahre zweimal gefangen und einmal an Gütern beschädigt hatte, die andern waren eitel Ballenbinder zu Nürnberg. Ich stellte mich als wollte ich ihnen allen die Köpfe und Hände abhauen, aber es war mein Ernst nicht, und sie mußten niederknieen und die Hände auf die Stöcke legen, da trat ich etwa einem mit dem Fuß auf den Hintern und gab dem andern eines ans Ohr, das war meine Strafe gegen sie, und ließ sie so wieder von mir fortziehn. Und der Kaufmann, den ich so oft niedergeworfen hatte, machte das Kreuz vor sich und sagte, ich hätte mich eher des Himmels Einfall versehn, als daß ihr mich heut niederwerfen würdet. Denn erst vor wenig Tagen haben unser an hundert Kaufleute zu Nürnberg auf dem Markte gestanden, da ist auf euch die Rede gekommen und ich habe gute Kundschaft gehabt, daß ihr eben erst in dem Walde, dem Hagenschieß gewesen seid, und dort Güter angreifen und niederwerfen wolltet. Und ich selbst habe mich gewundert, daß in so kurzer Zeit das Geschrei von meinem Hin- und Herreiten hinauf gen Nürnberg gekommen ist. — Bald darauf hat sich die K. Majestät in die Sache geschlagen und dieselbe zu Würzburg verglichen und aufgehoben. — Soweit Götz.

Schärtlin von Burtenbach.

Sebastian Schärtlin gehört nicht ganz in die Reihe. Er ist nicht von adliger Herkunft und, hat die Ritterwürde seinen militärischen Talenten zu danken. Im Jahre 1498 geboren, machte er seine Schule unter Frundsperg, und war von 1518 bis 1557 fast in allen deutschen Kriegshändeln thätig, im Dienste des Kaisers, der Stadt Augsburg, eine Zeitlang auch im Solde Frankreichs, als er wegen seiner Theilnahme am schmalkaldischen Kriege gezwungen war, Deutschland zu verlassen. Er hat mehr als einmal große

Heere befehligt, und stand als entschlossener, vielerfahrner Feldhauptmann in allgemeinem Ansehn. Zu Götz ist er ein interessantes Gegenbild. Jener der adlige Reiter, dieser der bürgerliche Landsknechtführer, Götz der gemüthliche Speergesell, Schärtlin der praktische Geschäftsmann. Beide haben ein Leben voll von Abenteuern und nicht frei von unverantwortlichen Thaten geführt, beide sind im hohen Greisenalter gestorben, aber Götz versplitterte Zeit und Gut in Raubzügen und Reiterhändeln, Schärtlin half die Geschicke Deutschlands entscheiden. Götz verstand so wenig seine Zeit und seinen Vortheil, daß er, der Aristokrat, sich zum Strohmann der demokratischen Bauern gebrauchen ließ, Schärtlin verstand seine Zeit so gut, daß er selbst nach dem unglücklichen schmalkaldischen Kriege als reicher Mann in die Schweiz abzog und wenige Jahre darauf siegreich wieder in alle Ehren eingesetzt wurde. Götz hatte sein Lebelang ein starkes Gelüst nach Kaufmannsgold und hat doch aus allen seinen kecken Raubzügen schwerlich viel in seiner Truhe erhalten, Schärtlin machte sich Geld in allen Campagnen, kaufte ein Gut nach dem andern und wußte seine Dienste so hoch als möglich zu verwerthen. Beide erwiesen Charakter und Parteitreue, beide waren Kriegsleute von Ehre, und beide hatten für unser Urtheil ein weites Reitergewissen, aber Götz, über dessen Mangel an Urtheil wir zuweilen lächeln, ist vorzugsweise gutherzig und in seiner Art peinlich gewissenhaft, Schärtlin überall der kluge, ja großartige Egoist. Alle guten Eigenschaften des absterbenden Ritterthums sind in der einfachen Seele des Besitzers von Hornburg vereint, der Herr von Burtenbach dagegen ist in seinem Wesen durchaus Sohn der neuen Zeit, bald Politiker, bald Händler, bald Diplomat. Beide waren im Jahr 1544 bei dem kaiserlichen Heere, welches in Frankreich einfiel, Schärtlin in voller Manneskraft, als einer der Feldhauptleute, Götz als grauer Reiter mit einem kleinen Haufen gesammelter Knechte; Schärtlin wurde noch in demselben Jahre kaiserlicher Großmarschall und Generalcapitän und machte sich 7000 Gulden, Götz ritt allein, krank an der Ruhr, hinter den Heereshaufen nach seinem Schlosse zurück. Beide haben uns mit fester Kriegerhand ihr Leben geschrieben, am wenigsten geschickt und geordnet Götz, und doch wird man seine Biographie mit größerem Interesse lesen, als die des Schärtlin; denn Götzens Freude ist, seine Reiterabenteuer zu erzählen, wie man beim Glase Wein, unter guten Gesellen Erinnerungen aus alter Zeit lebendig macht, Schärtlin berichtet verständig in chronologischer Ordnung, und gönnt dem Leser manchen trockenen, aber lehrreichen Bericht über große politische Actionen, aber von seinen persönlichen Verhältnissen erzählt er am liebsten den Betrag seiner Beute, und ärgerliche Händel mit seinen Gutsnachbarn.

Diese Händel nun, wie einförmig sie verlaufen, dürfen hier das größte Interesse beanspruchen. Denn grade an ihnen wird deutlich, wie sehr sich

seit dem Anfange des Jahrhunderts das Treiben des Landadels geändert hat. Noch immer lodert, wie in des Berlichingers Jugend die Fehdelust in den begehrlichen Seelen auf, noch immer ist rohe Gewaltthat häufig, und zahlreich werden Duodezkriege vorbereitet, aber das alte Selbstgefühl ist gebrochen, drohend schwebt das Gespenst des Landfriedens und Kammergerichts über den Hadernden, schnell mischen sich Nachbarn und gute Freunde ein und dem kaiserlichen Mandat, wie dem Willen des Landesfürsten trotzt auch der Wilde selten ungestraft. Der Landadel ist unschädlicher, aber noch nicht besser geworden; an die Stelle offener Fehde treten plötzliche Ueberfälle, hinterlistige Streiche, und statt der Armbrust und des Schwertes gebrauchen die Gegner andere nicht weniger schneidende Waffen, Verleumdung, Bestechung und Intriguen. Und noch eine Waffe, für den Betroffenen vielleicht die peinlichste von allen, nicht Zeitungsartikel, aber Spottverse auf den Gegner, welche sie auf beliebte Melodien anfertigen, drucken, wol auch durch bezahlte Bänkelsänger absingen lassen. Dies Mittel den Gegner zu kränken war nicht neu, schon seit Jahrhunderten hatte man Spottlieder bezahlt und gern gehört, und die fahrenden Sänger hatten sich dadurch gefürchtet gemacht, daß sie einem kargen Wirth an hundert Herdfeuern Böses nachsangen. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts aber hatte das große Interesse an Flugschriften außer den Liedern auch längere Gedichte, die zum Lesen geschrieben waren, massenhaft hervorgerufen und der kleinste Briefmaler oder Buchdrucker, jeder Buchbinder, der nach damaligem Brauch den Vertrieb kleiner Drucksachen besorgte, vermochte für wenig Geld den Feind eines Gutsbesitzers um so mehr zu kränken, je bekannter der Name des Abgesungenen war.

Was Schärtlin selbst erzählt, sei hier mit Auslassungen in unser Deutsch übertragen:

Anno 1557. In diesem Jahre habe ich, Sebastian Schärtlin, die Herrschaft Hohenburg sammt Bissingen*) und Hohenstein von einem böhmischen Herrn, Woldemar von Lobkowitz, und von Hans Stein um 52,000 Fl. erkauft und in Beisein meines Sohnes, meines Tochtermanns und vieler andern vom Adel am St. Matthäustag eingenommen und von den Unterthanen zu Bissingen auf dem Markt die Huldigung empfangen. Denselben Sommer habe ich das Schloß Hohenstein wieder erneuert und so ausbessern lassen, daß man es bewohnen konnte. Um St. Michaelistag ist mein Sohn mit Weib und Kindern dorthin gezogen, hat dort zu hausen angefangen und hat rohe und gebrannte Steine, Holz und Kalk zum Bau des Schlosses Bissingen zugerüstet und im Winter den Brunnen zurichten lassen. Dazu haben mir die benachbarten Prälaten schöne eichene Hölzer gegeben, und mit ihren und der Stadt

*) Hohenburg und Bissingen lagen im Territorium Oettingen. Die Grafen von Oettingen beanspruchten die Oberlehnshoheit über diese Güter.

Donauwörth Rossen, auch mit allen benachbarten Bauern, sind die Fuhren gethan.

Anno 1560, den 18. September hat mir Graf Ludwig von Oettingen meinen Bauer von dem Reutmannshof gefangen nach seinem Amte Harburg führen lassen, wo der Bauer weder zu beißen noch zu brechen hatte, weil er und seine Söhne sich gegen etliche öttingische Bauern, die ihm ein Gatter aufgemacht und mit Gewalt über sein Land gefahren sind, gewehrt und einen Zank mit denselben angefangen, doch niemanden verwundet hat. Und am Montag darauf ist der Graf mit 500 Bauern und 50 Pferden mit gewaltthätiger Hand in mein Holz gefallen, wo er doch keine obrigkeitlichen Rechte hatte, hat meine Eicheln abschütteln lassen, und hat mit Weibern und Kindern und Wagen das Meine, ohne mich zu warnen, ohne mir aufzusagen, mit Gewalt hinweggeführt. Als ich nun am selbigen Tag zu Bissingen ankam und solches alles erfuhr, bin ich, meine beiden Söhne, mit unserm Vetter Ludwig Schärtlin und Hans Rumpolt von Elrichshausen 32 Pferde stark in seine Grafschaft gezogen, und haben einen Bauer dicht am Schloß zu Harburg und zwei seiner Unterthanen von Korbach dagegen gefangen und nach Bissingen in das Schloß geführt. Und weil seine Reiter und Schützen nach ihrem Einfall nahe bei Bissingen mit Abschießen und großem Prangen bei der Nase vorübergezogen sind, so bin ich, um das auszugleichen, mit gemeldeten Reitern auf Harburg zu geritten, sie zu einem Scharmützel zu bewegen, aber niemand wollte zu uns heraus. Doch zuletzt schossen sie mit Doppelhaken auf uns. Der Graf ritt am Donnerstag darauf nach Stuttgart zu einem Schießen, und da er wol voraus wußte, daß ich ihm nicht nachgeben würde, hat er mich bei seiner Fürstl. Gnaden, dem Kurfürsten, dem Pfalzgrafen, andern Grafen, Herrn und Adel übel ausgeschrien, und sich unterstanden, mir dadurch Ungnade und Ungunst aufzulegen. Insbesondere Herzog Christoph zu Würtemberg, der mir sonst zu Gnaden gewogen gewesen, hat mir dies Jahr 100 Fl. Gnadengeld, die er mir gab, unerwartet aufgekündigt. Der Graf hat auch seinen Bruder, den Grafen Friedrich, so auf mich gehetzt, daß auch dieser später sich mit thätlicher Hand gegen mich erhob. — Darauf haben sich beide Grafen zu Roß und Fuß verstärkt, wogegen auch wir 100 gute kriegserfahrene Schützen in das Schloß Bissingen brachten, und der Zulauf von Kriegsvolk wurde auf beiden Seiten groß. Und es haben die Grafen mich und die Meinigen schmählich mit Liedern und andern Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk gebracht, auch vor die Kais. Majestät, vor Kur- und andere Fürsten, Grafen und Herrn. Haben mich einen Aufrührer und friedlosen Landfriedensbrecher gescholten, mich auch für ihren Incola, Landsassen und Unterthan, auch Lehnsmann, der ihnen doppelt verpflichtet sei, und seine Amtspflicht vergessen habe, allent-

halben mit Lügen ausgegeben, in der Hoffnung, mich und die Meinigen durch Unwahrheit so zu verdämpfen. Während ich mich nun eines großen Auflaufs und Ueberzugs versehen mußte, haben sich der Pfalzgraf Herzog Wolfgang und Herzog Albrecht zu Baiern, als die nächsten Fürsten darein gelegt, haben beiden Theilen geschrieben, Friede zu halten, und sich erboten mit Herzog Christoph gütlich darin zu verhandeln, doch so, daß man beiderseits die Gefangenen frei und das geworbene Kriegsvolk laufen lasse. Das bewilligte ich, doch weil Graf Ludwig von Oettingen, genannt Igel, allen Unrath angefangen, forderte ich, daß ers zuerst thun solle. Aber der Graf hat die Leute nicht frei lassen wollen, sondern hat den Ratzebauer, der allein mein Unterthan ist und zu Oettingen weder gelobt noch geschworen hatte, vor das Malefizgericht gestellt. Und in Ewigkeit wird nicht bewiesen werden, daß ich und die Meinen jenen durch den Kauf mit Recht unterthan geworden sind, sondern wir haben Hohenburg und Bissingen sammt Zubehör als ein freies Gut und als eine Herrschaft, die unlehnbar ist und das Halsgericht hat, erkauft. Dennoch haben uns die Fürsten nicht zusammenlassen wollen, haben uns beide vielfältig ermahnt Friede zu halten, darauf habe ich mein geworben Kriegsvolk beurlaubt und bei dieser Tragödie recht wohl gemerkt, daß Herzog Wolfgang, der zuvor mein gnädiger Herr war, mir auch abgefallen und feindselig geworden ist. Aber ungeachtet aller fürstlichen Unterhandlungen ist Graf Ludwig doch an einem Abende mit vielen Pferden und etlichen 100 Bauern gegen das Schloß Bissingen gerückt, hat mit unsern Reitern, von denen etliche im Felde waren und etliche herauskamen, ein Scharmützel angefangen, bei welchem keiner viel Schaden empfing. Da die Feinde nichts schaffen konnten, sind sie wieder mit Spott abgezogen.

Dies alles hab ich beim Kammergericht angebracht, und Graf Ludwigs mir zugeführte verbrecherische Handlungen geklagt und habe so gehofft, wie mir auch gelungen, ich wollte diese Sache im Wege Rechtens durchführen, besonders weil sich die Fürsten parteiisch zeigten.*) Unterdeß hat Graf Igel mich allenthalben jämmerlich mit gedruckten Schriften und schmählichen Liedern verstänkert und im Beisein der Grafen von Mansfeld meinem Sohne Hans Bastian auf seinem Wappenschild über dem Wirthshaus den Zusatz „Herr von Bissingen" ausgethan, den doch nicht mein Sohn selbst, sondern der Wirth hinzugefügt; und Graf Friedrich hat zu Buchenhofen auf der Kirchweih öffentlich seinen Vogt ausrufen lassen, wenn ein Schärtlinscher hinkomme, solle jeder auf ihn schlagen.

Anno 1561 in der Fasten ist Graf Lothar zu Oettingen nach Augsburg ge-

*) Die Fürsten waren auf Seiten ihres Standesgenossen, dessen Geschlecht, wie bekannt, dem hohen Adel angehörte. Ihr Kampf für die Oberhoheit über adlige Güter hat im 16. Jahrhundert viele Schlachtfelder, und Schärtlin erschien ihnen besonders anspruchsvoll, da sein Geburtsadel mehr als zweifelhaft war. Wer in dem letzten Grunde des Streites, von dem wir auch aus andern Quellen wissen, Recht hatte, ist hier gleichgiltig.

kommen, hat mir viel Gutes sagen lassen, ihm sei Leid, sammt seinen andern Brüdern, daß Graf Ludwig so unschicklich gegen mich handle. Auch ließ er mir klagen, da der Bruder ihm nicht sein Heirathgut, auch keine Residenz geben wolle, so wolle und müsse er feindlich gegen ihn handeln und lasse mich bitten, ihm einen Reiterdienst zu thun. Darauf bedankte ich mich für sein Mitgefühl und beklagte ihn, daß es ihm auch nicht nach Willen ginge, ließ ihm aber dabei sagen, ich stände zu seinem Bruder auf gebotenem Frieden und hinge mit ihm am Kammergericht, ich steckte auch meine Füße nicht gern zwischen Thür und Angel, wenn er aber sonst Reiterarbeit hätte, und mirs berichtete, wollte ich ihm Knecht, Pferd und Harnisch nicht versagen.

Am heiligen Himmelfahrtstage pflegt man alljährlich zu Bissingen hinterm Schloß einen Jahrmarkt und Tanz zu halten, auch zu schießen, wobei mein Sohn Hans Bastian in diesem Jahr selbst war und Gesellschaft leistete. Da haben beide Grafen Ludwig und Friedrich den Vogt von Unterbissingen sammt einem andern reisigen Knecht gerüstet mit fünf Hakenschützen auf den Platz geschickt. Sie haben sich dort aufgestellt und den Platz halten wollen. Die hat mein Sohn angeredet, was sie sich so bewaffnet aufstellten? Dem hat der Vogt geantwortet, seine Herren hätten ihn diesen Platz zu halten daher geschickt, und die hohe Obrigkeit gehöre dem Grafen von Oettingen zu. Dem hat mein Sohn widersprochen. Die Eltern der Grafen hätten sie verkauft und sie gehörte mir zu, sie sollten sich hinwegmachen. Darauf ist der Vogt mit den Worten weggeritten, er wolle bald in anderer Gestalt wiederkommen, und alsbald haben sich vom Fußsteig her Reiter und Fußvolk sehn lassen, worauf mein Sohn etliche Diener und Unterthanen ins Schloß und auf den Kirchthurm schickte, den Feind zu erwarten. Plötzlich sind die Gräflichen ungefähr mit 40 Pferden und 300 zu Fuß spornstreichs daher geritten und gelaufen, haben in meinen Sohn, meinen Vetter Ludwig, in die Schützen und Unterthanen gestochen und geschossen, sind auch vom Platz bis zu den Schranken des Marktes gedrungen und haben das Thor mit Uebermacht geschlossen. Dagegen hat mein Sohn sich sammt den Seinen zur Wehre gestellt, auch so gut er vermochte auf sie geschossen, aus der Hand und vom Schloß und von den Thürmen, hat dabei dem Grafen zwei Pferde erschossen und zwei Mann verwundet, einen in den Leib, den andern in den Schenkel, hat sich so ihrer erwehrt und sie wieder in die Flucht getrieben. Aber ihm und den Seinen ist nichts widerfahren, Gott Lob! Als aber mein Sohn mit den Seinen wieder in das Schloß zog, zur Nacht aß und nichts mehr besorgte, zogen sie um 6 Uhr wieder heran, und Graf Lothar, der ehrbare Mann, der mir vorher viel Gutes hatte sagen lassen, that mit vier starken Büchsen auf Rädern bis an 30 Schüsse in das Schloß und zerschoß wol 12 Ziegeln. Um 9 Uhr zogen sie wieder ab nach Unterbissingen, verstärkten sich die Nacht und kamen beide Grafen mit Geschütz

und Leuten am Morgen wieder. Da mein Sohn und mein Vetter Ludwig nichts Weiteres besorgt hatten, waren sie am Morgen früh zu mir geritten, deshalb ging der Burgemeister und etliche vom Rath zu den Feinden hinaus, und frugen sie, was sie damit beabsichtigten, es sei niemand im Schloß, als die Frau mit den Kindern, auch stünden die Herrschaften im Rechtsstreit und kaiserlichen Frieden. Darauf antwortete der Beamte von Harburg, sie seien gestern und auch noch heut nur in guter, freundlicher Meinung hergekommen, ihrer Herrn oberste Rechte zu suchen, man habe aber auf sie geschossen und ihnen großen Schaden gethan. Sie wollten auch heut den Platz besetzen, wenn man aber auf sie schösse, solle man sehn, was sie dagegen thun würden. Darauf antworteten die von Bissingen: sie wären arme Leute, man möchte thun, was zu verantworten sei. Darauf zogen abermals die Gräflichen 200 Mann stark, wieder mit 4 Stück Büchsen und einer Trommel auf den Platz, thaten etliche Tänze, tranken und jeder nahm ein Laub von der Linde. Mit solchem Trutz und Schießen zogen sie ab und hatten einen Hinterhalt von 2000 Mann. — Das hab ich der kaiserlichen Majestät und darauf beim Kammergericht angezeigt und geklagt, darauf sind beiden Theilen Mandata gekommen, bei Ungnade und Strafe der Acht de non ulterius offendendo, solle man sich nicht weiter beleidigen und eine Citation, zum 20. August beim Kammergericht zu erscheinen, welches alles den Grafen insinuirt wurde, worauf beide Grafen unschicklich antworteten, es sei alles erlogen. Ich habe aber außerdem wegen Injurien protestirt.

Aus ob erzählten Gründen und weil das feindselige Wesen kein Ende nahm, auch weder Gericht noch Recht helfen konnte, habe ich nothgedrungen, um meiner Ehre willen zur Abwehr der Belästigungen vermeldeter beider Grafen, ein Ausschreiben an die römische kaiserliche Majestät, an Kur- und Fürsten, Grafen, Herren, Städte und Stände des heiligen Reiches, auch an die fünf Viertheile des Adels und gemeine Ritterschaft gesendet, habe auch den Ständen des landbergischen Vereins mündlichen Bericht abgestattet, sie und ihren Oberhauptmann, meinen gnädigen Herrn zu Baiern, dem ich als Stellvertreter bestellt bin, ferner die Stadt Augsburg, deren Diener ich bin, von der ganzen Handlung wohl informirt, und sie allesammt insbesondere um Rath, Hilfe oder Beistand gebeten. Diese haben ein drohendes Schreiben an die Grafen gerichtet, sie ermahnt, mich und die Meinen bei Frieden und Recht zu lassen, mit dem Zusatz, wenn dies nicht geschähe, würden sie mich nicht verlassen. Mir aber haben sie gerathen, nichts als das Recht anzuwenden. Und weil so viel schändliche Lieder und Sprüche über mich ausgegangen sind, hat einer, dem ich vielleicht Gutes gethan, auch einen schönen Pasquillus und Lied von gemeldetem Grafen Igel von Harburg gemacht, und hat ihn ziemlich wohl angebunden.

Am 3. October ist Igel fünfzehnhundert Mann stark zu Fuß und Roß, darunter etliche Landsknechte sammt fünf Stück grobem Geschütz gegen meinen Vetter Ludwig zu Oberringingen gezogen, hat ihm etliche vom Adel hineingeschickt und hat ihn auffordern lassen, sein Haus zu übergeben. Ludwig Schärtlin aber hatte, wie ihm zwei Tage vorher von mir befohlen worden, drei Landsknechte und von meinem Sohn zu Bissingen etliche Doppelhaken, Handgeschütze, Pulver und Blei zu sich herein genommen. So wollte er den Sturm abwarten, da er von mir väterlichen Entsatz bei ritterlicher Treue und Glauben hoffte. Er ist selbst zu denen vom Adel hinausgegangen und hat ihnen mit drohenden Worten geantwortet, wenn Graf Igel freundlich und nachbarlich zu ihm käme, wie seine Brüder wohl gethan, so wolle er seinen sauern Wein mit ihnen theilen, aber dergestalt könne er sein Haus nicht öffnen. Er habe ein Haus für sich selbst und nicht für den Grafen von Oettingen und der Graf werde einen Kriegsmann darin finden. Jeder Theil zog sich hinter seine Deckung, der Graf aber schanzte sich in den Vorhof ein, schoß ihm die Zinnen von den Thürmen, alle Fenster, Dächer und Essen und zwei Personen. Ludwig Schärtlin dagegen wehrte sich tapfer, erschoß dem Grafen einen Büchsenmeister und noch eine Person, schädigte auch sonst viele vom Kriegsvolk, von denen etliche später starben. So haben sie es vom Morgen 7 Uhr bis zu 6 Uhr in die Nacht feindlich gegeneinander getrieben. In der Nacht hat Ludwig dem Grafen Lärmen und große Unruhe gemacht, sich auch unterdeß befestigt und am Morgen wieder nach seiner Zusage tapfer gewehrt. Aber als ich, Sebastian Schärtlin, Ritter, solches erfuhr, habe ich eilends 400 Knechte, darunter gute Schützen aus Augsburg nach dem Rath Herzog Albrechts von Baiern vorlaufen lassen, habe sie mit Pulver, Blei, Fußeisen und gutem Kriegsgeräth auf Bissingen geschickt. Ich habe 26,000 Fl. zusammengerafft, Sturmhüte, Pulver und Blei besorgt, aus der Stadt Memmingen etliche Wägen und Geschütz, einen großen Haufen Landsknechte, auch Reiter, so viel ich von den Nachbarn erhielt, alles zum 4ten nach Burtenbach beschieden, und ich selbst kam Abends dahin, nachdem ich alles in Bewegung gesetzt hatte. In derselben Nacht sind Graf Wolf und Graf Lothar von Oettingen in Person freundlich zu mir nach Burtenbach gekommen, haben mir geklagt, daß auch ihnen ihr Bruder Graf Ludwig von ihrem väterlichen Erbtheil nichts geben wolle, und haben mich gebeten, mich mit ihnen zu verbinden. So wurde zwischen uns ein geschriebener, besiegelter Vertrag gemacht, daß die beiden Grafen ihren Bruder Friedrich mit seinem Geschütz auch auf unsere Seite bringen und ihre Macht zu Fuß und Roß vereinigen sollten, ich aber wollte 5000 Knechte, oder andere Reiter aufbringen, und die Kosten des Krieges auslegen. Doch wenn ich die jungen Grafen zu ihrem väterlichen Erbtheil brächte, sollten sie zwei Drittel und ich

ein Drittel von den Kriegskosten bezahlen. Wir hoffren, Graf Igel sollte vor Oberringingen verharren und im Fall er es eroberte, vor Bissingen ziehn meinen Sohn zu belagern, der Graf aber hat sich am Morgen des 4. Oct. erhoben und ist schändlich wieder abgezogen, nachdem er meinem Vetter den Vorhof und das ganze Dorf verwüstet, zerschlagen, geplündert und alles, Weiber und Kinder genommen, gestohlen, geraubt, weggeführt und getrieben. Doch fehlte wenig, daß mein Vetter ihm das eine Geschütz abgenommen hätte. — — Aber als der Graf Igel vernommen, daß seine eigenen Brüder und ich uns verglichen hatten — Graf Friedrich ausgenommen, der nicht mit ihm und nicht wider ihn handeln wollte — ist er aus dem Lande geflohn, und zum Pfalzgrafen Herzog Wolfgang und dann zu Herzog Christoph von Würtemberg geritten, hat große Sachen gelogen und vorgegeben, daß ich mit Hilfe Kais. Majestät, Baierns, Augsburgs und des landbergischen Vereins, ihn von Land und Leuten vertreiben wollte.

Dazwischen habe ich mich verstärkt und wollte in zwei Tagen ausziehen, und zu Fuß und zu Roß 7000 Mann stark über die Donau kommen. Als aber die beiden Fürsten, Pfalz und Würtemberg, wohl erkennen konnten, daß der Graf vertrieben und ein Gast in seinem Lande werden würde, (denn schon hatten seine Räthe und ganze Landschaft alles Uebrige weggebracht und Vieh, Getreide und Habe nach Nördlingen, Donauwörth und in alle umliegenden Städte geflüchtet,) da sind sie beiderseits ausgezogen, der Herzog von Würtemberg persönlich, mit seinen Reitern und etlichen Geschütz, im Willen mich nicht über die Donau zu lassen, oder sich mit mir zu schlagen. Doch hat Pfalz vorher hoch in mich gedrungen, ich solle von den Waffen ablassen, Seine Fürstl. Gnaden könnte mir diesen Zug nicht gestatten. Mir haben auch die Kaiserl. Majestät und der schwäbische Kreisoberst Frieden geboten, dazu haben Baiern und die Stadt Augsburg mich vielfältig und höchlich abgemahnt, und sich allerwege erboten, diese Sache im Vertrage zu schlichten. So hab ich mit Verlust von 4000 Fl. trotz meiner Beraubung und meines Vetters Gefahren diesmal einstecken, Friede halten, eine gütliche Vereinigung und einen Tag zu Donauwörth einräumen müssen. Vierzehn Tage ist dort verhandelt worden, und von beiden Fürsten, von bairischen und pfälzischen Räthen damit geendet worden, wir sollten beiderseits Frieden halten, und da zwischen uns kein Friede zu hoffen, sei kein besserer Weg, als daß ich das Gut dem Grafen verkaufe. Das wollte ich mit nichten thun, und mit dem Grafen nichts zu thun haben. Doch zuletzt habe ich mich laut der gemachten Abrede darein ergeben, beide Fürsten unterthänigst zu ehren, die Herrschaft Hohenburg und Bissingen gegen baare Bezahlung von 62,000 Fl. zu verlassen, doch davon nicht eher abzuziehen, bis ich friedlich und sicher bis auf den letzten Pfennig bezahlt sei. —

So weit Schärtlin. Es ist anzunehmen, daß der Verkauf für Schärtlin wenigstens pecuniär vortheilhaft war, sicher aber ist, daß seine Händel mit dem Grafen deshalb nicht aufhörten. Noch Jahre lang verklagten sich die beiden Nachbarn beim Kammergericht und beim Kaiser, und dazwischen übten sie immer wieder Gewaltthat in Angriff und Vertheidigung. Zuletzt mußten die Gegner vor dem Kaiser selbst einander die Hand reichen. —

Um das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Gewaltthaten der adligen Gutsbesitzer anspruchloser und seltener. Der größte Theil von ihnen verwandelte sich in friedliche Landjunker, die fähigern und ärmern suchten Unterkommen an den zahlreichen Höfen. Doch weder für das Selbstgefühl, noch für die sittliche Kraft des Standes war selbst diese Umwandlung in der nächsten Folgezeit vortheilhaft. In der Jugend des Götz war jeder Landjunker ein Kriegsmann gewesen, denn er war ein Reiter, und die Traditionen des Ritterthums galten auch noch im großen Kriege. Aber grade damals bereitete sich die große Umwandlung vor, welche das Fußvolk zum Kern der neuen Heere machte, seitdem galt ein erfahrner Landsknecht, der Einfluß auf seine Kameraden hatte, oder ein bürgerlicher Büchsenmeister, der eine Karthaune gut zu richten verstand, dem Kriegsherrn mehr als ein Dutzend undisciplinirter Junker mit ihren Knechten. Hatte doch die Macht der Fürsten zumeist durch die neue Kriegskunst die Kraft des niedern Adels überwachsen, und die Enkel der freien Reichsritter zu Marschällen und Bedienten der größern Dynasten gemacht. Es kamen neue Wege sein Glück zu machen, Schmeichelei, Bewerbung um Protection und Unterthänigkeit. Die Grundherrn aber, welche resignirt auf ihrem Gute saßen, wurden in der großen Mehrzahl durch alte und neue Leiden schwach erhalten. Die alte Wehrkraft war verloren, aber das Bedürfniß der Aufregungen war geblieben. Immer waren die Deutschen starke Trinker gewesen, jetzt wurde die rohe Völlerei, besonders in den Landschaften, welche nicht selbst Wein bauten, zum herrschenden Laster. Zerrüttete Vermögensverhältnisse, massenhafte Schulden und unerträgliche Processe störten die wenigen nüchternen Stunden des Tages. Sonst hatte der bewaffnete Schloßherr Rechtsforderungen mit Lanze und Schwert abgewehrt, jetzt bewirkten die unverständlichen Formeln pedantischer Juristen mehr, als die beste Eschenstange; sonst war es möglich gewesen, lästige Gläubiger niederzureiten, und, wenn sie Bürger oder Juden waren, gar in den Thurm zu sperren, jetzt hatte der verschuldete Gutsherr Mühe zu verhindern, daß er nicht selbst in die Custodia gesetzt wurde. Zu solchem Aerger kamen allgemeine Leiden. Die Volksstimmung in Deutschland war um das Ende des 16. Jahrhunderts sehr unerfreulich, muthlos, grämlich, fast hoffnungslos. Ein großer Theil der Protestanten erwartete immer noch den jüngsten Tag, das neue Jesuitenthum im Katholicismus schrie nach dem Blut der Ketzer. Die Schwäche des deutschen Staatskörpers

war Niemand mehr ein Geheimniß, die enthusiastischen Bemühungen der frühern Generation, Staat und Kirche neu zu gestalten, schienen gescheitert; ein kleinlicher Egoismus verdarb die Fürsten, wie die Bürger und Bauern. Die protestantischen, wie die katholischen Pfaffen quälten das Gemüth der Gläubigen mit intoleranter Bornirtheit, auf der einen Seite wurden Hexen verbrannt und die Fortschritte des Teufels in allen Thorheiten dieser Welt, vom Waidwerk der Fürsten bis zu den weiten Pluderhosen der Bürger, nachgewiesen, auf der andern Seite wurde eine süßliche und krankhaft sentimentale Verehrung der Heiligen cultivirt und die furchtbare Maxime, daß der Zweck die Mittel heilige, an den Höfen verkündet. Selbst die Wissenschaft litt unter der allgemeinen Depression. Zwar mehrte sich fortwährend die Zahl der gelehrten Schulen, aber schon fingen sie an, vorzugsweise Beamten für Fürsten und Kirche nach einer bestimmten Schablone zu bilden. Auch die Söhne des Landadels besuchten häufig lateinische Schulen und Universitäten, doch war die Anzahl derer, welche etwas Ordentliches lernten, nur gering, denn noch im ganzen nächsten Jahrhundert wurden höhere Staatsstellen, welche Kenntniß und Geschäftsgewandtheit verlangten, sogar wichtige Gesandtenposten, vorzugsweise mit Bürgerlichen besetzt, und dieselbe Zeit, in welcher die wunderliche Tradition zur Regel wurde, daß zu den höhern Hofämtern nur der Adel befähigt sei, war häufig genöthigt, den Sohn eines Schuhmachers oder Dorfpfarrers an fremdem Hofe mit dem Abglanz der Souveränetätsrechte zu umgeben und den adligen Hofmann zu seinem untergebenen Reisemarschall zu machen. In solcher Art vegetirte der Landadel fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Unterwürfigkeit dienend, bis der dreißigjährige Krieg auch seine Häuser ausbrannte, die tüchtigern Männer in einem gewaltigen Kampfe umhertrieb, die schwächeren noch tiefer herunterdrückte.

In diese Zeit fällt das Leben des Hans von Schweinichen. Seine Persönlichkeit ist schon früher in d. Bl. ausführlich besprochen worden, deshalb sei hier nur an sie erinnert, im Gegensatz zu Götz, der bei der Geburt des Junker Hans 72 Jahr alt war, und zu Schärtlin, der seine Herrschaft Hohenburg kaufte, während Schweinichen als Bube von fünf Jahren auf dem Schloß des Gräditzberges in die leeren Weinfässer seines Herrn Vaters kroch. —

Wie Schweinichen zechten und processirten Tausende seiner Genossen, aber wie er, erachtete auch mancher andere schon der Mühe werth, in seinem Kalender neben Trinkgelagen und Spielschulden die Marktpreise des Getreides zu notiren. — Schweinichen prügelte sich als Page an dem ruchlosen Hofe der Piasten von Liegnitz mit einem Kameraden Logau und als einst ein Schwein die Wendeltreppe zu den Knaben heraufstieg und zwischen die Streitenden sprang, erkannten die jungen Wilden in dem Thiere noch zitternd den Teufel, aber 22 Jahr nach Schweinichens Tode gab ein Nachkomme des fürstlichen Prügeljungen schon die erste Sammlung der Sinngedichte heraus. — Doch erst hundert Jahr nach Schweinichens Tode erschien „von Hohbergs adliges Landleben", das dritte große Werk für deutsche Landwirthschaft, das erste eines deutschen Edelmanns.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das Jahr 1857 in der Schweiz.

Nicht leicht hat die Schweiz ein mannigfaltiger bewegtes Jahr durchgemacht, als das jüngst abgelaufene war. Der drohende Krieg, das nach allseitigem Zugeständniß großartigste aller bis jetzt gefeierten Schützenfeste, verbunden mit einer allgemeinen nationalen Ausstellung, dann die Erneuerungswahl des Nationalraths und durch dessen Mittel die Erneuerung des Bundesraths, zuletzt die Krisen für die Industrie, deren Gedeihen die ökonomische Wohlfahrt vieler Tausende, ja ganzer Cantone bedingt: dies mit manchem Andern hat sich uns in den Rahmen eines einzigen Jahres zusammengedrängt. Und wenn man nun erfährt, daß alle diese recht eigentlich das Mark des öffentlichen und privaten Lebens berührenden Erscheinungen an unserm Volk vorübergegangen sind, ohne es im Geringsten aus der Bahn jener ruhigen Verständigkeit zu werfen, die einen Hauptcharakterzug des Schweizers ausmacht, dann wird man uns zugestehen, daß die Zeiten gründlich absolvirt sind, in denen die kleine Alpenrepublik mit einigem Schein von Grund dem monarchischen Europa als ein enfant terrible in der politischen Warnungstafel notirt werden konnte.

Gewiß, die Zeit der Putsche ist vorüber. Den letzten hat man unter monarchischer Fahne versucht, allein der Erfolg war so wenig ermunternd, daß ich Ihnen gutstehen möchte, es wird nicht so leicht eine Partei einen „allerletzten" wagen. Ueberhaupt sind die Putsche schon seit dem großen allgemeinen Losgang der Parteien vom Jahr 1847, genannt Sonderbundsfeldzug, nur mehr als Seltenheiten zum Vorschein gekommen, während das Schicksal zwischen 1836 und 1847 ihrer durchschnittlich alle Jahre einen auf die Tagesordnung setzte. Was derartiges seit 1848 in den Cantonen Freiburg und Tessin passirt ist, waren nur die letzten Zuckungen einer überwundenen Periode. Ich möchte diese Erscheinungen — si parva licet componere magnis — in etwas vergleichen mit den letzten Unternehmungen der von den Spaniern und Maria von Medici unterstützten französischen Großen unter Heinrich IV. und Richelieu, und was zur heutigen Stunde von ähnlichen Machinationen aus etlichen katholischen und paritätischen Cantonen verlautet, erinnert nicht übel an die Fronde, für welche sich aber ebenfalls ein Mazarin

finden wird. Ein jedes Bild hinkt, so natürlich auch dieses; allein es heißt Personen und Sachen nicht übermäßige Gewalt anthun, wenn wir den Spaniern jener Zeit hier die Armeen und Diplomaten Roms substituiren, und jenen Großen und Frondisten die aristokratisch-ultramontane Partei. Selbst zum Portrait des berüchtigten Cardinals von Retz könnte mehr als ein Exemplar aus den Curien von Freiburg, St. Gallen und Chur sitzen. Nur für jene welthistorischen Gestalten, welche die neufranzösische Monarchie begründet haben, liefern unsre demokratischen Verhältnisse kein ausdrucksvolles Analogon, wol aber ein alle Parteien mächtig beherrschendes Collectivwesen: den schweizerischen Nationalgeist, immer wach in den Gemüthern des Volkes und documentirt in der frei vom Volk gesetzten und darum im höchsten Ansehen stehenden Bundesverfassung von 1848.

Die Kriegsmusik, mit welcher uns das vorige Jahr eingeläutet wurde, hat so laut über die Grenzen der Schweiz hinausgetönt, die Angelegenheit ist durch die europäische Bedeutung, die sie gewann, so bekannt geworden, daß Sie mir ein Eingehen in die neuenburger Frage gern erlassen. Nur das Moment erlauben Sie als für die Geschichte der Schweiz epochemachend festzustellen, daß die Einigkeit, mit welcher alle Cantone und Parteien sich zusammenscharten, als man ihnen mit Krieg drohte, und ganz besonders als der französische Moniteur durch grundlose Verdächtigung der obersten Landesbehörde das nationale Ehrgefühl verletzte, daß — sage ich — diese Einigkeit unserm Volk eine Schnellkraft und ein Gefühl der Stärke verlieh, wie es seit dem Eintritt der Reformation nie mehr dagewesen. Als dann die feste und einige Haltung der Schweiz (diese wol nicht allein! d. Red.) ohne Zerwürfniß zum Ziel geführt hatte, erreichte das nationale Selbstgefühl, wie natürlich, den Höhepunkt. Das Ereigniß war so recht geeignet zu zeigen, daß die Existenz der Schweiz nicht etwa ganz allein, wie die in gewissen Kreisen landläufige Redensart lautet, von der gegenseitigen Eifersucht ihrer Nachbarn abhängt, sondern daß sie dieselbe zum guten Theil auch ihrer eignen Macht verdankt und ihrer geheimen geistigen Allianz mit den Ideen des liberalen Europa, deren für uns Schweizer consequentester und treuester Ausdruck in neuerer Zeit immer die öffentliche Meinung Englands und die Politik Lord Palmerstons war, weswegen man hier den „alten Pam" nur mit großem Bedauern hat fallen sehen.

In unserm Verhältniß zu Deutschland konnte der neuenburger Handel natürlich keine sonderlichen Freundschaften fördern. Indessen hat man hier immer das preußische Volk und die manteuffelsche Politik scharf auseinandergehalten, ja selbst die letztere kam im Urtheil unserer Presse noch ziemlich glimpflich weg, der Zorn der öffentlichen Meinung entlud sich mehr über den Häuptern des „schwarzen Cabinets" in Neuenburg und seines Chefs, den die Untersuchungsacten der Insurrection als die Seele des ganzen Unternehmens und als

den sehr übel berichtenden Rathgeber des berliner Cabinets hingestellt haben. Weit schlimmer als auf die Preußen, unsre damals ausgesprochenen Feinde, war man hierseits auf die „Schwaben" zu sprechen, unter welchem Ausdruck man in der Schweiz schlechtweg alle Süddeutschen begreift. Auch hier mußten, trotz einiger uns günstigen Manifestationen in Stuttgart, die Völker für das Verhalten der Regierungen büßen. Von den Preußen sagte man sich: Je nun, wenn der König befiehlt, so müssen sie halt marschiren; geht auch das Fürstenthum Neuenburg das Königreich Preußen blutwenig an, so ist der Fürst von Neuenburg nun einmal der König der Preußen und daß diese, wenn auch nur in reinen Hausangelegenheiten ihrem König folgen, ist im Grunde ganz in der Ordnung; unsere republikanischen Regierungen würden mit widerspenstigen Provinzen auch nicht sehr gnädig umspringen. Allein Baden, Würtemberg und Baiern — so sagte man sich hier darüber — was hat die Schweiz gegen diese verbrochen? Was verpflichtet diese, ihr Land als Feindesland herzugeben, da ja der Fürst von Neuenburg kein deutscher Bundesfürst ist? Daneben zerbrach man sich den Kopf über die Raison, die namentlich der Politik des Großherzogthums Baden zu Grunde liegen mochte, da es alle Aussicht hatte, beim Ausbruch des Krieges der Schauplatz wenigstens der ersten Feindseligkeiten zu werden.

Welche Stimmung bei diesen und ähnlichen Betrachtungen anwuchs, können Sie sich leicht denken. Und da die berührte Politik eigentlich nur einen neuen Ring in einer Jahrzehnte und Jahrhunderte lang gezogenen Kette von nachbarlichen Mißliebigkeiten bildete, so haben Sie auch den Schlüssel zu dem Räthsel, warum der Rhein von Constanz bis Basel die anliegenden Völkerschaften nicht weniger schroff trennt, als der Rhein zwischen Basel und Lauterburg, trotzdem daß uns starke Bande der Sprache, Literatur und eines reichen Handelsverkehrs eng aneinanderknüpfen sollten.

Es war hohe Zeit, daß die bandwurmartigen diplomatischen Unterhandlungen in Paris über die neuenburger Frage ihre Endschaft erreichten. Das eidgenössische Schützenfest nahte, und da duldet der Zug des republikanischen Souveräns keine Fesseln. Seine nur durch das Vertrauen in den Bundesrath im Zaum gehaltene Ungeduld war auf dem Siedpunkt angelangt und würde sich, wenn Napoleon III. und die pariser Conferenz nicht vor dem Juli fertig geworden wären, unfehlbar von der Tribune der Schützen in einer Weise entladen haben, die für die politische Zukunft mehr als einer Koryphäe des Tages gefährlich werden konnte. Dann wäre nach Noten radicalisirt worden, so laut, daß man dieses Geräusch auch außerhalb unsrer Grenzen vernommen haben würde. Daß die aufs Höchste gespannte Ungeduld denn doch bei Zeiten ihre Erlösung fand und die ganze Frage selbst eine dem Schweizervolk zusagende Lösung, das hat dem eidgenössischen Schützenfest von 1857 einen spe-

cisischen Charakter verliehen, der es nach dem Urtheil aller zum schönsten stempelte, welches in der Schweiz je gefeiert wurde. Der Geist, der hier herrschte, war die in den Frieden übersetzte Kampffreudigkeit des vorangegangenen Winters. Man freute sich innig, nach einem Vierteljahrhundert wechselvoller, zuweilen blutiger innerer Kämpfe sich eben wieder zu einer Nation zusammengefunden zu haben. Man war stolz darauf, der Welt als einiges, entschlossenes, zur Vertheidigung seiner Existenz ganz anständig ausgestattetes Volk erschienen zu sein. Man gelobte sich, in ähnlichen Krisen ebenso treu und entschlossen wieder zusammenzustehn, möchten unterdessen die verschiedenen Parteien ihre kleinen Zänkereien noch so eifrig miteinander ausgefochten haben. Alles ohne Offensive oder Drohung oder Hochmuth, am allerwenigsten propagandistisch gefärbt. Das war der Charakter des Festes. Und wie sehr man geneigt war, fremde Gäste an unserer nationalen Freude Theil nehmen zu lassen, davon wissen die Schützen aus Bremen zu erzählen. Vielleicht auch einer Ihrer unmittelbaren Landsleute. Hier wenigstens wurde versichert, jener deutsche Minister, der sich eines Mittags incognito durch die Festhütte führen ließ und von einem treuherzigen drallen Reiger und trefflichen Pontonieroffizier in Civil angerufen wurde: „Herr Minister! wollen Sie mit einem radicalen Berner anstoßen? — „„Warum nicht?““ — Prosit! es lebe die Schweiz und alle vernünftigen Leute! — —“ und welcher Minister beim Weggehen geäußert haben soll, seine Begriffe von republikanischem Thun und Treiben hätten einen bedeutenden Stoß erlitten, dieser Minister, heißt es, sei eine Ihrer sächsischen Excellenzen gewesen.

Rechnen Sie zu jener politischen Stimmung hinzu: zehn Tage unvergleichlichen Wetters, die weltberühmte Schönheit des Festplatzes (der Enge) mit herrlicher Aussicht in die Alpen, die gleichzeitige Industrieausstellung, den eben erfolgten Ausbau des neuen Bundespalastes, den sich der Souverain auch einmal besehen wollte, die Neuheit der Eisenbahn, — dann glauben Sie auch an die nationale Völkerwanderung, die sich in diesen Tagen nach Bern wälzte und zeitweise den Festplatz so stark anfüllte, wie der süße Mob von London den Hydepark, wenn er gegen die Sonntagsstrenge oder Louis Napoleon demonstriren will, nur mit dem Unterschied, daß sich unser Souverain bei weitem manierlicher aufführte.

Fast gleichzeitig mit dem Schützenfest wurde die allgemeine schweizerische Ausstellung eröffnet. Sie zerfiel in vier Abtheilungen: in eine literarische, künstlerische, industrielle und landwirthschaftliche. Die ersten beiden beherbergte das Bundesrathhaus, die dritte eine neuerrichtete Kaserne, die vierte (erst im Herbst eröffnete) fand Unterkunft in den Gebäulichkeiten des Schützenfestes. Diese Zerstreuung in verschiedene, größtentheils voneinander ziemlich entfernte Localitäten deutet schon an, daß man auf ein knappes Bud-

get angewiesen war und daher die äußere Erscheinung mit ihrer republikanischen Einfachheit weit hinter ähnlichen Unternehmungen monarchischer Staaten zurückstehn mußte. Die Ausstellung konnte sich in dieser Beziehung trösten mit jenen Mädchen, welche, mit den Vorzügen der sterblichen Menschen nicht überreichlich ausgestattet, dafür um so mehr sich auf ihren „innern Werth" zu Gute thun. Und auch diesen innern Werth wollten die Kritiker nur bei der industriellen und der landwirthschaftlichen Ausstellung, Abtheilung Hornvieh, gelten lassen, gar nicht sonderlich bei den übrigen.

Die literarische Ausstellung war in der That eine zu professorenhafte Idee und hat denn auch völlig Fiasco gemacht. Der Volkswitz applicirte auf sie das Wort jenes Bauers aus Guggisberg, der, wegen einer moralisch nicht ganz richtigen Affaire vor den Pfarrer citirt und zur Rede gestellt, antwortete: „Herr! d' Sach isch nit sufer, mir wei d'rvo so wenig rede — n — as mugli." (Herr Pfarrer! die Sache ist nicht sauber, wir wollen davon so wenig reden als möglich). Die literarische Ausstellung hatte nur dann Verstand, wenn der geheime Hintergedanke der Gründung einer Nationalbibliothek offen ausgesprochen und die ebenso offene Antwort der Schriftsteller und Verleger abgewartet worden wäre. Fand der Gedanke Anklang, desto besser; fand er keinen oder nur geringen, dann hätte man die Sache bleiben lassen sollen. So wie sie angegriffen worden, witterte mancher Verleger den Braten und wollte sich nicht in die Gefahr begeben, seinen Verlag unter dem Deckmantel des Patriotismus wegschnappen zu lassen; so wurde andrerseits unendlich viel Maculatur hin und hergeschleppt, mit artigen Kosten, ohne allen Nutzen für die Wissenschaft und den wissenschaftlichen Ruf der Schweiz, und endlich auch zum Gespötte derer, die sich mit dem Ding abquälen mußten.

Auch die Kunstausstellung blieb weit hinter den Erwartungen zurück. Eine bedeutende Zahl der ersten schweizerischen Künstler hatte nichts eingeschickt, und das Comité dieser Abtheilung der Ausstellung war viel zu nachsichtig gegen die Mittelmäßigkeit, der es die Aufnahme hätte verweigern sollen. Man konnte daher trotz einiger vortrefflicher Werke — wobei in der Historienmalerei der Tessiner Ciseri und der Züricher Boßhard, im Genre der Neuenburger von Meuron, in der Landschaft der Züricher Steffan, in der Thiermalerei der Züricher Koller, in der Bildhauerei der Urner Imhof und die Tessiner Vela und Rossi die Palme davontrugen — man konnte, sage ich, die auswärtigen Besucher nur bitten, aus dieser Ausstellung ja keinen Schluß auf den Stand der schweizerischen Kunst ziehen zu wollen. Man thäte ihr sehr Unrecht, denn sie ist gottlob weiter vorgeschritten und reicher entwickelt.

Ein besseres Aussehen hatte die Industrieausstellung. Bei aller Einfachheit und bei aller Kleinheit der Proportionen boten einige Säle einen Anblick, von welchem Franzosen gestanden, daß das Arrangement der Waaren geschmack-

voller gewesen sei, als bei der Ausstellung in Paris. Und was den „inneren Werth“ betrifft, um wieder auf diesen zu kommen, so haben sich in- und ausländische Kenner höchst befriedigt ausgesprochen, trotzdem daß die spärlich zugemessene Zeit zwischen der Ankündigung und der Eröffnung der Ausstellung, die außerdem durch den Kriegslärm des Winters um ein paar weitere Monate verkürzt worden war, manche empfindliche Lücke spüren ließ. Die sehr wichtigen Industrien der Seidentücher von Zürich und der Bijouterien von Genf waren weniger als knapp vertreten. Am vollständigsten und reichsten glänzten die Cantone St. Gallen und Appenzell mit Baumwollfabrikaten aller Art, voraus mit den weltberühmten Stickereien, und Basel mit den Seidenbändern, deren Concurrenz Lyon und St. Etienne spüren. Gut vertreten waren die neuenburger Berge sammt ihren Filialen im berner- und waadtländer Jura mit Uhren und Spieldosen, Glarus durch seine orientalischen Artikel, das berner Emmenthal durch seine Linnen, der berner Jura durch seine Eisenindustrie, Zürich und Winterthur durch ihre vorzüglichen Maschinen, Aargau durch seine Strohflechtereien, ferner die übrigen Baumwolldistricte in Garnen und Tüchern, die neuenstandenen und in verschiedenen Cantonen hübsch hervorblühenden Jaqueterien, zu welchen Interlaken den Anstoß gegeben hat. Auch die Pianofortefabrikation gedeiht in Zürich vortrefflich und versieht nicht nur das Inland, sondern in stets wachsender Menge auch das Ausland mit preiswürdigen Instrumenten.

Auffallend war die verhältnißmäßig geringe Betheiligung des Handwerksstandes, obschon der Impuls zur ganzen Unternehmung gerade aus diesen Kreisen hervorgegangen. Die guten Leute rechneten auf eine Verlosung der Ausstellungsgegenstände, wie es zuweilen bei partiellen Ausstellungen vorgekommen ist; als aber die große Industrie erklärt hatte, unter solchen Umständen nicht mitmachen zu wollen, und aus andern triftigen Gründen die Lotterie ausgeschlossen worden war, zog sich das niedere Handwerk grollend in seine Boutiquen zurück. Und doch konnte grade für dieses die Ausstellung am meisten von Nutzen sein. Die große Industrie hatte in London und Paris Lorbeern genug geholt, um sich auf dem Weltmarkt zu accreditiren; wenn sie sich herabließ, auch in Bern noch aufzutreten, so rechnete man es ihr als reinen Patriotismus an. Das Handwerk hingegen hat nöthig, besser gekannt zu sein, und — sich selber zu kennen, um aus der theilweise gedrückten Lage herauszukommen. Der unbenutzte Anlaß kehrt nicht so bald wieder, unterdessen wird man neuerdings allerlei socialistisch angelaufene Lamentarien und halblaute Sehnsuchtsseufzer nach der Wohlthat des Schutzzolls zu hören bekommen. Daß doch die Menschen sich so gut auf die Fehler der Welt verstehen, nur nicht auf ihre eigenen! Haben Sie das in Deutschland auch so?

Die landwirthschaftliche Ausstellung zerfiel in zwei Theile. Die Erzeugnisse

des Ackerbaues, sammt den hierzu gehörigen Instrumenten veranlaßt zu keiner besondern Bemerkung für ein auswärtiges Publicum. Die Abtheilung des Hornviehs war dagegen als ein Ereigniß zu betrachten. Sie hatte auch etwas Poetisches trotz des landwirthschaftlichen Beigeruchs. Wenn Sie mirs nicht glauben wollen, so verweise ich Sie auf die Hunderte hübscher Bernermädchen mit seidenen Miedern und silbernen Kettchen, und auf die Menge vornehmer Crinolinen, die sich nicht scheuten, inmitten des Gemuhs, des Schellenklangs und Gejodels am Arm ihrer Beschützer die Gassen der kolossalen Stallung zu durchwandern. Kenner versichern, daß hier mehr preiswürdige Waare versammelt war, als bei den internationalen Ausstellungen in Paris, wo bekanntlich die Schweiz neben England die Concurrenz am glänzendsten bestanden hat. Bei weitem weniger gut war man dagegen auf die Anordnung zu sprechen. Wer nicht von vornherein die gehörige Kenntniß mitbrachte, konnte sich in der Masse unmöglich recht belehren, da jede über Race, Herkunft u. s. w. unterrichtende Tafel fehlte. Als einziges Eintheilungsmoment wurde die Farbe in Betracht gezogen, indessen den Unterschied zwischen braun und rothweiß oder schwarzweiß konnte ein geübtes Auge am Ende auch selbst herausfinden. Das Schlimmste aber ist, daß das Preisgericht die Braunen und die Gefleckten zu besondern Racen creirte, ohne auf die übrigen, d. h. die allerwesentlichsten Charaktermerkmale einer Race Rücksicht zu nehmen. So kam es, daß sich das unschädliche Rindvieh unseres Landes bei dieser Ausstellung plötzlich auf zwei Racen reducirt sah, während die Naturgeschichte mit aller Bestimmtheit schon im gefleckten Vieh wenigstens drei charakteristisch ausgeprägte Racen unterscheidet, (roth und weiß gefleckte vom Simmenthal im berner Oberland, roth und weiß gefleckte Liefländer à la Durham von Adelboden im berner Oberland, schwarz und weiß gefleckte von der Gruyère freiburger Oberland), und dem braunen Vieh mehr als drei Racen zukommen, von welchen ich z. B. erwähne: die Rigirace (Schwyz), die Brünigrace (Obwalden und Unterwalden), die Graubündtnerrace, — wobei zu bemerken, daß sich sämmtliche Racen erst nach ihren deutlich ausgeprägten Schlägen und Abarten ausweisen. So hat die Weisheit des Preisgerichts die an Mannigfaltigkeit der Racen und Schläge überreiche Schweiz auf einmal arm gemacht, grade an der Stelle, wo der Reichthum des Landes recht prägnant der Welt zur Schau gestellt werden sollte. Und die Repräsentanten dieser Racen und Schläge waren alle da; nur das Preisgericht wollte sie nicht sehen. Hierüber großer Jammer bei vielen Kennern, (zu welchen Sie mich übrigens bei Leibe nicht zählen mögen!) und eben erst ausbrechender eifriger Kampf unter den Meistern des Fachs. Unterdessen werden in unsern Cantonen gleichwol Milch und Honig fort fließen, die erstere, um die Wangen unserer algauer Schönen zu röthen, der letztere, um den Gaumen der sämmtlichen Touristen zu kitzeln.

Kaum war der Klang der abziehenden Herdeglocken in den Straßen der Bundesstadt verhallt, so riefen die Kirchenglocken den hohen Souverän schon wieder zu einer feierlichen Action: zur Wahl des Nationalraths. Der Wahlact ging fast in der ganzen Schweiz in größter Ruhe vorüber, hier und da sogar unter sichtlicher Apathie, in welcher sich das hier und da ein Bischen blasirte Zürich besonders auszeichnete. Zwar hatten die Malcontenten von Genf einige Wochen lang Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen versucht, um dem Schweizervolk begreiflich zu machen, daß es, genau betrachtet, abscheulich regiert sei. James Fazy und sein Troß thaten das Ihre in der Revue de Genève, Hr. Reichsregent Vogt das Seine in einem Provinzialblatt des Cantons Bern, dessen früherer Redacteur, Hr. Deutschkatholik Doviat, zur Zeit des Winteraufgebots wegen Schimpfreden auf den König von Preußen polizeilich ausgewiesen, und über den Kanal transportirt worden war. Das Zeug „achtundvierzigerlete" zu sehr, wie man bei uns sagt. Unser Volk hat für Reichsregentschaften keinen Magen noch Geschmack, und die Kunst am besten zu schimpfen ist ihm kein Kriterium des besten Regenten: dafür hat es eine bald dreißigjährige Erfahrung hinter sich. Die Sache drohte dem nationaleren Theil der radicalen Partei zu schaden, es erfolgte in dem Blatte, das man als Organ des Bundesrathes Stämpfli betrachtet, ein verständlicher Wink und — auf einmal war die Eidgenossenschaft wieder ganz passabel regiert. Die, von denen ich eben rede, pflegen sich mit Vorliebe die „Unabhängigen" zu nennen. Das Volk übrigens nahm von der Episode wenig Notiz. Es hatte seine Rechnung schon gemacht, die Ereignisse des Jahres hatten zu deutlich gesprochen, die alles Uebrige beherrschende neuenburger Frage lag klar genug vor, als daß es zu seinem Urtheil eines Wegweisers bedurft hätte. Das Volk sagte sich: die Herren in Bern haben sich brav gehalten; als man uns grob kam, kamen sie auch grob, als man uns die Hand bot, schlugen sie ein; sie haben die Sache glücklich zu Ende gebracht; sind zufrieden mit den Herren in Bern, sollen weiter regieren.

Das Resultat der Wahlen war eine glänzende Approbation der bisher befolgten eidgenössischen Politik und ein ebenso glänzendes Zutrauensvotum für den Bundesrath, dessen sämmtliche Mitglieder überdies in ihren Heimathcantonen gewählt wurden, obschon sie zur Conservirung ihres Regierungsfauteuils einer solchen Wahl gesetzlich nicht nöthig haben, und sie daher immer als Ehrengeschenk betrachten können. Auch das Stimmverhältniß der Parteien unter sich wurde nicht wesentlich alterirt; die Conservativen haben einige Stimmen und tüchtige Köpfe gewonnen, doch disponiren sie im Verein mit den Ultramontanen nicht über mehr als 30 bis 35 Stimmen in der 120 Mitglieder zählenden Behörde.

Einzig in den Cantonen Waadt, Neuenburg und St. Gallen ging es bei

den Wahlen etwas hitziger zu. In Neuenburg und St. Gallen waren die bewegenden Ursachen von cantonaler Natur. In Neuenburg nahmen die feindlichen Brüder der republikanischen Partei, Gouvernemental-Notabeln und s. g. Indipendenten, den durch die Insurrection vom 3. September 1856 unterbrochenen Kampf wieder auf, der seine erste Quelle in persönlichen Rivalitäten, seine zweite und hauptsächlichste in den gegnerischen Eisenbahnprojecten Jura industriel (Brege) und Franco-suisse (Traversthal) hatte. Die Regierungspartei siegte mit überraschendem Mehr über die vereinigten Indipendenten und ehemaligen Royalisten. In St. Gallen galt es, die seit dem letzten Mai beinahe gleich starken Parteien des Liberalismus und des Ultramontanismus zu wählen. Auf beiden Seiten wurden alle irgend erlaubten Anstrengungen gemacht und aus beiden Lagern so zu sagen Stein und Bein auf den Wahlplatz poussirt. Bei einer Gesammtwählerzahl von 36,000 siegten die Liberalen mit 2—3000 Stimmen über die Gegner. Die weitere Entwicklung der Dinge in diesen beiden Cantonen wird der schweizerischen Presse noch viel zu sprechen geben, die in St. Gallen hat auch für ein größeres Publicum Interesse, weil die Bestrebungen des dortigen Ultramontanismus einen Ring in der Kette der großen römischen Aggressivbewegungen unserer Zeit bilden. Im Canton Waadt klang die Oronbahnfrage nach. Doch war die dortige Regierungspartei ihres Sieges so viel wie gewiß, zumal sich ihr wegen der Eisenbahninteressen einige der hervorragendsten conservativen Führer zugesellt hatten, wofür sie dann auch dankbar auf die Liste der Liberalen genommen wurden. Der Wahlkampf dieses Cantons bot deshalb nur wegen des Nebenumstandes Interesse, daß sich die Mehrheit der Regierung in den Kopf gesetzt hatte, den Bundespräsidenten Fornerod zu stürzen, auf dessen Sitz ein oder zwei Mitglieder jener Regierung speculirten. Fornerod war zwar während der Eisenbahndebatten immer ganz einig mit der Regierung von Waadt und den waadtländischen Repräsentanten gegangen und hatte im Bundesrath wie im Nationalrath und Ständerath sein Möglichstes gethan, um die Interessen des Waadt zum Sieg zu bringen. Als aber nichts desto weniger der Entscheid für diesen Canton ungünstig ausgefallen war, lag ihm als Mitglied des Bundesraths die Pflicht ob, die Beschlüsse auszuführen. Die Regierung setzte der Execution einen ganz sinnlos verfassungswidrigen Widerstand entgegen; da trat Fornerod mit einem offnen Brief vor seine cantonalen Landsleute, um seine Stellung wie die des Canton zu erklären. Diesen ganz demokratischen Schritt, der auf die übrige Schweiz den besten Eindruck machte, qualificirten seine Gegner, oder besser Neider, als Verrath am Heimathscanton. Die Wähler von Lausanne, Vevay und Aigle ließen sich jedoch nicht irremachen und wählten Fornerod mit sehr ansehnlichem Mehr.

Von dem ganz im Sinn des bestehenden Systems erneuerten Cantonalrath und dem im Wesentlichen gleichgearteten Ständerath ließ sich nichts Anderes erwarten, als daß er auch den Bundesrath und seine bisherige Zusammensetzung bestätigen würde. So geschah es denn auch. Die Mitglieder der obersten Executive wurden vom ersten bis zum letzten wieder gewählt, an der Spitze, wie immer seit 1848, mit fast an Einstimmigkeit grenzendem Mehr Dr. Furrer von Zürich. Furrer ist ohne Frage der populärste aller schweizerischen Staatsmänner und die politische Seele des Bundesrathes seit seiner Gründung. Hätten wir die amerikanische Präsidentenwahl, so würde er sicherlich auch beim Volke bei weitem die größte Stimmenzahl auf sich vereinigen, und selten hat ein Mann durch die Vorzüge des Charakters wie des Talentes die Gunst des Volkes besser verdient. Der Zweitgewählte war Dr. Stämpfli von Bern. Stämpfli ist das thatkräftigste Mitglied des Bundesrath. Herr von Sydow vergaß zu erzählen, wie wenig sich der Bundespräsident von 1856 einschüchtern ließ. Sein Steckenpferd ist die Oronbahn, die er, im Gegensatz mit allen seinen Collegen, bei der Bundesversammlung durchzubringen wußte und nun in ihrer Fortsetzung als Westostbahn (Bern — Luzern — Zürich) weiter patronisirt. Die im Canton Bern herrschende liberale Partei folgt ihm fast blindlings, und da Bern bekanntlich der größte und im Cantonalrath am stärksten (mit 23 Köpfen) repräsentirte Canton ist, so darf Stämpfli hier immer auf einen sehr respectabeln Anhang zählen. Dies verführt ihn aber nicht selten, an eidgenössischer Stelle zu stark den Berner hervortreten zu lassen, was hinwieder seinen Gegnern eine Waffe in die Hand liefert, unter welchen der nicht minder hartnäckige Escher von Zürich der gefährlichste ist. Der Drittgewählte war Knüsel von Luzern, in welchem die liberalen Katholiken der innern Schweiz einen Vertreter haben. Es folgte Frey-Herosée von Aargau, unser Kriegsminister und Chef des Generalstabes beim Aufgebot des letzten Winters und früher im Sonderbundfeldzug. Auf diesen Näff von St. Gallen. Da in neuerer Zeit die Disciplin im Postwesen nicht überall mit der gewünschten Schärfe gehandhabt zu werden scheint, so hatte Herr Näff, der Chef dieses Departements, manche herbe Angriffe zu bestehen; die Ständeversammlung ehrte aber in seiner Wiederwahl ein unvergleichliches Geschick, alle irgendwie praktikabeln Ideen im Gebiete des Post- und öffentlichen Bauwesens mit gesundem Blick und ruhigem Muth ins Leben zu führen. Unter seiner Leitung ist das schweizerische Telegraphenwesen nach den wenigen Jahren seiner Existenz zum Muster für andere Staaten geworden, so daß beim letzten internationalen Telegraphencongreß zu Paris mehre bei uns praktikirte Grundsätze zu allgemeingiltigen erhoben wurden und Oestreich unsern vorletzten Telegraphendirector nach Wien gezogen, ja sogar die hohe Pforte bei uns Beamte gesucht hat. In rascher Folge gingen auch Fornerod von Waadt und Pioda von Tessin so zu

sagen unbestritten aus der Wahlurne hervor. Bundespräsident für 1858 wurde Furrer, Vicepräsident Stämpfli.

Auch vor diesem Wahlact hatten die Radicalen von Genf das Wasser zu trüben versucht. Eine zu diesem Zweck veranstaltete Vorversammlung fand sich aber, sehr wider Erwarten der Anordner, von so vielen Anhängern des bestehenden liberalen Systems besucht, daß der Schlachtplan der Radicalen, wenn sie überhaupt einen solchen hatten, gar nicht zur Ausführung gelangen konnte. Die Herren wußten ganz gut, was sie umstürzen wollten, nicht aber, was aufrichten. In diesem Sinn sprach sich u. a. auch der Ständerath Vogt mit rührender Offenheit aus. Sie sehen, es gibt allweil Leute in der Politik die nichts vergessen, sie brauchen aber nicht immer Bourbons zu sein.

Die Wuchergesetze und ihre Suspension in Preußen.

Der Kampf um den Zinsfuß ist bekanntlich fast so alt als die Geschichte aller der Völker, die durch ihre Entwicklungsfähigkeit unser Interesse vorzugsweise fesseln. Wir finden ihn in Griechenland und namentlich in Athen, wir sehen ihn in dem heißen Parteienstreit, der die ersten Jahrhunderte der römischen Republik erschütterte, eine hervorragende Rolle spielen und unsere Sympathien sind dabei durchaus auf Seiten derer, die unter der Ausbeutung eines unbarmherzigen Capitalistenstandes seufzen. Das jüdische Recht verbietet das Zinsennehmen von Stammesgenossen, gestattet es aber — höchst bezeichnend für den Gesichtspunkt, unter welchem man damals den Zins betrachtete — Fremden gegenüber, die im Alterthum überhaupt für rechtlos galten. Durch das ganze Mittelalter ziehen sich Zinsbeschränkungen und Verbote.

Alles dieses und noch viel mehr antiquarische und neuere Notizen sind in unserm Ober- und Unterhause vorgebracht worden, um die Aufhebung der Wuchergesetze zu verdammen und den Beweis zu führen, daß nur die Frivolität unserer leichsinnigen Zeit oder eine verblendete Theorie so vermessen sein könnte, sich gegen die allgemeingiltige Weisheit so vieler Völker und so langer Jahre zu empören. Merkwürdigerweise aber ist keiner der Redner, die für die Resolution gesprochen haben, so weit gegangen, den Zins überhaupt für unrechtmäßig und verwerflich zu erklären, obgleich sich außer der beliebten Autorität des kanonischen Rechts noch mancher hübsche und bestechende Grund dafür anbringen ließe, z. B. daß, wer heute 100 Thlr. in einen wohl verschlossenen Kasten legt, jedenfalls getäuscht sein würde, wenn er sie nach einem Jahre um die gesetzlichen 5 Procent vermehrt erwarten sollte; oder daß der Zins

und seine Consequenz, der Zinseszins, zu der Absurdität führen würde, daß ein zu Christi Geburt verzinslich angelegtes Capital von einem Pfennig heute eine Silbermasse vorstellen müßte, welche unsern Erdkörper an Kubikinhalt weit hinter sich läßt — und ähnliche schlagende Argumente, für welche gewisse Herren ein so grandioses Talent entwickeln. Consequenz würde in solcher Stellung gegen den Zins als solchen jedenfalls liegen. Denn wenn der Reiche von dem dürftigen Handwerker oder der verlassenen Witwe, welche an seine Thür klopfen, sich zwei oder drei Procent für sein Darlehn versprechen läßt, und diese dann mit Hilfe des Gesetzes beitreibt, so unterscheidet er sich offenbar nur dem Grade nach von dem, welcher 8 bis 10 Procent von solchen Personen nimmt.

Es gibt gewisse Verhältnisse, in denen jede Zinsverabredung von jedem als eine Hartherzigkeit oder Unanständigkeit bezeichnet werden wird. Aber sie fallen nicht in das Gebiet des Rechts und des wirthschaftlichen Verkehrs, sondern in das des Mitgefühls, der Wohlthätigkeit, der Gefälligkeit. Auf unsern Universitäten borgt ein Student vom andern, — und nicht immer in ganz unbedeutenden Quantitäten oder auf ganz kurze Zeit — ohne daß an einen Zins oder selbst an eine Schuldverschreibung auch nur gedacht werden wird. Von Einzelnen und von Vereinen werden nicht blos unverzinsliche Darlehne, sondern bedeutende Unterstützungen unentgeltlich an Dürftige gegeben, unsere Aerzte widmen manchem Patienten ihre Zeit und Sorgfalt, von dem sie gewiß wissen, daß er nicht im Stande ist, ihnen das Honorar der Medicinaltaxe zu zahlen. Deshalb weil dieses alles unzweifelhaft schön, edel und lobenswerth ist, kann doch keine Gesetzgebung, welche die Sittlichkeit zu ihrem Princip macht, decretiren, daß diese Dienste und Leistungen unentgeltlich geschehen sollen. Das kanonische Recht, welches seine religiös-sittlichen Gesichtspunkte in die Gesetzgebung zu mischen versuchte, that das beim Darlehn, und was war die Folge? Da es zu unbillig gewesen wäre, dem Gläubiger *wider* seinen Willen durch einen säumigen Schuldner den Genuß seines Capitals vorenthalten zu lassen, waren Verzugszinsen von dem gesetzlichen Verbot nicht betroffen. Wer also Geld bekommen wollte, mußte es sich gefallen lassen, daß der Gläubiger es ihm formell nur auf 24 Stunden lieh, nach Ablauf derselben die Klage gegen seinen nunmehr im Verzug befindlichen Schuldner einreichte, und so unter dem Namen von Verzugszinsen die Früchte seines Capitals bezog, welche das unverständige Gesetz ihm im Wege des Vertrags versagte.

Das muß das Schicksal jedes Gesetzes sein, welches den Zins verbietet. Denn es ist in der Natur des Capitals so tief und unumstößlich begründet, Zinsen zu bringen, daß jenes ohne diese ebenso wenig gedacht werden kann, wie diese ohne jenes und bei jedem wirthschaftlichen Zustand, wo

es keinen Zins gibt, ohne Bedenken der Schluß gezogen werden kann, daß es dann entweder noch gar kein Capital gibt, oder daß es in Kurzem kein Capital mehr geben wird. Wenn es den Socialisten jemals gelingen sollte, ihr Ideal einer Gesellschaft zu verwirklichen, die weder Zinsen noch Eigenthum kennt, so würden wir dort ein treffliches Beispiel für unsere Behauptung haben. Dann kehrt das Chaos wieder, ein klägliches, rechts- und besitzloses Vegetiren, wie arme Jäger- und Fischervölker es wirklich führen, — es müßten denn Considerants Visionen in Erfüllung gehen.

In der That ist die Zahl derjenigen, welche heute den Zins in seinem Princip angreifen würden, in Deutschland wenigstens eine nicht in Betracht kommende Minorität. Man ist darüber einig, daß das Capital im Ganzen eine wohlthätige Macht ist, daß die Bildung von neuem Capital nur geschehen kann, indem der Producirende entweder durch verdoppelte Anstrengungen einen Ueberschuß über seine Bedürfnisse erzielt, oder indem er diese selbst beschränkt. In beiden Fällen ist er eines Lohnes werth, dessen lockende Aussicht zugleich ein Motiv seiner Anstrengungen oder Entbehrungen bildet. Von Seiten des Capitalentleihers betrachtet, wird zugegeben, daß diesem durch das Darlehn ein Dienst geleistet wird, und daß, wenn er durch den Verzicht eines andern auf die Früchte seines Schaffens sich in den Stand gesetzt sieht, seinen Geschäftsbetrieb zu erweitern und einträglicher zu machen, es billig sei, daß jener an seinem Gewinn Theil nehme, und zwar um so mehr, je weniger Garantie er dem Darlehnsgeber für die Rückerstattung des Capitals selbst biete. Von einem ganz unparteiischen Gesichtspunkt aus, der die Dienste des Verleihers, wie die Vortheile des Entleihers aus dem Spiel läßt, zeigt der Zins sich endlich als das beste und sogar als das einzige Mittel, fixirte Capitalien allmälig zu amortisiren und die Rückerstattung einmaliger Vorschüsse, welche vielen, vielleicht mehren aufeinanderfolgenden Generationen zu Gute kommen, auf alle zu vertheilen, die an ihrem Nutzen participirt haben.

Ueber alles dieses sind die Gebildeten, welche sich jemals praktisch oder theoretisch mit volkswirthschaftlichen Dingen abgegeben haben, einig. Streitiges Gebiet betreten wir erst in dem Augenblick, wo es sich darum handelt, die Höhe des Lohns zu bestimmen, welchen der Capitalist zu fordern berechtigt sein soll. Nun scheint es beim ersten Blick einleuchtend, daß eine gleichmäßige und dauernde Bestimmung hierüber zu treffen unmöglich ist, weil ja die Elemente, welche dabei zusammenwirken, mannigfache und beständig wechselnde sind: Anzahl der Capitalien, Anzahl und Rentabilität der Anlageplätze, Größe und Betriebsamkeit der Bevölkerung, Sicherheit oder drohende Gefahr der nächsten Zukunft; und weil sich mit diesen allgemeinen Bedingungen noch zahllose individuelle Verhältnisse verbinden, welche jeden einzelnen Fall eines Leihgeschäfts zu einer höchst complicirten Combination machen. Wo der

Staat sich nun längst herbeigelassen hat, die Bestimmung viel einfacherer Dinge, wie den Preis der Lebensmittel und der Handarbeit, zu dessen richtiger Festsetzung doch Allwissenheit gehören würde, dem Walten ihrer eignen Gesetze zu überlassen, sollte man dies beim Zinsfuß gewiß erwarten. Und doch gehören gesetzliche Vorschriften über seine Höhe zu den bis auf den heutigen Tag verbreitetsten Erscheinungen. Diejenigen, welche darin ein Mittel zur Beschränkung des Materialismus unsrer Zeit sehen, wollen wir nicht weiter berücksichtigen. Denn einmal ist es schon hervorgehoben worden, daß solche Tendenz sich des Rechts nicht als Mittel bedienen kann, weil sie in ein andres Gebiet fällt; andrerseits aber glauben wir, daß dieses Bestreben sich nicht blos gegen ein Symptom anstatt gegen die Ursache richten, sondern einen noch auffälligeren Fehler begehen würde, etwa wie ein Arzt, der bei der Behandlung eines Pockenkranken seine ganze Kunst auf Fortschaffung einer einzigen Beule wenden wollte. Viel triftigeren Einwänden haben wir da zu begegnen, wo die Opposition gegen die Zinsfreiheit sich auf eine besondere Theorie des Capitals, auf die Interessen des Grundbesitzes oder gar auf die bedrohte Harmonie des gesammten Volkslebens gründet. Bevor wir aber hierauf eingehen, glauben wir denjenigen unsrer Leser, welche außerhalb des preußischen Staats stehen oder die Veranlassung der jetzigen Kammerverhandlung aus den Augen verloren haben, eine kurze Andeutung über die preußische Zinsgesetzgebung und ihre Suspension im November des vergangnen Jahres schuldig zu sein.

Der Zinsfuß ist in Preußen auf die Grenze von 5%, in einzelnen Provinzen auf 6%, zwischen Kaufleuten und Kaufleuten überhaupt auf 6% beschränkt. Das Landrecht bestrafte Ueberschreitungen desselben, wenn sie sich unter einem andern Geschäft versteckten, mit Verlust der gesammten Forderung an den Fiscus, sonst nur mit civilrechtlichen Folgen. Durch das Strafgesetzbuch von 1851 wird die gewohnheitsmäßige oder unter einem andern Geschäft versteckte Ueberschreitung des gesetzlichen Zinsfußes mit Gefängniß von drei Monaten bis zu einem Jahr und zugleich mit Geldbuße von 50 bis 1000 Thlr. so wie mit Untersagung der bürgerlichen Ehrenrechte auf Zeit bestraft. Trotz dieser hohen und infamirenden Strafen blühte der Wucher seit 1851 mehr denn je, und von hundert Fällen gelangten vielleicht nur fünf zur Anzeige, von diesen nur einer oder zwei der Art, daß das Gesetz wirklich angewandt werden konnte.

Die einzige Folge war, daß anständige Leute, die von ihren Zinsen lebten, sich mit 5% begnügen mußten, während mit ihrem Geld vielleicht ein Gewinn von 15 und 20% gemacht wurde, und daß in allen Fällen, wo die Gefahr eines Darlehns mit 5% nicht hinreichend ausgeglichen würde, Geld nur von Blutsaugern zu erhalten war, die kein Bedenken trugen, es auf eine Belangung wegen Wuchers ankommen zu lassen. Daß diese Aufopferung

dann noch besonders bezahlt werden mußte und schon der Mangel des Angebots von Capital, welches sonst der Lockung von 1 oder 2% über den gewöhnlichen Zinsfuß nicht widerstanden hätte, die Lage des Schuldners erschweren mußte, ist klar.

Die Regierung wußte das sehr wohl, und hatte sich deshalb schon lange bei Handelskammern, Gerichten und städtischen Behörden Gutachten über die Wuchergesetze erbeten, welche fast allgemein gegen ihre Beibehaltung ausgefallen waren. Als dann im Herbste v. J. die Krisis ausbrach, deren Ursachen wesentlich in dem gemißbrauchten Credit lagen, als infolge davon das erschreckte Capital gänzlich den Verkehr mied und sich nur im Arminschen Geldschrank für sicher zu halten schien, wollte die Regierung nicht länger die Verantwortung dem dämonischen Walten der Verkehrsgesetze gegenüber tragen und suspendirte vom 27. November 1857 bis 27. Februar 1858 die Wuchergesetze. Absolute Heilung sollte und konnte das nicht bringen, aber es war ein wohlthätiges Linderungsmittel, für dessen Darreichung zur rechten Zeit Tausende von Geretteten der Regierung zu danken haben. Der Gewinn lockte, man kam zur Besinnung, und was nicht unhaltbar war, fand meistens mit mäßigen Opfern eine Stütze. Daß einigen Grundbesitzern Capitalien gekündigt oder nur unter härtern Bedingungen gelassen sein mögen, daß der Schreck auf der einen, das plötzlich erwachte Selbstbewußtsein des Capitals auf der andern Seite den Zinsfuß in manchen Fällen beträchtlich erhöht haben mögen, ist selbstverständlich, beweist aber nicht im Entferntesten, daß dies die dauernde Folge abgeschaffter Wuchergesetze sein würde. Auch unter diesen sehr singulären und die wahren Gesetze des freien Zinses verdunkelnden Umständen sprechen die bis jetzt eingegangenen Berichte nur von den Wohlthaten der Verordnung und werden es auch nicht anders, sobald sie bedenken, daß ihre Wirksamkeit nur größeres Unheil verhüten, aber nicht positiv sein konnte.

Da die Suspension eines Gesetzes ohne Beistimmung der Kammern erlassen war, mußte verfassungsmäßig ihre nachträgliche Genehmigung in der nächsten Session gesucht werden. Daß diese nicht verweigert werden würde, war von vornherein gewiß. Die Zusammensetzung der Kammern führte aber dazu, daß in beiden der Genehmigung eine Resolution angehängt wurde, die im Herrenhause sehr entschieden, im Abgeordnetenhause etwas milder die Abneigung einer Majorität der Landboten gegen die Freigebung des Zinsfußes ausdrückte. Diesem Umstande haben wir die interessantesten Sitzungen zu verdanken, welche dieses ganze, mehr als gewöhnlich inhaltslose Kammerjahr, uns wahrscheinlich bieten wird. Die bedeutendsten Redner beider Parteien — denn es kam der Hauptsache nach auf eine politische Principienfrage heraus — betraten nacheinander die Rednerbühne, und man muß mit Dank anerkennen

daß auf beiden Seiten mit gründlicher Vorbereitung und gutem Material, auf Seiten der Resolutionsgegner leider mit weniger Geschick als bei andern Gelegenheiten, debattirt worden ist.

Zunächst war die Rechte bemüht, ihrer Auffassung ein wissenschaftliches Fundament zu geben. Wir hatten geglaubt, daß der Zins mit dem Geld als solches nichts zu thun habe, daß er eine Frucht des Capitals sei, und deshalb, wie die Goldländer gezeigt haben, wol sehr hoch stehen könne, während der Geldwerth gleichzeitig ein sehr geringer ist. Denn wo vieles Geld ist, darf noch gar nicht überhaupt vieles Capital sein. Nun hörten wir, daß der Zins die Miethe für eine empfangene Geldsumme sei. — Wir hatten ferner geglaubt, daß Geld eine zum Circulationsmittel besonders geeignete Waare sei vermöge mancher schätzbarer Eigenschaften, unter andern auch dadurch, daß es aus einem allgemein für werthvoll gehaltnen Stoff besteht, oder wie das Papiergeld jederzeit in einen solchen umgewechselt werden kann, und daß der Staat durch seinen Stempel jedem ohne lange Untersuchung Gewicht und Feingehalt richtig anzeigt. Wir haben jetzt erfahren, Geld sei gar keine Waare, sondern der gesetzliche Werthmesser unter Garantie des Staats, der daher das Recht und die Pflicht habe, zu bestimmen, wie hoch die Geldnutzung geschehen dürfe. Daß Geld eine eigenthümliche Waare ist, wird niemand bestreiten, aber es sollte doch schwer werden, zu beweisen, daß es gar keine Waare sei, sondern ein gesetzlicher Werthmesser, etwa wie das Pfund der gesetzliche Schweremesser, der Fuß das gesetzliche Längenmaß ist. Man mache doch den Versuch und messe mit einem Thaler den Werth eines Scheffels Weizen heute und nach einem Jahr! Man mag das Geld als den Generalnenner bezeichnen, auf welchen sich alle wirthschaftlichen Güter reduciren lassen, niemals aber wird es den Namen eines eigentlichen Werthmessers beanspruchen können, da es selbst nur einer und noch dazu ein nicht constanter Factor unter den zahllosen, ewig fluctuirenden Gliedern der Werthgleichung ist. Und abgesehen davon! Wer in aller Welt mit Ausnahme eines Bankiers oder eines Gold- und Silberarbeiters, borgt sich denn Geld, um es als Geld zu nutzen? Die Regel ist doch, daß man sofort Waaren dafür eintauscht und diese dann nutzt, so weit man kann, und ohne daß der Staat dafür eine Grenze vorschreibt, oder daß man ein Geldcapital aufnimmt, um ein anderes zurückzuzahlen, welches man früher in der gedachten Weise benutzt hat.

In diesem Falle werden sich besonders häufig die Grundbesitzer befinden. Was sie auf ihren Boden gewandt haben, fixirt sich in ihm und kann nur durch den gesteigerten Ertrag einer langen Reihe von Jahren allmälig herausgezogen werden. Daher empfiehlt sich für den Grundbesitz eine andere Form des Credits, durch welche seine Darlehen zwar nicht unkündbar gemacht werden, wie einige unserer Herren es zu wünschen scheinen, aber doch für eine all-

mälige Abtragung geeignet werden, mit einem Worte: der Pfandbriefcredit. Bevor die nöthige Anzahl solcher Institute mit zweckmäßiger Einrichtung ins Leben gerufen ist, mag der Grundbesitzer durch die Aufhebung der Zinsbeschränkungen zu manchen Opfern gezwungen werden, wenn ihm ein Capital gekündigt wird. So lange das aber geschehen kann, wird seine Lage bei freiem Zins noch immer viel günstiger sein, als wenn er das Geld von professionirten Wucherern aufnehmen oder es zur Subhastation kommen lassen müßte. Was er durch höhern Zins — der übrigens unter sonst gleichen Bedingungen keine nothwendige Folge der Zinsfreiheit ist — einbüßen sollte, kann er freilich nicht durch Steigerung seiner Getreidepreise auf die Consumenten überwälzen, ebenso wenig wie der Hausbesitzer im gleichen Fall die Miethe steigern kann. Denn die Preise von Getreide und Wohnungen beruhen lediglich auf dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage. Dagegen ist gar nicht abzusehen, ob die gesteigerte Entfaltung von Handel und Industrie oder der Sporn, seinem Boden mehr Ertrag abzugewinnen, nicht zu einem vermehrten Absatz und zu technischen Verbesserungen der Landwirthschaft führen, welche die Einnahmen des Grundbesitzes trotz der höhern Zinsen vergrößern. Wir haben von ähnlichen Wirkungen scheinbarer Verluste schon mehr als ein Beispiel, und nichts kann thörichter sein, als eine volkswirthschaftliche Erscheinung für sich allein zu betrachten, oder nach ihren nächsten Folgen zu beurtheilen. Wir haben es auch als ein „wohlerworbnes Recht" aller derer, die bei dem jetzigen Zinsfuß ein Grundstück kauften, bezeichnen hören, nicht mehr als fünf bis sechs Procent Hypothekenzinsen zu zahlen. Wir meinen aber, daß Verluste an wohlerworbnen Rechten, welche aus der Aufhebung unmöglich gewordner Gesetze erwachsen, ebenso von den Betroffenen getragen werden müssen, wie ein Kaufmann sich die Minderung seiner Einnahmen bei Verkehrsstörungen in Kriegeszeit, oder wie der Rentier sich Verringerung seines jährlichen Einkommens durch Entdeckung neuer Goldminen gefallen lassen muß.

Was der Grundbesitz von Aufhebung der Wuchergesetze fürchtet, ist also entweder unbegründet, oder kann nicht als rechtsgiltiger Einwand dagegen gebraucht werden. Dem Handel, der großen Industrie schaden die Zinsbeschränkungen offenbar, und wenn sie dem Grundbesitz wirklich nützen sollten, so würde hier nur der Widerspruch zwischen den Interessen zweier für das Staatsleben gleich wichtiger Stände nachgewiesen sein. Es wäre wol billig, dann die Frage so zu entscheiden: Vereinigen lassen sich eure Wünsche nicht; bisher hat der Grundbesitz den Vortheil gehabt, von heute ab mag er den andern zu gut kommen. — Ganz anders steht es um den dritten Einwand, der von den Vertretern der Resolution gemacht ist. Auch hier handelt es sich darum, daß der Handels- und Gewerbestand ein Opfer bringen soll, aber

nicht für einen andern, einzelnen Stand, sondern zum Wohl des Ganzen. Auch hier ist von der Noth und Bedrückung der Armen und kleinen Leute die Rede, aber nicht von dem Standpunkt des weichherzigen Mannes, des Menschenfreunds, sondern von dem des Staatsmannes aus. Das ist ein Gesichtspunkt, unter dem die Opposition gegen Zinsfreiheit sich rechtfertigen ließe, wenn auch zehnmal bewiesen wäre, daß die Wuchergesetze den schnellen Fortschritt des Wohlstandes hemmen und daß sie täglich umgangen werden können. Denn hier befinden wir uns auf dem Gebiet der staatlichen Ethik, welche andere Ziele hat als die ökonomische Prosperität, und der bloßen Zweckmäßigkeit keine Concessionen macht.

Wenn das Volksleben noch jung und die Macht des Staats gering ist, wird, namentlich wo verschiedene Nationalitäten in demselben Gemeinwesen neben- oder übereinander stehn, leicht der Fall eintreten, daß es einer bereits durch irgend etwas ausgezeichneten Classe gelingt, nicht blos den Einfluß des Staats auf ihrem Gebiet auszuschließen, sondern die staatlichen Kräfte selbst zu ihren Sonderinteressen zu benutzen. Jede dauernde gesellschaftliche Stellung beruht aber wesentlich auf dem Besitz. Einmal zu dieser Einsicht gelangt, wird die mächtige Classe also bemüht sein, sich durch ein besondres Erb- und Ehrrecht und durch Veräußerungsverbote im Besitz der vorhandenen Güter zu erhalten, die übrigen Classen von der Erwerbung dieser auszuschließen und an der Production neuer Güter durch Beschränkung der freien Arbeit und geistigen Bildung zu hindern. Dadurch behält sie allein die wenigen überhaupt vorhandenen Capitalien in Händen und da neue sich nicht bilden dürfen, übt sie im strengsten Sinne des Worts ein Monopol, das die wirthschaftliche und persönliche Selbstständigkeit vernichtet und schließlich zur gewaltsamen Empörung der Bedrückten oder zur Versumpfung des gesammten Staats führt. Das ist die kurze Skizze eines Bildes, das man in der Geschichte mehr als einmal mit allen Einzelheiten und Farben ausgeführt finden wird, das der Zustand, welcher dem Staat die Pflicht auferlegt, mit seiner Kraft dem Schwachen zu Hilfe zu kommen und dem Starken ein Ziel zu setzen, über das hinaus er seine Macht nicht brauchen darf. Was vor Jahrhunderten und durch Jahrhunderte allgemeingiltig bestanden hat, ist nicht ohne Grund gewesen, und wer die Weisheit darin verkennen wollte, machte sich desselben Fehlers schuldig wie der, welcher alles, was einmal richtig gewesen ist, als die Richtschnur aller Zeit betrachtet sehen will. Kein positives Recht ist ohne bestimmte gesellschaftliche Zustände zu verstehen und die Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage, wo jenes bleibt, wenn diese längst gewechselt haben. Auch heute gibt der Besitz in Preußen Macht und Vortheile, aber Fleiß und Bildung machen ihn jedem zugänglich; auch Capitalien werden nach wie vor gesucht, aber ihre Anzahl steht in einem ganz andern Verhält-

niß zur Größe der Bevölkerung und sie befinden sich nicht mehr im Besitz eines geschlossenen Standes. Den Tausenden, welche Capital suchen, stehen Hunderte gegenüber, welche Capital anbieten, und um in ruhigem Genuß oder in geistiger Arbeit zu leben, gern mit einem mäßigen Antheil an dem zufrieden sind, was andere mit ihrem Gelde verdienen. Daß dieser Antheil aber eine Quote jenes Gewinns mit Rücksicht auf die größere oder geringere Sicherheit des Darlehns sei, und nicht ein gesetzliches Maximum, ist billig. Banken und Bankiers stehen den großen Geschäftsleuten offen, Leihhäuser und Vorschußvereine geben den Kleinen Credit, jene gegen sachliche, diese gegen bloße persönliche Sicherheit. Was in den Städten sich schon nach kurzer Zeit so segensreich gezeigt hat, wird sich in etwas veränderter Form wol auf das Land übertragen lassen, auf dem der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft sich entweder ganz oder fast ganz vollzogen hat. So stehen die Kräfte des Capitals und der capitallosen Arbeit sich ziemlich gleich gegenüber und würden sich ganz gleich stehen, wenn nicht der Arbeit ein Recht versagt wäre, das dem Capital nicht versagt werden kann: das Recht, gesetzlich für die Einzelnen gestattete Befugnisse z. B. Arbeitseinstellung auf gemeinsame Verabredung auszuführen. Man besorgt, daß hierbei zu leicht ein Zwang der Unzufriednen auf die Zufriednen und Ruhigen geübt werden, daß die gleichzeitige Unthätigkeit so vieler arbeitsgewohnter Hände leicht zu bedenklichen Excessen führen könne, und untersagt deshalb bisher auf dem Continent allgemein die Strikes. Nothwendig aber sind jene Ungehörigkeiten mit den Strikes nicht verbunden, wie England zeigt, und deshalb sollte man diese zwar verhüten, im Uebrigen aber dem κατ' ἐξοχήν capitallosen Stande nicht seine einzig wirksame Waffe gegen ungebührliche Ausbeutung des unbeschränkten Capitals nehmen.

Unter diesen Voraussetzungen kann dann von Aussaugung einer Classe durch die andre nicht mehr die Rede sein, sondern höchstens von Ausbeutung eines Einzelnen durch den andern Einzelnen, der in der Regel auf derselben gesellschaftlichen Stufe mit ihm stehen wird. Das zu hindern, wenn es nicht mit Gewalt oder Betrug geschieht, hat der Staat keine Mittel, und hat sie in den Wuchergesetzen wahrhaftig nicht gehabt. Es ist geschehen und wird geschehen, so lange flaue Zeiten, unsichre Hypotheken, Cessionen, Wechsel und Nothverkäufe sich nicht fortdecretiren lassen, so lange ein gesetzliches Maß von Edelmuth und Nächstenliebe sich nicht befehlen läßt.

Man kann der heutigen Nationalökonomie wahrhaftig nicht mehr vorwerfen, daß sie bei allen Dingen nur frage, wie viel Procente sie bringen. Sie hat es längst erkannt, daß die Volkswirthschaft ein reicher Organismus ist, der nur mit einem kerngesunden Volksleben zur vollen Blüte kommt, und mit ihm vergeht. Aber alles wohl erwogen: wir sind überzeugt, daß die

Wuchergesetze in Preußen eine Anomalie geworden sind und daß sie in nächster Zukunft fallen müssen.

Die Bewegungen in den Südslavenländern.

Das Staatsrecht des Fürstenthums Serbien von Dr. E. J. von Tkalac, Leipzig, Breitkopf und Härtel 1858.

Es sind jetzt 70 Jahre, daß der Serbe Georg Petrowitsch, der Schwarze, als junger Mann vor den Türken nach „Deutschland" in die östreichischen Donauländer floh. Als das Wasser der weißen Save seinen bewaffneten Haufen entgegenblinkte, ergriff den alten Vater des Heiduckenführers das Heimweh und er sprach: „wir wollen uns vor den Türken demüthigen, mein Sohn, bleibe hier, daß dir das Brot nicht zum Fluch werde, das du bei mir gegessen". Georg schritt vorwärts dem Grenzflusse zu; da sprach der Vater kleinmüthig, „so geh allein, ich will in der Heimath sterben". Wie wirst du sterben? rief der schwarze Heiduck, die Türken werden dich langsam zu Tode martern. Willst du hier sterben, so sollst du von einer Serbenkugel sterben. Er zog seine Pistole aus dem Gurt, schoß seinen Vater nieder und rief dem Diener zu: gib ihm den Todesstoß. Den Leuten aber im Grenzdorf sagte er, „gebet dem Alten ein Grab und seiner Seele das Todtenmahl". Darauf schenkte er seinen Monken und den Dorfleuten sein Vieh, das er vor sich her trieb und alle seine Habe und fuhr über die weiße Save. — Dieser wilde Führer von Heiducken und Monken wurde 20 Jahre später der Begründer eines neuen Staates. So nahe jene Zeit an der unsern liegt, so hängt doch an seiner Person, seinen Thaten und Kämpfen schon vieles Sagenhafte, und die serbischen Lieder, welche bis zur Gegenwart bei jeder Gelegenheit aufschossen, sind für manche Ereignisse seiner Zeit die einzige unsichere Quelle. Er soll um 1807 in allgemeiner Landesversammlung vom Volke zum Erbfürsten und Herrscher von Serbien gewählt worden sein. Die Pforte hat ihn jedenfalls nicht anerkannt. Er wurde wieder vertrieben. Im Jahr 1815 begründete der Führer eines zweiten Aufstandes gegen die Türken, Milosch Obrenowitsch, aufs Neue ein nationales Regiment, zunächst als Knes von der türkischen Regierung eingesetzt, von Rußland protegirt, seit 1830 als Erbfürst von Serbien durch seinen Oberherrn, den Sultan, anerkannt. Seine Paschaherrschaft ward 1842 durch eine neue Revolution beendigt und der Sohn des schwarzen Georg, Fürst Alexander Karageorgewitsch durch die Pforte als Dynast für seine Person anerkannt, ohne daß seiner Familie die Erblichkeit bewilligt wurde. Noch heute ist diese Lebensfrage für sein Geschlecht nicht gelöst und die letzten Monate

haben gezeigt, daß eine Partei in Serbien die Unsicherheit seiner Stellung ausbeuten wollte, ihn zu stürzen, zuletzt sogar durch einen ruchlosen Mord.

Demohngeachtet ist Serbien 1856 durch den pariser Frieden in eine neue Phase seiner Entwicklung getreten. Während das staatsrechtliche Verhältniß des Landes zu seinem Suzerän seit der ersten serbischen Revolution nur durch Verträge der ottomanischen Pforte mit Rußland geschützt war, ist das Territorium seit dem orientalischen Kriege unter die Collectivgarantie sämmtlicher Theilnehmer am pariser Frieden gestellt. Dadurch ist die politische Stellung des Fürstenthums radical geändert worden. Und da eine künftige Lösung der großen orientalischen Frage durch diese Veränderung stark beeinflußt werden kann, hat dieser kleine Staat im Süden der Donau Anspruch auf größere Beachtung der deutschen Leser, als sie ihm bis jetzt wol gegönnt haben.

Noch vor 50 Jahren kannte man in Serbien außer wenigen religiösen Büchern keine Literatur, die eintönigen Klänge der Gusle allein verkündeten Thaten, Liebe und Haß des rohen, aber kräftigen Stammes. Daß jetzt in deutscher Sprache ein Staatsrecht des Fürstenthums Serbien erscheint, darf, wenn auch weiter nichts von den Fortschritten der Bildung in jenem Lande bekannt wäre, als ein Zeichen betrachtet werden, daß das Ringen nach staatlicher Selbstständigkeit auch dort schon in den gebahnten Wegen des modernen Lebens vorwärts geht. Noch erfreulicher ist, daß das Buch als die Arbeit eines wissenschaftlich gebildeten Mannes gerühmt werden kann, der auf einer norddeutschen Universität als Jurist geschult wurde und im Staatsrecht, wie in den philosophischen Disciplinen ein nicht gemeines Wissen bewährt. Sein Werk umfaßt in zwei Büchern Verfassungs- und Verwaltungsrecht und lehrt die Theorie der Gesetzgebung und Verwaltung, Polizei, Rechtspflege, Heer, Finanzen, Landwirthschaft, Gewerbe, Handel und Bildungsinstitute in übersichtlicher Weise kennen. Allerdings empfindet man an einzelnen Stellen heraus, daß der Verfasser das Interesse hat, die legalen Zustände des jungen Staates in gutem Lichte zu zeigen, doch verletzt seine bescheidene Interpretation der Gesetze nirgend. Das Werk verdient die Beachtung nicht nur des Politikers von Fach, sondern aller, welche an Politik ein ernstes Interesse nehmen.

Hier wird es Veranlassung zu einem schnellen Blick auf die gegenwärtige Lage der Südslavenländer. Es ist bekannt, daß der große Serbenstamm, welcher von den dalmatischen Bergen bis an die Küste des schwarzen Meeres reicht und die türkischen Landschaften: die Herzegowina, Montenegro, Serbien und Bulgarien umfaßt, durch gemeinsame Sprache, Sitten und Traditionen und in neuerer Zeit durch gemeinsame Wünsche verbunden ist. Zum größten Theil durch Waffengewalt den Türken unterworfen, hatte er im Gegensatz zu den Rumänen seine politische Selbstständigkeit in den vorigen Jahrhunderten ganz verloren. Am meisten in der Herzegowina und Bosnien, wo der alte Land-

adel und die begüterten Städter den türkischen Glauben annahmen und zu der christlichen Majorität des Landvolkes, der Rajah, in einen feindlichen Gegensatz traten, welcher diese Landschaft bis jetzt politisch todt erhalten hat und ihre Zukunft zu einem durchaus schwierigen Problem für Weltverbesserer macht. In den unzugänglichen Bergen Montenegros hatte sich wenigstens thatsächliche Unabhängigkeit und unter den Serben eine alterthümliche Freiheit der Communen erhalten, welche als die beste Quelle ihrer nationalen Kraft anzusehn ist. So lange Rußland ungehemmt gegen die Pforte vorschritt, war seine Politik, das nationale und christliche Element in diesen Landschaften gegen die Türken zu stützen. Emissäre und Geldsendungen gingen seit Peter dem Großen nach der Tschernagora und nach Kragujewatz, die Träume der Panslaviſten wurden durch Kaiser Nikolaus in Rußland selbst nach Sibirien gewiesen, bei den Südslaven unterstützt. Als das serbische Volk durchsetzte, daß die Türken aus dem Flachland wichen und ihren Aufenthalt nur in vier befestigten Orten nehmen durften, richteten sich die Blicke der christlichen Seelen in Bosnien und Montenegro immer mehr nach Serbien, von dort erhielten sie Waffen, Führer, zuletzt sogar Bücher. Allerdings darf man sich den Zusammenhang in früherer Zeit nicht zu innig und planvoll denken. Einzelne Bosniaken, welche ein Pascha bedrohte, fanden in Serbien Zuflucht und in Jahren großer Gährung schmuggelte man von dort Pulver und die Schlachtmesser ein, an der Grenze sang man die gemeinschaftlichen Heldenlieder, bosnische und serbische Rinderdiebe schlossen die heilige Bundesbrüderschaft und die wildesten Momken im Gefolge des Mladen oder Milosch waren Montenegriner oder Bosniaken. Seit dem ungarischen und orientalischen Kriege ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit aber stärker geworden und die Unzufriedenheit, welche die bosnischen Rajah unter die Waffen gerufen hat, wird schwerlich durch das Pfählen und Enthaupten einiger Dutzend Aufrührer gebändigt werden. Denn wie groß die Rohheit und wie gemein der Egoismus der Christen in Montenegro und Bosnien sein mögen, auch dort ist die Empfindung lebhaft, daß sie in ihrer Isolirung nicht bestehn können und einen Anschluß außerhalb zu gewinnen haben. Den Montenegrinern hatte ein seltsames Geschick in dem verstorbenen Bladika einen hochfliegenden Romantiker geschenkt, der zu Prag auf dem Slavencongreß und dann zu Paris in seiner auffallenden Tracht, bald als Priester, bald als Krieger zu prunken liebte, der Bildung höchlich achtete, das Kopfabschneiden seiner Leute als eine schlechte Gewohnheit mißbilligte und in reiner serbischer Sprache einige Trauerspiele schrieb, die er bei einem Glase Bordeaux den wenigen slavischen Literaten wohlwollend mittheilte, welche in seine Wildniß drangen. Das Ansehn, welches er sich durch seine auswärtigen Verbindungen zu geben wußte und noch mehr eine Unterstützung von 30,000 Gulden C. M., russischer Gehalt, welchen er statt der früheren 1000 Ducaten von Kaiser Nikolaus er-

hielt, machten ihn in seiner Heimath zu einem großen Mann. Sein Nachfolger Danilo, wie es scheint, ein zügelloser und begehrlicher Thor, hat, wenn dem Gerücht zu trauen ist, seit dem orientalischen Kriege die russische Pension verloren und damit den größten Theil seines Einflusses; das Land wird durch Factionen zerrüttet und die Zustände dort scheinen selbst für die Montenegriner unerträglich zu werden.

In Bosnien dagegen hat die von der Pforte versprochene Gleichstellung der Christen mit Muhammedanern, die immer gedrückte und unzufriedene christliche Bevölkerung heftig aufgeregt, sie haben wieder einmal die Waffen ergriffen und den muhammedanischen Gutsherrn, welche von den in Bosnien ansässigen Türken unterstützt werden, mehre kleine Treffen geliefert: Der neue bosnische Aufstand, ein türkischer Bundschuh, ist eine demokratische, durchaus nicht unberechtigte Erhebung der Gedrückten und Zahlenden gegen die privilegirten Classen, zu denen auch die griechischen Geistlichen des Landes zu gehören scheinen. Bekanntlich hängt der größte Theil der bosnischen Rajah von der griechischen Kirche ab und erkennt in dem Patriarchen von Konstantinopel sein geistliches Haupt. Doch ist die Anzahl der griechisch unirten d. h. katholischen Bosniaken nicht unbedeutend und nicht einflußlos und dieser Theil der Bevölkerung ist vorzugsweise auf die Hilfe Oestreichs angewiesen.

Seit der Regeneration des Kaiserstaates hat die Regierung lange Versäumtes auch im Südosten nachgeholt und Einfluß auf die Südslavenländer durchgesetzt. Schon im Sommer 48 waren bosnische Begs und Agas über die Save gekommen und hatten dem Ban Jelacic, den sie für einen halben Landsmann hielten, ihre Handjars gegen die Ungarn angeboten, im November desselben Jahres hatte Vladika Peter II. die Keckheit, wieder durch den Ban den Oestreichern 10,000 Mann Hilfstruppen anzubieten. Beide Vorschläge wurden abgelehnt, doch war nicht zu verhindern, daß mit dem Serbengeneral Knicanin eine Menge wilden Gesindels aus Bosnien und Montenegro über die Grenze kam. Es hat damals um Weißenburg und Titel schändlich gehaust. Seit der Zeit hat sich Oestreich allmälig die letzte Entscheidung über die Geschicke Montenegros angeeignet und seine Schutzherrschaft ist factisch an die Stelle der russischen getreten. In der That ist es zu solcher Rolle viel besser berechtigt als Rußland, denn es sind seine Unterthanen, die Boccheser von Cattaro, welche Jahrhunderte lang durch die Montenegriner beunruhiget wurden und seine Berglandschaften, welche die Viehexporte aus der Herzegowina nicht entbehren können.

Außerdem hat man in Oestreich erkannt, daß der künftige Besitz der Herzegowina und Bosniens, so wie des strategisch dazu gehörenden Serbenlandes auch der Theil der orientalischen Erbschaft ist, welcher bei einer künftigen Regelung am schwersten verweigert werden kann. Alle Cultur in Bosnien ist

abhängig von freier Communication mit der Seeküste; durch die Päſſe und ſeltenen Thaleinſchnitte der ſteilen dalmatiſchen Gebirge drangen ſchon in der Römerzeit italiſche Kaufleute und römiſche Heerſchaaren in die iſolirte Landſchaft ein. Oeſtreich hat ein ſtarkes Intereſſe, die Bildung eines ſelbſtſtändigen Staates im Süden der Donau zu verhindern und ein noch größeres, die fruchtbaren Thäler für ſich zu erwerben. Eine Vergrößerung Oeſtreichs in dieſen Landſchaften aber liegt auch im deutſchen Intereſſe. Zunächſt weil eine entſprechende Vergrößerung Preußens die politiſche Folge ſein müßte, ferner aber, weil jeder Fortſchritt Oeſtreichs in dieſen Landſchaften ein weſentlicher Fortſchritt deutſcher Intelligenz und Kraft ſein würde.

Aus alle dem ergeben ſich folgende Möglichkeiten für die Entwickelung der Südſlavenländer in der nächſten Zukunft. Entweder erwirbt Oeſtreich bei der großen Auftheilung der Türkei, welche uns unvermeidlich ſcheint, die Thäler der Narenta und die bosniſchen Hügellandſchaften für ſich. In dieſem Fall wird Serbien ſchwerlich den Druck aushalten, welcher durch den großen Nachbarſtaat von zwei Seiten auf ſein Territorium ausgeübt wird, und in dieſem Fall wird die Zukunft der Südſlavenländer die ſein, im Schatten des öſtreichiſchen Doppeladlers deutſche Cultur zu erwerben. Ein Schickſal, welches wir um ſo weniger für ein Unglück halten, da ſchon jetzt Montenegriner und Serben ihre politiſchen Abhandlungen deutſch zu ſchreiben genöthigt ſind, wenn ſie auch nur von den Gebildeten anderer Slavenſtämme geleſen ſein wollen. Dies Schickſal aber wird den Serbenländern werden, falls Oeſtreich nicht mit Conſequenz eine Politik verfolgt, welche den Staat iſolirt. Sollte ſich aber die Türkei unter Verhältniſſen auflöſen, welche für Oeſtreich im höchſten Grade nachtheilig wären, ſo iſt Serbien die Möglichkeit gegeben, als ſelbſtſtändiger Staat Bosnien, die Herzegowina, und Bulgarien an ſich zu ziehen. Und in dieſem Fall würde ein Slavenreich von etwa fünf Millionen Menſchen die Landbauer von den ſchwarzen Bergen bis zum ſchwarzen Meer umſpannen. Das iſt zwar nicht wahrſcheinlich, aber es iſt nicht unmöglich.

Ein ſerbiſcher Politiker nun, der in die Zukunft ſeines Vaterlandes hineindenkt, kann auf dieſe letzten Möglichkeiten keinen directen Einfluß ausüben. Wol aber kann er dazu beitragen, ſein Vaterland tüchtig und geachtet zu machen. Die letzte elende Senatsverſchwörung war nicht angethan, ein helles Bild von den Culturzuſtänden Serbiens zu geben. Wir freuen uns, daß dem vorliegenden Buch gelingen wird, freundlichere Anſichten über Leben und Bildung im Süden Belgrads zu verbreiten.

Wer aber irgend welchen Einfluß auf Serbiens Politik ausübt, der ſollte — ſo meinen wir — alles daran ſetzen, dem gegenwärtigen Fürſten

die Erblichkeit seiner Würde zu gewinnen. So lange Serbien unter dem Namen eines „Wahlreichs", oder einer türkischen Commandite, welcher die Pforte den neuen Geschäftsführer einsetzen kann, existirt, ist an einen sicheren Fortschritt in Cultur, Kraft und Ansehn nicht zu denken. Erst ein christliches erbliches Fürstenhaus wird der relativen Unabhängigkeit Dauer, der Verfassung Sicherheit, dem Volke Bildung geben. Ohne diese Garantie sind die Nachfolger des schwarzen Georg in den Augen der europäischen Staatsmänner wenig mehr als der finstere alte Heiduckenführer war, Werkzeuge, die man gebraucht, bezahlt und wegwirft.

Der Staatsdienst und die Presse.

Wir haben kürzlich bei Besprechung der Memoiren von Lord Normanby die Frage berührt, ob und inwieweit ein Staatsmann Memoiren über seine Thätigkeit herausgeben darf, wir glauben, daß diese Frage weiter gefaßt einer nähern Erörterung werth ist und wollen zu ermitteln suchen, unter welchen Umständen es erlaubt ist, über Verhältnisse, deren Kenntniß man seiner Stellung im Staatsdienst verdankt, öffentliche Mittheilungen zu machen. Es kann kein Zweifel darüber walten, daß im Allgemeinen solche Mittheilungen nicht statthaft sind; der Rechtsanwalt, der das Geheimniß seines Clienten nicht wahrt, der Arzt, der seiner Kunden persönliche Verhältnisse mißbraucht, werden von ihren Genossen wie von der Welt geflohen; in noch höherm Grade soll der Staatsdiener, dessen Thätigkeit das Wohl der Gesammtheit berührt, seine Verschwiegenheit bewahren. Wollte der Gesandte seine Depeschen bekannt machen oder der geheime Rath erzählen, was in der letzten Sitzung des Ministeriums vorgefallen, so wäre keine Diplomatie oder amtliche Berathung mehr möglich; am wenigsten aber darf eine solche Indiscretion durch die Presse begangen werden, wodurch sie aller Welt bekannt wird. Es fragt sich also nur, welches sind die Umstände, die eine Ausnahme von dieser Regel erlauben oder sogar gebieten? Gehen wir bei dieser Betrachtung zuerst auf unsern Ausgangspunkt, die Memoiren Normanbys, zurück. Die schriftlichen Aufzeichnungen eines Gesandten bestehen vornehmlich in den gewöhnlichen oder geheimen Depeschen, welche die Correspondenz mit seinem Ministerium und der Regierung, bei welcher er beglaubigt ist, bilden. Diese Actenstücke sind natürlich in einem besondern Grade geheimzuhalten und nur mit Wissen und Willen der höchsten vorgesetzten Behörde dritten Personen mitzutheilen. Neben der officiellen Correspondenz wird aber meist eine vertrauliche hergehen, in die Privatbeziehungen

mehr oder weniger hineinspielen, Billete, Aufzeichnungen über Unterhaltungen mit interessanten Persönlichkeiten, in häufigen Fällen auch ein ständiges oder zeitweiliges Tagebuch. Die Revue Retrospective hat in ihren Enthüllungen über die Julimonarchie hiervon ein lebendiges Bild gegeben. Diese Schriftstücke gehören nicht eigentlich zur amtlichen Thätigkeit des Gesandten, sind aber für dieselbe, namentlich in unsern Tagen, nicht weniger wichtig. Da ein großer Theil der Depeschen jetzt schon mit Rücksicht auf ihre baldige Veröffentlichung geschrieben werden, damit sich die Regierung durch dieselben vor dem Lande oder dessen Vertretern rechtfertigen könne, so werden oft grade die wichtigsten Dinge, die eben nicht zur Kenntniß aller Welt kommen sollen, in geheimen oder privaten Briefen verhandelt, in diesen ist daher der eigentliche Schlüssel zu der officiellen Correspondenz zu suchen. Niemand wird z. B. glauben, daß bei der letzten englischen Ministerkrisis das ganze Resultat der Unterhandlungen in den veröffentlichten Depeschen des Grafen Walewski und Lord Cowleys liegt und es war sicher grade weil die Mehrzahl der Mitglieder des Unterhauses wußte oder ahnte, daß nebenher Dinge vorgefallen waren, welche nicht in der Ordnung waren, daß das Votum vom 19. Februar stattfand. Je wichtiger nun die Aufzeichnungen über solche Vorgänge sind, desto mehr muß die Regierung eines Landes ihre Geheimhaltung verlangen und sich selbst allein vorbehalten zu bestimmen, in wie weit davon etwas bekannt werden darf. Nichts hat z. B. wol die Tieferblickenden über die wahren Absichten Rußlands so aufgeklärt als die Herausgabe des Portfolio, man verdankte sie der polnischen Revolution, wo jene geheimen Actenstücke im warschauer Palast gefunden wurden. Hätte aber ein Russe sie herausgegeben, so hätte er ohne Zweifel von seiner Regierung dafür als für eine hochverrätherische Handlung bestraft werden müssen. Auch Briefe dritter Personen muß ein Staatsmann für sich behalten, ein Brief ist eben eine Mittheilung des Schreibers an den Empfänger allein und nur wo letzterer ganz sicher ist, daß es in der Absicht des erstern liegt, seine Mittheilung auch einem dritten zukommen zu lassen, darf er weitern Gebrauch davon machen. Briefe, welche nicht geheimgehalten werden sollen, nennt man darum offne Briefe.

Depeschen, Denkschriften, politische Privatcorrespondenz sind unbedingtes Geheimniß, das ist die unzweifelhafte Regel, die so selten wird verletzt werden dürfen, daß sich die Ausnahmen schwer angeben lassen, denken lassen sie sich allerdings. Nehmen wir den Fall an, daß ein englischer Pair, der früher einen Gesandtschaftsposten bekleidete, hört, wie im Oberhause ein Minister eine vollkommen falsche Darstellung von Dingen gibt, bei denen er als Gesandter thätig war, so wird er berechtigt sein zu remonstriren, den Minister zurechtzuweisen und eventuell, wenn es ihm das Staatswohl zu gebieten scheint, den wahren Sachverhalt zu enthüllen. Allein das sind extreme Fälle, wo

das salus reipublicae suprema lex eintritt und also keine Regel angegeben werden kann.

Es bleiben somit von den Aufzeichnungen eines Gesandten oder Staatsmannes nur noch die Memoiren, von denen es fraglich ist, ob ihre Veröffentlichung erlaubt ist. Wir begegnen hier zwei entgegenstehenden Meinungen. Die einen sagen, der Politiker sei es seinen Zeitgenossen schuldig, sie aus dem Schatz seiner Erfahrungen zu belehren, die andern meinen, er dürfe überhaupt gar nicht schreiben. Beides ist irrig, es ist nicht abzusehen, weshalb nicht ein Staatsmann z. B. über Kunst oder wissenschaftliche Gegenstände schreiben sollte, wenn er nur nicht grade seine Staatskunst gegen die privaten Lieblingsbeschäftigungen zurücksetzt, (ein emeritirter preußischer Diplomat bekannte kürzlich in einem offenen Briefe, dies immer gethan zu haben). Wilhelm von Humboldt wird seine schriftstellerische Thätigkeit wahrlich nicht in seiner Stellung geschadet, sondern ihn im Gegentheil gehoben haben. Aber auch politische Fragen darf ein Staatsmann besprechen, wenn es in rechter Weise geschieht. Niemand wird es Niebuhr verargt haben, daß er in seiner römischen Geschichte nicht nur politische Grundsätze entwickelte, sondern auch seine praktischen Erfahrungen im Staatsleben benutzte, um die geschichtlichen Constellationen zu beleuchten und zu erklären. Die Frage ist nur, darf ein Staatsmann oder specieller ein Gesandter über das schreiben, was er in seiner amtlichen Stellung erfahren? Die Memoiren eines solchen Mannes werden entweder in einem gleichzeitig geführten Tagebuche oder nach demselben resp. aus der Erinnerung verfaßten Aufzeichnungen bestehen, sie mögen privater Natur sein, mit abliegenden Betrachtungen durchwoben, aber ihr wesentlicher Inhalt, um dessenwillen sie Interesse erregen, werden doch die Vorgänge sein, zu denen der Verfasser eine officielle Stellung einnahm. Amtliche und private Anschauungen lassen sich hier nicht trennen, ein Gesandter wird sich z. B. bemühen, den treffendsten Ausdruck für eine Sachlage in seiner Depesche zu wählen, wird er aber einen weniger treffenden in sein Journal eintragen, damit demselben der private Charakter erhalten bleibe? Ein besonders wichtiger Umstand kommt ihm zu Ohren, er telegraphirt ihn an seine Regierung, wird er ihn in seinem Tagebuch auslassen? So ist es ganz natürlich, wenn Lord Normanby, nachdem er vorher erklärt, sich aller Mittheilungen enthalten zu wollen, welche seine Amtsgeschäfte berührten, doch nachher sagt, daß, wenn fortwährende Berichterstattung neben einem fast täglich geführten Privatjournal hergeht, es nur natürlich sei, daß dieselben Ereignisse oft in denselben Ausdrücken in beiden aufgezeichnet werden. Es mag sehr verdienstlich sein, das Publicum über Ereignisse, zu denen man den Schlüssel besitzt oder doch zu besitzen glaubt, aufzuklären, aber die erste Pflicht eines Staatsdieners ist, den Interessen seines Landes und seiner Regierung in allen Handlungen Rechnung zu tragen, und nur wenn beides

vereinbar ist, darf der Staatsmann Memoiren veröffentlichen, er sollte deshalb in der Regel die Genehmigung seiner Regierung vorher nachsuchen. Umstände können davon allerdings dispensiren. Nehmen wir z. B. den Fall, daß ein Gesandter, der unter einem Whigministerium diente, seine Memoiren unter einem Toryministerium veröffentlichen wollte und sicher voraussähe, daß die Genehmigung ihm aus bloßen Parteigründen verweigert würde, nichts desto weniger aber glaubte, daß die Veröffentlichung für sein Land wichtig wäre. Die Umstände entscheiden hier die Frage, es kommt erstens auf den Gegenstand an, über den sich die Memoiren verbreiten. So findet es z. B. niemand tadelnswerth, daß Sir Robert Peels Papiere über die Korngesetze herausgegeben sind, die Debatte war öffentlich, die persönlichen Gegensätze haben sich verwischt, die Maßregel wird von niemand mehr in Frage gestellt. Ein zweites wesentliches Moment ist die Art der Abfassung, die Schonung aller persönlichen Beziehungen, mit einem Worte, der Takt. Das dritte und wichtigste ist die Zeit der Veröffentlichung. Hier wie bei Ort und Gegenstand ist alles relativ, es mag oft schwer sein den Punkt zu bestimmen, wo das Amtliche und Persönliche in das Historische aufgeht, aber man möge lieber etwas an sich halten als zu früh sprechen. Daß ein Politiker Aufzeichnungen über seine Erlebnisse macht, ist nicht nur in der Ordnung, sondern auch nothwendig, man kann das Zartgefühl ehren, welches Papiere vernichtet, die dritte Personen compromittiren, aber die Welt und die historische Wahrheit, die doch über kurz oder lang an den Tag kommen soll, verliert dadurch und der Discretion ist genügt, wenn Vorkehrungen gegen unzeitige Veröffentlichung getroffen sind.

Von der Frage, ob man unter obigen Umständen unter seinem Namen Memoiren herausgeben darf, ist die verschieden, ob ein Staatsbeamter anonym in der Tagespresse schreiben dürfe? Dies ward im vorigen Jahre lebhaft in England besprochen, da Lord Clarendon einige Angestellte des auswärtigen Ministeriums entlassen hatte, weil er erfahren, daß sie und zwar nicht in seinem Sinne, ihre Feder brauchten. Wie, sagten einige, hat man damit, daß man in Staatsdienst tritt, das Recht verloren, eine unabhängige Meinung zu haben und zu äußern, steht es nicht jedem Engländer frei zu denken, zu sprechen und zu schreiben, wie er will? — Dies Raisonnement geht offenbar ins Blaue. Allerdings hat jeder Engländer im Allgemeinen jene Freiheit, so lange ihn nicht entgegenstehende Verpflichtungen binden. Ich habe das Recht zu gehen wohin ich will, aber dies Recht wird beschränkt durch die entgegenstehenden Rechte andrer, auf meines Nachbars Blumenbeeten darf ich eben nicht spazieren gehen. Wenn jene freien Engländer schreiben wollen, was sie denken, so müssen sie sich dem Staate gegenüber nicht durch Annahme eines Amtes binden, sie können auch in vielen Stellen schreiben, nämlich mit Vor-

wissen und Billigung ihrer obern Behörde, in deren Dienst sie doch nur treten werden, wenn sie mit ihr übereinstimmen. Stimmen sie ihr aber nicht mehr bei, so haben sie nur die Wahl entweder zu schweigen und sich möglichst passiv zu verhalten oder wenn der Drang dagegen zu sprechen und zu schreiben unwiderstehlich ist, ihre Stellen aufzugeben. Im Amte aber gegen Maßregeln seiner Regierung zu schreiben ist nur zu tadeln; es bringt den Untergebenen in eine durchaus falsche Stellung und kann von dem Vorgesetzten nur als Insubordination angesehen werden. Je höher unsre Meinung von der Aufgabe der Presse ist, desto weniger dürfen wir wünschen Kräfte für sie zu gewinnen, welche ihr nicht angehören dürfen.

Die Juden in Galizien.

Wol in keinem Lande leben die Juden so zahlreich und so dicht beisammen, als in Polen und namentlich in Galizien; in wenigen Ländern haben sie infolge dessen ihre alten Sitten und ihren ursprünglichen Volkscharakter so treu bewahrt. Die polnischen Juden sind, so viel uns bekannt, die einzigen ihres Stammes in Europa, die noch in allen Punkten an den Traditionen ihrer Väter halten und in nichts von den Vorschriften ihres Gesetzbuchs, des Talmuds, abweichen. Sie sind ohne Ausnahme im hohen Grade pünktlich in Erfüllung religiöser Pflichten und verwenden mehre Stunden des Tages zum Gebet, welches freilich im Grunde nur ein gedankenloser Ceremoniendienst ist und auf den Fremden, der zum erstenmal Augenzeuge ist, eher einen komischen, als einen feierlichen Eindruck macht. Das Hauptgebet wird des Morgens und zwar gewöhnlich in der Synagoge oder, wie die Juden sich ausdrücken, in der Schule gesprochen. Hier stellt sich jeder für sich an ein Fenster oder in einen Winkel, legt ein hebräisches Buch vor sich, hängt, nachdem er ein kleines schwarzes Kästchen auf den Kopf gesetzt hat, ein großes weißes Tuch darüber, umwickelt den bloßen Arm mit Riemen, die er während des Gebets nach bestimmten Regeln wieder auf- und abwindet und beginnt nun unter fortwährenden Beugungen des Körpers nach vor- und rückwärts ein Gebet in hebräischer Sprache zu sprechen. Anfangs ist es ein leises Gemurmel, dann erhebt der Betende die Stimme, um sie gleich darauf wieder fallen zu lassen, so daß das Ganze einem äußerst monotonen Gesange gleicht. Da dies aber jeder für sich thut und durchaus nicht im Einklang mit der Gemeinde, so kann man sich denken, was bei einer Versammlung von mehren hundert Personen für ein Tumult daraus entstehen muß.

Noch schlimmer ist dies bei den sogenannten Hassitten oder Altgläubigen einer Sekte, die in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten noch strenger ist und beim Gebet aus vollem Halse schreit. Das Morgengebet nimmt gewöhnlich eine Stunde, bisweilen mehr in Anspruch; vor Verrichtung desselben dürfen sie noch nichts genossen haben. Die übrigen Gebete werden mit Ausnahme des für den Abend vorgeschriebenen im Hause verrichtet.

Wenn sich die Juden gewaschen haben, sagen sie während des Abtrocknens ein kurzes Gebet, ebenso vor dem Essen. Abends, d. i. bei Sonnenuntergang, versammeln sie sich wieder in der Schule und verhalten sich grade so wie am Morgen. Die Frauen sind diesen Ceremonien nicht unterworfen und gehen nur an einigen großen Festtagen im Jahre in die Synagoge, und dann sind sie von den Männern getrennt in einem besondern Raume für sich. Unverheirathete Mädchen sind auch davon ausgeschlossen. Trotzdem daß der Talmud und alle übrigen Gebetbücher in hebräischer Sprache geschrieben sind, verstehen doch nur wenige dieselbe. Ihre gewöhnliche Umgangssprache ist ein verdorbenes Deutsch, vermischt mit vielen hebräischen Wörtern. Beim Schreiben bedienen sie sich der hebräischen Buchstaben und so mangelhaft ihre sonstige Schulbildung ist, so versteht doch jeder Jude wenigstens hebräisch zu lesen und zu schreiben.

Mit großer Gewissenhaftigkeit feiern sie ihre vielen Feste. Der Sabbath, oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der Schabbeß, beginnt am Freitag Abend mit Aufgang des Abendsternes und dauert bis Sonnabend Abend um dieselbe Zeit. Gleich zu Anfang des Schabbeß begeben sich die Männer in die Schule und verbleiben dort im Gebet mehr als eine Stunde. Während dieser Zeit werden zu Hause der Kronleuchter, den auch der Aermste in seiner Stube hängen hat, und verschiedene andere Wand- und Armleuchter angezündet, so daß die von Juden bewohnten Stadttheile in den ersten Stunden der Nacht des Freitags den Eindruck einer Illumination machen.

Die Kost ist an diesem Tage reichlich und gut und besteht vorzüglich in Fischspeisen. — Der Schabbeßabend wird stets in der Familie verlebt, keineswegs aber zu Besuchen von Verwandten oder öffentlichen Orten benutzt, überhaupt wird der Schabbeß in der größten Unthätigkeit zugebracht, und selbst die unbedeutendsten Beschäftigungen müssen unterbleiben. Ein Jude darf während des Schabbeß weder Feuer noch Licht anzünden oder auslöschen, deswegen werden die Lichter stets kurz vor Beginn des Schabbeß angebrannt, und brennen dann so lange, bis sie von selbst verlöschen. Rauchen ist nicht erlaubt. Schreiben, lesen, Briefe öffnen, Geld in die Hand nehmen, über Land gehen oder fahren ebenfalls nicht. Auch gekocht kann nicht werden, deshalb müssen den Tag vorher schon die Speisen bereitet sein, und dann entweder kalt oder aufgewärmt genossen werden. Statt des Brotes werden am Schabbeß soge-

nannte Strițel gegessen, die in Form unsern Weihnachtsstollen gleichen, indeß der Rosinen und Mandeln entbehren. Außer Gebetbüchern dürfen die Juden am Schabbeß nichts bei sich tragen, weder Geld noch sonst etwas; selbst das Taschentuch wird als Contrebande angesehen.

Ist ein Israelit auf der Reise, so unterbricht er für diesen Tag dieselbe. Auch die Dienstboten müssen, selbst wenn sie Christen sind, während dieser geheiligten vierundzwanzig Stunden ruhen, und können zu keiner Arbeit verwendet werden. Ueber irgend ein Geschäft in dieser Zeit mit einem Juden reden oder gar eines abschließen wollen, ist unmöglich und wenn es noch so einträglich für ihn erschiene. Alles dies gilt aber nicht nur für den Schabbeß, sondern durchgängig für alle ihre Feste, von denen manche z. B. das Laubhüttenfest im Anfang Herbst wochenlang dauern. Dieses Fest, dessen Ursprung sich bekanntlich in ihre früheste Geschichte verliert, wird im Freien gefeiert, und werden dazu vor den Wohnungen der Juden Lauben angelegt, in denen sie einen Theil des Tages und der Nacht zubringen müssen. — Während des „langen Tages", der ihr Hauptfest ist, müssen sie fasten und sich beständig in der Synagoge aufhalten, wobei sie einen besondern Anzug tragen, der in einem langen weißen Talar, mit mehr oder weniger prachtvollen Goldstickereien besteht. Dagegen sind Schuhe und Stiefeln von den Füßen verbannt und sie gehen in bloßen Strümpfen. Am langen Tag erscheinen auch die Jüdinnen im Tempel.

Der Act der Ehe ist bei ihnen nicht mit der Feierlichkeit verbunden als bei Christen, indessen erfüllen sie ihre Pflichten als Gatten meistens gewissenhaft. Die Verheirathung geschieht oft schon in den frühesten Kinderjahren, und man findet Brautpaare, wo die Braut 13, der Bräutigam 14 Jahr zählt, so daß ein Großvater von 30—32 Jahren keine Seltenheit ist. Die Hochzeit wird gewöhnlich Abends, oft auch um Mitternacht gefeiert, wo dann das Brautpaar und die Hochzeitsgäste die Straßen mit Musik durchziehen. Den Schluß bildet ein Ball, bei dem der Eintritt gegen Entrée jedermann freisteht. Die eigentliche Trauung ist ohne viele Ceremonie und die Ehe kann ebenso leicht, wie sie geschlossen, auch gelöst werden. Sind beide Theile einverstanden, so geschieht dies ohne Einmischung der Gerichte oder des Rabbinats und hindert dann keine Partei, sich einige Tage später wieder zu vermählen. Eine Witwe mit Kindern kann ebenfalls gleich nach dem Tode ihres Mannes heirathen, ist sie jedoch kinderlos, so darf sie erst dann sich von neuem verehelichen, wenn sie von den Verwandten ihres verstorbenen Mannes freigesprochen wurde, was gewöhnlich nach einem oder zwei Jahren, oft aber, und besonders wenn Streitigkeit oder Feindseligkeit unter ihnen herrschen, gar nicht geschieht. Sobald ein Mädchen heirathet, werden ihr die Haare ganz kurz verschnitten und durch eine Perücke ersetzt — nach unsern Begriffen eine der

größten Thorheiten, da die Jüdinnen durchgehends schönes volles Haar haben, und jene Perücken überdies gewöhnlich blos von Seide sind. An jedem Pfosten der Haus- oder Stubenthür, wo Israeliten wohnen, haben sie einen Zettel schief befestigt, auf dem einige Worte des Talmud geschrieben stehen; sollte dieser durch Zufall oder Muthwillen abgerissen worden sein, so muß er gleich durch einen andern ersetzt werden, da nach ihrem Glauben außerdem ein großes Unglück sie und ihr Haus träfe. Die Rabbiner, deren es in jeder Stadt einen gibt, erfreuen sich der größten Achtung. In Galizien empfangen selbe ihre Besoldung vom Staat, während sie in Großpolen von der betreffenden jüdischen Gemeinde unterhalten werden müssen. Doch treiben die meisten Rabbiner noch überdies Handel oder andere Geschäfte. Außer ihren geistlichen Functionen bekleiden sie noch eine Art richterliches Amt, da Streitigkeiten unter Israeliten selbst selten oder nie einem Advocaten oder Gericht übergeben, sondern durch den Rabbiner geschlichtet werden, dessen Ausspruch als entscheidend angesehen wird und dem sie sich ohne Widerrede fügen. Studirt haben die Rabbiner nicht, wenigstens nicht in der Bedeutung, wie wir sie damit verknüpfen, es gibt aber in Lemberg, Warschau und Krakau Seminare zur Ausbildung jüdischer Geistlichen und man findet unter ihnen Leute von gediegenen Kenntnissen.

Ein Hauptvorwurf, den man den Israeliten macht, ist der, daß sie sich fast ausschließlich mit Handel beschäftigen und da nicht häufig als solide Geschäftsleute befunden werden. Es ist dies aber ziemlich der einzige einträgliche und zu einer angenehmen Stellung führende Erwerbszweig, der ihnen offen steht, da Juden der Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern verschlossen bleibt. Selbst Apotheker darf kein Jude werden. Jura und Medicin können sie allerdings studiren. Bei ersterer Laufbahn jedoch haben sie sich auf die Advocatur zu beschränken, und als Mediciner sind sie ebenfalls auf ein sehr ungewisses Einkommen angewiesen, da Christen sich im Allgemeinen ungern eines jüdischen Arztes bedienen, und Israeliten nur im äußersten Nothfall zum Arzt ihre Zuflucht nehmen. Wucher-, Bankier- und überhaupt Geldgeschäfte, Schmuggel, Trödel und Handel mit allen erdenklichen Dingen sind die vorzüglichsten Nahrungszweige der Juden. Endlich sind alle Gasthäuser an den Straßen, in den Dörfern und Städten in ihren Händen. Ausnahmen davon gibt es höchstens in größern Städten, wo einige der bedeutendern Hotels in Händen von Christen sind. Die Juden können als die eigentliche Seele des Landes angesehen werden. Sobald jüdische Feiertage sind, ist es unmöglich, auch nur das Geringste zu kaufen. Fällt zufällig ein Markttag mit einem jüdischen Feiertage zusammen, so muß er verlegt werden, denn ohne die Juden ist kein Markt denkbar. Handwerke betreiben im Verhältniß zur Anzahl nur sehr wenige. Zur Bearbeitung des Feldbaues zeigen sie geringe Neigung,

aber obwol ihnen kein eigner Grundbesitz erlaubt ist, haben sie doch einen sehr großen Theil der Ländereien und Güter des Adels in ihren Händen. Gesetzlich sind sie allerdings nur Pächter dieser Güter, durch die vielen vom Juden dem Edelmann geleisteten Vorschüsse jedoch sind sie so gut wie Eigenthümer. Der Adel in Galizien ist durch Aufhebung der Robot überhaupt in sehr bedrückte Umstände gekommen. Die Arbeit, die sonst der Bauer seinem Grundherrn unentgeldlich that, muß jetzt bezahlt werden, und unverhältnißmäßig theuer, da der Bauer über alle Begriffe träg ist und lieber hungert und stiehlt, als arbeitet. Dazu kommt noch die Prachtliebe, die Verschwendungssucht und das Reisefieber des Adels, der sich, statt auf seinen Gütern, lieber in Paris oder in den Bädern aufhält, wo er alles, was er gegen hohe Interessen von den stets bereitwilligen Juden geliehen, in Saus und Braus verpraßt. Daher darf man sich nicht wundern, wenn es ganze Dörfer gibt, wo jeder Insasse ein Edelmann ist und ein Wappen führt, wie solche Dörfer in der Nähe von Stry, Brody und Rzeszow mehre liegen.

Im Jahre 1846 wurde außerdem noch der Adel vorzüglich im Königreich Lodomerien durch den Bauernaufstand so geplündert und beraubt, daß schon dadurch viele Edelleute ihr ganzes Vermögen verloren. Wie der Adel, ist auch der Bauer abhängig vom Juden. Bei der ihm angebornen Trägheit erbaut er im Sommer nur so viel, daß er höchstens den halben Winter davon zu zehren hat. Trotzdem will er den ganzen Tag im Wirthshause sitzen und Branntwein trinken. Credit gibt ihm der Jude nicht; er muß ihm also einen Theil der Saat und des Feldes verpfänden; so geschieht es nicht selten, daß der Bauer die Feldfrüchte, die er erst nächsten Sommer ernten wird, im Winter schon vertrunken hat. Daher das grenzenlose Elend der Bevölkerung. Als ein Beispiel, wie der Jude es versteht, die Unwissenheit des Bauern zu seinem Vortheil zu benutzen, gelte Folgendes: Bei jenem Aufstand der Bauern gegen den Adel traf es sich nicht selten, daß die Bauern bei den Plünderungen Banknoten von bedeutenden Beträgen fanden, deren Werth sie aber nicht kannten und die sie wegen der darauf befindlichen Figuren für werthlose Bildchen hielten, in ihren Wohnungen an der Wand aufklebten, schließlich aber an die Juden für einige Kreuzer verkauften, so daß oft eine Banknote von 2—3000 Gulden für zwei bis drei Kreuzer verkauft wurde. —

Der Handel mit Pferden wird fast ausschließlich von Juden geleitet, und auch hier verstehen sie es wie Wenige, den Käufer zu übervortheilen. In jeder Stadt findet man jüdische Fahrgelegenheit, bekannt unter dem Namen Budkas, große, mit Planen überzogene Personenwagen, in denen man um mehr als die Hälfte billiger als mit der Post reisen kann.

Doch sind dieselben immer so überfüllt, und von reisenden Juden selbst so besetzt, daß es für niemand, der die Mehrausgabe mit der Post nicht zu

scheuen braucht, räthlich ist, sich ihrer zu bedienen. Der Reisende sitzt darin so gepreßt, und hat von dem Zwiebel- und Knoblauchgeruch seiner Reisegesellschaft so viel zu leiden, daß es bei größern Touren unerträglich wird. Sonst fährt man in diesen Budkas mit unglaublicher Schnelle, trotzdem daß vor den oft mit 15 und 20 Personen beladenen Wagen nur zwei, höchstens drei kleine magre Pferde gespannt sind.

In den Gasthöfen größerer Städte, selbst denen, wo der Wirth ein Christ ist, trifft man jüdische Lohndiener, sogenannte Factors, die alle Aufträge der Gäste besorgen, zugleich aber auch Wechselgeschäfte machen und dem Reisenden sein etwaiges ausländisches Geld gegen inländisches umsetzen, versteht sich von selbst, ohne sich im Geringsten nach dem Cours zu richten. Diese Leute sind für den Reisenden eine wahre Pest, da man sich ihrer Zudringlichkeit nur schwer erwehren kann, besonders wenn sie sehen, daß sie mit einem Ausländer zu thun haben. —

Beim Verkauf schlagen die jüdischen Händler das Doppelte und Dreifache des wirklichen Werthes vor, so daß jemand, der den geforderten Preis zahlen wollte, sich nachträglich sehr betrogen sehen würde. Versteht man es aber, mit ihnen umzugehen, so kauft man in einem jüdischen Gewölbe bedeutend billiger und meist auch besser, als in einem christlichen. — Gegenstände, die der jüdische Kaufmann 1 Fl. (60 Kreuzer) anschlug, läßt er schließlich oft für 10—12 Kreuzer. Und so verfährt der Jude nicht blos bei werthvollern Gegenständen; selbst um den Preis einer Semmel oder Bretzel muß man mit ihm feilschen.

Die Tracht der Juden in Galizien besteht aus einem langen gewöhnlich schwarzen Kaftan, der um den Leib durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Die Beinkleider tragen sie in den Stiefeln und diese reichen bis an die Kniee, den Bart lassen sie wachsen, die Haare schneiden sie kurz bis auf zwei Locken (Beißeles), die an den Schläfen herunterhängen. Den Kopf bedeckt für gewöhnlich ein Hut. An Feiertagen gehen sie in Kaftans von Seide und setzen statt des Hutes eine runde Pelzmütze auf, gleichviel ob es Sommer oder Winter ist. Diese Mützen werden Schabbeßdeckel genannt, und sind oft von großem Werth. Die Verheiratheten haben sie mit dunklerem, die Unverheiratheten mit hellerem Pelz besetzt. Die Tracht der jüdischen Frauen ist nicht wesentlich verschieden von der Tracht der Christinnen. Die alten Jüdinnen tragen kleine hübsch geformte, mit Goldflittern benähte Netzhäubchen, die aber meist sehr schmuzig und alt sind. An Feiertagen kommt noch eine Stirnbinde dazu, deren man äußerst werthvolle mit Perlen und Edelsteinen besetzte findet, im Werth von mehren tausend Gulden. Ueberhaupt gefallen sich die Jüdinnen darin, an Festtagen so viel als möglich sich mit Gold und Juwelen zu überladen, um ihren Reichthum zu zeigen.

Ihre Unreinlichkeit grenzt an das Fabelhafte, sowol was den Körper betrifft, als die Wohnungen. Gesicht und Hände starren von Schmuz, die Kleidung ist zerlumpt und voll Staub und Flecken. Die Frauenzimmer bieten oft einen noch widerlichern Anblick: ihre Haare sind zerzaust und voll Bettfedern, der Anzug verwahrlost, an der Leibwäsche ist die Grundfarbe unkennbar. — Am Schabbeß kann man häufig sehen, daß sie sich vor die Hausthür auf die Gasse setzen, die Frau den Mann, die Tochter den Vater oder umgekehrt beim Kopf nehmen, in den Haaren wühlen und sich gegenseitig Ungeziefer absuchen — eines der wenigen Geschäfte, welche ihr Gesetz ihnen an diesem Tage gestattet. Wie ein Scherz mag es nach dem eben Bemerkten erscheinen, wenn man von den Gebräuchen hört, die ihnen ihre Religion, als zur Reinlichkeit gehörig, vorschreibt, und denen sie auf das genaueste nachkommen. Das Schwein, in ihren Augen ein unreines Thier, wird bekanntlich nicht gegessen. Mit dem Messer, womit Fleisch geschnitten wurde, darf keine andere Speise geschnitten werden; ebenso darf auf den Teller, wo Fleisch gewesen, nichts von Mehl oder Eierspeisen gelegt werden. Trifft es sich, daß Soldaten bei einem Juden im Quartier liegen, und er verpflichtet ist, ihnen Kost zu verabreichen, so werden sie dringend gebeten, sich ihres eignen Eßbestecks, das sie gewöhnlich bei sich führen, beim Essen von jüdischem Geschirr nicht zu bedienen, sondern von ihnen welches zu nehmen. Sollte ein oder der andere Soldat aus Ekel oder Eigensinn sich nicht dazu verstehen wollen, sondern mit seinem Messer und Gabel essen, so benutzt der Jude Schüssel und Teller nie wieder, sondern zerbricht sie als nicht mehr koscher gleich nachher. Ferner ist Fleisch von einem christlichen Fleischer nicht koscher, es muß von einem jüdischen Schächter geschlachtet sein. Butter, Milch, sogar manche Arten Wein, sind für sie, wenn sie von einem Christen zubereitet wurden, nicht genießbar. Alle ihre Fleischspeisen sind überaus stark gewürzt und gesalzen. Das Gegentheil von koscher bezeichnen sie als trefe. Im Ganzen wäre ihre Küche nicht übel, wenn nicht alles so abscheulich mit Zwiebeln und Knoblauch überladen, und wenn die Köchin nicht so überaus schmuzig wäre. Ihr Lieblingsgetränk ist Meth.

In größern Städten bewohnen die Juden einen besondern Stadttheil, gewöhnlich Judenstadt oder Judenviertel genannt. In kleinern Städten aber sind sie in der ganzen Stadt verbreitet und man trifft ziemlich große Orte, wo außer einigen Beamten fast gar keine Christen wohnen, so daß man stundenlang auf dem Marktplatze stehen könnte, ohne einen Christen zu sehen, als höchstens hier und da einen Beamten.

In Rußland sind die Juden vom Militär ausgeschlossen, in Oestreich nicht. Bei der ihnen angebornen Feigheit und weil ihnen fast alle Eigenschaften guter Soldaten abgehen, haben sie, wo die Disciplin streng gehandhabt wird, keine gute Zeit, und so suchen sie durch alle möglichen

Mittel sich dem Dienst in der Armee zu entziehen. Dies bewirken sie entweder dadurch, daß sie vor der Rekrutirung heimlich außer Land gehen, oder durch Verstümmelung ihres Körpers, als Abhacken von Fingern ꝛc. Auch verleugnen sie oft die Sprache, das Gehör, ja bringen sich selbst um ein Auge. Das Gewöhnlichste aber ist, daß sie durch ätzende Mittel das Kopfhaar zu entfernen wissen. Allein man ist ihnen jetzt auf die Spur gekommen. Alle solche Simulanten werden eine Zeit lang unter strenge ärztliche Aufsicht gestellt, und findet sich dann, daß sie wirklich zum activen Dienst untauglich sind, so verwendet man sie in Militärlazarethen als Krankenwärter.

Zu Offizieren werden Juden in der Regel nicht befördert, selbst wenn sie die nöthige Bildung besitzen, doch hat man einzelne Fälle, wo eine Ausnahme gemacht wurde. So bemerkte vor einigen Jahren der jetzt regierende Kaiser bei einer Revue einen alten, mit mehren in- und ausländischen Ehrenzeichen geschmückten Wachtmeister. Se. Majestät erkundigte sich, warum ein dem Anschein nach so verdienter Mann noch nicht zum Offizier avancirt sei, und erhielt vom Oberst die Antwort: „Majestät, er ist ein Jud." Der Kaiser ernannte den Wachtmeister auf der Stelle zum Lieutnant. Dergleichen sind aber nur Ausnahmen, denn erstens findet man Wenige, die durch Bildung berechtigt wären, darauf zu reflectiren, und sodann ist das übrige Offiziercorps stets dagegen und gibt das Avancement wo möglich nicht zu.

Verstöße Einzelner gegen die üblichen Gebräuche werden von den Israeliten streng geahndet und sie haben eine eigne Art, dafür zu strafen. Sie schreiben das Wort „Hairem" an die Thür des Straffälligen. Dies ist ein förmlicher Bannfluch, denn kein Jude betritt jenes Haus, alle Geschäftsverbindungen hören mit einem so Bezeichneten auf und man weicht ihm aus, wo man ihm begegnet. In früherer Zeit hielten sie über Abtrünnige zur Nachtzeit im Walde Gericht, und verhängten, wenn sie schuldig befunden wurden, unwiderruflich Todesstrafe, die dann auch auf der Stelle erfolgte. Ein solch schreckliches Gericht wurde z. B. einst über die jüdische Geliebte des Königs August von Polen gehalten, die ihre sträfliche Neigung zu einem Christen mit dem Tode büßen mußte. Seitdem sind die Polizeiorgane zu wachsam und die Strafen auf solche unbefugte Gerichtspflege zu streng geworden, so daß man sich heutzutage damit begnügt, Vergehen jener Art mit Verachtung zu bestrafen.

Was das Aeußere der Juden betrifft, so haben sie fast durchgehends schöne orientalische Gesichtszüge, und besonders häufig zeichnen sich die Jüdinnen durch anmuthige Züge und Formen aus. Ihr Haar ist entweder glänzend schwarz oder roth; andere Farben kann ich mich nicht erinnern, gesehen zu haben. Natürliche geistige Talente kann man ihnen durchaus nicht absprechen, doch werden dieselben zu wenig ausgebildet, als daß sie

sich entwickeln könnten, da aller Schulunterricht ihnen fern liegt. Deutsch oder polnisch lesen können sehr wenige; so lief mir einst in Galacz, einer kleinen Stadt Galiziens, auf der Straße ein Kaufmann nach und bat mich, ihm doch einen Zettel vorzulesen, auf dem einige Bestellungen standen. Sie sind unreinlich, geizig, eigennützig, betrügerisch, unverträglich, neugierig im höchsten Grad und zudringlich; geht man z. B. bei jüdischen Kaufgewölben vorüber, so stehen die Juden in der Thür, rufen den Vorübergehenden an, laufen ihm ein Stück nach, halten ihn wol gar beim Rock fest und nennen alle Waaren her, die ihr Gewölbe enthält. Furchtsamkeit ist ihnen allen angeboren. Spricht man sie höflich an, so antworten sie brutal, verfährt man aber kurz, wo möglich grob mit ihnen, so ziehen sie schnell den Hut, und sind die Höflichkeit selbst. Indessen gehören auch einige gute Eigenschaften zu ihrem Charakter. Sie sind mäßig und nie wird man einen betrunkenen Juden sehen, während der Anblick von Betrunkenen dem Fremden in Polen nur zu häufig wird. Sie sind gefällig, so weit es ihnen nichts kostet. Sie äußern großen Gemeingeist, und unterstützen ihre Nothleidenden aufs freigebigste. Und ihre schönste Tugend, welche den Christen als Vorbild dienen könnte, ist ihr festes Zusammenhalten und ihr Wohlthun. Wie es überall Arme und Reiche gibt, so auch unter ihnen, niemals aber wird man in Galizien einen Juden betteln sehen. Die Wohlhabenden helfen den Bedürftigen so viel als möglich, sie theilen sogar für den Schabbeß Kerzen aus, damit auch die Armen dem Gebrauch, viel Lichter an diesem Tage zu brennen, nachkommen können. Auch die Soldaten jüdischer Religion werden von ihren Glaubensgenossen vielfach unterstützt. Wenn große Feiertage sind, geht der Rabbiner zu dem betreffenden Commandanten, bittet für sie auf diese Tage um Urlaub, und theilt sie dann zu den reichen Israeliten ein, wo sie während der ganzen Festtage unentgeldlich gespeist und unterhalten werden. Stirbt ein Jude so lange er Soldat ist, so begraben ihn seine Glaubensgenossen und kleiden ihn vorher auf eigene Kosten in die übliche Todtenkleidung. Alte Jungfern gibt es unter Juden nicht. Hat ein Mädchen bis zu einem gewissen Jahre nicht geheirathet, so gibt ihr die Gemeinde einen Mann, und stattet sie, wenn das Brautpaar arm ist, auch noch aus.

F. Hn.

Literatur.

Allgemeine kirchliche Chronik von Karl Matthes. 4. Jahrgang, das Jahr 1857. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1858. — Mit Vergnügen sehen wir, daß diese Jahresübersicht über die Ereignisse auf dem Gebiete der Kirche fort-

gesetzt wird. Dieselbe ist wie früher objectiv gehalten, indeß verleugnet der Verfasser auch diesmal nicht, daß er einen freiern Standpunkt als den einnimmt, welcher jetzt unter den deutschen Theologen guter Ton ist. Viel Tröstliches hat er nicht zu berichten, indeß geht aus seinen Mittheilungen doch hervor, daß die kirchliche Reaction Halt gemacht hat, daß die neuen „Dunkelmänner" keine geschlossene Phalanx mehr bilden, sondern in Fractionen zerfallen sind, die sich gegenseitig fast so heftig befehden, als die Freigesinnten, und daß die deutschen Puseyiten von der kliefothschen Schule mit ihren katholisirenden Tendenzen ebenso wenig Aussicht haben, durchzudringen, als die Partei, welche die Welt mit den drastischen Mitteln einer Wiedereinführung der Ohrenbeichte, der Kirchenzucht, der „Kernlieder" und der bibelgerechten Ehegesetze zu curiren unternahm. Der Inhalt ist ähnlich wie im vorigen Jahrgang geordnet. Nach einer Einleitung folgt eine Uebersicht über das, was auf dem Gebiet der evangelischen Kirche das Jahr über geschehen ist: zunächst über die Verhandlungen und Ergebnisse der Kirchentage und theologischen Conferenzen, dann über die weitere Verbreitung des Protestantismus in katholischen Ländern, und über Vorkommnisse auf dem Gebiet der äußern und innern Mission, dann über die theologische Literatur des Jahres, woran sich das Wichtigste aus der Specialgeschichte der einzelnen evangelischen Landeskirchen und ein kurzer Anhang „Von alten und neuen Sekten" schließt. Ein zweiter Abschnitt berichtet hierauf über die katholische Kirche. Das Buch ist jedem zu empfehlen, der sich für kirchliche Dinge interessirt; er kann darin recapituliren, was ihm das Jahr über die Zeitungen von diesem Gebiet berichteten. Sehr angenehm für den, welcher über das Eine oder das Andere Ausführlicheres zu wissen wünscht, ist es, daß der Verfasser sein Referat überall mit Hinweisungen auf die kirchlichen oder theologischen Zeitschriften begleitet, aus denen er geschöpft hat.

Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter (von Oberbibliothekar Horner zu Zürich) mit drei Bildnissen. Zürich. — Wenn der kürzeste Tag des Jahres vorüber war und die Sonne die ersten höheren Bogen am Himmel beschrieb, schritten im deutschen Heidenthum die hellen Hausgötter segnend durch die Welt, und Frau Berchta, die Glänzende, weihte in den heiligen zwölf Nächten Haus und Hof. Dann jubelte das Volk und feierte die Nähe der Götter. Von jenen Zeiten ist ein weiter Weg bis zu dem ehrbaren Bürgerhause des modernen Zürich, in welchem Herr Oberbibliothekar Horner die vorliegende kleine Schrift abgefaßt hat, und bis zu den fröhlichen Kindergesichtern, welche am zweiten Januar dieses Jahres das obengenannte Büchlein als Neujahrsgeschenk von der züricher Stadtbibliothek abgeholt haben. Und doch ist ein innerer Zusammenhang zwischen der weißen Heidengöttin, welcher einst die Alemannen opferten und zwischen den modernen Neujahrsblättern, deren Vertheilung eine speciell züricher Sitte ist. Es ist wol von allgemeinem Interesse die Continuität des deutschen Lebens an einem einzelnen kleinen Beispiel nachzuweisen.

Die alte Göttin Berchta verschwand, als die Alemannen der Schweiz Christen wurden, aber die frohe Festfeier der Zwölfnächte und manch uralter Brauch derselben blieb. Die alterthümliche Feier fixirte sich zuletzt in Zürich auf den zweiten Januar,

den sogenannten Bechtelitag, an welchem im christlichen Kalender ein heiliger Berchtold der alten Hausgöttin substituirt worden war. Es blieb im Mittelalter der Brauch, daß die festen Genossenschaften der Männer sich in ihrer „Trinkstube" versammelten, und daß Bekannte ihren Festschmaus besuchten, um zu „helfen". Dies uralte Wort scheint im Heidenthum der Ausdruck für religiöses Augurium gewesen zu sein, im Mittelalter hieß es „Heil wünschen". Dies Wünschen aber gewann allmälig bestimmte Form, die Kinder befreundeter Familien trugen den einzelnen Gesellschaften einen Geldbeitrag zum Einheizen zu, den man „Stubenhitze" nannte. Die Kinder erhielten dafür von der Gesellschaft eine kleine Verehrung, zuletzt süße Leckerli und Muskateller. Der Bedarf an Pfefferkuchen war bei einzelnen Gesellschaften noch im vorigen Jahrhundert sehr groß. So verschenkte einst die Schützengesellschaft den Kindern, welche ihr das Geldgeschenk brachten, an 344 Dutzend Stück.

Solcher Gesellschaften erhielten und bildeten sich aus Zünften und andern Collegien in Zürich vierzehn, noch bestehende. Im 17. Jahrhundert begann zuerst die Stadtbibliothek in Zürich den Kindern anstatt der Leckerbissen ein gedrucktes Geschenk zu machen. Zunächst fliegende Blätter, Gedichte mit einem Kupfer. Die Neuerung fand Beifall und Nachahmung bei andern Gesellschaften und es entwickelte sich eine eigenthümliche Neujahrsliteratur, welche für Zürich von nicht geringer Bedeutung geworden ist. Noch heut ziehen die Kinder wohlhabender Familien in ihrem besten Staate und gehobener Stimmung von einer Gesellschaft zur andern und überreichen ein kleines Geldgeschenk, wogegen sie ein Büchel, einen Schluck Wein und etwas Gebackenes empfangen. Die Neujahrsschriften der einzelnen Gesellschaften werden sorglich gesammelt und bewahrt und vollständige Exemplare gehören zu den größten Seltenheiten der schweizer Literatur. Sie haben aber auch ein Recht auf allgemeine Beachtung, denn neben vielem Unbedeutenden enthalten sie lehrreiches Detail, viele Biographien und sorgfältige Abhandlungen über Antiquitäten der Stadt Zürich und ihrer Umgebung. Vor allem aber sind die Kupferbeilagen von künstlerischem Interesse. Die Schweiz hat bis auf die Gegenwart an Kupferstechern und Malern der deutschen Kunst ein sehr großes und ehrenwerthes Contingent geliefert. Und es ist deutlich zu erkennen, daß das Behagen, mit welchem der Züricher seit alter Zeit sein Leben, seine Stadt, seine Landschaft betrachtete, zugleich mit dem Wohlstand des Staates und den zahlreichen localen Aufgaben, welche den Künstlern gestellt wurden, wesentlich dazu beigetragen hat, geistvolle und sinnige Zeichner und tüchtige Aetzer zu bilden. Aus den Kupfern der Neujahrsblätter machten schon früh die Künstler, welche daran Theil hatten, zierliche Sammelwerke. Aber die Gewöhnung am localen Detail tüchtige antiquarische und historische Kenntnisse zu bewähren, hat auch der wissenschaftlichen Literatur der Schweiz eine eigenthümliche sehr respectable Physiognomie gegeben. Die Thätigkeit der antiquarischen Gesellschaft von Zürich z. B. verdient großartig genannt zu werden, namentlich wenn man die Güte der Arbeiten — auch der zahlreichen Kupferbeilagen — mit den bescheidenen Mitteln vergleicht, über welche die gelehrte Gesellschaft gebietet.

Die Neujahrsblätter, in frühern Zeiten dem Canton Zürich eigenthümlich, haben sich jetzt von dort auch in andere Cantone der Schweiz verbreitet. Mit großer Liebe und Genauigkeit und schönem historischen Wissen hat der Verfasser der vorliegenden Schrift die austheilenden Gesellschaften und die von den ältesten seit mehr als 200 Jah-

ren vertheilten Blätter in ihrer geschichtlichen Folge charakterisirt. Und seine interessante Arbeit war, bevor sie im Separatdruck erschien, selbst ein Geschenk für die Kinder Zürichs am Tage der Berchta.

Kunstliteratur. — Die Elemente des Zeichnens nach körperlichen Gegenständen von Friedrich Heimerdinger. 8. 57 Abbildungen. Hamburg, O. Meißner. — Jede Bemühung, dem Unterricht in unsern Schulen praktische Seiten abzugewinnen, verdient Unterstützung. Alle Welt weiß, wie viel in den Zeichnenschulen nach dieser Richtung noch zu leisten bleibt. Statt Auge und Verstand des Schülers durch Nachbildung der wirklichen Natur zu üben, wird Jahr für Jahr in einer Menge sonst vorzüglicher Institute nach Vorlegeblättern gezeichnet. In den meisten Fällen kommt eine schlechte Nachahmung heraus, die keinen andern Werth hat, als der Preis einiger der freien Luft und der frischen Bewegung entzogenen Stunden zu sein, welche der Schüler über seine Zeichnung gebückt, zwecklos in der Schulstube verfaß. Wo etwas Besseres geleistet wird, erreicht es doch nie den Werth des copirten Holzschnitts oder Steindrucks selbst, der für wenige Groschen gekauft werden konnte. Will aber der Schüler nach erlangter Fertigkeit selbstständig zeichnen oder auch nur die Natur abconterfeien, so fehlt ihm alles dazu; er muß erst mühsam das Erlernte wieder vergessen, um überhaupt auf die Art und Weise zu verfallen, wie man das nachahmen kann, was nicht bedruckte oder bezeichnete Papierfläche ist.

In seinen „wunderlichen Gedanken über die Zeichnung" sagt Diderot: „Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären, meinen Rath zu nützen, so würde ich ihnen ferner sagen: ist es lange nicht genug, daß ihr nur die eine Seite des Gegenstandes seht, den ihr nachbildet? Versucht auch die Figur als durchsichtig zu denken und euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen. Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, andere sich verkürzen" ꝛc.

Die nämlichen Zwecke etwa verfolgt das obige Buch. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Elemente der Formen durch eine Anzahl auf Verlangen beigegebener, sonst aber nach den Abbildungen anzufertigender Holzmodelle dem Schüler vor Augen zu stellen. Er verwirft die hier und da wol in ähnlicher Absicht schon eingeführten Drathmodelle, und empfiehlt dagegen Formen aus hartem Holze; das Abzeichnen derselben zwingt den Schüler zur Erfassung des perspectivischen Zusammenhangs der ihm sichtbaren und der ihm nicht sichtbaren Linien und Curven. So viel uns bekannt hat der Verfasser diese Methode seit mehr als 10 Jahren mit Erfolg sowol in Privatschulen wie auch namentlich im hamburger Arbeiterbildungsverein und in der Zeichnenschule des hamburger Vereins für Künste und nützliche Gewerbe angewandt. Er führt für seine Methode eine Schrift des Professor Hetsch in Kopenhagen an, in welcher derselbe gegen „den kindischen und mißverstandenen Dilettantismus in der Malerkunst" mit schwerem Geschütz zu Felde zieht, mit dem Worte schließend: „Sonach ist es die höchste Zeit, einem Unwesen in der genannten Richtung ein Ende zu machen, welches noch an manchen Orten so schädlich auf die geistige Entwicklung der Jugend wirkt." Wir würden es für eine sehr erfreuliche Verbesserung des jetzigen Zustandes des Zeichnenunterrichts halten, wenn sich die oben empfohlene Methode aller Orten Bahn bräche und namentlich die Aufmerksamkeit der den Schulen vorgesetzten Behörden auf sich zöge.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ungelöste Fragen in der Politik.

Wenn im gegenwärtigen Augenblick die politischen Fragen durch die materiellen Interessen in den Hintergrund gedrängt sind, so scheint es doch zweckmäßig, durch gelegentliche Erinnerung an die Conflicte, welche vertagt, aber nicht gelöst sind, vor einer trüglichen Sicherheit zu warnen. Wir greifen einige von diesen Fragen heraus, die sich durch zufällige Begebenheiten dem Gedächtniß aufdrängen.

Zunächst erinnern wir an die Bemerkungen des sächsischen Staatsministers Freiherrn von Beust über den von mehren deutschen Ständen ausgesprochenen Wunsch, daß der deutsche Bundestag durch Bildung eines deutschen Parlaments, entweder aus Urwahlen, oder aus den einzelnen Kammern, auf eine organische Weise ergänzt werden möge. Der Wunsch ist bekanntlich nicht neu, er ist so alt wie der Bundestag selbst, er gab der Bewegung von 1848 die Farbe, und ist in unserer Zeit begreiflicher als je. Denn es scheint in der That ein starkes Mißverhältniß, daß mit Ausnahme von Oestreich die einzelnen deutschen Regierungen verfassungsmäßig durch die Controle ihrer Stände beschränkt sind, während ihr Gesammtorgan keine derartige Controle kennt. Je eifersüchtiger die Stände der einzelnen Lande über ihren Rechten wachen, desto schwieriger wird es dem Bundestag, seine allgemeinen Interessen gegen das Widerstreben einzelner Fürsten durchzuführen. Da nun in der politischen Entwickelung die historische Reminiscenz immer sehr viel thut, so ist es begreiflich, daß das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika und der schweizer Eidgenossenschaft die Vorstellung hervorruft, der Bundestag, den man gewissermaßen wie den amerikanischen Senat ansieht, könne einen Congreß neben sich dulden, in welchem die Nation als solche sich geltend macht.

Allein Herr von Beust hat vollkommen richtig nachgewiesen, warum ein solcher Vergleich nicht paßt, und wir können ihm um so mehr darin beipflichten, da wir ähnliche Erörterungen schon mehrfach angestellt haben. Einmal hat nur dasjenige Parlament einen Sinn, welches einer Executive gegenübersteht, auf die es einwirken, mit der es sich verständigen kann, und eine solche ist der Bundestag nicht; die ausübende Gewalt liegt vielmehr, sehr

wenige Fälle abgerechnet, ausschließlich in den Händen der einzelnen Regierungen. Das hat die Nationalversammlung von 1848 auch gefühlt und sich deshalb nach Auflösung des Bundestags eine eigene Executive gesetzt, auf die sie freilich Einfluß ausübte, aber nur so weit diese Executive im Stande war sich geltend zu machen, und das war nicht weit.

Zweitens wird, wie Herr von Beust mit Recht bemerkt, die Sache dadurch wesentlich geändert, daß die verbündeten Staaten Deutschlands monarchisch sind. Der deutsche Bund ist nicht eine Föderation der verschiedenen deutschen „Stämme", des östreichischen, des preußischen, des hannöverschen, des hessischen u. s. w., sondern eine Föderation der durch die Bundesacte für souverän erklärten Fürsten und Städte, wobei den ehemaligen Reichsunmittelbaren gewisse Rechte garantirt sind. Eine Abschwächung des monarchischen Princips in den einzelnen deutschen Ländern durch ein allgemeines deutsches Parlament, welches die Souveränetät in ihren wichtigsten Functionen beschränken würde, kann der Bundestag seiner Natur nach nicht dulden. Die Sache wird noch verwickelter durch die außerordentliche Ungleichheit der in den Bund aufgenommenen Fürsten oder Staaten, die zur nothwendigen Folge hat, daß die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden müssen.

Wir stimmen mit Herrn von Beust vollkommen darin überein, daß dem Bundestag in seiner gegenwärtigen Einrichtung gegenüber ein deutsches Parlament eine vollkommene Absurdität sein würde, ganz davon abgesehen, daß der mächtigste der deutschen Staaten in seiner innern Verfassung das Repräsentativsystem nicht kennt, und daß er seit mehren Jahren eifrig beschäftigt ist, sich seine Nebenländer, die nicht mit zum deutschen Bunde gehören, in der Form des Einheitsstaats anzugliedern. Allein wir müssen noch weiter gehn.

Nicht blos die parlamentarische Reform des deutschen Bundes wird durch die Eigenthümlichkeit des monarchischen Princips ausgeschlossen, sondern jede Reform überhaupt. Die Bundesacte hatte den großen Vorzug, unumwunden und staatsrechtlich auszusprechen, was es factisch mit dem deutschen Reich für eine Bewandtniß hatte; aber damit war der Uebelstand verknüpft, daß die früher flüssigen Momente sich fixirten und damit jede Aussicht auf eine Veränderung unendlich hinausgeschoben wurde.

Man hat der Periode von 1815—1848 viele und nicht ungegründete Vorwürfe gemacht; die Stagnation des deutschen Lebens war in der That krankhafter Art. Sie war aber nicht so schlimm als die Periode von 1648 bis 1806, wo gleichfalls die Anarchie gesetzlich fixirt war, aber zugleich mit einem eitlen Schein der alten Reichsherrlichkeit umgeben, die zu beständigen Conflicten führen mußte. Die Reichsgewalt, dem Namen nach mit großer Macht ausgerüstet, war damals im Grunde von noch geringerem Inhalt, als

die Gewalt des Bundestags von 1815—1848. Durch die neue Verfassung ist wenigstens der Landfriede gewahrt und Ereignisse wie die von 1740, 1756, 1795, 1805 und 1806 aus den Grenzen der Wahrscheinlichkeit gerückt. Es ist durch sie keine absolute Sicherheit gegeben, wie die Ereignisse von 1848 bis 1850 beweisen, aber die Sicherheit hat sich wenigstens vermehrt. Das ist ein unbestreitbarer Gewinn, und es ist nicht unsere Absicht, ihn zu gering anzuschlagen, wenn wir auf die ebenso augenscheinlichen Mängel dieser Verfassung aufmerksam machen.

Bei der Stimmung unserer Tage stehen die materiellen Interessen voran. Für diese zu sorgen ist der Bundestag nicht im Stande. Was in Bezug auf die Eisenbahnen, Aufhebung der Zölle, das Münzsystem u. s. w. geschehen ist, ist aus freien Verträgen der einzelnen Staaten hervorgegangen. Für diejenigen, welche sich gegen die Centralisation überhaupt auflehnen, mag das als ein Vortheil erscheinen, nur soll man nicht vergessen, daß in den einzelnen deutschen Staaten die bureaukratische Centralisation so weit getrieben ist, als irgendwo. Man darf nur einen Blick auf unser Eisenbahnnetz werfen, um zu begreifen, daß nicht natürliche, sondern künstliche Interessen den Ausschlag gegeben haben. — Der allgemeine Rechtsschutz, eine der Hauptaufgaben des deutschen Bundes, kann von demselben nur auf einseitige Weise gewährleistet werden. Der Bundestag ist in den letzten Jahren mehrfach eingeschritten, wo es galt, die Rechte der ehemals Reichsunmittelbaren gegen die Eingriffe der neuen Verfassungen zu wahren: freilich wol nur in solchen Fällen, wo er die verklagten Fürsten mit den Klägern einverstanden wußte. Er ist aber niemals eingeschritten, wo es galt, die Rechte der Unterthanen gegen die Regierungsgewalt zu schützen. Er ist nicht eingeschritten, weil er es seinem Wesen nach nicht konnte. — Vielleicht das Schlimmste aber ist, daß er wenig Mittel hat, den großen Sinn, den Aufschwung, den Enthusiasmus der Nation zu vertreten. Ihm entgeht dadurch das Hauptmittel der Regierungen, sich populär zu machen. Die Popularität der Regierungen liegt keineswegs in ihrem liberalen Verhalten: auch despotische Regierungen können populär, liberale Regierungen können unpopulär sein. Die Julimonarchie war ebenso entschieden unpopulär, wie die russische Regierung populär ist. In letzterer sieht jeder Russe, auch der ärmste, den mächtigen Vertreter seiner Nation, seines Glaubens. Wie wenig geeignet die deutsche Bundesverfassung ist, dem deutschen Nationalwillen einen kräftigen Ausdruck zu geben, haben bald nach der traurigen Versteigerung der deutschen Flotte die orientalischen Angelegenheiten gezeigt. Nun gibt es zwar eine Staatsweisheit, welche es als einen Gewinn für die europäische Cultur bezeichnet, daß Deutschland durch seine Verfassung zu einem neutralisirten Land in der Art der Schweiz gemacht ist.

Aber diese Staatsweisheit wagt sich glücklicherweise doch nur sehr schüchtern hervor.

Und selbst in diesem Fall stünden wir den Schweizern nach. Bei den Eidgenossen war in der Zeit der neuenburger Angelegenheit, obgleich es sich um eine ungerechte Sache handelte, alles einig, die Parteiung verstummte und man war zu jedem Opfer entschlossen. In Deutschland kommt es vor, daß ein Staat gegen den andern intriguirt, wenn dieser seine Macht vergrößern, z. B. einen Kriegshafen anlegen will, und die alten Traditionen sind noch nicht so weit vergessen, daß nicht die kleinern und mittlern Staaten den deutschen Dualismus gern benutzten, jedes energische Auftreten zu hintertreiben, und daß sich nicht der Gedanke bei ihnen regte, gegen die etwaigen Uebergriffe der beiden Großmächte sich anderweitig Rath zu erholen. Hierin liegt die größte Gefahr für Deutschland, eine Gefahr, die vielleicht schon für die nächste Zukunft droht. Mehr und mehr müssen wir uns daran gewöhnen, das Treiben unserer westlichen Nachbarn als etwas Unberechenbares zu betrachten. Sollte einmal eine russisch-französische Allianz zu Stande kommen, sollten in derselben Zeit durch irgend einen Zufall Oestreich und Preußen in einem gespannten Verhältniß stehen, so könnten wir leicht wieder einen baseler Frieden, einen Rheinbund und alles Uebrige erleben: denn der Bundestag schützt nur, wo keine Gefahr ist.

Wir haben auf diese Uebelstände hingewiesen, ohne eine Lösung anzugeben. Das Volk oder wenn man will das Publicum hat sich jetzt unfreiwillig von aller Action zurückgezogen, und die Politik ist Sache der Fürsten geworden. Aber wenn diese auch bei dem besten Willen denjenigen Uebelständen nicht abhelfen können, die in der Natur der Sache liegen, so haben sie wenigstens ein Mittel in der Hand, den Einheitsgedanken zu kräftigen und sich selbst eine mächtige Popularität zu verschaffen. Glücklicherweise gibt es einen Punkt, in welchem die ganze Nation einig ist und der auch mit dem Interesse keines einzelnen Fürsten collidirt: die Sache Schleswig-Holsteins. Sollte sich der Bundestag zu dem Aufschwung erheben, hier einmal einen entscheidenden Schritt zu thun auf die Gefahr, die diesmal keine ist, auf die Gefahr eines Krieges, so könnte er eine Popularität erwerben, wie sie seit Friedrich dem Großen noch keine deutsche Regierung besessen hat. Und das Erhebende der Popularität liegt doch keineswegs in der eitlen Freude an dem Beifall der Menge, sondern in dem stolzen Bewußtsein der Regierung, mit der Nation Eins zu sein, das Höchste, was sie erreichen kann.

Noch zu keiner Zeit ist die Lage für einen großen Entschluß Deutschlands so günstig gewesen. Rußland ist mit Vorbereitungen für die Zukunft beschäftigt, die es für jetzt außerhalb der Action halten, und wir erleben das unerhörte Schauspiel, daß russische Zeitungen uns Muth einsprechen, daß sie

in ihren Forderungen für Deutschland weiter gehn, als unsere eigenen Regierungen. Frankreich ist für den Augenblick durch das Bündniß mit England paralysirt und England steht in guten Verhältnissen zu Preußen. Dies ist der Punkt, bei welchem wir die Besprechung der zweiten ungelösten Frage anknüpfen.

Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, daß wir uns ausschließlich mit der englischen und französischen Politik beschäftigten, anstatt uns um unsere eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Im Gegentheil zeigt sich jetzt die Neigung, die Angelegenheiten des Auslandes so zu betrachten, als gingen sie uns gar nichts an. Das ist z. B. neuerdings bei dem Sturz Palmerstons geschehn. Weil man früher thörichterweise diesen Mann als den Champion des Liberalismus bezeichnete, soll man jetzt nach besserer Einsicht sich wol gar über seinen Fall freuen. An und für sich kann es uns auch vollkommen gleichgiltig sein, ob Lord Palmerston oder Lord Derby in England regieren, aber es sind mit diesem Ereigniß Umstände verknüpft, die eine ernstere Erwägung verdienen. Zwar sind wir jetzt in der Cultur so weit vorgerückt, daß die Staaten ihre Handlungsweise nicht nach abstracten Principien, sondern nach Interessen bestimmen. Aber deshalb ist die Macht der Principien noch nicht gebrochen, und das gleiche Princip hängt in sämmtlichen Ländern durch eine elektrische Kette zusammen, die nur derjenige leugnet, der den Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Politik überhaupt leugnet. Denjenigen, welche für die deutsche Staatsentwickelung die Anhänger des constitutionellen Princips sind, muß jede Erschütterung desselben in einem andern Lande als eine Niederlage erscheinen. Der Fall der constitutionellen Monarchie in Frankreich war eine Niederlage des Constitutionalismus überhaupt, denn er untergrub den Glauben an das Princip. Noch viel schlimmer wäre es, wenn auch England in diese Lage käme. Daß man bis jetzt noch keinen derartigen Versuch gemacht hat, liegt ganz ausschließlich in der unvergleichlichen Haltung der Königin, die nach strengem Gewissen handelt. Einem unternehmenden Monarchen hätten sich in den letzten Jahren die zahlreichsten Gelegenheiten geboten, bei der Unmöglichkeit, mit der Majorität des Parlaments zu regieren, den Versuch zu machen, ohne dieselbe zu regieren; und das englische Volk wird die ernste Prüfung, ob es seine Freiheit in einem wirklichen Conflict vertreten kann, noch bestehen müssen.

Der Sinn des constitutionellen Princips ist, daß in formaler Beziehung die Souveränetät beim König bleibe, daß aber der Inhalt seines Willens sich nach dem Nationalwillen richte. Zu diesem Zweck werden zwischen den Souverän und das Volk zwei Mittelglieder eingeschoben, das Ministerium und das Parlament. Jenes vertritt den Souverän, dieses das Volk, und der Grundsatz, auf dem alles constitutionelle Leben basirt, ist die Nothwendig-

keit, daß das Ministerium von der Majorität des Parlaments gestützt wird, daß beide in den Hauptfragen miteinander einig sind. Die Form war in England von der Art, daß der Amtsadel sich in zwei gewissermaßen erbliche Fractionen theilte, die um die Gunst der Unbetheiligten wetteifern, so daß der Wechsel zwischen einem Tory- und Whigministerium den Wechsel der öffentlichen Stimmung ausdrückte. Es hatte sich jetzt seit der Reformbill in das Parlament eine neue Schicht eingeführt, die außerhalb des Amtsadels steht und von demselben unabhängig bald der einen, bald der andern Partei den Ausschlag gibt. Das Ministerium des Lord Palmerston war durch eine Appellation an das Volk und durch eine daraus hervorgegangene ungewöhnliche Majorität constituirt worden; jetzt sahen wir plötzlich, daß diese Majorität ihren Führer verläßt und die Gewalt seinen Gegnern in die Hände spielt. Warum? Ist sie mit den Principien seiner Politik unzufrieden? erwartet sie von seinen Gegnern ein anderes Princip? — Im Gegentheil. Es handelt sich hier angeblich nur um eine Ungeschicklichkeit in der Form, welche Lord Palmerston begangen haben soll, eine Ungeschicklichkeit, über die wir uns hier jedes Urtheils enthalten, da uns die feinern diplomatischen Beziehungen verborgen sind. Im Princip erklären sich die Mitglieder des neuen Cabinets mit dem alten einverstanden; sie loben es und versprechen auf dieselbe Weise fortzufahren. Der eigentliche Grund, daß man Lord Palmerston fallen ließ, war, wie schon in diesen Blättern bemerkt, seine persönliche Unliebenswürdigkeit, sein junkerhaftes Wesen. Man wollte ihm einen Denkzettel geben, wie die Pariser 1850 der reactionären Nationalversammlung dadurch einen Denkzettel gaben, daß sie drei Socialisten wählten.

Leider wird man dadurch aber nicht blos die Person los, man entfernt mit ihm die ganze Partei und macht dieselbe zu den bittersten Feinden der neuen Regierung. Diese tritt mit einer entschiedenen Minorität auf, sie hängt von der Gnade ihrer Gegner ab und ist daher im besten Fall eine schwache Regierung. Nun sind wir überzeugt, daß es außerhalb des whighistischen und torystischen Amtsadels an Candidaten für das Ministerium nicht fehlen würde, vielleicht Herr Milner Gibson selbst. Die Sache ist aber die, daß in England ein Ministerium, um zu regieren, die Majorität des Parlaments haben muß. Die Wahrscheinlichkeit ist, daß die Tories nächstens fallen, dann ist die Königin durch den Gebrauch verpflichtet, den officiellen Führer der Opposition zu berufen d. h. Lord Palmerston. Dieser bildet ein neues Ministerium, er begeht wieder eine Ungezogenheit, man gibt ihm wieder einen Denkzettel, d. h. ein Mißtrauensvotum.

Vielleicht ist dann die Folge, daß er es ruhig einsteckt, daß die Königin, in der Ueberzeugung, man könne die Regierung nicht alle halbe Jahr wechseln (es handelt sich nicht um ein paar Minister, sondern um ein ungeheures

Beamtenperſonal), ihm zu bleiben befiehlt, oder ſie verſucht vielleicht auch ein ganz neues Miniſterium außerhalb des Parlaments.

Das alles ſind freilich nur Möglichkeiten, aber ſie drängen ſich doch zu ſehr dem beſorgten Blick auf, als daß man ſich nicht berechtigt fühlen ſollte, auch ohne für Lord Palmerſton zu ſchwärmen, den Wunſch auszuſprechen, daß das Parlament von ſeiner Prärogative, Mißtrauensvoten zu geben, einen mäßigern Gebrauch machte; daß es ein Miniſterium nur dann ſtürzte, wenn es im Princip mit ihm uneins iſt, nicht aber wenn es ihm irgend einen Formfehler oder eine Unart vorzuwerfen hat.

Pariſer Salons.

Les Salons de Paris. 1. Foyers éteints par Mme. Ancelot. Paris 1858.

Was ein Salon ſei iſt nicht ſo leicht zu ſagen als es ſcheint. Zwar die Frau eines Börſenfürſten, welche ſchön geputzt in prächtigen Zimmern eine Schar elegant gekleideter Leute empfängt, wird nicht ermangeln mit Selbſtgefühl von ihrem Salon zu ſprechen, aber die, welche die wahren Salons kennen, werden nur ein mitleidiges Lächeln für ſie haben. Ein Salon hat nichts gemein mit jenen Feſten, wo man eine Menge mehr oder weniger glänzende Toiletten zuſammenbringt, die ſich nicht kennen und ſich deshalb auch nichts zu ſagen haben, und wo im Gedränge eine Anzahl kleiner Koketten und Fats ſchwache Verſuche machen ſich im Kreiſe zu drehen, bis die Stunde des Soupers kommt und ein Sturm auf das Buffet beginnt, als ob es ſich darum handle gratis zu ſpeiſen. Das Lob ſolcher Geſellſchaften iſt geſungen, wenn es heißt: il y avait énormément de monde d. h. mehr als die Gemächer faſſen können, und wenn man ſich dann ſeinen Paletot mit Lebensgefahr erobern muß, ſo iſt der Abend denkwürdig und wird während der nächſten Woche beſprochen werden. Das imperialiſtiſche Paris, die Herren Mirès und Milhaud mögen ſich mit ihren Freunden an ſolchen Feſten und Diners von 100 Couverts ergötzen, aber ſie mögen ſich nicht ſchmeicheln einen Salon zu haben. Ein Salon iſt eine vertraute Vereinigung, wo man ſich kennt und ſucht, wo man erfreut iſt ſich zu begegnen; die Frau vom Hauſe bildet den Mittelpunkt und das Band unter den Gäſten, und je ausgezeichneter ſie iſt, deſto mehr werden Leute von Geiſt wünſchen ihr Haus zu beſuchen und durch ſie mit andern bedeutenden Perſonen bekannt zu werden. Vor allem aber fordert ein Salon ähnliche Gewohnheiten, verwandte Ideen, gleichen Geſchmack und jene Urbanität, die gleich entfernt von Hochmuth wie

von Familiarität, ungezwungen eine Unterhaltung anzuknüpfen und abzubrechen weiß, und jedem Gedanken eine feine Form gibt. Der wahre Salon muß eine kleine Republik sein, wo die einzige Gleichheit herrscht, die auf Erden keine Chimäre ist, die Gleichheit der Intelligenz, des Wissens und der Bildung, eine Republik, in der niemand aufgenommen wird, der nicht werth wäre, sich mit den Ersten und Besten zu verbinden, und wo nur ein Souverän — der Geist — anerkannt wird. Der Glanz der Gemächer thut nichts zur Sache, im Gegentheil aller ideenloser Luxus stört, ein gewisser Comfort ist allein für den Salon erforderlich, und je feiner und sinniger derselbe ist, je mehr das Innere des Zimmers kunstliebende und gebildete Inwohner zeigt, desto rascher werden sich die Gäste in demselben heimisch fühlen, wir haben Salons gekannt, wo man in zwei kleinen Zimmern des Zwischenstockes die ersten Namen jener Republik des Geistes vereinigt finden konnte.

Paris ist, — das wird niemand leugnen können, die Heimath und Vaterstadt der Salons, die pariser Salons allein haben eine Geschichte, die mit dem Hotel Rambouillet beginnt und noch fortgeht, freilich jetzt stark bergab zu gehen scheint. Diesen Salons, den Leuten, welche sie gebildet, den Werken, welche sie angeregt, verdankt Frankreich zum großen Theil seinen Einfluß auf die europäische Civilisation, denn hier bildete sich jener feine weltmännische Ton, der im achtzehnten Jahrhundert das Ideal der höhern Stände aller Länder ward. Daß wir diesem Einfluß, wie er namentlich auf Deutschland gewirkt und dessen nationale Bildung hemmte, nicht an sich das Wort reden wollen, braucht kaum bemerkt zu werden. Es liegt auf der Hand, daß, wenn man vor allem geistreiche Wendungen und epigrammatische Spitzen sucht, die eingehende Tiefe der Betrachtung leicht vernachlässigt wird, daß, wenn man folgenschwere Erscheinungen in einem spielenden Witzwort zu bändigen sucht, damit nicht immer die Lösung des Problems gefördert wird; aber doch wird niemand, der feinere Geistesbildung zu schätzen weiß, sich dem Zauber eines wahren pariser Salons entziehen. Was in der That kann vollkommner sein als die Weise, wie eine ausgezeichnete französische Dame ihre Gäste empfängt? Für jeden hat sie ein verbindliches Wort, indem sie jenen begrüßt stellt sie diesen vor, ein Wort genügt, um auf gleiche Interessen, gemeinsame Bekanntschaften hinzuweisen, Erinnerungen zu erwecken; ihr Theetisch, dem sie präsidirt, bleibt der Mittelpunkt, an dem ein Gast nach dem andern sich ablöst, an verschiedenen Punkten des Gemaches bilden sich Gruppen um andere Damen, jede Sonne hat ihre Trabanten. Auf den Kamin gelehnt entwickelt dort ein Maler seine Ansicht über die moderne Kunst, hier bespricht ein Dichter leise den Erfolg seines soeben beendeten Dramas, auf jener kleinen Ottomane berath sich ein junger ehrgeiziger Politiker mit seiner Beschützerin, was am besten für seine Carriere zu thun sei, diese Dame läßt sich von verschiedenen

Candidaten für den vacanten Sessel der Akademie den Hof machen, drüben in der Ecke debattiren zwei ergraute Diplomaten die neueste Note des Ministers des Auswärtigen. Ueberall ist Leben, Bewegung, nirgend Lärm und Gedränge, man kommt leise und verschwindet ohne Abschiedsfeierlichkeiten um Andern Platz zu machen. Gegen Mitternacht leert sich der Salon und die vertrautern Freunde bleiben, man rückt am Theetisch der Frau vom Hause zusammen und dann beginnt oft erst das interessanteste Gespräch, ein eminenter Mann nimmt das Wort, ein anderer replicirt, ein dritter wirft eine Bemerkung dazwischen, Rede und Gegenrede wechseln in rascher Folge und man bemerkt die Flucht der Zeit nicht. Die feine Plauderei, das savoir causer, durch seinen Geist dem Geist des Andern Funken entlockend, das ist das Doctordiplom des Salons. Ohne Salons hätte Frankreich wol seine Pascal, Bossuet, Corneille, aber keine La Rochefoucauld, Labruyère, Vauvenargues, keinen Fürsten von Ligne, der, obwol Belgier von Geburt, vielleicht der vollendetste Ausdruck des französischen Weltmannes im neunzehnten Jahrhundert war.

Die Restauration ist für die innere Geschichte Frankreichs in der Neuzeit wol unbedingt die interessanteste Epoche, schon weil sie die merkwürdigsten Gegensätze in sich schloß. Das Land war mit kriegerischem Ruhm übersättigt und dann tief gedemüthigt; der Druck, den das Kaiserthum auf das geistige Leben übte, war abgenommen, man wandte sich den Künsten des Friedens und den großen Fragen der innern Politik zu, welche damals die besten Köpfe beschäftigten. Ein Bourbon saß wieder auf dem Thron, die alten Familien waren zurückgekehrt und ihre Häupter hatten Sitz in der Pairskammer, wo auch eine Reihe der bedeutendsten Generale Napoleons Platz gefunden hatten. Der Bonapartismus war zu der Zeit so gut wie todt, Chateaubriand, Villèle, Lammenais, de Serre, Bonald, de Maistre, Constant standen auf der Höhe des Ruhms, dem Guizot, Cousin, Thiers, Villemain und andre erst zustrebten. Die Wissenschaft hatte Cuvier, Laplace, Renouard, Remusat. Lamartine, de Vigny, Victor Hugo, Delavigne begannen damals ihre Laufbahn, die Theater waren im vollsten Glanze, namentlich entwickelte sich das Vaudeville und das feine Conversationsstück auf dem Théatre de Madame, dem spätern Gymnase. Ackerbau und Industrie waren in wunderbarem Aufschwung und doch war der Cultus des Goldes noch nicht allmächtig, wie er es später ward. Man kann sagen, daß trotz aller folgenschweren Mißgriffe der Regierung und der Regierten die Zeit der Restauration doch die glücklichste Epoche der neuern Geschichte Frankreichs war. Unter solchen Bedingungen mußte der Salon, wie wir ihn oben definirten, gedeihen, wenn jene Gleichheit der Intelligenz, die für ihn erforderlich ist, angenommen wird, so dienen bis zu einem gewissen Maße die Gegensätze nur dazu, den Verkehr zu beleben

und mannigfaltig zu machen, unter der Restauration berührten sich der Geist des alten und des neuen Frankreich. Man sah Edelleute, die ihre Erziehung noch vor 1789 empfangen und im Exil mit ihrer Treue gegen die Bourbonen alle Traditionen der alten Zeit bewahrt hatten, viele derselben wie z. B. Graf Latour du Pin und Graf St. Priest waren vollkommne Typen der graziösen Urbanität und Würde des französischen Grand Seigneur; aber wie das wiederhergestellte Königthum mit seiner Charte und den beibehaltnen bonapartistischen Institutionen doch nicht mehr die alte Monarchie war, so machte sich selbst in den hochroyalistischen Kreisen ein neues Element geltend, das die Alten fremd anwehte. Die Freiheit der Sitte, die einzige, die Frankreich wirklich und seit langer Zeit besessen, genügte dem jungen Geschlecht nicht mehr, man wollte politische Institutionen nach englischem Muster, es war eine Zeit des Strebens und Werdens, welcher der zu vollständige Sieg der neuen Ideen und bald nachher der Verfall folgte. Je mehr wir jetzt mit Bedauern dem Sinken des französischen geistigen Lebens zusehen, je mehr der Materialismus überhandnimmt, desto dankenswerther ist es, daß eine feingebildete Frau, wie Mad. Ancelot, ihre Erinnerungen aus der Zeit mittheilt, wo jenes Leben in hoffnungsvollem Aufschwung begriffen war.

Sie führt uns zuerst in den Salon der berühmten Malerin, Madame Lebrun, deren Blüte noch unter Ludwig XVI. fällt, die Marie Antoinette und den ganzen Hof von Trianon porträtirt hat. Die Gunst der königlichen Familie hob die junge Künstlerin, die bald der Liebling der ganzen Gesellschaft ward, alles wollte von ihr gemalt sein, ihr kleiner Salon in der Rue de Cléry faßte nicht die Menge der Gäste, man sah Marschälle und Herzöge in Ermanglung von Sesseln sich auf den Fußboden setzen. Neben den großen Heroen wie Noailles, Vaudreuil, Ségur, Ligne sah man Diderot, d'Alembert, Marmontel, De la Harpe, David und Champcenetz, das Epigramm der französischen Sprache, wie er genannt wurde, der, vom Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt, fragte, ob er sich einen Stellvertreter wie in der Nationalgarde suchen dürfe. Die liebenswürdige Herrin dieses Salons flüchtete sich bei den ersten Symptomen der Republik nach Italien, wandte sich später nach St. Petersburg, wo sie von Katharina und ihrem Hofe sehr gefeiert ward und kehrte über Wien und Berlin nach Frankreich zurück. Unter der Restauration war ihr Haus ein Mittelpunkt für strebende junge Künstler und ihre alten Freunde, die sie fast alle überlebte.

Einen sehr verschiednen Kreis sammelte eine andere malerische Größe um sich, der Baron Gérard, der, obwol wir die Bewunderung von Mad. Ancelot für seinen Belisar und seinen Amor und Psyche nicht theilen, doch namentlich im Porträt einer der ersten Namen des neuen Frankreich bleibt. Im Anfang der Restauration stand er auf dem Höhepunkt, er malte 1815

fast alle gekrönten Häupter, man sagte damals, wenn er der Maler der Könige sei, so sei er auch der König der Maler. Dabei war er ein Mann von Geist und Witz. Ein sehr mittelmäßiger Maler, der seine bedeutenden Genossen in einer Flugschrift schlechtgemacht hatte, zeigte ein für die nächste Ausstellung bestimmtes Bild in seinem Atelier. „Wie glücklich sind Sie, mein Freund," sagte Gérard, „Ihr Bild wird nach dem was Sie von den meinigen gesagt haben noch nicht das schlechteste der Ausstellung sein!" — In seinem Salon fand man außer Künstlern wie de la Croix, der in der Unterhaltung ebenso fein als wild in seinen Bildern ist, Männer der Wissenschaft wie Cuvier, die beiden Bertins, Gründer des Journal des Débats, das sich damals zu einer Macht erhob, den spanischen Staatsmann und Schriftsteller Martinez de la Rosa, die schöne und geistvoll excentrische Fürstin Belgiojoso. Rossini sang dort zuerst eine der Arien seines Barbier, die alle elektrisirte, dort erschien auch zuerst Delphine Gay, die später als Madame de Girardin bekannt ward. Zu den interessantesten Personen dieses Salons gehörten Beyle (Stendhal) und Mérimée, deren Unterhaltungen durch die entgegengesetzte Natur ihres Charakters und Geistes unnachahmlich originell waren. Mérimée hielt sich in vornehmer Ruhe und drückte sich in eleganter Einfachheit aus, selbst wenn er spottete. Beyle bewegte sich in beständigen Widersprüchen und Mystificationen, in ihm kreuzten sich tausend verschiedne Empfindungen in wenig Minuten, alles regte ihn auf, nichts ließ ihn kalt, er schrieb eine Reihe von Büchern und versicherte bald, sie seien so schlecht, daß er ein Schiff damit in Ballast befrachtet habe, bald, daß man in Frankreich zu dumm sei ihn zu verstehen. Von besonderem Interesse muß uns das Bild sein, das die Verfasserin von unserem großen Landsmann Alexander von Humboldt entwirft, den sie bei Gérard zuerst sah. „Der Erzähler war ein Mann von mittlerer Größe, in der Mitte der vierziger Jahre, seine Haltung zeigte einen Edelmann von alter Familie, sein Gesicht war fein, geistvoll, lebhaft und vermehrte den Reiz seiner Worte. Ich fragte nach dem Namen und mein Erstaunen war groß als ich hörte, es sei der gelehrte H. von Humboldt. Seine universelle Berühmtheit ließ mich unwillkürlich an einen Mann von großen Studien, tiefen Betrachtungen, ungemessener Gelehrsamkeit denken. Die geistreiche Aufgeräumtheit, die lebhafte Einbildungskraft, die ich bei ihm kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wunderten mich zuerst, später sagte ich mir, daß man wol nur mit einer lebhaften Einbildungskraft die Höhen und Tiefen der Wissenschaft ermißt, so wie man in den Künsten der Einbildungskraft nur dann das Höchste leistet, wenn man dazu die Vorzüge des Studiums und eines durchgebildeten Wissens mitbringt. An jenem Abend erwartete man den Abbé de Pradt, den Humboldt kennen lernen sollte. Beide hatten viel zu sagen, denn beide dachten viel und hatten Ideen über alles, Humboldt sprach gut und viel,

der Abbé gut und immer. Er nahm zuerst das Wort und behielt es geraume Zeit, aber er hatte das Unglück zu husten und sein Zuhörer übernahm die Rolle des Redners, er verlor keine Zeit, die Worte und Ideen drängten sich, alles hörte still zu, man glaubte schon durch den feinsinnigen Scharfblick seiner Bemerkungen und seinen Redefluß werde Preußen siegen, aber er mußte sich schneuzen, und diesen Vortheil ließ sich der Abbé nicht entgehen, seine Beredtsamkeit war hinreißend und er wußte seine Meinung so geschickt zu vertheidigen, daß man so lange er sprach seiner Ansicht war. H. v. Humboldt wollte am Ende eines Satzes einfallen, aber de Pradt sprach fort und so folgte bald ein vollständiges Duo, beide sprachen zugleich, jeder zu einer verschiedenen Gruppe, es war ein Streit wo es keinen Besiegten gab; Humboldt sagte hernach lachend, er habe nicht ein Wort des Abbé verloren und wiederholte alles, was derselbe gesagt, indem er seine Stimme und Geberden täuschend nachahmte." —

Eine andere Welt bewegte sich in dem Salon der Herzogin von Abrantes, der Witwe Junots, der sich wie Bernadotte vom gemeinen Soldaten emporgeschwungen und nach seinen Ahnen gefragt, antwortete, „ich selbst bin mein Vorfahr!" Die Herzogin war eine liebenswürdige und geistreiche Frau, aber verstand unglücklicherweise nicht das elende Metall zu schätzen; alle Augenblicke war sie in Geldverlegenheit, und konnte sie über eine Summe verfügen, so bezahlte sie nicht ihre Schulden, sondern kaufte überflüssige Niedlichkeiten. Eines Abends ward der Thee statt um 11 Uhr erst nach Mitternacht servirt, die Herzogin wußte ihre Gesellschaft durch hinreißend interessante Unterhaltung über diese Verzögerung hinwegzutäuschen, aber der Grund war, daß am Morgen das Silberzeug aus Geldmangel ins Pfandhaus gesandt war, erst als der Thee genommen werden sollte, bemerkte man, daß noch Löffel zu den Tassen gehörten und schickte geschwind zu Bekannten, dieselben zu leihen. Dies war die Witwe des Mannes, der 1807 unumschränkter als ein König über Portugal verfügte! Aber in wie manchem Salon spielt dieselbe Geschichte, man sieht es dem graziösen Lächeln der Dame vom Hause nicht an, welche Mühe es ihr erst vor einigen Stunden gekostet, ihre Gläubiger zu beschwichtigen, das moderne Leben bewegt sich in Contrasten. Madame Ancelot gibt uns einige interessante Silhouetten aus dem abrantesschen Salon: Bouilly, der die Manie hatte, rührende Leichenreden zu halten, Fräulein Plessy, die dem Theater zu Liebe eine glänzende englische Heirath abwies, und vor allem Balzac, mit seinen Widersprüchen, seinem ruhelosen Treiben, mit fabelhaften Entwürfen beschäftigt, während ihm alles mißglückte, immer extrem. In seinem Zimmer hatte er einen kleinen Altar mit einer Statue Napoleons errichtet, unter der man las: „Was er mit dem Schwert begonnen, werde ich mit der Feder vollenden." Tiefverschuldet träumte er stets von Reichthümern und er-

ging sich in den wunderlichsten Passionen, wie viele Schriftsteller wußte er nicht zu sprechen, seine Unterhaltung war ein lebhafter, bizarrer Monolog, der nur von ihm selbst handelte.

Die Salons, welche in sich selbst eine unwillkürliche Anziehungskraft besaßen, stellt die Verfasserin einem gegenüber, der mit Berechnung und Mühe gegründet und erhalten ward, den der Madame Récamier, jener einst so berühmten Schönheit. Dies eine Specimen ist das Bild eines ganzen Genres in Paris. Es ist kaum glaublich, welche Künste eine Dame anwenden kann, um sich ihren Salon zu bilden, oder gewisse Personen für denselben zu gewinnen, alle Hebel des weiblichen Ehrgeizes werden in Bewegung gesetzt, die Intriguen eines Ministercandidaten sind nichts dagegen, man hat ein großes Vorbild, das erreicht werden soll, wie vielen haben die Lorbeeren der Fürstin Lieven schlaflose Nächte gekostet! Das Opfer wird mit tausend Fäden geschickt umsponnen, und glaubt wol zu triumphiren, während es zum Triumph seiner Nachstellerin dient. Selten ist uns so lebendig entgegengetreten, daß man die Menschen doch am sichersten regiert, wenn man auf ihre Schwächen und vor allem auf ihre Eitelkeit speculirt. Der Kunst der feinen Schmeichelei verdankte Madame Récamier das, was ihr Geist oder vielmehr ihr Mangel an Geist nicht erreichen konnte. Wenn sie einen berühmten Mann zum erstenmal empfing, sagte sie ihm: „Die Bewegung, die mich vor einem so ausgezeichneten Dichter (Maler oder je nach Umständen) ergreift, erlaubt mir nicht Ihnen, wie ich es wünschte, meine ganze Verehrung und Bewunderung auszudrücken — aber Sie errathen — Sie verstehen — meine Bewegung sagt Ihnen genug.“ Und sie fingirte diese Bewegung so vortrefflich, daß die Geschmeichelten doch in die Falle gingen. Um einen berühmten Staatsmann für ihren Salon zu gewinnen, miethete sie eigens seiner Villa gegenüber ein Landhaus, und bat dann um Erlaubniß, in seinem Park spazieren zu dürfen, um so mit ihm anzuknüpfen. — Man wird in manchen Salons auf eine berühmte Person eingeladen, da flattern eine Menge Billets umher, daran zu erinnern, daß morgen der Empfangsabend von Madame R. sei und in einer unschuldigen, ganz beiläufigen Nachschrift heißt es: „Sie werden Herrn Beranger, oder — Mad. Ristori, oder — den Hospodar der Walachei bei mir sehen,“ ein Hauptgott soll die dii minorum gentium herbeiführen. Bei Madame Récamier war dieser Hauptgott, dieser Dalai-Lama, wie Beyle sagte, Chateaubriand, um ihn zu sehen, ging man zu ihr. Der große Mann saß unveränderlich auf der linken Seite des Kamins und spielte mit einer kleinen Katze, nur aus seinem Minenspiel errieth man, ob die Unterhaltung ihn interessirte, je weniger sie ihm gefiel, desto lebhafter liebkoste er die Katze, nur zuweilen konnte sich sein etwas großer, aber edler Kopf beleben, die Augen blitzten, und seine sonore Stimme, welche gewissen Worten einen unnachahmlichen

Accent zu verleihen wußte, ward bezaubernd, da konnte er von geistreichen Bemerkungen und Anekdoten sprudeln, aber solche Momente waren selten, zu der Zeit, wo die Verfasserin ihn sah, (es war unter der Julimonarchie) lebte er in Mißmuth über verfehlte Ziele und Selbstvergötterung seines Talentes.

Wir haben nur einige der Salons berührt, welche Madame Ancelot uns schildert, der Raum fehlt uns ihr weiter zu folgen in alle die Kreise, in welche sie den Leser führt. Viele der Persönlichkeiten, die sie zeichnet, verdienten noch nähere Betrachtung, so die Marquise de Talaru, die 1815 noch die Mode trug, in welcher sie 1789 als junge Frau bewundert war, die Gräfin Caraman, einst Madame Tallien, die ihrerseits unter der Restauration in der griechischen Tracht des Directoriums erschien, der liebenswürdige Bibliothekar von St. Geneviève Mr. de Lancy, der Vicomte d'Artincourt, dieser Typus französischer liebenswürdiger Eitelkeit, Charles Nodier und andere. Doch wir überlassen dies dem Leser des interessanten Büchleins, das mehr als manche umfangreiche Werke eine Idee von dem geistigen Leben während der Restauration gibt. Dabei ist die Sprache vorzüglich und die feinen und selbst tiefen Bemerkungen, mit denen die Verfasserin ihre Salonsbilder begleitet, zeigen, daß sie selbst zu jenen geistig ausgezeichneten Frauen zu zählen ist, welche sie so wohl zu schildern weiß.

Napoleon III. und England.

Der Selbstherrscher der Franzosen liebt es, sich von Zeit zu Zeit in Reden oder officiösen Schriftstücken an die öffentliche Meinung zu wenden, welche, wie er bei Schluß der großen Ausstellung 1855 erklärte, doch schließlich immer den Sieg davontrage. Bei diesen Auseinandersetzungen ist nur eine Bedingung stillschweigend angenommen, daß jene proteische Macht, welche der Kaiser öffentliche Meinung nennt, niemals antworte, wenigstens niemals Zweifel darüber laut werden lasse, ob jene Adressen ihre wirklichen Gefühle ausdrücken. Die Kritik jener Reden und Moniteurartikel ist daher in Frankreich untersagt und da man trotz des Einschüchterungssystems gegen die Nachbarstaaten der belgischen, piemontesischen, deutschen und vor allem der englischen Presse das Denken noch nicht ganz hat legen können, so werden die mißliebigen auswärtigen Zeitungen nicht zugelassen. Die kaiserlichen Aeußerungen sind also, um mit H. v. Gerlach zu reden, im eminenten Sinne Monologe. Es versteht sich nun von selbst, daß dieselben bei der hervorragenden Stellung Napoleons III. immer von Interesse und oft von großer Bedeutung sind, es kann auch nicht geleugnet werden, daß sie gewöhnlich mit vielem Geschicke

und namentlich mit kluger Berechnung der Gefühle und Vorurtheile des französischen Volkes gehalten waren; das Interesse, das sie erregen, ist ein kleiner Ersatz für die sonstige Farblosigkeit und Stille in der politischen Presse, und dafür kann die kaiserliche Regierung schon das Schmollen dieser oder jener auswärtigen Macht über diesen oder jenen Passus hinnehmen. Die neueste officiöse Flugschrift: „Der Kaiser Napoleon III. und England" hat einen andern Charakter, wir halten sie vom napoleonischen Standpunkt für einen Fehler. Bisher sprach man entweder zu Frankreich im Allgemeinen oder seiner Vertretung in den großen Staatskörpern, zu einem uncivilisirten Feinde wie Rußland, oder kleinern Staaten, welchen Verweise ertheilt wurden, diesmal spricht man zu einem mächtigen, freien und gereizten Volke, freilich mit der Absicht es zu beruhigen und aufzuklären; eine schwierige Aufgabe, zumal da dies Volk sehr wohl weiß, daß die Aufreizung und die Beschwichtigung aus demselben Lager kommen. Und war dann diese Flugschrift nöthig? wäre sie nicht besser ungeschrieben geblieben?

Der Vorgang der Sache war einfach dieser. Nach dem Attentat versucht die französische Regierung von der englischen Maßregeln gegen die Flüchtlinge zu erreichen. Lord Palmerston zeigt sich ungemein willfährig und verheißt die Einbringung einer bezüglichen Bill. Da man so guten Willen jenseit des Kanals sieht, denkt man diesseits auch etwas weiter gehen zu können und die Obersten halten ihre drohenden Reden, allmälig aber fängt der Unwille an sich in England zu regen. Das Ministerium fordert eine besänftigende Depesche von Frankreich, diese wird verabfolgt, aber nichts desto weniger Lord Palmerston gestürzt, weil er die erste Depesche vom 20. Jan. nicht sofort beantwortet hat. Damit war die Lage wesentlich geändert, aller Welt ward gezeigt, daß England aufgebracht und nicht gesonnen sei, sich eine Beleidigung oder Verkümmerung seiner Institutionen gefallen zu lassen. Der Kaiser Napoleon erkannte diese Sachlage wohl, er kennt auch England zu gut, um nicht zu wissen, daß er, da ihm die Aufrechthaltung des guten Vernehmens nothwendig ist, einlenken müsse und er thut es; man erklärt, auf die Einbringung der verworfenen Bill komme es nicht an, die kaiserliche Regierung habe nur die Thatsache des Uebels dem englischen Ministerium signalisirt, das Mittel der Abhilfe bleibe letzterem natürlich vorbehalten und könne Frankreich gleichgiltig sein. Auf der andern Seite thut Lord Derbys Cabinet das Möglichste, die Allianz zu bewahren, zwar die Murderbill muß bei Seite gelegt und eine Antwort nach Paris gesandt werden, aber man thut letzteres in den höflichsten Formen, die beiden Regierungen zeigen sich gegenseitig erst die Entwürfe der Depeschen, man streicht und ändert nach gemeinsamer Berathung, man erwähnt in den Wahlreden des Kaisers nur mit der größten Auszeichnung und am 12. März zeigt Disraeli im Unterhause an, daß soeben

eine Depesche des Grafen Walewski eingetroffen sei, welche die zwischen England und Frankreich stattgehabten Differenzen vollständig und für beide Theile ehrenvoll löse. Die Allianz ist also hergestellt, daß das Einvernehmen nach einer schwierigen Ausgleichung gleich wieder herzlich sei, ist unmöglich, aber der stille Lauf der Zeit würde am meisten dazu gethan haben, die gegenseitige Bitterkeit zu verwischen — warum, fragt man sich, warum also diese neueste kaiserliche Flugschrift? Dieselbe recapitulirt alle Attentate, die von England aus gegen das Leben Napoleons gerichtet sind und hält dem englischen Volke die Wohlthaten vor, welches es von dem Herrscher der Franzosen empfangen. Dadurch fordert sie die Kritik und neue Angriffe der englischen Presse heraus, denen der Constitutionnel antworten wird, worauf dann wieder grobe Repliken jenseits des Kanals nicht ausbleiben werden. Welchen Nutzen kann diese Schrift haben, die außerdem nicht die Consequenz aus dem Tadel gegen England zieht und keine Genugthuung fordert? Sie macht den Eindruck, als sei sie nicht aus einem Gusse, und als seien die Forderungen, welche sich aus den Vorwürfen naturgemäß ergeben würden, gestrichen, nachdem die Versöhnung officiell erfolgt war, also nichts mehr gefordert werden konnte. Sehen wir uns nun die Schrift selbst etwas näher an. Sie entwickelt zuerst, wie der Präsident und spätere Kaiser mit großer Mühe und trotz nationaler Antipathien die Allianz zu Wege gebracht. Die Legitimisten wie die Demokraten seien ihr entgegen gewesen, die beabsichtigte Cooperation zum Schutz der Pforte (1849) habe den lebhaftesten Widerstand gefunden, das Ultimatum Palmerstons in der Pacificofrage hätte ohne die Vorsicht des Präsidenten zum Bruche geführt. Die Broschüre kommt dann zum Staatsstreich und beklagt sich bitter, daß derselbe, „obwol ein Act unsrer innern Lage, der niemandem im Ausland etwas anging," der Gegenstand lebhaftesten Tadels der englischen Presse gewesen. Daß der Staatsstreich England als Staat officiell nichts angehe, wurde durch die sofortige Anerkennung bewiesen, aber wenn die britische Regierung damals nichts desto weniger ihre Küsten befestigte, so wird man sich nicht darüber verwundern dürfen, daß eine Presse, die alles vor ihr Forum zieht, auch den zweiten December bespricht und es nicht billigt, daß man ein Volk rettungshalber seiner sämmtlichen politischen Rechte beraubte. Daß nun diesem aggressiven Verfahren gegenüber Napoleon III. große Mäßigung bewahrte, wie die Schrift sagt, ist vollkommen wahr und zeugt von politischem Blick, denn wie es heißt „große Völker können sich nicht fruchtlos beleidigen, und thun sie es, so sind sie nahe daran, in Kampf zu gerathen; das geschah nach dem Frieden von Amiens, der durch die heftigen Reden und Zeitungsartikel gegen den ersten Consul compromittirt ward." Der Kaiser hielt also an der Idee der Allianz fest, bis die orientalische Krisis dieselbe zum Abschluß brachte;

die hervorragende Stelle, welche Frankreich dabei gespielt, die überlegenen Streitkräfte, welche es nach der Krim gesandt, der traurige Zustand der englischen Armee im Anfang 1855 werden natürlich sehr betont. Es sind nun diese Thatsachen zwar richtig, obwol man bei dem Zustand der Presse in den beiden Ländern die englischen Mißgriffe sehr übertrieben und die französischen verborgen hat, aber man würde sehr irren, wenn man in diesen größern Leistungen Frankreichs Acte der Großmuth sehen wollte; je mehr es England überbot, desto mehr trat die napoleonische Politik in den Vordergrund und der Kaiser erschien als der alleinige Schiedsrichter der europäischen Politik, und darauf allein, nicht auf die Opfer, welche dies dem Lande auferlegte, kam es ihm an. Merkwürdigerweise geht die Schrift ganz über den Frieden selbst hinweg, hierbei erschien der Kaiser vor allem als der, welcher das Zünglein der Wage hielt, der Friede ward England aufgedrungen, weil Napoleon sicher wußte, daß Rußland erschöpft sei, daß Frankreich des Krieges mindestens überdrüssig war und daß England beim Fortgange desselben alle seine gewaltigen Hilfsmittel entwickeln und Frankreich in Schatten stellen würde. Dieser Frieden, dem Großbritannien sich fügte, ist daher klüglich nicht mit unter den Wohlthaten seines Alliirten aufgezählt. Es war zu erwarten, daß der Verfasser sich über Englands Meinungswechsel in der Frage der Fürstenthümer beklage, aber es ist falsch, wenn er sagt: „in diesem Augenblicke brach der indische Aufstand aus", denn der Umsprung der englischen Politik in der rumänischen Frage war ein Jahr vorher durch Lord Stratford zu Wege gebracht. Daß es nun sehr richtig war, die Verlegenheit der Engländer nicht zu sehr auszubeuten, bestreiten wir nicht, nur möge man dies nicht wieder auf Rechnung reinen Edelmuthes der französischen Politik schreiben, es war ein Rechenexempel; wollte man die Allianz aufrecht halten, wie es für Napoleon nothwendig ist, so durfte man Englands Verlegenheit nicht vermehren, übrigens vergißt der Verfasser, daß ihr zufolge Frankreich in Osborne wesentlich seinen Willen durchsetzte. Die Schrift kommt dann zu dem Hauptgegenstand, dem Attentat vom 14. Januar, das übrigens, wie sie versichert, in Frankreich weit mehr Unwillen als Unruhe hervorgerufen, sie zählt die frühern Attentate auf, die von England aus angestiftet seien, schildert die mordsüchtigen Absichten der Flüchtlinge und gibt einen Abriß des Processes gegen Jean Peltier wegen Beleidigung des ersten Consuls, als Fingerzeig wie das englische Volk sich zu benehmen habe.

Wir glauben dieser neueste offiziöse Erguß wird der napoleonischen Politik nichts nützen, sondern schaden, die englischen Blätter nehmen ihn schon scharf mit. Mit der Wendung, welche die Dinge in England genommen, können wir aber nur zufrieden sein. Durch die Kundgebungen des tiefen Unwillens, der sich in dem Votum vom 19. Febr. und der Bewegung im bri-

tischen Volke aussprach, ist Frankreich gezeigt, daß sein Wille doch nicht für die unabhängigen europäischen Staaten Gesetz ist, seine Absichten und den Stil, in welchem es spricht, wo es kann, ersieht man aus der Depesche vom 20. Januar an seinen Gesandten in Bern, die soeben veröffentlicht ist.

Das Versicherungswesen unserer Zeit.

2.

Die Landversicherungen.

Wir haben im Eingang zu diesem zweiten Artikel zunächst noch eine Besprechung nachzuholen, welche eigentlich allen weitern Erörterungen hätte vorangehen müssen. Man versichert einen Gegenstand, sein Leben oder sonst etwas, d. h. man veranlaßt einen andern, daß dieser für gewisse im voraus bezeichnete Fälle eine Entschädigungspflicht übernehme und zwar dies gegen die Vorausbezahlung eines in der Regel unbedeutenden Procentsatzes der stipulirten Entschädigungssumme. Daß ein Einzelner sich einen solchen Vortheil zusichern läßt, nimmt nicht Wunder, viel eher kann es auffallen, daß der andere die Ersatzpflicht übernimmt und daß man ihm die Fähigkeit zutraut, ihr erforderlichen Falls zu genügen. Und man traut sie ihm zu, nicht weil er eine einzelne oder mehre Gefahren übernommen, die seinem Vermögen entsprechen, sondern weil und je mehr Gefahren er auf sich geladen, deren Gesammtbetrag weit über sein Vermögen hinausgeht. Dennoch setzt sich der andere nicht blos freiwillig in diese Lage, sondern er hofft mit Zuversicht sogar einen Gewinn aus der Uebernahme von recht vielen Gefahren zu ziehen. Gewiß eine etwas wunderbare Sachlage.

Es ist indeß wol jedermann bekannt, wodurch sich solche anscheinende Widersprüche lösen. Je mehr Ersatzpflichten für eine Reihe von Gefahren ein Versicherer über sich nimmt, um desto geringer kann allgemein die Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß jede einzelne mögliche Gefahr wirklich eintrete. Aus den für jede einzelne Gefahrübernehmung (Versicherung) gesammelten Procentsätzen soll das Capital entstehen, um nicht blos die erforderlichen Entschädigungen zu gewähren, sondern auch dem, der die Gefahr übernimmt, einen Gewinn zu lassen. Wenn hier und da Versicherungsgesellschaften bei ihren Zeitungsannoncen sich ihres großen Actiencapitals rühmen, fünf Millionen oder zwanzig Millionen Capital, so heißt das auf die Unkunde des Publicums rechnen. Eine Versicherungsgesellschaft, welche sich in die Lage setzt, ihr Capital angreifen zu müssen, bietet schon keine Sicherheit mehr, weil fünf oder zwanzig Millionen versicherter Werthe bei nur einigem Umfang des

Geschäfts von gar nicht so großer Bedeutung sind; die Sicherheit liegt vielmehr nur im Geschäftsbetrieb selber d. h. in der richtigen Vertheilung der zu übernehmenden Gefahren.

Hier aber beginnen die eigentlichen Schwierigkeiten. Wie lassen sich Gefahren vertheilen und wie lassen sich bestimmte Gefahren an gewissen Procentsätzen abmessen? Wir kommen hier auf das Gebiet der Wahrscheinlichkeiten gewisser Vorgänge im menschlichen Leben und in der menschlichen Gesellschaft, an die Verkettung von Zwang und Willensfreiheit im Menschen selbst. So viel haben jedenfalls neuere Untersuchungen herausgestellt, daß sogar die freiesten und individuellsten Handlungen im Durchschnitt ihres Vorkommens einer auffallenden Gleichmäßigkeit unterliegen. Quetelet*) weist nach, wie sich aus einer durch 20 Jahre geführten Prüfung der musterhaft eingerichteten belgischen Civilstandsbücher ergebe, daß im Laufe dieser Zeit „die Zahl der Heirathen, wenn die Zunahme der Bevölkerung in Anrechnung gebracht wird, jährlich dieselbe geblieben ist, sie kommt in den Städten der der Todesfälle nahezu gleich und doch überlegt man sich nicht das Sterben, wie man sich das Heirathen überlegt. Betrachten wir die Heirathen speciell, so werden wir finden, daß von Jahr zu Jahr nicht allein die Summe der Heirathen nahezu sich gleich geblieben ist in den Städten, wie auf dem Lande, sondern daß sich auch dies constante Verhältniß an den Ziffern beobachten läßt, welche die Anzahl der Heirathen zwischen Junggesellen und Mädchen, zwischen Witwern und Mädchen, wie zwischen Witwern und Witwen ausdrücken. . . Im thatsächlichen Verlauf der Dinge geht alles so zu, als ob von einem Ende des Königreichs zum andern das Volk sich jährlich verständigte, dieselbe Anzahl von Heirathen abzuschließen und solche in gleichheitlicher Weise unter die verschiedenen Provinzen, unter Stadt und Land, unter die Junggesellen, Mädchen, Witwen und Witwer zu vertheilen. . . Noch mehr, es könnte scheinen, als ob in Wahrheit gesetzliche Anordnungen beständen, die nur eine bestimmte Anzahl von Ehebündnissen für die verschiedenen Altersstufen bewilligt, eine solche Regelmäßigkeit herrscht auch in dieser Beziehung." Gewiß muß eine solche Regelmäßigkeit bei Handlungen, die wie das Heirathen so sehr Act des freien Willens sind, außerordentlich überraschen und läßt auf ähnliche Erscheinungen bei andern Vorgängen schließen. Quetelet will sie bei „Selbstmordsfällen beobachtet haben, bei den Verstümmelungen, die vorgenommen werden, um sich dem Militärdienste zu entziehen, bei den Summen, die sonst in den pariser Spielhäusern gesetzt worden sind, sogar bei den von der Postverwaltung angezeigten Nachlässigkeiten hinsichtlich nicht verschlossener, mangelhaft

*) Ad. Quetelet: Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch und mit Literaturnachweisen herausg. von Karl Adler 1856.

oder unleserlich adressirter Briefe u. s. w." ja selbst bei der Gesammtzahl der Verbrechen, die in einem Lande begangen werden und der einzelnen Arten von Verbrechen. Dies alles unterliegt nach Quetelet einer „unmittelbaren und in Zahlen ausdrückbaren Beobachtung."

Auf die wirkenden Ursachen solcher Uebereinstimmungen und die daraus etwa zu ziehenden Schlußfolgerungen hier näher einzugehen, kann nicht unsere Sache sein; genug daß es durch sorgfältige Untersuchungen erwiesen ist, daß auch vieles scheinbar Zufällige der Berechnung unterliegt. Darin liegt denn auch die Antwort auf die vorhin gestellte Frage. Schon lange, ehe man das Gesetz der Gleichmäßigkeit für fast alle Vorgänge der menschlichen Existenz erkannte, hatte man es für einzelne Erscheinungen mit ziemlicher Sicherheit herausgefühlt. Die ältesten Versicherungen, die von uns schon besprochenen Seeversicherungen, hätten sich nicht entwickeln können, wäre man ohne jeden erfahrungsmäßigen Anhaltpunkt für das durchschnittliche Vorkommen einer jeden einzelnen Seegefahr gewesen, und ebenso wenig würden die allerneuesten Versicherungsarten, die auf menschliche Gliedmaßen und schlechte Schulden aufgetaucht sein, glaubten deren Urheber nicht ähnliche Anhaltpunkte für das Vorkommen von Eisenbahnunfällen und Creditverhältnisse zu haben. Wir meinen jedoch, daß die von England her importirten Entschädigungen für auf Eisenbahnen erhaltene körperliche Verletzungen so lange in Deutschland nicht recht gedeihen werden, als das in Deutschland reisende Publicum durch bessere Aufsicht wie in England oder gar in Nordamerika sich ohne viel Todesverachtung zu besitzen entschließen kann, in Eisenbahnwagen zu fahren; denn so lange wird es auch nur wenige Leute geben, die auch nur wenige Silbergroschen an die Folgen eines Verlustes setzen werden, dem sie gar nicht entgegenzugehen glauben, indem sie vielmehr nicht ohne Grund hoffen, ihre gesunden Glieder nach Hause zu bringen. Auch die Creditversicherungen beruhen in ihrem englischen Ursprung auf rein individuellen Verhältnissen des Verkehrs, von Recht und Rechtsgang in England, und werden bei den ganz andern deutschen Zuständen schwerlich anders als für ganz eingeschränkte Kreise und Zwecke zur Verwendung kommen können.

An Interesse und ausgedehnter Wirksamkeit stehen solche Versicherungsarten jedenfalls den Lebensversicherungen gewaltig nach und wollen wir auch etwas länger bei diesen verweilen. Das Wort selbst, welches für deutsche Ohren so ungewohnt klingt, daß es erst einer begrifflichen Erklärung bedarf, scheint wie die Sache selbst aus dem Englischen zu stammen, wo man einmal gewohnt ist, Zusammensetzungen, statt sie organisch miteinander zu verbinden, auf einander zu häufen. Die mit dem Ablauf eines Lebens für die Ueberlebenden entstehenden und auf eine feste Geldsumme geschätzten Nachtheile in Form einer Versicherung bringen, heißt Lebensversicherung nehmen. Wir wol-

len die Sache selbst etwas genauer ansehen. Es gibt sehr viel Verhältnisse, wo das Aufhören einer bestimmten Existenz, die des Vaters, des Ehemannes, des Schuldners, einen andern in unabwendbare Nachtheile versetzen muß, ja ihm selbst die ganze Ernährungsfähigkeit rauben kann. Auf der andern Seite hat andauernde Beobachtung den Schlüssel zur mittlern Existenz eines jeden einzelnen Menschen gegeben, oder mit andern Worten gezeigt, welches der Durchschnitt der noch bleibenden Lebensdauer für den einzelnen Menschen ist. Es steht fest, daß die Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren die größte ist, daß sie bis zur Mannbarkeit fortschreitend abnimmt, dann wieder aber langsam steigt, bis sie mit den vierziger Jahren und von da mit jedem Jahrzehnt stärkere Proportionen annimmt. Es ist mit Zahlen ausgerechnet worden, welchen Antheil jedes Jahr dabei nimmt. Wie man das gemacht hat, darüber sehe man das Eingangs erwähnte Buch nach. Wir wollen hier nur noch einige interessante Beobachtungen zufügen. Einmal daß man aus dem Vergleiche früherer Tabellen annehmen kann, die durchschnittliche Lebensdauer der einzelnen Menschen sei im Steigen begriffen, was bei den Fortschritten in vernünftiger Gesundheits- und Krankenpflege auch kaum Wunder nehmen kann. Es läßt sich ferner nicht daran zweifeln, daß für verheirathete Leute eine längere Lebensdauer in Aussicht steht, als für Unverheirathete, und eine verschiedene für die einzelnen Beschäftigungen. Protestantische Pfarrer gehören zu den langlebigsten menschlichen Geschöpfen auf der Erde, die Aerzte dagegen scheinen für die längere Erhaltung des eigenen Lebens viel weniger Chancen zu haben. Auch Lehrer können ziemlich alt und grau werden, Fabrikarbeiter dagegen seltner und in bestimmten Thätigkeiten fast gar nicht. Es bedarf wol keiner besondern Nachweisung der Ursachen für diese Verschiedenheiten.

Jene Bedürfnisse und diese Beobachtungen haben nun zur Errichtung von Actiengesellschaften geführt, welche die Uebernahme solcher für die Ueberlebenden aus bestimmten Todesfällen entstehenden Nachtheile gewerbmäßig betreiben, sogenannte Lebensversicherungsanstalten. Man versichert dabei nicht das Leben, wie sich von selbst versteht, sondern bestimmte an ein Leben geknüpfte pecuniäre Rücksichten. Von keiner Anstalt mehr als von diesen läßt sich sagen, daß die Garantie der Versicherten für Erfüllung der gegen sie übernommenen Verbindlichkeiten mehr in der guten Vertheilung der zu übernehmenden Garantie, als in der Größe des Actiencapitals liegt. Schon die auf einen festen Tag, bestimmte Dauer einer Feuer- oder Seeversicherung macht beiden Theilen die Uebersicht der Verhältnisse leichter; aber Jahre und Jahrzehnte können über eine Lebensversicherung hingehen, während die Anstalt, um zu existiren, immer neue Gefahren auf sich nehmen muß. Neben den zuverlässigen Tabellen für durchschnittliche Lebensdauer, wie denn die geltenden es so ziemlich alle sind, hat die Anstalt namentlich darauf zu sehen, daß die ver-

schiedenen Lebensalter in möglichster Gleichheit bei ihr vertreten sind. Würde z. B. eine Gesellschaft zu viel Personen von demselben Alter bei sich Versicherung nehmen lassen, so hätte sie im Grund für dieselbe Prämie ganz verschiedene Gefahren übernommen. Denn der Durchschnitt der berechneten Lebensdauer trifft nicht für zehn oder hundert, sondern für tausend Menschen ein; er trifft auch nur als Glied aller andern berechneten Durchschnitte ein. Je mehr bei einer Gesellschaft jedes Lebensalter in einer gewissen gleichen Stärke vertreten ist, desto eher werden die Einnahmen auch die Ausgaben für verfallene Versicherungssummen decken. In diesem Verhältniß grade liegt die große Schwierigkeit für jede neue und der sichere Vorsprung für jede altbestehende Lebensversicherungsgesellschaft. Denn die letztern werden im Stande sein, aus den Ueberschüssen der Prämien solcher Lebensjahre, aus denen eine geringere als die erwartete Zahl gestorben, das Geld für die andern, wo mehr gestorben sind, zu nehmen, während die erstern im Falle einer größern Sterblichkeit vielleicht nicht die entsprechenden Jahre längerer Lebensdauer haben und so ihr Capital angreifen müssen.

Ueber den Nutzen und die mannigfache Anwendung der Lebensversicherungen und über die Art, wie man solche nimmt, haben wir uns hier nicht weiter auszulassen, jeder Agent wird darüber gewiß bereitwillig Auskunft geben, und können wir außerdem noch auf das Buch von Masius verweisen. Die im Verhältniß zur Volkszahl größte Zahl von Versicherungen wird in England und Schottland genommen, ein sicherer Beweis für deren wirthschaftlichen Fortschritt, der ganz gewiß darin liegt, daß man so wenig als möglich vom bloßen Zufall abhängen lassen will. In Deutschland ist für die Lebensversicherungen noch ein großes freies Feld, doch haben sie an Zahl und Bedeutung in den letzten Jahren entschieden zugenommen. Am schwächsten sind sie bei den Franzosen und den andern romanischen Nationen vertreten. In Frankreich sind statt der Lebensversicherungen die Tontinen und Renten in besondere Aufnahme gekommen. Bei solchen Anstalten setzt man sich gewissermaßen selbst zum Pfande, indem man für ein gewisses hingegebenes Capital entweder auf Lebensdauer ein bestimmtes Einkommen erhält, höher oder niedriger, nach Alter und Befinden, oder indem man bei Erreichung eines gewissen Alters die Anwartschaft auf bestimmte Summen oder Vortheile gewinnt. Anstalten dieser Art wollen weit weniger zu befürchtenden wirthschaftlichen Nachtheilen entgegentreten, als wo möglich eine größere Genußfähigkeit sichern, wie sonst zu erlangen wäre. Die Tontinen, bei denen die Zinsen des eingezahlten Capitals und zuletzt dieses selbst bei zunehmender Sterblichkeit in den höhern Lebensjahren unter immer weniger Personen vertheilt wird, haben besonders das gegen sich, daß mit der Zunahme der Genußmittel die Genußfähigkeit abnimmt. Es ist bei ihnen eine wahre Seltenheit, daß

man noch in den funfziger Jahren zu irgend welchen erklecklichen Summen gelangt. Dagegen haben sie sich als vortreffliche Versorgungsanstalten für die betreffenden Verwaltungen bewährt. Renten und Tontinen sind ausnehmend auf Egoismus berechnete Einrichtungen, indem man zur größern Bequemlichkeit der eigenen Existenz sich jeder Möglichkeit für Familie und Angehörige zu sorgen begibt; sie sind auch, in Deutschland mindestens, meist der Zufluchtsort der Hagestolzen und anderer kinderlosen Personen.

Ueber den Grundgedanken und die Einrichtungen der allgemein bekannten Feuerversicherungsanstalten brauchen wir uns hier nicht erst weitläufig einzulassen; die Durchschnittszahl der vorkommenden Brände hängt aufs innigste mit dem Bau der Häuser, mit den in denselben betriebenen Beschäftigungen und den Vorkehrungen zum Löschen ab, und wird danach auch der Procentsatz der zu übernehmenden Gefahr, die Prämie, abgemessen. Daß kein Kaufmann irgendwo Waaren lagert, ohne sie gleichzeitig zu versichern, ist bekannt genug, und begleitet diese Versicherung sie auf Frachtwagen und Eisenbahn; es wäre höchster Leichtsinn bei ihm, wollte er sich den Zufälligkeiten eines Credit und Geschäft gefährdenden Unfalls aussetzen, und ist auch bei der Allgemeinheit dieser Versicherungen die zu bezahlende Prämie äußerst gering. Dagegen wird in unsern mittlern und noch mehr in den untern Ständen die Versicherung oft als ein Luxus betrachtet, und ziehn sie vor, bei eingetretenen Feuersbrünsten sich an die öffentliche Wohlthätigkeit zu wenden. Dann erfolgen in den Zeitungen Aufrufe zur Wohlthätigkeit mit herzbrechenden Beschreibungen des hereingebrochenen Unglücks. Die Wohlthätigkeit ist nun zwar recht wol angebracht bei unberechenbaren und unversicherbaren Ereignissen, wie Ueberschwemmungen, Pulverexplosionen, Erdbeben u. dgl. m., aber sie in Anspruch nehmen, wo die kleinste Voraussicht, wo die Gabe, ein zeitiges geringes Opfer für die Abwendung eines größern möglichen Unfalls zu bringen, so ganz gefehlt hat, heißt nur die Fähigkeit mindern, dem unverdienten Unglück beizustehen. Die Erfahrung lehrt zudem, daß die Gaben auch der ausgedehntesten Wohlthätigkeit lange nicht den Betrag der geschäftsmäßig durch die Versicherungsanstalten zu erhaltenden Summen erreichen. Wir geben diese letztere Betrachtung namentlich solchen, welche unsere Bedenken gegen einen Wohlthätigkeitsact ungemüthlich finden, und dieselben vielleicht gar mit einer obligaten Verurtheilung des Vorwiegens materieller Anschauungen vor dem Gefühl verurtheilen möchten. Wir wollen auch das Wohlthun, wenn es in der rechten Weise und am rechten Orte geschieht, nicht verurtheilen, aber wirthschaftlich und auch sittlich stellen wir es höher, wenn der Einzelne so weit, als nur in seinen Kräften steht, sich in die Lage versetzt, die Wohlthaten anderer möglichst wenig in Anspruch zu nehmen.

Man kann nicht grade sagen, daß die deutschen Regierungen dem so

löblichen Streben nach Versicherungen gegen Feuersgefahr genügend entgegenkommen. Entweder gilt es, inländische Institute mit veralteten kostspieligen Einrichtungen durch gesetzliche Privilegien zu erhalten, oder man verschafft durch verminderte Concurrenz auswärtigen Gesellschaften neue factische Privilegien. Man will das Geld im Lande behalten, oder es ist kein Bedürfniß zu neuen Versicherungsanstalten da, so heißt es. Als wenn mit dem Gelde nicht auch die Zahlungspflicht bei großen Feuersbrünsten im Lande bliebe und so durch eine einzige abgebrannte Stadt eine Gesellschaft zahlungsunfähig werden kann. Der erste Grundsatz jeder vernünftigen Feuerversicherungsgesellschaft besteht darin, nicht zu viele gleichzeitige Gefahren in allzugroßer Nähe aneinander zu übernehmen. Nach dem memeler Brand fand sich, daß ein großer Theil der dortigen Einwohner nicht versichert war. Die dortigen Behörden hatten das Versicherungsfeld schon genugsam besetzt gefunden, und jede neue Concession abgewiesen; die concessionirten Gesellschaften dagegen waren gar nicht Willens gewesen, ihre dortigen Risicos zu vermehren oder die Prämien zu vermindern. Es geht doch nichts über büreaukratisches Besserwissenwollen! Am rührendsten ist es, wenn sich die Behörden durch das armselige Geschenk einer guten Feuerspritze oder einiger 100 Thaler zum Besten der Ortsarmen zu Concessionen bewegen lassen. Man kann ganz sicher sein, daß solche Gaben von den Gebern wieder mit Zinsen eingeholt werden. Es ist am allerwenigsten der Beruf von Actiengesellschaften freigebig zu sein. Aber wohlverdient wäre eine Entziehung der Concession da, wo die betreffende Gesellschaft den armen Abgebrannten gegenüber das Chicaniren handwerksmäßig übt, und sie durch Weitläufigkeiten aller Art zur Empfangnahme einer möglichst geringen Entschädigungssumme mürbe macht. Wäre in Deutschland allgemein öffentliches Gerichtsverfahren, so würde das betheiligte Publicum auch ohne die Behörden solche Sünden erfahren und sich in Zukunft danach einzurichten wissen. Leider hat aber jeder solche zur allgemeinen Kunde gelangende Chicanirungsfall noch den sehr erheblichen Nachtheil, daß er das Versichern unpopulär macht, begreiflich genug!

Wir wollen der Vollständigkeit halber noch der Vieh- und der Hagelversicherungen gedenken, beides nicht grade sehr blühende Zweige des Versicherungsgeschäfts. Das Gedeihen der Viehversicherungen laborirt am Eigennutz und dem Unterschleife der Landleute, welche nach genommener Versicherung das betreffende Rindvieh nicht mehr mit derselben Sorgfalt behandeln, da sie ja für dessen Fallen durch baares Geld entschädigt werden. Noch schlimmer werden Versicherungen des auf dem Felde wachsenden Getreides gegen Hagelschlag am meisten da genommen, wo erfahrungsgemäß der meiste Hagel fällt, am wenigsten oder gar nicht in meist vom Hagel verschonten Gegenden. Eine Versicherungsanstalt kann aber unmöglich gedeihen, wenn die Zahl der ent-

schädigungsfreien Fälle nicht die der ersatzpflichtigen weit übersteigt, da sie ja die Mittel zu den Zahlungen aus den einzelnen Prämien sich erst erwerben soll.

Für diejenigen Leser, welchen die Besprechung so rein materieller Fragen an diesem Orte nicht recht genehm gewesen sein mag, wollen wir einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen. An und für sich werden sie uns einräumen, daß der ganze Gegenstand ein mindestens culturhistorisches Interesse hat, indem sich daraus erkennen läßt, wie die Menschen bei mehr und mehr geordneten Zuständen darauf verfallen, das Gebiet des Ungefähr wenigstens in seinen schlimmsten Folgen möglichst zu beschränken. Der erste Schritt zur Civilisation ist das Sparen von heute auf morgen, nur der Wilde schwelgt heute im Ueberfluß und hungert wenige Tage darauf. Versicherung nehmen ist auch nicht mehr als rechtzeitig ein Opfer zur Abwendung eines spätern möglichen Schadens zu bringen. Dazu reicht aber nicht die Vorsorge der Einzelnen, sondern nur die gemeinsame Einsicht Vieler aus; daher dann die Entstehung großer Versicherungsanstalten. Vielleicht rechtfertigt schon dieser Gesichtspunkt die genauere Bekanntschaft mit den einzelnen Versicherungsarten, als ebenso vielen Mitteln zu demselben Zwecke. Viel wichtiger ist es aber zu sehen, wie die Menschen auch ohne die Mystik der Socialisterei und das damit verbundene Hoheprieſterthum der socialistischen Obererfinder und Mystagogen auf das gekommen sind, was diese als Solidarität der Interessen bezeichnen. Im Ganzen und Großen ist sie schon durch den Staat und dessen Einrichtungen dargestellt; nach einzelnen Beziehungen durch die Versicherungsanstalten. Nur kaiserlich französischer Socialismus konnte darauf verfallen, auch das gesammte Versicherungswesen an den Staat ziehen zu wollen; das hieße aber die freie Beweglichkeit des einzelnen Interesses und damit den eigentlichen Boden des Versicherns nehmen. Bei aller Kühnheit der pariser Projectmacherei mußte daher jener Plan noch vor seiner Geburt sterben.

Anton Springer.

Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert. Leipzig, Brockhaus.

Dies vortreffliche Buch vergegenwärtigt uns einen dreifachen Fortschritt unsers Jahrhunderts: in der Kunst selbst, in ihrer Erkenntniß und in ihrer Schilderung. Ueber den ersteren wollen wir uns hier um so weniger verbreiten, als man ihn aus der Darstellung des Verfassers am besten kennen lernen kann. Auch haben wir nicht einmal völlig um funfzig Jahre zurückzugehn, um die auf diesem Gebiet erfolgten enormen Veränderungen gewahr zu werden,

wenigstens in der Kunst, deren Entwicklung am kräftigsten und vielseitigsten gewesen ist, in der Malerei, kommt uns vieles jetzt schon antediluvianisch vor, was vor einem Menschenalter oder noch später Bewunderung gefunden hat. Ein Bild, wie der Compromiß von de Biasre würde heute mindestens nicht mehr als ein unbegreifliches technisches Wunderwerk angestaunt werden, wie es 1843 in Deutschland fast überall geschah. Ein Bild wie Bendemanns trauernde Juden, das 1832 einen Sturm des Enthusiasmus erregte, würde heute zwar noch immer als ein sehr respectables Erstlingswerk anerkannt werden, aber niemandem würde es einfallen, den Künstler für einen künftigen Michel Angelo zu halten. Geht man vollends noch zehn und mehr Jahre zurück, in die Periode, wo man sich an Gerhard von Kügelgens Bildern erbaute, wo die landschaftlichen Visionen von Friedrich als tiefe Poesie galten, wo die Concurrenzbilder der weimarischen Kunstfreunde mit Wichtigkeit behandelt wurden, dann glaubt man kaum, daß seit der Zeit nur dreißig oder vierzig Jahre verflossen sind.

Das Verständniß der Kunst hat nicht minder große Fortschritte gemacht. Jeder, der die betreffende Literatur des ersten und zweiten Jahrzehnts einigermaßen kennt, weiß wie befangen, einseitig, principlos und dilettantisch der damalige Kunstenthusiasmus war. Die gegenwärtige Kritik ist schon deshalb vor Verirrungen und Parteilichkeiten sehr viel mehr gesichert, weil sie auf weit vollständigere und umfassendere Anschauungen basirt ist — Dank den Chausseen und Eisenbahnen, die von ihren Gegnern als der größte Verderb aller Romantik, Poesie und selbst aller ruhigen Bildung verschrien werden. In Eckermanns Gesprächen behandelt Goethe einmal die Versetzung phidiassischer Sculpturen nach London wie billig als ein epochemachendes Ereigniß auch für die gegenwärtige Kunst, und äußert, daß man vielversprechende junge Bildhauer wol auf Staatskosten nach England senden könne, um dieses unschätzbaren Anblicks theilhaft zu werden. Heutzutage reisen nicht nur so begünstigte Künstler, sondern auch tausende von Kunstfreunden in sehr bescheidenen Verhältnissen überall hin, wo bedeutende Kunstwerke zu sehen sind. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, der Universitätslehrer in Bonn ist (wie wir aus Erfahrung versichern können, ist dies keine der vorzugsweise begünstigten Lebensstellungen) kennt beinah die ganze europäische Kunst nach eigner Anschauung. Wenn er einige Länder, wie die skandinavische und pyrenäische Halbinsel, nicht selbst gesehn hat, so hat er diese Lücken seiner Anschauung durch den Besuch der allgemeinen europäischen Kunstausstellung in Paris genügend ausgefüllt. Eine Gesammtübersicht, wie sie dort geboten wurde, doppelt unschätzbar durch die Möglichkeit der Vergleichung so vieler verschiedenen Richtungen und Kunstweisen, würde vor einem Menschenalter kaum von einem Enthusiasten geträumt worden sein.

Endlich freuen wir uns, daß der Verfasser seinen Gegenstand so gut darzustellen versteht. Kunstwerke zu beschreiben ist immer nicht leicht; steuert man auch glücklich zwischen der Scylla tönender, aber leerer Phrasen und der Charybdis einer trocknen Specification von Details hindurch, so ist man doch noch lange nicht sicher, den Eindruck, den man selbst empfangen hat, bei dem Leser zu erwecken. Dazu ist erforderlich, daß der Ausdruck voll Wärme, Schwung und Kraft der Anschauung sei. Vor hundert Jahren gehörte das Genie Winckelmanns dazu, diese Eigenschaften der damals noch steifen und ungelenken Sprache mitzutheilen. Schilderungen, wie er sie vom Laokoon, vom Torso und vom Apoll von Belvedere gemacht hat, konnte damals, (nicht blos was Tiefe der Auffassung, sondern auch was Kraft und Schönheit des Ausdrucks betrifft) schwerlich ein andrer machen; und doch kostete ihm eine davon drei Monate. Es ist wol nicht so bekannt als es zu sein verdiente, daß Lessing den zweiten Theil seines Laokon französisch herauszugeben beabsichtigte. Sein literarischer Nachlaß (Band 2 der lachmannschen Ausgabe) enthält eine französische Bearbeitung der Vorrede zum ersten Theil. Am Schluß sagt er: „Je vais le rediger de nouveau et en donner la suite en français, cette langue m'étant dans ses matières tout au moins aussi familière que l'autre. La langue allemande, quoique elle ne lui cède en rien, étant maniée comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même pour plusieurs genres de composition, dont celuici n'est pas le moindre. Mais à quoi bon se donner cette peine, au risque même de n'y reussir pas au goût de ses compatriotes? Voilà la langue française dejà toute créée, toute formée: risquons donc le paquet." So schwer fand es der Mann, dessen deutsche Prosa nie übertroffen werden wird, über ästhetische Gegenstände deutsch zu schreiben! Dank ihm und den andern Heroen unsrer großen Literaturperiode ist es uns Epigonen so leicht, daß es jeder Gebildete kann, der seinen Gegenstand durchdrungen und die aufs reichste entwickelte Sprache handhaben gelernt hat. Die Zahl derjenigen, die gegenwärtig über Kunst gut schreiben, ist sehr groß, und der Verfasser gehört zu denen, die am besten schreiben.

Wie billig nehmen in einer Darstellung der gegenwärtigen Kunstzustände (nur eine „Geschichte" möchten wir sie nicht nennen, obwol der Verfasser diesen Titel in der Einleitung zu vertheidigen sucht) Sculptur, Malerei und deren Schwesterkünste bei weitem den meisten Raum ein, denn von unsrer Architektur ist nicht viel Positives zu sagen. Der Verfasser „bekennt sich zu realistischen Grundsätzen" was, wie wir denken, jeder thut, der das geistige Leben der Gegenwart begreift. Eine Kunst, die den Realismus durchaus negiren wollte (so weit dies bei unsrer gegenwärtigen Cultur überhaupt möglich ist), würde wie ein exotisches Gewächs absterben, dem ein fremder Himmel und ein fremder Boden keine nährenden Stoffe zuführen kann. Damit ist natürlich dem

Idealismus nicht die Berechtigung abgesprochen, ja er ist das andere Lebensprincip, ohne das eine gesunde Entwicklung unmöglich ist, aber die ausschließliche Herrschaft auf dem Gebiet der Kunst kann er in der Gegenwart nicht beanspruchen, und weder seine Freunde noch seine Gegner können sich der Einsicht verschließen, daß der Sieg des Realismus bereits entschieden ist. Trotz dieser Parteistellung ist der Verfasser, wie uns scheint, vollkommen gerecht, namentlich in seiner Darstellung von Cornelius und Kaulbach. Man hat das Urtheil über den letztern hart gefunden (und allerdings dürfte einiges, namentlich was über die Fresken für die neue Pinakothek gesagt ist, der Milderung bedürfen), aber im Ganzen wird es jeder unterschreiben, der an die höchste Begabung auch den höchsten Maßstab anlegt. Allenfalls kann man dem Verfasser vorwerfen, daß er die Realisten mit größerer Wärme geschildert hat als die Heroen des Idealismus. Die Schilderung von Gallait dürfte das Glänzendste in dem ganzen Buch sein, wir wollen eine Stelle daraus mittheilen. Er wird mit Biafre verglichen, den der Unverstand des großen Publicums bei dem ersten Bekanntwerden leider in Deutschland (und zum Theil noch jetzt) für seinen ebenbürtigen Rivalen ansah. Sehr richtig wird Biafre als ein großer Colorist, aber kein großer Maler bezeichnet. „Ueber seine Farbe erstreckt sich die Herrschaft seiner Phantasie nicht, die Fähigkeit des Colorits, gleichmäßig wie die Zeichnung das Innere der Seele zu öffnen und die Bedeutung des Vorgangs symbolisch zu offenbaren, ist ihm großentheils entgangen. Desto klarer tritt dieselbe in Gallaits Bildern uns entgegen. Wenn vor allem die malerische Vollendung derselben gepriesen wird, so wird darunter nicht allein das hohe Maß technischer Kraft, sondern auch der große Antheil, den die Farbe an der Composition, an der tiefern Schilderung besitzt, verstanden. Gallait denkt und fühlt in Farben. Kaum taucht in seiner Phantasie ein Motiv auf, kaum hat er eine Gestalt im Geiste entworfen, so ist ihm auch schon die eigenthümliche Färbung gegenwärtig, welche ausschließlich zu dem Charakter jener paßt und eine physiognomische Wahrheit in sich trägt. Welche Beleuchtung, welcher Gesammtton angewendet werden müsse, dafür entscheidet sich Gallait nicht durch Rücksicht auf den zufälligen äußern Effect, sondern durch die klare und unmittelbare Einsicht in die innere Nothwendigkeit. Ob ein volles und klares Tageslicht die Scene mit schneidender Schärfe erhellen, ob leicht verwebtes Helldunkel einen ungewissen Schein über den Vorgang verbreiten oder eine schwere bleierne Luft sich über den Vorgrund lagern, hinten aber der Himmel sich aufklären und das gepreßte Gemüth beruhigen soll, dies steht immer in dem innigsten Zusammenhange mit der geistigen Stimmung, welche der Schilderung zu Grunde liegt, und hängt unmittelbar mit der Bedeutung und Natur der Handlung zusammen. Bei diesen Allgemeinheiten bleibt Gallait nicht stehen; bis in die geringste Einzelheit herab behält

die Farbe die seelenhafte Natur; auch die ausgearbeitetste Individualität wird mit vollendeter Wahrheit durch die eigenthümliche Farbengebung charakterisirt. Gallait kennt nicht die selbstständige, für sich bestehende Linienschönheit, im Aufbau der Gruppen, in den Umrissen beharrt der Meister bei der anspruchslosen Einfachheit, welche die wirkliche Natur offenbart; ungezwungene Deutlichkeit ist alles, was er in dieser Beziehung anstrebt. Im Gegensatz zu deutschen Werken, die im unfertigen Zustand als Skizze oder Carton die größte Vollendung besitzen, üben Gallaits Bilder nur als Gemälde geschaut den echten Eindruck; natürlich da sie Poesie, Stimmung, Individualität erst durch die Farbe erhalten, bei ihrer Schöpfung schon auf die Mitwirkung der letztern gerechnet wurde. Das unterscheidet Gallait von den meisten Kunstgenossen und hebt ihn hoch über die gesammte belgische Schule, daß seine Phantasie eine ausschließlich malerische ist, in welcher Gedanke und malerische Form, Zeichnung und Colorit in Eins zusammenfallen, daß er nur mit rein malerischen Mitteln wirkt, aber diese vollkommen beherrscht und mit Meisterschaft handhabt."

Man mag mit diesem Urtheil nicht ganz übereinstimmen, auch Verehrer Gallaits werden vielleicht seine Vorzüge zu stark hervorgehoben, seine Mängel zu sehr vertuscht finden, da die „anspruchslose Einfachheit" seiner Linien bisweilen in der That unstatthafte Nachlässigkeit oder Vernachlässigung ist. Aber man wird wenigstens daraus entnehmen, daß der Verfasser im besten Sinne des Worts zu *sehen* versteht. Dies sollte allerdings bei einem Kunstkritiker selbstverständlich sein — aber da es doch leider in Wirklichkeit nicht immer der Fall ist, muß es als ein Vorzug hervorgehoben werden. Der Verfasser bemerkt mit Recht, daß das Auftreten der gewöhnlichen Kritik die absurde Meinung vieler Künstler, über die Kunst könne nur ein Künstler richten, bis auf einen gewissen Grad entschuldige. Mit Unrecht sagt er aber, daß auch Apelles diese Meinung getheilt habe. Wenn er wirklich Alexander den Großen, der sich in seinem Atelier über ästhetische Dinge vernehmen ließ, mit der Bemerkung unterbrach, daß er von dem Farbenreiber ausgelacht werde, so that er es nicht, weil der große Monarch überhaupt Kunsturtheile abgab, sondern weil sie thöricht waren. Apelles war es ja grade, der nach der bekannten Erzählung bei Plinius seine Gemälde öffentlich ausstellte, und hinter ihnen verborgen auf die Urtheile des Publicums lauschte, um Nutzen daraus zu ziehn.

Darin liegt ein Hauptvorzug dieses Buchs, daß der Verfasser überall nach Eindrücken urtheilt, die er durch ein kunstgeübtes Auge empfangen hat, ohne sich durch Abstractionen und Theorien bestimmen zu lassen, wie es nur zu viele Aesthetiker der Gegenwart zu thun pflegen. Dadurch gerieth man in Gefahr, das Wesen der Künste zu verkennen, ihnen Leistungen zuzutraun, die mit der Natur ihrer Darstellungsmittel unvereinbar sind, zu preisen, was sie

in unnatürlicher Auflehnung gegen ihre eigensten Gesetze hervorbringen und sie zu tadeln, wenn sie sich innerhalb der ihnen angewiesenen Grenzen halten. Ueber nichts gehn wol die Ansichten so weit auseinander, als über Darstellbarkeit und Undarstellbarkeit. Es wird Vielen als Ketzerei erscheinen, wenn der Verfasser die Darstellbarkeit des Gedankens in Frage zieht, der sich in der Schiller- und Goethegruppe zu Weimar aussprechen soll. „Wer den Gedanken dieser Gruppe zuerst geboren hat, meinte es wol gut mit unsern Dichterhelden, hat aber die Leistungsfähigkeit der Plastik auf eine harte Probe gestellt. Schwerlich kann man eine härtere Abstraction ersinnen und ein minder greifbares Ding ausdenken, als die der Gruppe zu Grunde liegende Idee. Das Verhältniß zwischen beiden Dichtern, die Thatsache und die bestimmte Art ihres Zusammenwirkens soll in derselben zum Ausdruck kommen. Ist denn der Zusammenhang zwischen Goethe und Schiller etwas Einfaches und sinnlich Wahrnehmbares? Kann dieser Zusammenhang anders als zeitlich entwickelt werden? — wie er ja auch in Wirklichkeit nur nach und nach sichtbar wurde. Heißt denselben plastisch darstellen, nicht in Wahrheit ein verwickeltes und keineswegs unmittelbar verständliches Capitel der Literaturgeschichte symbolisiren? Es übersteigt schlechterdings die Grenzen der bildenden Künste und erscheint vollends für die Ausdrucksmittel der Plastik ganz unmöglich, das Wechselverhältniß zwischen den beiden Männern klar und richtig darzustellen.“ Dieser Ansicht stimmen wir (ohne das Werk gesehn zu haben) vollkommen bei, glauben aber gern, daß es dem Künstler gelungen sei, die Ungunst des Gegenstandes bis auf einen gewissen Grad zu überwinden, und wenn er auch nicht die angegebene Intention auszudrücken vermochte, doch eine schöne und bedeutende Gruppe unsrer großen Dichter zu geben.

Ganz besonders eignet sich Springers Buch zur Orientirung in den Kunstzuständen der Gegenwart durch seine Kürze und Uebersichtlichkeit. Seine praktische Brauchbarkeit wird durch ein angehängtes Künstlerverzeichniß erhöht; in diesem fehlen freilich manche Namen, die man zu finden erwarten könnte, und nicht alle Angaben dürften zuverlässig sein. Für den gewöhnlichen Gebrauch ist es vollkommen ausreichend.

Kleine ästhetische Streifzüge.

Als Schiller die Götter Griechenlands schrieb, jenes Gedicht, aus welchem eine so unnennbare Sehnsucht nach der verlornen Einheit der menschlichen Natur athmet, war es nicht die Kenntniß des griechischen Alterthums, was ihn beseelte, sondern ein innerer Instinct, der, durch den Pietismus und das

flache Formenwesen der Gegenwart verletzt, sich aus einzelnen halbverstandenen Bruchstücken ein Ideal ausmalte. Später, als er durch Humboldt, Goethe und seine eignen Studien tiefer in das Wesen der griechischen Kunst eingedrungen war, der er für seine besten Schöpfungen so viel verdankte, wurde ihm der Hellenismus seiner Jünger und Nachfolger allmälig zur Last, und wie er sich überhaupt am leidenschaftlichsten gegen solche Richtungen auszusprechen pflegte, die er selbst angeregt, dann aber als einseitig bei Seite geworfen hatte, schonte er in den Xenien die Gräcomanie seiner Schüler, namentlich Friedrich Schlegels ebenso wenig, als den neu aufkeimenden ästhetischen Pietismus, der über seine Götter Griechenlands den Stab brach.

In der That, so viel unsere Dichtkunst grade in der Periode von Weimar und Jena der Antike verdankt, so dürfte man die überspannte Gräcomanie wol als eine Krankheit bezeichnen. Sie wurde es im strengsten Sinne des Worts bei Hölderlin, sie ging in Heinses Romanen in etwas noch Schlimmeres über. Selbst über die schönsten Blüten, die wir ihr verdanken, breitet sich eine wehmüthige Färbung, die viel Anziehendes hat, die aber damals das deutsche Volk seinem geschichtlichen Leben entfremdete.

Wenigstens suchte man in jener Zeit, indem man den Griechen nachempfand, sich zugleich ihre plastische Gestaltungskraft anzueignen und so lange Homer und die Tragiker die Leitsterne unsrer Dichter blieben, wurden diese angeregt, ebenso hell zu sehen und ebenso bestimmt zu schreiben als ihre Vorbilder.

Anders wurde es, als durch die Naturphilosophie und durch das Studium Platos und der Alexandriner die Aufmerksamkeit auf die symbolische Seite der Mythologie gerichtet wurde. Man begnügte sich nicht mehr mit dem einfachen Inhalt, der in den Werken der Dichter wirklich ausgedrückt war, sondern man suchte hinter ihre tiefere Bedeutung zu kommen. Was dies Bestreben in der Wissenschaft für Unheil angerichtet hat, ist bekannt; aber der Einfluß erstreckte sich auch auf die Dichtung, und wenn wir Goethes Pandora, Helena und manche von den lyrischen Gedichten der spätern Periode mit der Iphigenie vergleichen, so erkennen wir, wie sehr sich die poetische Neigung aus dem Plastischen ins Symbolische verirrt hatte. Eine Parallele zwischen entlegenen Perioden der Weltgeschichte hat immer etwas Mißliches; wenn man aber das Verhältniß zwischen dem Hellenismus der Jahre 1770 bis 1800 und dem Hellenismus der Jahre 1800—1830 mit dem Verhältniß der Dichter des peloponnesischen Kriegs zu den alexandrinischen Dichtern vergleicht, so dürfte die Begründung wol nicht schwer fallen. Man erkennt die Verwandtschaft der jüngern Dichtungen mit den Alexandrinern schon daraus, daß sie ohne einen weitläufigen Gelehrtencommentar kaum zu verstehn sind.

Später ging der Strom der deutschen Dichtung in andere Richtungen.

Zuerst lernte man die Poesie der romanischen Völker kennen und würdigen, dann machte man bei dem Durchstöbern der alten Mythologie die überraschende Entdeckung des deutschen Lebens. Diese Entdeckung hat die Wissenschaft und Kunst aufs erfreulichste bereichert, die letztere freilich nur auf den Gebieten der Lyrik und Genremalerei. Der Hellenismus wurde mehr und mehr der Wissenschaft überlassen, und sie hat ihn zu einem stattlichen Gebäude ausgebildet, in dessen labyrinthischen Gängen sich kaum ein einzelner Gelehrter mehr zurecht finden kann.

Allein Spuren von der alten nach Griechenland gerichteten Sehnsucht fanden sich noch immer vor. Wir haben die populären Aufsätze aus dem Alterthum von Lehrs schon mehrfach erwähnt. Wir machen hier auf das geistreiche Werk, dessen eigentlich gelehrter Inhalt uns nichts angeht, noch einmal aufmerksam, weil wir aus ihm vielleicht am augenscheinlichsten erkennen, was Goethe, Schiller und ihren dichterischen Zeitgenossen bei dem griechischen Ideal eigentlich vorschwebte. Mit unvollkommner Kenntniß, aber einer glücklichen Divination ausgestattet, vertieften sie sich in einzelne Schöpfungen des Alterthums und lauschten ihnen Geheimnisse ab, die manchem wirklichen Gelehrten entgingen. Hier tritt nun ein Gelehrter im strengsten Sinn des Worts auf, der aus einer unermeßlichen, ihm selbst freilich noch immer nicht genügenden Fülle des Wissens schöpft. Was wir aber am meisten bei ihm bewundern ist nicht seine Gelehrsamkeit, sondern eben jene Kraft der Divination, die unsere classischen Dichter auszeichnet. Indem er sich mit einer Andacht, die man wol fromm nennen darf, in den griechischen Vorstellungskreis vertieft, findet in seinem Innern derselbe Proceß statt, den er so schön bei den Alten nachweist: die Begriffe verwandeln sich ihm in Anschauungen, die Anschauungen in plastisch ausgeführte Gestalten, man sieht, wie in diesem Proceß seine ganze Seele thätig ist, und was bei einem wissenschaftlichen Buch wol sehr selten der Fall sein mag, man kann seine Schrift nicht ohne Rührung aus der Hand legen.

Bei dieser nervösen Empfänglichkeit, in welcher das griechische Leben mit leidenschaftlicher Erregung nachzittert, kann man die Abneigung gegen eine andere Schule der Philologie, die im Alterthum hauptsächlich das geschichtliche Leben aufsucht und vom historischen und philosophischen Standpunkt den Untergang jener wundervollen Zauberwelt begreift und rechtfertigt, kann man auch die Bitterkeit, mit der er sich zuweilen über sie ausspricht, wol erklären. Es geht dem geistvollen Philologen wie seinen Vorgängern, den Dichtern: ihrer vorwiegend ästhetischen Empfindungsweise ist das geschichtliche Leben nicht blos fremd, es ist ihnen, ohne daß sie sich völlig darüber klar werden, verhaßt. Oefters werden wir an jenes Phänomen erinnert, welches man zu Anfang dieses Jahrhunderts als schöne Seele bezeichnet, und wie wenig diese

Stufe des Bewußtseins sich mit der unerbittlichen Macht der historischen Entwicklung verträgt, muß man beim alten Hegel nachlesen, der über dies wie über manches Andere ewige Worte gesagt hat.

Indem Lehrs sich bemüht, den Dichtern bis in die geheimsten Regungen ihres Gemüths nachzuempfinden, wird sein Urtheil so mit dem ihrigen verflochten, daß es nur in der Form der Sympathie auftritt. Daraus erklärt sich die bei einem Verehrer Homers wunderbare Begeisterung für jene symbolischen Werke Goethes, denen doch das fehlt, was hauptsächlich die Alten auszeichnet, die Zeichnung. Es ist uns aufgefallen, einen wie gedeihlichen Boden diese Richtung grade in Königsberg gefunden hat. Rosenkranz in seiner Schrift über Goethe, die in der Zeit ihres ersten Erscheinens 1847 auf die würdige Auffassung des Dichters sehr günstig eingewirkt hat, bespricht mit besonderer Wärme diese Erzeugnisse des Alters. Ebenso Cholevius in seiner Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, ein Werk, das noch lange nicht hinreichend gewürdigt ist, und dessen Einseitigkeit man sehr bequem dadurch ergänzen kann, daß man neben seinem idealistischen Gesichtspunkt auch den entgegengesetzten, ebenso berechtigten geltend macht. Auch in Meyers Geschichte der Botanik ist die geistvolle Darstellung der antiken Naturbetrachtung nicht der am wenigsten interessante Theil. Noch sei hier der Vortrag des Director Horkel über die Lebensweisheit des Komiker Menander erwähnt, welcher hauptsächlich die Vorstellungen der Alten über den Dämon und die Tyche, die auch in Lehrs Aufsätzen eine Hauptrolle spielen, an einem einzelnen Beispiel ausführt.

Ein Königsberger ist gleichfalls der Dichter Ferdinand Gregorovius, dessen Euphorion, eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen (Leipzig, Brockhaus) wir hier mit einigen Worten anzeigen. Daß die Dichtung sich im Allgemeinen von den griechischen Stoffen und Formen zu den deutschen abgewandt hat, halten wir aus Gründen, die wir schon mehrfach auseinandergesetzt haben, für ein Glück. Allein es hat auch seinen Nachtheil, wenn man einer strengen Schule entflieht. Wir sind selten in der Lage, eine neue lyrische Sammlung zu durchblättern, ohne über die Rohheit und Geschmacklosigkeit der Form zu erstaunen, um von dem dürftigen Inhalt ganz zu schweigen. Bewegt man sich auf griechischem Boden, so ist man wenigstens genöthigt, auf seine Haltung zu achten und sich daran zu erinnern, daß man in guter Gesellschaft ist. Dieser Sinn für schöne Form hat uns in dem vorliegenden Gedicht wohlthätig berührt, wenn der Dichter auch mitunter zu weit geht, z. B.

> Als ob innen der Geist ihm wäre gelöst vom Dasein
> War es zu Sinn ihm da, als flög er den Himmel entlang nun
> Ikarus gleich, gramselig entzückt auf Flügeln Auroras.

Diese Sprache kann man nicht wol griechisch nennen, sondern romantisch, und zwar ist es diesmal eine bestimmte romantische Muse, die Muse Leopold Schefers, die den Leitton gegeben hat. Der Dichter rechnet sich übrigens, wie es bei dem Nachgebornen einer poetischen Richtung begreiflich ist, zur streitenden Kirche und hat sein Glaubensbekenntniß, wenn nicht ausführlich auseinandergesetzt, doch wenigstens so weit angedeutet, daß wir uns bei Gelegenheit desselben einige Fragen erlauben dürfen.

Lied, eh weiter du eilst mit der wechselnden Lampe des Lebens,
Tritt zu den fernen Geliebten mir froh und der sanften Olive
Kränze vertheile und sprich: Heil, Edele, Wenige, Heil euch!
Die in der Brust ihr noch idealische Flammen ernähret,
Abhold Eitlem und Feinde der dunklen Tagesgewohnheit.
Fehl es an Licht doch nimmer im Leben, an herzlicher Lust euch
Nie! an das blühende Haus mag stets auch pochen Aurora
Hold, und sie führe herein in den Saal euch himmlische Stunden
Und zu den Festlichen seien als Gäste die Götter geladen,
Gaben der Liebe entschüttend und weiserer Wünsche Gewährung.

Die Frage ist nun, worin der Idealismus dieser Dichtung liegen soll, im Inhalt oder in der Form? Daß zu Neros Zeit im Ganzen das Leben poetischer war als bei uns, wird der Dichter kaum behaupten. Von der schmuzigen Verworfenheit, der Infamie und der Abgeschmacktheit jener Zeiten ist alle Welt überzeugt. Die Schilderungen unseres gelehrten Mitarbeiters aus dem Alterthum geben aber auch hinreichende Proben von ihrer albernen Spießbürgerlichkeit.

Oder in der Form? — die Hexameter, in denen Hermann und Dorothea geschrieben ist, breiten um diese Dichtung ein schönes Gewand, aber die Prosa des Wilhelm Meister ist auch nicht zu verachten: es wird darauf ankommen, daß jeder poetische Stoff die ihm angemessene Form findet.

Und hier scheint es uns nöthig, damit nicht mit den Stichwörtern des Idealismus und Realismus ein ähnlicher Unfug getrieben werde, wie im Mittelalter mit den Stichwörtern Nominalismus und Realismus, die Frage aufzustellen, was beides heißt.

Was heißt künstlerischer Idealismus? Die Fähigkeit hinter dem Zufälligen und Unwesentlichen der Erscheinung das Wahre und Wesentliche zu entdecken und demselben eine vollendete Gestalt zu geben.

Und was heißt künstlerischer Realismus? — Genau dasselbe. Es besteht in den Principien der Kunst kein Unterschied. Die Mittel, die man anwendet, müssen der bestimmten Kunstform entsprechen. Bezweckt man Erhebung des Gefühls, so muß man in großen Zügen malen, man muß alle Nebenvorstellungen sorgfältig entfernen, will man dagegen komisch oder humoristisch

wirken, so muß man detailliren. Will man jenes Idealismus und dieses Realismus nennen, so ist nichts dagegen zu sagen, nur wird das eine vom andern nicht widerlegt, so wenig als die niederländische Schule von der italienischen Schule widerlegt wird.

Aber dem Dichter wie den meisten Aesthetikern, die sich über den Idealismus vernehmen lassen, scheint etwas Anderes vorzuschweben. Sie verstehn darunter dasjenige, was auf uns den Eindruck des Fremdartigen macht im Gegensatz zu den Erscheinungen des täglichen Lebens. Gegen diesen Unterschied müssen wir protestiren, wenn er zugleich einen Unterschied des Werths ausdrücken soll. Wenn man den Ausbruch des Vesuvs schildert, so ist das freilich ein höherer Gegenstand der Landschaftsmalerei als wenn man eine märkische Ebene porträtiren wollte, aber auch die letztere läßt sich poetisch darstellen, wie Wilibald Alexis gezeigt hat. Es kommt auch hier darauf an, das Wahre und Wesentliche herauszuerkennen und es im Geist wieder zu gebären. Ein Trinklied ist deshalb nicht poetischer, weil es in der fremdartigen Form des Gasels und mit unaussprechlichen arabischen Namen ausstaffirt ist. Der Poet hat die Aufgabe, nach Goethes wunderbar schönem Ausdruck, den umwölkten Blick zu öffnen und ihm die tausend Quellen neben dem Dürstenden in der Wüste zu zeigen.

Was wir hier gesagt haben möge zugleich die Besprechung mancher uns vorliegenden Liedersammlungen ersetzen.

In den Gedichten von F. A. Maerker (zweite Ausgabe, zwei Bände, Berlin, Decker) haben wir mit großem Vergnügen die Sorgfalt und den strengen Geschmack in der Form bemerkt, der aus einem einsichtsvollen und eifrigem Studium des Alterthums hervorgeht. In den Gedichten von Diefenbach (Berlin, Wohlgemuth) hören wir manche wirklich aus dem Herzen hervorquellende Töne. Anspruchsvoller tritt eine andere Sammlung auf: Mythoterpe, ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann (Leipzig, Brockhaus). Die Sammlung soll gewissermaßen einen Cyklus sämmtlicher Mythologien enthalten, griechisch, persisch, muhammedanisch, rabbinisch, christlich, nordisch u. s. w. Im Wesentlichen ist es dieselbe Aufgabe, die sich Herder in den Stimmen der Völker gesetzt hat, nur mit dem Unterschied, daß nicht das allgemein Menschliche, sondern das Fremde, Auffallende hervorgehoben wird, und daß die Form eine sehr künstliche ist. Neben manchen spielenden und gezierten Erfindungen begegnen uns einige von ungewöhnlich poetischer Kraft, namentlich in den umfassenderen Gemälden von Kaufmann. Ueberhaupt halten wir es im Ganzen mehr mit der alten Weise der Dichtung, die nicht blos andeutet, sondern wirklich ausführt. Es ist grade in Deutschland in der kleinen epigrammatischen Liederform viel Bedeutendes geleistet,

aber in diesem Genre hat die Combination zuletzt eine Grenze: am meisten empfinden wir das in den narkotischen Nachbildungen des Persischen, die uns mit ihrem intensiven gleichförmigen Geruch mehr betäuben als erfrischen.

Mit großem Vergnügen haben wir die 4. Auflage der Gedichte von Wilhelm Müller (2 Bände, Leipzig, Brockhaus) durchblättert. Einzelne von diesen, namentlich die schöne Müllerin und die Winterreise, sind durch Schubert unsterblich gemacht, an die Griechenlieder heftet sich noch ein anderes Interesse, aber auch in allen übrigen, selbst den unbedeutenden Liedern spricht sich der echte Dichter und was uns ebenso lieb ist, der deutsche Dichter aus.

Noch möge hier die vorläufige Anzeige zweier Werke einen Platz finden, auf die wir uns vorbehalten, nach ihrer Vollendung näher einzugehn. Goethes Leben von Heinrich Viehof, 3. Auflage (bis jetzt 10 Lieferungen, Stuttgart, Becher) und die Geschichte der Architektur von Wilhelm Lübke (Köln, Seemann). Hier machen wir nur darauf aufmerksam, daß Viehofs Schrift durch Lewes keineswegs überflüssig gemacht wird, da sie viel reichhaltigere Notizen und Nachweisungen gibt, und daß Lübke sein für das praktische Bedürfniß mit großem Verstand eingerichtetes Handbuch durch zahlreiche Zusätze und namentlich auch durch zahlreiche neue Holzschnitte erweitert hat.

Literatur.

Neidhart von Reuenthal, herausgegeben von Moritz Haupt. Leipzig, Hirzel 1858. 8. — Neidhart ist unter den ritterlichen Dichtern im Anfang des 13. Jahrhunderts sowol durch seine eigenthümliche Dichterkraft als durch die Schwierigkeiten, welche seine Poesie darbietet, merkwürdig. Bis vor wenig Jahren war er das große Räthsel unserer Literaturgeschichten. Seine Person sogar war sagenhaft geworden. Als die Gedichte der übrigen Minnesänger, auch die Walthers von der Vogelweide lange vergessen waren, wurden noch Lieder von Neidhart für die Trinkstuben der Zünfte gedruckt und gesungen, und 300 Jahre nach seinem Tode wurden Anekdoten von ihm erzählt, in denen der graziöse Hofmann vom Jahr 1210 als Eulenspiegel erscheint, der die Erdbeeren unter dem Hute seines Fürsten mit etwas Anderem vertauscht. Daß er so lange in der Seele des Volkes haftete und daß sein Bild so wunderlich durch die derbe Laune späterer Zeiten verzogen wurde, ist an sich auffallend genug. Aber die Gedichte, welche unter seinem Namen uns geblieben sind, haben noch mehr Befremdliches. Sie unterscheiden sich auffallend von den Poesien andrer Minnesänger. Neben zahlreichen Strophen, in denen nach der conventionellen Weise der höfischen Dichter die Ankunft des Frühlings begrüßt, die des Herbstes beklagt und die Sehnsucht nach der Geliebten ausgesprochen ist, stehen in denselben Gedichten andere von durchaus abweichendem Inhalt, Scenen aus dem Leben der

Dorfleute, Unterhaltungen zwischen Bauern und Bäuerinnen (oft Mutter und Tochter), lustige Erzählungen des tölpelhaften Benehmens der Bauern, ihrer Tänze, ihres Zankes, ihrer Prügeleien. Der Dichter immer mitten darunter, als Liebender, als Theilnehmer am Tanze, ja an den Händeln, als Beobachter, als humoristischer Berichterstatter. In diesen kleinen strophischen Bildern kehren sehr oft die Situationen wieder, aber ins Unendliche variirt, denn Neidharts Reichthum an dramatischem Detail ist sehr groß. Ebenso verschieden sind Ton und Haltung der einzelnen Lieder; neben sehr Rohem, Trivialem und Gemeinem eine feine Zeichnung, liebenswürdige Schalkheit, die Haltung und der Spott eines vornehmen Mannes und dazwischen wieder einzelne Klänge von Wehmuth und Schmerz, welche in ihrer lachenden Umgebung doppelt wirksam sind. Es war im Allgemeinen leicht zu erkennen, daß die Masse von Gedichten unter N. Namen nicht durch einen Dichter und nicht zu einer Zeit geschaffen worden ist, und daß sein Name typisch geworden war für ein ganzes Genre von lyrischer Poesie. Weit schwieriger war die Aufgabe, im einzelnen Fall das Echte und Unechte zu unterscheiden. Denn lange fehlte der Kritik jede sichere Handhabe. Es kam nicht allein darauf an, die ältesten Traditionen des Textes nach den Handschriften festzustellen und die feinen Unterschiede in Strophenbau, Sprache und Ton zu verstehen. Nicht weniger schwer waren aus dem Leben des Dichters und den Culturzuständen seiner Zeit Gesichtspunkte für das Verständniß dieser Poesie zu gewinnen. Zu diesen Schwierigkeiten mag man noch rechnen, daß auch die Sprache der neidhartischen Poesie das Verständniß nicht leicht macht — er ist der schwerste aller höfischen Dichter — und daß sein Text eben deshalb sehr verdorben überliefert war. So blieb Neidhart auch dem deutschen Fleiß unserer Philologen lange ein ungelöstes Problem. Allmälig kam Hilfe. Wie wenig auch die hagensche Sammlung der Minnesänger für das Verständniß anderer Dichter gethan hat, grade bei Neidhart hatte Wilhelm Wackernagel sich des Textes angenommen, derselbe Gelehrte hat auch später — (altfranzösische Lieder und Leiche) — den Zusammenhang der neidhartschen Dichtungsweise mit französischen Mustern nachzuweisen gesucht. Auf der andern Seite hat Rochus von Liliencron in einer kleinen, vortrefflichen Abhandlung die Verbindung Neidharts mit einer bestimmten Form uralter, deutscher Volkslyrik zu Tage gebracht. Jetzt ist durch das große Werk von Moritz Haupt der Dichter selbst sauber und rein, von den unechten Schößlingen, welche ihn durch drei Jahrhunderte überwuchert hatten, befreit, in die Hand des Lesers gelegt. Die Methode des Herausgebers, seine entschlossene, feste, rücksichtslose Kritik, das mächtige Wissen und die stolze Sicherheit sind in unsrer gelehrten Welt bekannt genug. Möge jetzt auch das Publicum Freude daran gewinnen. Aufrichtig sei gestanden, wir würden dankbar sein, wenn uns der Herausgeber zuweilen etwas mehr von dem langen und mühsamen Wege gezeigt hätte, auf dem er zu Resultaten gekommen ist, die jetzt kurz und glatt vor uns liegen, wie etwas, das sich von selbst versteht. Sein Selbstgefühl mag die Bewunderung solcher entbehren, welche aus dem großen kritischen Apparat auf die Größe der Arbeit schließen, aber auch wer achtungsvoll in seinen Wegen geht, würde ihm Dank wissen, wenn er öfter sein Zeichen an dem Gestrüpp der Wildniß erblickte, um da irrige Abwege zu vermeiden, wo den Germanenhäuptling ein Wissen leitet, welches ihm fest wie ein Instinct geworden ist. Aus der Textkritik Haupts ist erkennbar, daß er im Ganzen die Ansichten von Liliencron über den deutschen Ursprung

der neidhartischen Poesie theilt. Wenn d. Bl. darauf verzichtet, in einer der subtilsten wissenschaftlichen Fragen die entgegengesetzten Ansichten von Haupt, Liliencron und Wackernagel zu beurtheilen, so wird doch eine kurze Andeutung einiger wichtigen Probleme, welche sich an Neidharts Poesie knüpfen, nicht uninteressant sein.

Die Frage über den Ursprung der deutschen Lyrik gehört zu den reizvollsten, aber schwersten im Gebiet deutscher Literatur. Wir haben aus der Urzeit einige ungenügende Andeutungen über das, was unsere heidnischen Vorfahren außer den Gesängen von epischem Charakter gesungen haben. Wir vermögen aus dürftigen Ueberresten der ersten christlichen Jahrhunderte zu schließen, daß der Inhalt der ältesten Lieder ebenso mannigfaltig, als ihre Form einfach war. Wir verstehn durch Vergleichung der ältesten Poesien aller großer Culturvölker, daß sich allmälig aus einem ursprünglichen nationalen Versmaß — dem ältesten epischen Verse des Volkes — bei Veränderungen der Sprache, Sitten und Bildung lyrische Rythmen und lyrische Strophen entwickelten. Aber die Wege, auf welchen aus dem gleichförmigen Fluß der ältesten poetischen Sprache ein bewegteres Gefühl und die eindringende Subjectivität individuellen Ausdruck fanden, sind uns fast überall unsichtbar. So ist im Deutschen zwischen der Strophe der ältesten ritterlichen Lyrik, deren Anfänge wir in die Mitte des 12. Jahrhunderts setzen dürfen und zwischen dem einfachen epischen Vers des alliterirenden „jüngsten Gerichts" und des „Eberliedes" eine große Kluft, deren Dunkel nicht durch die deutschen Reimereien der Klostergeistlichen ausgefüllt wird. Wie sehr auch romanische Bildung und Verse die höfischen Dichter des 12. Jahrhunderts beeinflußt haben, es ist noch sicher zu erkennen, daß sie alle mehr oder weniger an eine deutsche volksthümliche Lyrik, in der sie aufgewachsen waren, anknüpfen. Daß der Strom auch des lyrischen Volksgesanges damals mächtig und tief gewesen ist, vermögen wir daraus fast mit Gewißheit zu schließen, daß er bis in die letzte Vergangenheit fortgeflutet hat, und überall in seinem langen Laufe uralte Trümmer deutlich erkennen läßt.

In Neidhart nun, im Anfange des 13. Jahrhunderts ist nach Haupts Reinigung des Textes zu erkennen, daß seine Lieder idealisirte Reihen- oder Tanzlieder sind. Daß solche Tanzlieder einen wichtigen Bestandtheil der ältesten Volkslyrik ausgemacht haben, schließen wir auch daraus, daß noch im 16. Jahrhundert das Wort Reihen die Bezeichnung für ein munteres Lied mit volksmäßigem Tone ist. Leider fehlt es noch an einer genügenden Untersuchung über die alten Tänze. Aber Zeugnisse, welche sich fast über 2000 Jahre ausdehnen, von der Erwähnung des dramatischen Waffentanzes bei Tacitus bis zu dem oberösterreichischen und bairischen Tanz der Schnaderhüpfl lehren uns, daß die rhythmische Bewegung des Körpers auch bei den Deutschen oft mit Gesang verbunden war, und einen dramatischen Charakter hatte, und daß dem Chore der einzelne Tänzer mit Worten und Mimik gegenübertrat. Solche Tänze erhielten sich wahrscheinlich nicht nur auf dem Dorfanger, sondern auch unter dem Balkendach der Edelhöfe und in den fürstlichen Hallen trotz allem Eindringen romanischer Modetänze bis zum Ausgange des Mittelalters, für die Zeit Neidharts ist es unzweifelhaft. Die kecke und launige Natur des Dichters benutzte vorhandene Tanzmelodien und die hergebrachte Form der Tanzgesänge, beide modisch umbildend. Die Einleitung seiner Lieder ist regelmäßig eine im Volksreihen wol seit der Heidenzeit traditionelle Erwähnung der Jahreszeit, entweder des heilbringenden Frühlings oder

des düsteren Winters, daran knüpft sich die wahrscheinlich ebenfalls traditionelle Beziehung auf das eigene Herz; nach solcher Einleitung springt plötzlich ein dramatisches Element heraus, ein lustiges Wechselgespräch oder die Schilderung einer Situation. Diese fast stereotype Verbindung verschiedenartiger poetischer Stimmungen, welche dem Leser sehr auffällt, erklärt sich nur aus den alten Gesetzen eines dramatischen Volkstanzes.

Mit großer Feinheit hat Lilienkron zu beweisen gesucht, daß der höfische Neidhart, wenn er sich inmitten der Bauern als Theilnehmer ihrer Tänze, ihrer Liebe und ihrer Zänkereien darstellt, in den verschiedenen tölpelhaften Figuren, von denen einige häufig wiederkehren, nicht die Bauern selbst, sondern Höflinge seiner Bekanntschaft humoristisch behandelt hat. Lilienkrons Ausführung ist auch in der Arbeit sehr schön. Und in der That gewinnen nicht wenige Gedichte erst bei solcher Voraussetzung den rechten Reiz. Aber ob N's. Bauern durchweg Masken sind, darf doch noch bezweifelt werden. Es scheint uns, daß wir über den gesellschaftlichen Verkehr der verschiedenen Stände aus jener Zeit zu wenig wissen. Namentlich in Oestreich, wie in den adligen Schultiseien der deutschen Dörfer auf Slavengrund, weist manches darauf hin, daß im 13. Jahrhundert der Edelmann auf dem Lande den Dorfleuten durchaus nicht so fern stand, daß eine Theilnahme an ihren Festlichkeiten unter seiner Würde gewesen wäre. — Bei jeder Untersuchung über Leben, Sitten und Empfindungsweise unserer Vorfahren fühlt man mit Unbehagen, wie tiefe Dämmerung auf jener Zeit liegt.

Es ist zu hoffen, daß die edle Arbeit von Haupt zu neuen Untersuchungen anregen und dazu helfen wird, diese und andere Zweifel über Neidharts Poesie aufzuklären.

Balbis allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geographischen Wissens. Vierte Auflage. Bearbeitet von Dr. Berghaus. 2 Bände. Pest, Wien und Leipzig. Verlag von C. A. Hartleben 1857 und 1858. Der Venetianer Adriano Balbi ist eine der ersten Größen auf dem Gebiete der Geographie und Statistik. Sein Atlas ethnographique du globe ist mit seinen reichen Zusammenstellungen und Uebersichten, bei denen auch die deutschen Forschungen berücksichtigt und namentlich die Resultate der vergleichenden Sprachkunde zur Anwendung gekommen sind, noch jetzt unübertroffen, und sein Abrégé de géographie wurde fast in alle moderne Sprachen übersetzt. Eine dieser Uebersetzungen ist die Grundlage des obigen Buchs, dessen frühere Auflagen eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden haben, und welches in seiner jetzigen Gestalt allen Ansprüchen genügt, die man heutzutage an ein Handbuch der Geographie zu stellen berechtigt ist. Namentlich zeichnet sich sein System durch Einfachheit und Uebersichtlichkeit aus, Eigenschaften, die sich nicht vielen Werken ähnlicher Art nachrühmen lassen. Die Bearbeitung durch Dr. Berghaus ist in den Hauptsachen durchaus gründlich und gewissenhaft. Mit sehr wenigen Ausnahmen fanden wir, daß dabei die zuverlässigsten Quellen über die einzelnen Gegenstände benutzt und alle wichtigeren geographischen Entdeckungen, alle irgend bedeutsamen Veränderungen auf dem Gebiete der Erdkunde bis auf das Jahr 1855 berücksichtigt worden waren. Mit besonderer Ausführlichkeit ist selbstverständlich Europa behandelt, und sind hier auf die Beschreibung Oestreichs allein mehr als acht Bogen von dem Format des brockhausschen Con-

versationslexikons und zum Theil sehr engem Druck, auf Preußen circa fünf Bogen, auf Frankreich ebenso viel verwendet. Daß kleine Irrthümer vorkommen, ist bei einem Werke, welches so umfassende Detailkenntniß voraussetzt, begreiflich. Wir machen nur auf einen aufmerksam, der in jetziger Zeit ganz vorzüglich eine Berichtigung erheischt. Seite 810 heißt es, in Schleswig seien $^3/_4$ der Einwohner Dänen, und einige Zeilen weiter unten wird gesagt: „Unter den 363,000 Einwohnern, welche das Herzogthum Schleswig 1845 hatte (es hat jetzt mehr als 400,000), befanden sich 125,000, welche deutsch in ihrer platten Mundart sprachen, 122,000 hatten die Districte, wo die dänische Sprache in Kirchen und Schulen gebräuchlich, und 51,000 E. diejenigen ursprünglich dänischen Districte (inne?), wo dies nicht mehr der Fall war, 36,000 E. sprachen sowol deutsch als dänisch, und 29,000 E. bedienten sich der französischen Mundart.“ Dies ist dahin abzuändern, daß die Dänen sich in Schleswig zu den Deutschen etwa wie 4 zu 5 verhalten, daß von den Einwohnern des Herzogthums mit Einschluß der Friesen reichlich 220,000 sich des Deutschen als Umgangssprache bedienen, und daß durch das sogenannte Sprachrescript die dänische Kirchen- und Schulsprache über Districte, die von mehr als 40,000 deutschredenden Schleswigern bewohnt sind, ausgedehnt worden ist. Ebenso unrichtig ist es, wenn der Bearbeiter das Amt Hütten, wo seit länger als hundert Jahren niemand dänisch spricht, nur größtentheils von Deutschredenden, das Amt Gottorf, von dessen Einwohnern nicht der zehnte Theil das dänische Patois Schleswigs redet, sogar hauptsächlich von Dänischsprechenden bewohnt sein läßt. Derartige kleine Irrthümer thun dem Werthe des Werkes nur geringen Abbruch. Der hier erwähnte aber könnte in der nächsten Zukunft für den Einen und den Andern zu einem großen Irrthum führen, und so war er hier hervorzuheben und zu berichtigen.

Notiz.

Nach dem Wunsche des Verfassers sei hier ein Druckfehler in: Bilder aus der deutschen Vergangenheit No. 10 S. 386 Z. 19 v. o. verbessert. Dort ist statt: Götz von Berlichingen schrieb seine Biographie in seinem letzten Lebensjahre zu lesen: in seinen letzten Lebensjahren. Götz starb 1562, die Biographie ist nach 1556, wahrscheinlich 1557 verfaßt, denn Götz erwähnt Ferdinand I. als neuen Kaiser. —

Ferner muß es in dem Aufsatze „Das System der preußischen Festungen“ (Nr. 7) S. 160 in der zweiten Zeile von unten 1814 statt 1817, S. 268 in der fünften Zeile von oben ebenfalls 1814 statt 1817 und wo von dem Bau Lötzens die Rede ist, statt strategisch-fortificatorische „Schraube“ Schrulle heißen.

D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Stand der schleswig-holsteinischen Frage.

Wenn wir die Berichte und Urtheile, welche unsere Presse in den letzten Monaten über den Streit zwischen Dänemark und Deutschland gebracht hat, überblicken, so finden wir, daß die Mehrzahl der Blätter nur eine holsteinische oder holstein-lauenburgische Frage kennt, und betrachtet man die Noten und Depeschen, mit denen bisher von den Mandataren des deutschen Bundes und zuletzt von diesem selbst mit den Herren in Kopenhagen über diese Angelegenheit Krieg geführt wurde, so muß man sich mit jener Bezeichnung einverstanden erklären; denn nirgend erwähnten diese Documente den Namen Schleswigs. Da das Land zwischen Eider und Königsau noch existirt, ebenso wenig ins Königreich Dänemark aufgegangen als ins Meer versunken ist, und da das Recht Holsteins auf Zusammengehörigkeit mit dem nördlichen Nachbarherzogthume durch die Verträge von 1852 nur modificirt, keineswegs aufgehoben wurde, so vermöchten wir uns jene beharrliche Schweigsamkeit gegenüber den auch hier, ja hier in stärkerem Grade verletzten deutschen Rechten und Interessen nur mit der Furcht vor einem Einspruch der nichtdeutschen Großmächte zu deuten. Indeß fällt, da England durch die Sendung des Generalconsuls Ward nach Schleswig bekundete, daß es die Grenze der deutsch-dänischen Frage nicht am Südufer der Eider sieht, und selbst russische Zeitungen anerkennen dürfen, daß Deutschland in Schleswig Rechte zu wahren hat, auch dieser Erklärungsgrund zum Theil hinweg, und es scheint, da wir von der deutschen Diplomatie doch unmöglich annehmen dürfen, sie sei sich in der Sache nicht klar, nichts übrig zu bleiben als die Vermuthung, die deutsche Bundesversammlung unterlasse die Sache Holsteins in Schleswig zu erwähnen aus Rücksicht auf Frankreich oder — Oestreich.

Gesetzt aber auch den Fall, Schleswig wäre aus guten Gründen ein noli me tangere für den Bund, so hat die Presse diese Gründe nur als vorläufig noch vorhanden zu behandeln, und es ist ihre Pflicht, möglichst oft und möglichst energisch daran zu erinnern, daß hier nicht blos ein Zerwürfniß zwischen Frankfurt und Kopenhagen wegen in Holstein verletzter ständischer Rechte, sondern die Frage nach der Zukunft Dänemarks vorliegt, daß hinter dem Bundestage, wie hinter dem dänischen Ministerconseil eine öffent-

liche Meinung existirt, die sich mit dem Gesammtstaat, dessen Bestehen beide zur Basis ihrer Unterhandlungen nahmen, nicht einverstanden erklärt, daß die Frage nur halb gelöst wird, wenn man sie auf Holstein beschränkt, nicht auch auf Schleswig ausdehnt.

Ob die vollständige Lösung derselben gegenwärtig möglich ist, ob Preußen, der dabei zunächst betheiligte Staat, erst die Bündnisse reifen zu lassen hat, deren Anknüpfung oder Vorbereitung jetzt das Gerücht verkündigt, darf unseres Erachtens dabei nicht in den Vordergrund gestellt werden. Es genügt zu wissen, daß sie überhaupt möglich ist, daß sie sich vollziehen wird, sobald das gesammte deutsche Volk sich die volle Bedeutung des Streites zum Bewußtsein gebracht hat und, ebenso fern von zu weitfliegenden Hoffnungen wie von zu ängstlich messender Beschränkung, mit aller Wucht seiner Ueberzeugung und seines Willens nach den ihm hier gesteckten Zielen hindrängt. Eidora Romani terminus imperii — so las man einst über dem einen Thore Rendsburgs. Die Dänen durften, nachdem 1852 die Herzogthümer von Deutschland entwaffnet waren, diese Inschrift abnehmen und in die Rumpelkammer werfen. Die Grenze war, so schien es einige Jahre, bis an die Elbe, bis an die Thore Hamburgs vorgeschoben. Es war vorauszusehen, daß ein Rückschlag erfolgen würde, er kam, und jetzt möchten die Dänen das Grenzzeichen wieder aufrichten, wo es einst gestanden. Die Diplomaten der eschenheimer Gasse würden sich vermuthlich damit begnügen. Sie werden vielleicht mit noch Wenigerem zufrieden sein. Die deutsche Nation aber, so weit sie ihre Interessen auf der cimbrischen Halbinsel kennt, wird dazu nicht ihr Amen sprechen; sie wird sagen, was sie selbst weggenommen, soll weggenommen bleiben, nicht die Elbe, aber auch nicht die Eider bilde in Zukunft unsere Markscheide im Norden; sie wird dies in einem feinen Gedächtniß behalten, und den Wunsch zur Wirklichkeit werden lassen sobald sie kann.

Noch nie erwiesen die Verträge, welche die Diplomaten ewige nannten, sich wirklich als ewig, am wenigsten die, welche gegen die Natur waren. Und das weiß man in Schleswig-Holstein. Diese Niedersachsen, diese Friesen und Angler, die jetzt des Ausgangs der Verhandlungen begierig von jenseit des dänischen Schlagbaums zu uns herüberblicken, sind ein langathmiges, wettergehärtetes Geschlecht, mit ruhigem Blut und ausdauernden Nerven gesegnet, wie kein anderer deutscher Stamm. Sie haben sich vier Jahrhunderte hindurch allein des Dänenthums erwehrt, haben in den letzten zehn Jahren Enttäuschung auf Enttäuschung in ihren gerechtesten Erwartungen erlebt, ohne zu verzweifeln, ohne auf die Dauer auch nur zu zweifeln. Sie werden sich keinen Illusionen über das Einschreiten des Bundes hingeben, werden ein festes Wort von ihm in ihrer Sache, beschränke es sich auch auf Holstein, als erste Abschlagszahlung nach langem Schuldverweigern, und als ein Gewicht in

ihre Wagschale, welches die der Dänen wenigstens ein Stück emporschnellen läßt, mit Dank annehmen und die so gebesserte Lage benutzen, weiter zu graben und weiter zu bauen, bis eine größere Zeit dem Hause das Dach aufsetzt und den First mit dem Kranze schmückend ihm den Namen gibt, der jetzt blos als feuriger Wunsch im Herzen der Bauleute lebt: Schleswig-Holstein, Deutschlands Nordmark.

Dies war vorauszusenden, damit die nachstehende Entwicklung des Standes der schleswig-holsteinischen Sache nicht der Tadel treffe, von einem Hoffnungslosen ausgegangen zu sein. Wir wenden uns jetzt sofort zu den Parteien in der Frage und deren Programmen, wobei wir, da diese Frage mittelbar weit in die Verhältnisse des gesammten Nordens hineingreift, auch solche Parteien zu berücksichtigen haben, die sich nicht direct auf unsern Hauptgegenstand beziehen.

Wir beginnen mit der Partei, welche durch ihr Programm den Interessen Deutschlands am strengsten entgegengesetzt ist und auch in Dänemark die wenigsten Mitglieder zählt, gleichwol aber die Neugestaltung der dänischen Staatsverhältnisse nach ihren Grundsätzen durchgeführt hat, indem dieselben von den Großmächten als zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts nothwendig angesehen wurden. Die Gesammtstaatsmänner wollen einen dänischen Staat in der Weise des jetzigen Oestreich, verbunden ohne Rücksicht auf die verschiedenen Nationalitäten, unter einem König, der im Königreich Dänemark durch eine sehr freisinnige Verfassung beschränkt, in Schleswig, Holstein und Lauenburg factisch so gut wie absoluter Herrscher ist, und der, während er sich in Dänemark durch keinerlei andere Rücksichten als die auf die Volksvertretung gebunden sieht, in Betreff Holsteins und Lauenburgs sich an die Beschlüsse des deutschen Bundes zu halten hat. Es gab verschiedene Wege, diesem, wie man auf den ersten Blick bemerkt, naturwidrigen Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Man konnte die mit allen Mitteln eines wirksamen Einflusses auf die Verwaltung ausgestattete Volksvertretung des Königreichs (Reichstag) in ihrer Machtvollkommenheit bestehen lassen, den frühern Provinzialständen der Herzogthümer einige Scheinrechte verleihen, und für die Vertretung der Interessen des Gesammtstaats mit Rücksicht auf seine auswärtige Politik, auf Finanzen, Heer und Flotte eine gemeinsame Reichsversammlung (Reichsrath) berufen, die nur mit berathender Stimme ausgestattet war. In diesem Falle wäre der dänische Reichstag mit seiner beschließenden Befugniß, wie sofort zu erkennen, nicht blos für das Königreich, sondern auch für die Herzogthümer die maßgebende Versammlung geworden, auch wenn man sich entschlossen hätte, den deutschen Theilen der Monarchie im Reichsrath gleichviel Stimmen wie den dänischen zu geben. Man konnte aber auch auf die Vertretung des Gesammtstaats das Hauptgewicht legen, ihr die stärkere Einwirkung auf die Verwaltung einräumen und

den dänischen Reichstag auf das Niveau einer Provinzialversammlung herabdrücken. In diesem Falle trat die Herrschaft des dänischen Volkes über die Deutschen im Gesammtstaat weniger roh zu Tage. Die Unterordnung des deutschen Elements aber unter das dänische blieb dieselbe, wenn man nicht, was die Dänen nie zugeben könnten, die Deutschen gleichviele Vertreter in den Reichsrath schicken lassen wollte. Ja selbst bei diesem Zugeständniß würde nur unter der Voraussetzung einer vollkommen unparteiischen Regierung — Beweise, daß Unparteilichkeit im Cabinet von Kopenhagen nicht zu suchen, ja bei der Art der Dänen nicht einmal möglich ist, bedarf es nicht — der nachtheilige Einfluß, den das Ministerium in den Herzogthümern auf die Reichsrathswahlen üben kann, weggefallen und gleiche Vertretung beider Nationen erreicht worden sein. Angenommen aber, sie wäre zu erreichen gewesen, so würde bei den auseinandergehenden Interessen und der unheilbaren Verbitterung beider Theile die Staatsmaschine ein Wagen geworden sein mit zwei Deichseln, eine nach Süden, die andere nach Norden gerichtet, jede gleich stark bespannt, keine von der Stelle rückend, eine Lächerlichkeit, eine Monstrosität.

Man beließ es daher dabei, daß die Deutschen unter allen Umständen im Reichsrath in der Minorität sein mußten. Aber auch so hätten es die Dänen nur dann zu einem vollständigen Siege und damit zu vollständiger Danisirung des Gesammtstaats bringen können, wenn Aussicht vorhanden gewesen wäre, das deutsche Element in der Bevölkerung zu vernichten. Es gelang blos eine der Unterjochung ähnliche Unterordnung herbeizuführen. Was den Deutschen in den Herzogthümern an Zahl abgeht, ersetzen sie durch größern Reichthum, durch eine durchschnittlich höhere Bildung und vor allem dadurch, daß sie hinter sich die Hoffnung auf die vierzig Millionen Stammgenossen haben, die sie nicht immer im Stich lassen werden. Unter normalen Verhältnissen herrschte bisher in Kopenhagen immer das deutsche Element; man reiche ihm die Hand, und es wird in Kurzem wieder herrschen.

Der Gesammtstaat wäre somit nur unter zwei Bedingungen herzustellen. Die eine wäre die, daß in sämmtlichen Theilen der dänischen Monarchie der Absolutismus wieder aufgerichtet, die Volksvertretung in Dänemark abgeschafft, oder der in den Herzogthümern gleichgestellt, und die Herrschaft Dänemarks über letztere in die Hände eines unumschränkten Monarchen zurückgegeben würde, welcher außer der Macht auch den Willen besäße, das leidenschaftliche Bestreben der Dänen, ihr Wesen über den Süden auszudehnen, im Zaum zu halten. Die andere Bedingung wäre innigster Anschluß des Gesammtstaats an Deutschland, Eintritt desselben in den deutschen Bund. Beide Bedingungen sind, zu Plänen formulirt, bereits laut geworden und haben Vertheidiger, selbst kleine Parteien um sich gruppirt. Unter den Dänen haben sie durchaus keinen

Boden. Wer sie nur nennen wollte, würde einen Sturm der Entrüstung auf sich herab beschwören, mit dem Namen eines Verräthers gebrandmarkt werden. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob es einem klugen und energischen Fürsten möglich wäre, etwaige Umstände benutzend, die Beschränkungen seiner Macht durch die jetzt geltende Verfassung für fortan ungiltig zu erklären und die alte Cabinetsregierung wieder einzuführen. Es würde bei der durch und durch demokratischen Art des Volkes mindestens ein hartes Stück Arbeit sein. Eins aber ist sicher: ein dänischer König, welcher in Verfassung und Verwaltung, in der Verwendung zum Staatsdienste, in der Berücksichtigung der Sprachverhältnisse, in Betreff der materiellen Interessen eine wirklich paritätische Stellung der beiden Nationalitäten mit Gewalt durchsetzen wollte, würde keinen Minister mit dänischem Namen finden, seine Anordnungen zu vollstrecken, kein dänisches Bataillon, um seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen.

Der Plan eines Eintritts Dänemarks in den deutschen Bund verdient, da sich gewichtige Stimmen selbst von skandinavischer Seite dafür ausgesprochen haben, eine ausführlichere Erörterung. Die, welche ihm das Wort reden, fassen die Dänen als nicht mehr reinskandinavischen Stamm auf, behaupten, sie seien der großen Mehrzahl nach ein Mischvolk, nennen, indem sie darauf hinweisen, daß vor dem Kriege um Schleswig-Holstein in den gebildeten Kreisen Kopenhagens und der andern größern Städte das Deutsche die herrschende Sprache gewesen, daß diese Kreise vielfach Sympathien für das Deutschthum an den Tag gelegt, daß die deutschen Elemente in Literatur, Lebensweise, Ton u. s. w. des Dänenthums einen wesentlichen Bestandtheil gebildet, den jetzigen Haß gegen Deutschland Thorheit und Unnatur und meinen, jener Verdeutschungsproceß werde trotz aller Glut dieses Hasses fortgehen. Sie glauben, es sei unverständig, dies zu leugnen oder zu ignoriren; man solle sich vielmehr darnach richten und sein System auf das Vorhandensein eines Elements bauen, daß sich eben nicht mehr ausscheiden lasse. Dänemark nach Norden hinzutreiben, heiße der Nation eine andere Entwicklungsbahn vorschreiben, als jene, welche ihr vorgezeichnet sei. Dänemarks Bestimmung sei, die Brücke, das verbindende Glied zwischen den beiden großen Hauptgruppen der germanischen Stämme, dem deutschen und dem skandinavischen zu bilden, nicht aber auf Spaltung und fanatischen Haß zwischen diesen so nahe verwandten Völkern hinzuarbeiten.

Dann gehen diese Stimmen weiter und fragen, ob die Dänen denn wirklich etwas verlieren würden, wenn sie sich ganz an Deutschland anschlössen und die Schranken, die dem deutschen Wesen den Zugang wehrten, völlig niederrissen. Sie antworten, man werde nichts verlieren, aber viel gewinnen. Allerdings würde dann das Deutschthum die Oberhand erlangen, die deutsche Sprache bei öffentlichen Verhandlungen häufiger angewendet, und vielleicht

mit der Zeit die alleinherrschende werden. Aber darin läge nichts Drückendes oder Demüthigendes. Man könne einwenden, daß durch einen Anschluß an den deutschen Bund die Volksfreiheit in Gefahr kommen werde, ungebührliche Beschränkung zu erleiden. Aber man habe gesehen, daß die Freiheit auch in deutschen Staaten gewahrt werden könne, wofern nur der Fürst loyal sei und das Volk Festigkeit und Mäßigung zeige. Dagegen werde man sich durch einen solchen Schritt die wichtigsten Vortheile erwerben. Der Staatencomplex der dänischen Monarchie sei dann für alle Zeiten gesichert vor Schmälerung. Die einzelnen Theile könnten fester verknüpft, zu einem Einheitsstaat umgeschaffen werden. Dänemark und die Herzogthümer würden, wie der norwegische Geschichtschreiber Munch sich ausdrückt, den „Admiralstaat" des deutschen Bundes bilden, die übrigen Bundesglieder den neuen Genossen mit Achtung behandeln, da jener Admiralstaat dem heißen Wunsche nach einer Flotte entspräche. Dänemark hätte dann Einfluß im Bunde und dadurch größere Macht und Bedeutung in der ganzen europäischen Staatenfamilie als gegenwärtig, und das Nationalgefühl würde bei einer so würdigen Stellung sicherlich nicht zu kurz kommen. Man solle daher in Dänemark den Muth der Umkehr, die nöthige Ergebung ins Unvermeidliche, den großen Sinn haben, „die Acten der nordischen Nationalität für ganz geschlossen zu erklären, und als dänisch-deutscher Staat in verjüngter kräftiger Gestalt wieder aufleben."

Dies der Rath der echten Skandinavier an die Dänen. Man sieht daraus, daß jene diese und ihre Sehnsucht nach Vereinigung mit den Brüdern im Norden sehr kühl behandeln. Weshalb, werden wir sogleich sehen. Hier ist nur zu bemerken, daß, wenn man sie unter den näher Verwandten nicht mag, wenigstens nicht in der Gestalt mag, in der sie sich anbieten, auch trotz des Admiralstaats für uns keine Veranlassung vorliegt, sie zu mögen. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob ein Anschluß der dänischen Monarchie an Deutschland, wie der angedeutete, die Billigung der nichtdeutschen Großmächte erlangen, ob er anders als durch einen Krieg durchzusetzen sein, ob er uns nicht England auf immer entfremden würde. Eine feste Allianz mit der letztern Macht würde einem Bündniß mit Dänemark vorzuziehen sein, ein Gewinn Schleswig-Holsteins mit seinen herrlichen Kriegshäfen uns den Admiralstaat ermöglichen, den wir brauchen. Wir können nicht wünschen, die Elemente, welche die Entwicklung Deutschlands zu größerer Einigkeit stören, durch ein neues zu vermehren, nicht wünschen, daß sich auch im Norden ein Glied anfüge, welches andere Interessen als reindeutsche hat, ganz abgesehen davon, daß man uns von vornherein mit Hintergedanken angehören und in kritischen Zeiten eine andere Fahne aufstecken würde, als die des Bundes, und ganz abgesehen davon, daß wir uns damit bei den Erbansprüchen des petersburger Hofes an Dänemark die angenehme Hoffnung näher rücken würden, einen

russischen Gesandten in Frankfurt mittagen zu sehen. Die einzige Macht im Bunde, die von ihrem Standpunkte aus vielleicht zu diesem Projecte ja sagen könnte, ist Oestreich. Es wäre ein Schritt zur Verwirklichung der Idee von der Verwandlung Deutschlands in das gepriesene mitteleuropäische Siebzigmillionenreich mit seinen Szeklern und Magyaren, Polaken und Italienern, und es wäre ein neuer Hemmschuh für die Entwicklung Preußens zu größerer Macht, die in der bevorstehenden Verbindung Braunschweigs mit Hannover ohnedies für die nächste Zukunft schwere Beeinträchtigung zu fürchten hat.

Wie es aber für den deutschen Patrioten keines Pathos bedarf, um ihm die Thorheit dieses Vorschlags klar zu machen, so werden auch die Dänen eher in alles Andere willigen, als in einen Anschluß an den Süden. Schon seit mehren Jahrzehnten, besonders aber seit 1848 gehört in Dänemark bei weitem der größere Theil derer, die auf Talent und Bildung Anspruch machen, der skandinavischen Partei an, die zugleich die liberale ist. Diese Partei leugnet, daß Dänemark bereits so germanisirt sei, daß es mehr deutsches, als skandinavisches Wesen besitze, und sie hat darin nicht Unrecht. Wenn sie dagegen behauptet, was das dänische Volk vom deutschen empfangen habe, sei ohne Ausnahme vom Uebel, so sollten ihr bei einiger Anlage zur Selbsterkenntniß wenigstens insofern Zweifel darüber aufsteigen, als die Grundgedanken, denen sie ihre Existenz verdankt, aus Deutschland stammen, als sie fast in allen ihren Zügen ein getreuer Abklatsch des Franzosenfresserthums der zwanziger Jahre ist. Der einzige wesentliche Unterschied ist, daß bei letzterem das Gefühl des Hasses, bei den dänischen Skandinaven die Furcht vor dem Gegner überwog. Die Politiker dieser Classe sagen, Dänemark wird vom Deutschthum verschlungen, die Volksthümlichkeit untergraben, die Freiheit bedroht; Dänemark hat darum, wenn es seine Existenz retten will, sich an den Norden, an Schweden und Norwegen anzuschließen, alles Deutsche bis herab auf die deutsche Buchstabenschrift abzuthun, sich durch Aufnahme echtskandinavischer Elemente in sein Wesen zu regeneriren, gegen den Süden und seine Einflüsse eine unübersteigliche Grenzmauer zu errichten. Wir sehen von der Berechtigung dieses Hasses gegen Deutschland ab, und lassen es, wenn zugleich Ton auf die Behauptung freisinniger Einrichtungen gelegt wird, unerörtert, ob diese Einrichtungen durch eine Verbindung mit Schweden und Norwegen in der Weise der kalmarischen Union den Bestrebungen Rußlands gegenüber besser gesichert sein würden, als durch ein freundschaftliches Verhältniß Dänemarks und der gesammten skandinavischen Welt zu Deutschland, das doch über kurz oder lang den Kampf mit Rußland aufnehmen muß. Wir begreifen, daß die nationale Partei in Dänemark nur mit Factoren der Gegenwart rechnet, nicht an die Zukunft denkt. Sie hat eben Eile, da das Lämpchen am Verlöschen ist. Sie ahnt eben, daß ihr Land keine Zukunft

hat. Was wir aber auf den ersten Blick nicht begreifen, ist, daß die Partei ihre Grenzmauer gegen das verhaßte und gefürchtete Deutschthum quer durch ganz entschieden deutsches Gebiet ziehen will. Die Eiderdänen, wie jene Politiker in dieser Beziehung genannt wurden, sind überzeugt, daß das dänische Element in der Monarchie nicht stark genug ist, das deutsche zu unterwerfen, zu skandinavisiren. Die Regelung der Monarchie zu einem Gesammtstaat mußte darum dieser Partei sehr unerwünscht sein. Sie versuchte durch ihre Einwirkung auf die Verwaltung Holstein so viel als möglich zu danisiren, und man sprach jetzt von Elbdänen. Der Erfolg war, wie vorauszusehen, gleich Null, die Vertheidiger des elbdänischen Gesammtstaats wissen, daß derselbe nur existiren kann, wenn der deutsche Bund die Augen schließt, und daß Elbdänemark auch in diesem Falle eine für skandinavische Bestrebungen sehr wenig bequeme Maschine ist. Sie gestehen daher eine Absonderung Holsteins, des unzweifelhaft ganz deutschen und überdies zum deutschen Bunde gehörigen, nicht nur zu, sondern fordern sie sogar als nothwendig für die Verwirklichung ihrer Wünsche. Schleswig soll von dem südlichen Nachbarherzogthum getrennt und durch Realunion mit Dänemark verbunden, zur Provinz gemacht, einverleibt, derselben Verfassung und Verwaltung theilhaft werden. Daß die ganze Südhälfte des Landes genau so deutsch, wie Holstein ist, daß Holstein durch Verträge, auch durch die neuesten, fest mit Schleswig verknüpft ist, kümmert die Herren nicht. Daß die deutschen Schleswiger gezeigt haben, wie sie nicht im Entferntesten gesonnen sind, sich durch die Erlaubniß mit unter den Fittichen der dänischen Constitution Platz zu nehmen zur Verzichtleistung auf ihre alten guten Rechte und ihre Nationalität verlocken zu lassen, weiß die Partei. Es ficht sie aber nicht an; denn geht es nicht in der Güte, so geht es mit Gewalt. Daß es auch damit nicht gelingen will, haben die letzten Jahre zur Genüge bewiesen, und wenn man dennoch dabei beharrt, ein so halsstarrig antidänisches Element in dem reindänischen Staat zu behalten, so erklärt sich das nur daraus, daß man ohne Schleswig nicht im Stande ist, in der angestrebten nordischen Union das zu erreichen, was des Pudels eigentlicher Kern ist.

Dänemark muß rein nordisch werden, sagt das Glaubensbekenntniß der kopenhagner Skandinaven; es kann dies nicht aus eignen Kräften, es will sich darum auf Schweden und Norwegen stützen, um nordische Nahrung aus ihnen zu saugen. Es will aber auch trotz seines Bekenntnisses der Schwäche die erste Rolle in der neuen kalmarischen Union spielen. Der Bettler will König sein — ein kühner Gedanke, der aber leider von den beiden nordischen Nationen, die in seine Verwirklichung zu willigen hätten, nicht goutirt, von den Mildurtheilenden unter ihnen mindestens unklar, von den Strengeren unredlich gescholten wird. Damit das kleine Dänemark etwas stattlicher auf-

treten könne, soll Schleswig bis an die Eider sich in dänisches Land verwandeln. Es soll die „Morgengabe" sein, die Dänemark den beiden andern Köpfen des dreihäuptigen Skandinavismus zubringt, wenn es sich ihnen als dritter anschließt. Die Schleswiger meinen zwar, es möge vielmehr die Elle sein, die nach der Bibel niemand seiner Länge zusetzen kann. Die Eiderdänen aber haben sich den Gedanken mit der Morgengabe einmal zurecht gemacht, ihre Eitelkeit denkt nicht an jenes schwärmerische Aufgehen in einem großen Nordlande, sie wollen im Süden erobern, um im Norden erobern zu können. Dänemark gilt ihnen als Hauptland Skandinaviens, Kopenhagen als dessen Hauptstadt. Es versteht sich deshalb von selbst, daß die Hegemonie in der Union bei Dänemark sein muß. War sie es doch in der (beiläufig nicht durch Vertrag, sondern durch Waffengewalt zu Stande gekommenen, den Schweden sehr wenig ersprießlichen) kalmarischen Union, und ist doch Dänemark das alte noch — wenigstens im Wollen, wenn nicht im Können. Alle Besonnenen in Schweden und Norwegen haben diesen Hintergedanken erkannt, und sehen die Redensarten der Dänen von skandinavischer Verbrüderung mit Mißtrauen an. Die Unlust, sich mit den Hilfe und zugleich Herrschaft Heischenden einzulassen, äußert sich besonders stark bei den Norwegern, welche durch eignen Schaden klug geworden sind, indem sie ganz so wie jetzt die Schleswig-Holsteiner erfahren haben, wie die Union mit Dänemark, mag sie auch das Gleichheits- und Selbstständigkeitsprincip für die in ihr begriffnen Länder proclamiren, immer mit Unterjochung und Ausnutzung für den andern Theil endigt.

Können die nördlichen Skandinavier schon deshalb auf eine Union mit Dänemark-Schleswig nicht eingehen, so stehen dem auch andere gewichtige Gründe entgegen. Wenn Dänemark nur Holstein, nicht auch Schleswig, wenigstens den südlichen Theil, aufgäbe, so könnten die andern beiden Reiche nicht daran denken, ihm die Aufnahme in ihren Bund zu gewähren, da sie sich in diesem Falle für einen kleinen Zuwachs an Stärke eine große Gefahr eintauschen würden. Die Aufnahme würde dann das Ergebniß eines Strebens sein, welches sich offen feindlich gegen Deutschland erklärte. Die, welche sie gewährten, würden damit in denselben Gegensatz zu dem deutschen Interesse treten, wie Dänemark, und nach dem, was wir bisher aus dem Munde der Verständigen in den beiden nordskandinavischen Reichen vernahmen, muß man annehmen, daß die Schweden und Norweger nichts von Feindschaft mit Deutschland wissen wollen. Man müßte sich, wofern man an eine Union ginge, sichern, nicht bei jeder Gelegenheit, wo das Nationalgefühl der Deutschen zu wallen beginnt, in einen Krieg mit dem Süden verwickelt zu werden, und die einzige Garantie wäre grade im Fahrenlassen jener Morgengabe, die sich, wofern sie angenommen würde, den verhängnißvollen Gaben der Mythe gleich

zeigen müßte, an die sich für jeden Empfänger Unheil, Streit und Blutvergießen knüpften.

In Schweden und Norwegen hat sich der Skandinavismus bis jetzt, sofern das Volk in Frage kommt, mehr in unbestimmter Weise kundgegeben und im Wesentlichen auf Reden und Toaste von geistigem Zusammenwirken beschränkt. Man gebrauchte ihn hier als Mittel, sich in eine angenehme enthusiastische Stimmung zu versetzen oder gab sich auch dem Gefühl jenes wirklichen Bruderbundes hin, welcher zwischen den Ländern der skandinavischen Halbinsel besteht. Dieses Gefühl reichte vollständig aus, um sich mitunter einen Rausch in politischer Begeisterung zu trinken, und in diesem Rausch und seinem überströmenden Jubel nahm man den Dänen als den Vetter auf den Inseln mit, ohne sich seine eignen Empfindungen dabei weiter zu zergliedern. Die Vorkommnisse bei den Studentenfesten in Kopenhagen und Stockholm sind keine Widerlegung, sondern ein Beweis für diese Auffassung. Sie beweisen aber auch noch etwas Anderes.

Außer dem Volke nämlich gibt es noch eine andere Macht, die mit dem Skandinavismus geht, die aber nichts mit idealistischen Träumen zu schaffen hat, sondern ebenso materielle und weit besser auf die Wirklichkeit basirte Zwecke verfolgt, als die kopenhagner Patrioten. Wir meinen die Dynastie Bernadotte.

Um es gleich von vornherein auszusprechen, die skandinavische Idee, wie sie vom schwedischen Königshause verstanden wird, ist nicht die der Skandinaven in Kopenhagen. Dieses will weder einen dreiköpfigen Staatenbund, bei welchem das sich auf Schleswig als Piedestal und dann noch auf die Zehen stellende Dänemark den Größten macht und eine Rolle spielt, wie einst in der kalmarischen Union, noch auch eine solche Gestaltung, wo dieses Dänemark die Eigenschaft eines selbstständigen Reiches mit besonderer Verfassung bewahrt. Was sie allein erstreben können, weil es sie allein stärker machen könnte, ist die Einverleibung Dänemarks in das schwedische Reich. Die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte zeigt nichts davon, daß die Idee der skandinavischen Union im Bewußtsein der nordischen Völker Wurzel behalten hat, wol aber meldet sie, daß wenigstens zwei schwedische Könige allen Ernstes daran gedacht haben, Dänemark zu erobern, und daß man andrerseits zweimal in Kopenhagen mit dem Plan umging, das dänische Königshaus auf den schwedischen Thron zu bringen. Will man darin den Gedanken der Einheit des skandinavischen Nordens erblicken, so war derselbe jedenfalls andern Schlags, als der, welchen die dänischen Patrioten auf ihre Fahne schrieben. Wir haben aber alle Ursache, anzunehmen, daß er in Stockholm zur Tradition geworden ist, und daß die jetzige schwedische Dynastie, wenn sie sich der Ermunterung der skandinavischen Bestrebungen zu widmen scheint, damit nichts Anderes

bezweckt, als Plänen und Absichten den Boden zu bereiten, wie sie jener zehnte und zwölfte Karl verfolgten. Rußland hatte der schwedischen Krone Norwegen verschafft. Man war in Stockholm dankbar dafür, und da sich zu diesem Gefühl der Dankbarkeit das in politischen Dingen stärkere Gefühl der Furcht vor dem mächtigen Nachbar gesellte, so galt Schweden bis auf den letzten Krieg als guter Freund des Zarenreichs. Die in diesem Kriege erlangte Erkenntniß, daß Rußland nicht so stark sei, als man gemeint, schwächte jene Anhänglichkeit, führte zu dem bekannten Garantie- und Defensivvertrag mit den Westmächten, und hieß selbst gegen Rußland rüsten. Ein Einmarsch in Finnland war das Tagesgespräch. Der Friede ließ es nicht so weit kommen. Die alte Freundschaft aber war nicht wieder herzustellen, und so hatte die schwedische Politik in Betreff Dänemarks ferner keine Rücksichten auf Rußlands Interesse zu nehmen. Man konnte jetzt bei der durch das Verfahren gegen Schleswig-Holstein herbeigeführten Zerrüttung der dänischen Monarchie, bei dem sehr wahrscheinlichen Aussterben des kopenhagner Königshauses, bei der Ernennung eines Thronfolgers gegen das alte Recht und bei der in einem großen Theile des Volks sich immer lauter und banger kundgebenden Ueberzeugung, daß nur ein Anlehnen an die Verwandten im Norden Dänemark vor dem Untergang retten könne, recht wohl glauben, daß die Zeit zur Ausführung jener dynastischen Pläne des vorigen Jahrhunderts nahe sei, und daß man es wirklich glaubte, zeigt die Aufeinanderfolge von Demonstrationen, die das Ministerium Scheele zu der Depesche vom 20. Februar vorigen Jahres veranlaßte.

Das Auftreten des Königs Oskar und des Kronprinzen (jetzigen Regenten) seit jener Umwandlung der auswärtigen Politik Schwedens sieht nur bei oberflächlicher Betrachtung harmlos aus. Auf der Naturforscherversammlung in Christiania im Frühling 1856 betonte der Kronprinz und damalige Vicekönig zum ersten Male officiös die Einheit, nicht die Einigkeit, des Nordens. Deutlicher sprach bald nachher der König, indem er den Besuch dänischer und norwegischer Studenten in Stockholm als eine ihm und seinem Hause dargebrachte Huldigung behandelte, seinen Gästen einen festlichen Empfang bereitete, an dem sich höhere Beamte betheiligten, und dann eine Rede hielt, in der er seine Freude über die Verbrüderung der skandinavischen Jugend ausdrückte, die für die Zukunft Bedeutung habe. Wenige Wochen später machte der Kronprinz einen Besuch in Kopenhagen, wie es schien, mehr den Studenten, als dem Hofe. Ein Fackelzug, den ihm die erstern bringen wollten, wurde „als politische Demonstration" verboten, und so kam es blos zu einer feierlichen Begrüßung, auf welche der Prinz in längerer, ganz im Stil der skandinavischen Enthusiasten gehaltner Rede antwortete. Ein zukünftiger König aber begibt sich nicht unter die Studentenschaft eines andern Landes,

um sich als Schönredner hören zu lassen, und es galt hier nicht einer phantastischen Lorbeerkrone, sondern einer andern, einer Krone von solidem Metall. Wer daran zweifeln konnte, mußte sich durch den König selbst eines Bessern belehren lassen, als derselbe den Reichstag dieses Jahres mit den Worten schloß: „Die glückliche Vereinigung im Norden schlägt mit jedem Jahre tiefere Wurzeln in dem Herzen und in dem Bewußtsein der skandinavischen Brudervölker. Treu meinen Pflichten als Unionskönig, durchdrungen von dem Gedanken, der dem Bunde zu Grunde liegt, bemühe ich mich, den großartigen Bau zu vollenden, die Theile desselben auszuführen, welche ins Leben zu rufen die Umstände bisher noch nicht zuließen."

Deutlicher konnte man nicht sprechen. Man sah sofort in Kopenhagen, daß es nicht die poetische Idee der nordischen Union, nicht die Träume von „Faedrelandet" und Genossen, sondern das in die Formen jener Idee gekleidete Streben des schwedischen Königshauses war, welches hier sich ausdrückte. Die scheele'sche Depesche machte die Sache nur ärger. Sie brachte eine Anklage, ohne sie beweisen zu können und wurde so vom schwedischen Cabinet mit leichter Mühe widerlegt. Der „Unionskönig" aber war in der gewonnenen Position dadurch nur gestärkt und denen, die ihn bisher übersehen, gezeigt. Ob man in Stockholm bald oder überhaupt einmal ganz offen mit der Sprache herausgehen oder warten wird, bis der Drang der Umstände nöthigt, sich der Dänen anzunehmen, wird die Zukunft lehren. Vom deutschen Standpunkte ist die skandinavische Idee in dieser Gestalt willkommen zu heißen, da sie die Dänen in dem Gefühl bestärkt, daß es unmöglich für sie ist, ihre bisherige staatliche Existenz auf die Dauer fortzuführen, und da sie dieselben andrerseits an die Obmacht Schwedens gewöhnt. In Betreff Schleswig-Holsteins dürfte auch von dem Könige gelten, was vorhin hinsichtlich der Volksmeinung in Schweden und Norwegen gesagt wurde. Ein von russischer Freundschaft emancipirtes Skandinavien ist nicht stark genug, um es auch mit Deutschland zu verderben, nicht stark genug, um nicht das dringende Bedürfniß zu empfinden, Deutschland zum Bundesgenossen zu haben. Dann aber müßte es die deutschen Herzogthümer aufgeben, vielleicht sogar Jütland, das ihm bei jedem von einem südlichen Gegner mit Energie geführten Kriege in wenigen Wochen verloren gehen würde. Wenn in neuester Zeit davon gesprochen worden ist, Schweden habe dem kopenhagner Cabinet das Anerbieten gemacht, ihm Schleswig zu garantiren, so wäre diese Offerte, die Begründung des Gerüchts vorausgesetzt, bei der jetzigen Lage der Dinge ohne Sinn, wenigstens nur in dem Sinne begreiflich, als es dem Hause Bernadotte vorläufig darum zu thun ist, sich möglichst tief in die dänischen Angelegenheiten zu mischen, eine Art Protectorat über Dänemark zu gewinnen und damit das Gefühl der Abhängig-

keit zu befestigen, von dem es nicht weit bis zur Neigung sich zu unterwerfen ist. Für eine endgiltige Regelung der Sache wäre damit nichts versprochen.

Wir werfen jetzt einen Blick auf die Parteien, welche sich im Süden in Bezug auf die schleswig-holsteinische Frage gebildet haben, und begegnen hier zunächst einer Partei, die ihrer Natur nach nur mit Widerstreben und durch Rücksichten bewogen, die mit der Sache selbst nichts zu schaffen haben, eine Aenderung in dem bestehenden Verhältniß wünschen und unterstützen kann, dann einer zweiten, welche die Rechte Holsteins und Lauenburgs innerhalb ihrer Grenzen, wie diese Rechte durch die Verträge und Zusagen von 1851 und 1852 festgestellt sind, aufrichtig zur Geltung zu bringen bestrebt scheint, hierauf noch etwas weiter links einer dritten, die an die Rechte Holsteins in Schleswig erinnert, die der Bund ohne gegen die Großmächte zu verstoßen, zu wahren im Stande sei. Dann schließen sich die an, welche das Recht Holsteins auf Schleswig, entweder nach den alten Grundsatzungen auf ganz Schleswig, oder in Berücksichtigung der Nationalitätsverhältnisse und der größern Wahrscheinlichkeit eines gütlichen Abkommens auf Schleswig, so weit es deutsch spricht, befürworten. Endlich gibt es Politiker, welche die schleswig-holsteinische Frage nicht eher für gelöst halten können, als bis auch Jütland und damit die gesammte cimbrische Halbinsel aus dem Verbande mit den dänischen Inselstiftern gelöst, Cimbrien an Deutschland, die Inseln an Schweden überwiesen sind — eine Vertheilung, die, wie wir im Voraus bemerken können, jedenfalls sehr andere Conjuncturen und Constellationen erheischt, als sie die Gegenwart darbietet.

Wen wir unter der zuerst bezeichneten Partei verstehen, kann nicht zweifelhaft sein. Oestreichs Politik in der schleswig-holsteinischen Sache hat eine wesentliche Veränderung auch in der letzten Zeit nicht erlitten. Das wiener Cabinet hat nach seinen absolutistischen Principien den Widerstand der Herzogthümer vom Anfang an als unberechtigte Auflehnung angesehen. Es hat als Regierung eines großentheils außerdeutschen Staates auch hierbei stets das europäische Interesse, nicht das deutsche im Auge gehabt. Ihm lag die Betrachtung des Gleichartigen in beiden Monarchien näher als die des Ungleichartigen, und es konnte nach dem Genius seiner eignen neuen Staatsordnung nicht daran zweifeln, daß es im Gesammtstaat Dänemark ebenso wie im Gesammtstaat Oestreich gelingen werde, die verschiedenen Theile desselben in Zucht und Ordnung zu halten und den Widerstreit der Nationalitäten in kluger Weise zur Befestigung der landesherrlichen Gewalt zu nutzen. Oestreich hat endlich kein Interesse dabei, daß Deutschland sich auf der cimbrischen Halbinsel befestige, es wünscht im Gegentheil, daß Deutschland und zunächst die norddeutsche Großmacht keinen Einfluß auf die Geschicke Schleswig-Holsteins erlange, daß sich kein deutscher Staat bilde, dem die Häfen und Küsten der Herzogthümer die Basis eines

auch auf dem Meere mächtigen geben würden. Wenn es sich den Depeschen Preußens anschloß, so geschah dies einestheils, um dieses nicht vor der öffentlichen Meinung als alleinigen Hüter der deutschen Rechte im Norden erscheinen zu lassen, anderntheils, um von vornherein hemmend wirken zu können, vielleicht auch, weil der Streit indirect gegen ein russisches Interesse gerichtet war, oder weil ihm die constitutionellen Einrichtungen Dänemarks zuwider sind — sicherlich nicht, um den Gesammtstaat zu erschüttern, der sein Abbild und die bequemste Handhabe ist, Preußen Unbequemlichkeiten zu verursachen. Es hat Oestreich in der Bundesversammlung zugestimmt, als der Antrag gestellt wurde, in Holstein und Lauenburg gegen die dänische Willkür zu protestiren. Wir dürfen aber überzeugt sein, daß es die Stimme und der Einfluß Oestreichs war, woran der Antrag Hannovers auf ein Inhibitorium scheiterte, daß jede energische Maßregel in der Angelegenheit denselben Widerspruch erfahren, jede Erwähnung Schleswigs durch den Bundestag von derselben Seite her gehindert werden wird.

Unter diesen Umständen bleibt den Bundesgliedern, welchen es aufrichtig um die Wahrung der Rechte Deutschlands in Holstein und Lauenburg zu thun ist, nur eine beschränkte Wirkungssphäre. Die Forderungen, welche von Frankfurt an Dänemark gestellt werden, gehen nicht über die Eider hinaus und können nur eine Modification des Gesammtstaats, nicht die Gefährdung desselben zur Folge haben. Man beanstandete den ohne vorherige Vernehmung der Stände Holsteins und Lauenburgs erfolgten Erlaß des Verfassungsgesetzes für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der dänischen Monarchie als Verletzung von Artikel 56 der wiener Schlußacte, so wie als Nichterfüllung der im Jahre 1852 übernommenen Verpflichtungen. Man erstreckte diese Beanstandung auf die besondere Verfassung Holsteins, indem man verlangte, daß die §§. 3 und 4 derselben, welche die Gegenstände bestimmen, die als allgemeine Angelegenheiten der Monarchie und die als besondere holsteinische betrachtet werden sollen, den Provinzialständen, deren Berathung sie bisher entzogen gewesen, zur Begutachtung vorgelegt würden. Man behauptete, die Gesammtverfassung verstoße auch in materieller Hinsicht und vorzüglich in Betreff der Domänen gegen die gegebenen Zusagen, indem die Domänen früher Sache der einzelnen Landestheile gewesen, durch das Patent vom 23. Juli 1856 aber den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie zugezählt worden seien. Man beklagte sich ferner, daß die Zusicherung, in dem Gesammtstaat solle kein Theil dem andern untergeordnet werden, nicht erfüllt worden, indem in der Repräsentation dieses Gesammtstaats die Vertreter des Königreichs Dänemark sich im Uebergewicht befänden und die Competenz dieser Versammlung (des Reichsraths) in die speciellen Rechte und Interessen Holsteins und Lauenburgs schädlich eingreife. Man beanstan-

dete sodann auf Grund des Bundesrechts den §. 5 der Gesammtverfassung, welcher für den Fall eines Thronwechsels den Regierungsantritt des Thronfolgers von vorhergängiger Leistung des Eides auf die Verfassung abhängig macht, und inzwischen ein ministerielles Interregnum anordnet. Man forderte endlich die bis jetzt verschobene Regulirung der Grenze zwischen Holstein und Schleswig.

Ohne Zwang wird Dänemark nur die weniger wichtigen dieser Beschwerden und Forderungen berücksichtigen. Der folgenschwerste Punkt, der den Gesammtstaat wesentlich umgestalten müßte, ist der, welcher auf das Verlangen nach gleicher Stimmenzahl für alle im Reichsrath vertretenen Landestheile hinausläuft. Ginge das Cabinet von Kopenhagen darauf ein, so würde sich die Unmöglichkeit des Gesammtstaats in constitutioneller Form noch deutlicher als bisher herausstellen, ja die Deutschen würden, falls Lauenburg, Holstein und Schleswig jedes ebenso viele Repräsentanten hätten, im Reichsrath in noch stärkerm Maße die Oberhand haben, als jetzt die Dänen. Wir können nicht glauben, daß man im dänischen Cabinet daran denkt, dies zuzugestehen. Zwangsmaßregeln aber wird der Bund aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verhängen, und so dürfte sich der Nutzen des ganzen Einspruchs darauf reduciren, daß die öffentliche Meinung in Deutschland wieder einmal lebhafter an unsern wunden Fleck im Norden erinnert, und zugleich über das eigentliche Wesen des Bundestags, sein Wollen und Vermögen aufgeklärt wird. Die Nachricht der „Independance Belge", die dänische Regierung habe sich entschlossen, eine Revision der Specialverfassung Holsteins durch die Stände dieses Herzogthums anzuordnen, und die Gesammtverfassung der Monarchie nach den Forderungen des Bundes und den Wünschen der holsteinischen Stände abzuändern, verlange dafür aber gänzliche Trennung Holstein-Lauenburgs von Schleswig, indem für die beiden ersten Herzogthümer eine bloße Personalunion, für Schleswig dagegen eine Realunion in Vorschlag gebracht werde, ist sicher verfrüht, wo nicht völlig unbegründet. Damit wäre der Gesammtstaat aufgegeben, das Programm der Eiderdänen adoptirt, und so weit sind die Dinge noch lange nicht gediehen in Kopenhagen. Andererseits aber muß man dort wissen, daß der Gegner in Frankfurt mit dieser Wendung der Sache nicht einverstanden sein würde, nicht weil man sich dort durch das Recht Holsteins auf enge Verbindung mit Schleswig zum Widerspruch aufgefordert findet, sondern weil Oestreich, wie gezeigt, den Gesammtstaat erhalten zu sehen wünscht.

Von der Meinung derjenigen, welche die nach dem Jahre 1852 übrig gebliebenen Rechte Holsteins in Schleswig betonen, ist in Nummer 9 dieser Blätter die Rede gewesen, und wir kommen demnächst ausführlich auf diese Rechte zurück. Hier nur so viel, daß dieselben unsrer Meinung nach sehr wohl auch von Bundeswegen zu Forderungen zu formuliren wären, daß aber

auch mit ihnen nur Nebenhergehendes, Vorläufiges, keineswegs der allein ersprießliche Abschluß der Frage für immer zu erreichen ist. Es handelt sich hier nicht um größere oder geringere Zugeständnisse Dänemarks, sondern um eine Reconstruction des ganzen Staats auf Grundlage seiner geschichtlichen Entwicklung. Die staatsrechtliche Stellung der Herzogthümer Schleswig-Holstein könnte zunächst in der Gestalt, wie sie vor 1848 bestand, denselben wiedergegeben werden, und da das Königreich Dänemark inzwischen ein constitutioneller Staat geworden ist, so wäre, um das nothwendige Gleichgewicht herzustellen, den Herzogthümern eine der dänischen ähnliche Verfassung zu verleihen. Das londoner Protokoll macht ein Schleswig-Holstein in der dänischen Monarchie nicht unmöglich. Da die Dänen aber mit Recht nichts so sehr fürchten, als eine solche Selbstständigkeit und ein solches Vereinigtsein der deutschen Elemente im deutsch-dänischen Staat, so ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, es werde sich noch eine Lösung finden lassen, die unsern Interessen und rechtverstanden auch denen Dänemarks günstiger ist. Wiederherstellung der vormärzlichen Verhältnisse in Schleswig-Holstein und Verleihung constitutioneller Rechte an dieselben hieße nach der Meinung der Dänen den Staat Dänemark vernichten, und bei dieser Ansicht würden sie, wenn jenes mit Energie gefordert würde, zu einem Opfer geneigt sein. Mit dem Opfer Holsteins allein, welches uns jetzt von den eiderdänischen Blättern angeboten wird, können wir uns nicht begnügen. Es gab eine Zeit, wo man vielleicht in Deutschland mit einer Ausscheidung Holstein-Lauenburgs aus der dänischen Monarchie, vorausgesetzt, daß diese eine vollständige, das Herzogthum aus jedem Zusammenhang mit Dänemark lösende gewesen, hätte zufrieden sein können. Man hätte das Rechtsprincip über dem Nutzen vergessen, für den sofortigen unangefochtenen Besitz des kieler Hafens und der Eiderfestung Rendsburg die unsichern Aussichten auf Schleswig opfern können. Das war vor dem Kriege. Die Frage wurde indeß damals nicht aufgeworfen. Jetzt ist ein Zusammengehen der deutschen Patrioten mit den Eiderdänen schon deshalb unmöglich, weil ein Aufgeben Schleswigs, um dessen willen der Krieg ganz allein geführt wurde, gegen die Ehre Deutschlands ist. Davon abgesehen bedürfen wir zum sichern Besitz des kieler Hafens mindestens Schleswig bis zum Dannewerk, der Schlei und den Treenesümpfen.

Die Ehre Deutschlands wird nur gewahrt werden, wenn der nächste nationale Gesichtspunkt, der sich auch mit der Billigkeit verträgt und in dieser Beziehung bereits einmal von England empfohlen wurde, betreten, wenn die Sprachgrenze zur politischen Grenze gemacht wird, wenn man eine Linie von Flensburg nach Tondern zieht, die, wofern sie in der Mitte ein wenig nach Süden einbiegt, beiden Nationalitäten Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Vertheidiger des Rechtsprincips müßten sich damit begnügen, und sie könnten es um so mehr, als auch dieser Abschluß der Frage kein endgiltiger wäre, da das Vorrücken deutscher Sprache und Art auf der Halbinsel doch allmälig einen Zustand herbeiführen würde, der es für den skandinavischen Staat, in welchen Dänemark einst aufgehen wird, zur Unmöglichkeit macht, eine andere Grenze festzuhalten, als die, welche die Natur in dem Meere gesetzt hat.

Blicken wir auf die Gegenwart, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach in der zuletzt angedeuteten Richtung nichts geschehen; wol aber könnten die Diplomaten des deutschen Bundes ein derartiges vorläufiges Abkommen dadurch vorbereiten, daß sie das Recht benutzen, das ihnen die Worte der Proclamation des Königs von Dänemark von 1852 geben, „der für das Herzogthum Schleswig auszuarbeitende Gesetzentwurf wird insbesondere die erforderlichen Bestimmungen enthalten, um der dänischen und deutschen Nationalität in dem gedachten Herzogthum völlig gleiche Berechtigung und kräftigen Schutz zu verschaffen," die Danisirungsmaßregeln des kopenhagener Cabinets und vorzüglich das mit einer an Ruchlosigkeit grenzenden Ungerechtigkeit entworfene und ausgeführte Sprachrescript vor das frankfurter Forum zu ziehen. Auf diese Weise würde die Sprachgrenze vorläufig festgestellt, ihre Verwandlung in eine politische angebahnt, und das Weitere könnte abgewartet werden. Mit Sicherheit dürfen wir darauf rechnen, daß die nächsten zehn Jahre Conjuncturen bringen werden, die klug benutzt, mindestens Südschleswig mit Deutschland vereinigen müssen. M. B.

Die deutsche allgemeine Kunstausstellung in München.

Der in diesen Blättern vor etwa einem Halbjahr ausgesprochene Wunsch: es möge das Beispiel der Manchesterausstellung auch bei uns Nachfolge finden, geht früher als wir es dachten in Erfüllung. Vor uns liegt die Einladung zur „deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung in München", welche am 15. Juli den Anfang nehmen und das Beste, was „seit Carstens im Vaterlande geschaffen worden", zur Anschauung bringen soll. Wie dieses Unternehmen, für dessen erfolgreiche Verwirklichung wir nur das Beste wünschen, zu Stande kam, ist wohlbekannt. Die münchener Akademie feiert in diesem Jahre ihr funfzigjähriges Bestehen. Zur würdigen Begehung des Festes wurde ursprünglich beabsichtigt, durch eine Kunstausstellung ein anschauliches und vollständiges Bild der Entwicklung der Akademie dem Publicum vorzuführen, und die Hauptwerke aller Künstler, welche der münchner Akademie ihre Bildung verdanken, in derselben zu vereinigen. Nun schwebte

aber seit länger als zwei Jahren der Plan einer allgemeinen deutschen Ausstellung in der Luft. Die Künstlerversammlung in Bingen hatte ihn aufgeworfen, ohne ihn bis jetzt verwirklichen zu können. Nichts lag näher, als beide Projecte zu vereinigen und die münchner Jubelausstellung zu einer allgemeinen deutschen zu erweitern. Der Künstlertag in Stuttgart ergriff mit Enthusiasmus diese Idee, ein Geschäftscomité Kaulbach und F. Dietz an der Spitze, wurde in München eingesetzt, der verflossene Winter den ersten vorbereitenden Schritten gewidmet, der geräumige Glaspalast als Sitz der Ausstellung gewonnen und vor einigen Wochen endlich das definitive Programm veröffentlicht.

Das Comité hat die Ueberzeugung, es werde durch die münchner Kunstausstellung zum allgemeinen Bewußtsein kommen, wie Deutschland siegreich mit den Nachbarstaaten sich messen kann, wenn es die Früchte seines Schaffens zusammenträgt. Siegreich ist ein kühnes Wort und dürfte von Manchem, welcher auch die nichtdeutsche Kunst unsers Jahrhunderts in ihrem ganzen Umfange übersieht und gewissen pariser Erinnerungen nicht fremd geworden ist, vorläufig bezweifelt werden. Doch es sei; wir wären schlechte Patrioten, wollten wir uns schon jetzt zur grämlichen Betrachtung herabstimmen, wollten wir nicht das Größte und Schönste von der münchner Ausstellung hoffen. Sind die richtigen Einleitungen getroffen, ist dafür Sorge getragen, daß wir nicht nur das Beste, sondern alles Gute, alles, was den mannigfach gegliederten Entwicklungsgang der neuern deutschen Kunst charakterisirt, zu sehen bekommen, so darf der Kreis der Kunstgebildeten einen überaus hohen und reichen Genuß erwarten. Wir sehen mit voller Zuversicht dem Resultate einer wohlorganisirten allgemeinen deutschen Ausstellung entgegen. Sie wird nicht allein die Eigenthümlichkeit der deutschen Weise schärfer, als dies die Ausstellungen bisher thaten, an den Tag treten lassen, und die gesetzmäßige Entwicklung unsrer Kunst klar offenbaren, sie wird auch die Ebenbürtigkeit derselben mit den bildnerischen Leistungen jenseit des Rheines darlegen. An der Möglichkeit dieses Erfolges zu zweifeln, verräth eine grobe Unkenntniß der heimischen Kunstschöpfungen. Seine Verwirklichung jedoch wird bedingt von der Art und Weise, wie das Comité seine Aufgabe löst. Das Schicksal der deutschen Kunst hängt zwar nicht ab von dem Gelingen oder Mißlingen der allgemeinen Ausstellung. Der Kenner wird im letzteren Falle das Material für sein Urtheil anderswo holen, er wird nicht, sollte z. B. Carstens oder irgend jemand sonst auf der Ausstellung gar nicht vertreten sein, diesen aus der Geschichte streichen. Das läßt sich dagegen nicht leugnen, daß die Mehrzahl der Besucher ihre Kunstmeinung für längere Zeit von dem Ausfalle der Kunstausstellung zu München bestimmen lassen und so von der deutschen Kunst der letzten sechzig Jahre denken und reden werde, wie ihnen dieselbe

in München entgegentritt. Das Publicum hegt die Voraussetzung, das Comité werde für eine würdige und vollständige Vertretung der heimischen Kunst Sorge tragen, es schließt bei sich: Wenn nicht die Garantien für das Gelingen des Planes vorhanden wären, so hätten die Unternehmer, die nur Liebe zur Kunst treibt, denselben gewiß fallen lassen. Es wird also an die Betrachtung der in München aufgestellten Kunstwerke mit der Ueberzeugung schreiten, daß hier das treue und richtige Bild unsrer Kunst ihm vorgeführt werde und in diesem guten Glauben urtheilen. Die Verantwortlichkeit des Comités ist, wie wir sehen, keine geringe. Nicht um ihm dieselbe zu erschweren, im Gegentheil, um ihm einen Theil der Last abzunehmen, haben wir die folgenden Zeilen niedergeschrieben. Wir gestehen nämlich, daß uns nach unbefangener Prüfung der vom Comité ausgehenden Wirksamkeit für den vollständigen Erfolg der Ausstellung bangt. Und weil vielleicht noch Zeit ist, den einen oder den andern Punkt des Programms zu ändern und wirksamere Maßregeln zur Sicherung eines glänzenden Resultats zu ergreifen, haben wir nicht gewartet, bis die vollendeten Thatsachen uns gegenüberstehen, sondern treten schon jetzt mit unsern Bedenken und Einwürfen auf.

Nach dem uns vorliegenden Programm übt das münchner Geschäftscomité nur in seinem Localkreise unmittelbaren Einfluß auf die Wahl der auszustellenden Kunstwerke. Für die übrigen deutschen Landschaften hat es diese Sorge Localcomités überlassen, welche aus den in Deutschland bestehenden Künstlervereinen hervorgehen. Die letztern wählen ferner das locale Schiedsgericht zur Prüfung der einzusendenden Werke. Diesem Schiedsgericht müssen sich auch solche Künstler unterwerfen, welche nicht Mitglieder eines Künstlervereins sind, oder an Orten wohnen, wo derartige Vereine nicht bestehen. Unmittelbare Sendungen nach München ohne Dazwischenkunft der Localcomités und Localjurys werden durch die Erklärung, daß für dieselben keine Fracht vergütet wird, so gut wie ausgeschlossen. Die Localcomités und Künstlervereine sind demnach die eigentlichen Träger der Ausstellung. Im Ganzen und Großen urtheilt man gewiß richtig, wenn man Städte, wo keine Künstlervereine bestehen, auch als Sitze der Kunstübung gering achtet. In dieser Hinsicht hat man schwerlich Ursache zu fürchten, daß das Bild der gegenwärtigen Kunstproduction unvollständig ausfallen werde. Auch hegen wir die Ueberzeugung, daß die Unternehmer der Ausstellung zwischen Künstlervereinen und Künstlervereinen unterscheiden und nicht auch solche Institute, wo fünf Schmierer und ein Kratzer sich zum Künstlerverein constituirten, oder wo die Mehrzahl der Mitglieder aus Nichtkünstlern besteht, (wie dies z. B. in einer norddeutschen Stadt wahrgenommen werden kann) mit den Rechten, sich zum Schiedsgericht aufzuwerfen, ausgestattet haben. Die Schwierigkeit liegt darin, daß zuweilen in einer Stadt zwei und drei Künstlervereine untereinander in Fehde und Feind-

schaft begriffen, vorkommen. Welcher ist der rechte Künstlerverein? das ist keine müßige Frage. Düsseldorf zwar hat bei diesem Anlasse in ehrenwerther Weise aller innern Parteiung vergessen und ein Localcomité zusammengesetzt in welchem die Akademie, der Malkasten und der Unterstützungsverein eine gleichmäßige Vertretung finden. Aber Wien! Der traurige Hader, der die wiener Künstlerwelt seit Jahren zerklüftet und alles gesunde Kunstleben verhindert, zeigt sich auch diesmal stärker als die patriotische Gesinnung und das artistische Interesse. Man klagt, daß „draußen" die östreichische Kunst verkannt und ungebührlich mißachtet werde, man will die Gelegenheit der allgemeinen deutschen Ausstellung benutzen, um die Welt von der Tüchtigkeit der wiener Kunst zu überzeugen. Und um dies erfolgreich in das Werk zu setzen, erheben sich zwei rivalisirende Comités, die sich in derber Weise anfeinden und gegenseitig das Recht, die wiener Künstlerschaft zu vertreten, absprechen. Zu entscheiden, wo dieses Recht in Wahrheit sei, ist nicht unsere Sache. Wir wissen nur, daß der auf das persönliche Gebiet übertragene und einmal schon in der Gerichtsstube ausgefochtene Zwist Wien eines köstlichen Kunstschmuckes (der Fresken im Arsenal) beraubt hat und fürchten, daß er auch die rege Betheiligung an der münchner Ausstellung verhindern wird. Wird dem akademischen Comite das Schiedsgericht übertragen, so wird der fruchtbarste Künstlerkreis (Rahl, Gurlitt u. s. w.) sich in grimmige Entsagung hüllen, verleiht man das Recht der Künstlervertretung dem aus dem Verein zur Eintracht (!) gebildeten Comité, so entgeht dem münchner Unternehmen die officielle Unterstützung in Oestreich.

Wir kommen zu einem andern Uebelstande. Die Localcomités haben dahin zu wirken, daß die Künstler das Beste und Gelungenste ihrer Schöpfungen zur Ausstellung senden. Die Entscheidung darüber bleibt den betreffenden Künstlern selbst vorbehalten. Praktisch ausgelegt lautet die Bestimmung leider nur so, daß wir eine ziemlich vollständige Uebersicht dessen, was sich grade in diesem Augenblicke auf der Staffelei vorfindet, empfangen werden, hinsichtlich der ältern Leistungen aber auf den launischen Zufall angewiesen bleiben. Man muß ein großer Stümper in der neuern Kunstgeschichte sein, um nicht zu wissen, daß unsere Kunst in den letzten Menschenaltern gar gewaltige Sprünge gethan hat. Ob jeder Sprung einen wirklichen Fortschritt bedeute, ist eine andere Frage. Genug, daß er allgemein als solcher angesehen wird. Unter den ältern Künstlern wird es wenige geben, die nicht mehre dieser Epochen in ihrem Leben selbstthätig durchgemacht hätten. Für sie aber sind die ältern Weisen vergangen und vergessen. Sie werden sich der Mehrzahl nach hüten, die Erinnerung an Irrthümer und Jugendsünden freiwillig aufzufrischen. Anders für uns; für uns sind selbst Irrthümer lehrreich, wenn sie uns über den Zustand der Kunstbildung einer bestimmten Zeit aufklären. Und die münchner

Ausstellung verfolgt eingeständlich auch didaktische Zwecke; sie nennt sich eine historische Ausstellung, sie will den „Entwicklungsgang und den Zusammenhang der gegenwärtigen Kunst mit den ihr vorhergehenden Bestrebungen" versinnlichen. Kann man glauben, um concrete Beispiele anzuführen, daß die düsseldorfer Künstler sich beeilen werden, der Welt anschaulich zu machen, wie unlebendig ihre Phantasie, wie schwächlich ihre Farbe, wie beschränkt ihr Formensinn vor etwa fünfundzwanzig und dreißig Jahren waren? Als Künstler sind sie in ihrem vollen Rechte, wenn sie sich nicht weiter mit ihren, wie sie jetzt überzeugt sind, unreifen Leistungen belasten wollen. Der bekehrte Paulus hört nicht länger auf den Namen Saulus. Und doch müßten wir es in hohem Grade beklagen, wenn in der historischen Ausstellung die alte düsseldorfer Schule unvollständig vertreten bliebe. Ihre Schwächen waren Mängel der deutschen Kunstbildung, in ihrer Vorliebe für das Schmachtende, Leidende, Kränkliche spiegelten sich nationale Zustände ab. Sie besitzt trotz aller Fehler mit einem Worte dennoch eine große culturgeschichtliche Bedeutung. Ohne ihre Kenntniß ferner sind wir nicht im Stande, ein richtiges Urtheil, welche Fortschritte wir seitdem in der Kunstbildung gethan, zu fällen.

Gesetzt aber auch, unsere Künstler übten eine so überirdische Entsagung und nähmen an der eignen Persönlichkeit ein bloßes historisches Interesse, kann man von ihnen billigerweise die äußeren Anstrengungen erwarten, welche nöthig sind, um einem unbekannten, vielleicht erst mühselig zu entdeckenden Besitzer liebgewordene Werke zu entreißen? Wenn ich erst eine weitläufige Correspondenz anfangen soll, hörten wir einen der größten deutschen Künstler sagen, um meine alten Bilder nach München zu bringen, da bleibe ich lieber unvertreten. Bei der leicht erklärlichen Schreibunlust der Künstlerwelt dürfte dieser Entschluß nicht vereinzelt stehen, zumal in gar vielen Fällen zweifelhaft bliebe, an wen der Brief zu richten sei. Ein Bild wurde vor Jahrzehnten durch die Vermittlung eines Kunsthändlers gekauft, oder auf einer entfernten Ausstellung verlooft. Soll der Künstler Buch führen über die aufeinanderfolgenden Besitzer seines Werkes, kann er die Schicksale desselben Schritt für Schritt verfolgen? Wir stoßen da auf den Grundmangel des münchner Programms, daß die Bilderbesitzer nicht zur unmittelbaren Theilnahme herangezogen sind. In der allgemeinen Einladung zwar wird der Patriotismus der Fürsten und des Volkes aufgerufen, sich des Besitzes ihrer Kunstwerke für eine Zeitlang zu entäußern. Das Programm aber enthält auch nach der genauesten Erwägung seiner 24 Paragraphen nur eine auf die Besitzer bezügliche nähere Bestimmung. Es heißt § 23: „Oeffnen und Wiederverpacken der Kunstwerke geschieht unter Aufsicht einer Commission." Wenn das die ganze Versicherung bedeuten soll, die den ausgestellten Werken zu Theil wird, so fürchten wir, werden sich die Besitzer mit der Entäußerung ihrer Schätze nicht

beeilen. Einem Gerüchte zufolge sollen allerdings Anstalten getroffen sein, um aus einzelnen fürstlichen Galerien und öffentlichen Sammlungen hervorragende Werke der neuern deutschen Kunst für die münchner Ausstellung zu entlehnen. Bei vielen öffentlichen Sammlungen verbieten es aber die Statuten, die Kunstwerke aus ihren gewöhnlichen Räumen zu entfernen. Es werden demnach alle Bemühungen vergeblich sein. Doch auch wenn dies Hinderniß nicht vorhanden wäre, so blieben dennoch die im Privatbesitz befindlichen Bilder, weil sie die überwiegende Mehrzahl sind, die Hauptquelle für die münchner Ausstellung. So viel wir das Programm verstehen, haben die Privatbesitzer nun zu warten, bis die einzelnen Künstler ihre Einwilligung geben, ihre im Privatbesitz befindlichen Werke als würdige Kinder anerkennen und die Einsendung nach München selbstthätig vermitteln. Auf seine Gefahr hat sodann der Privatbesitzer seinen Kunstschatz nach dem vielleicht weit entfernten Künstlerverein zu senden und ihn dem Schiedsgericht zur Prüfung vorzulegen. Denn nur in diesem Falle werden ihm (§ 18) die Transportkosten vergütet. Wäre auf solche Weise die Manchesterausstellung in das Werk gesetzt worden, sie hätte gewiß nicht den Namen der art-treasures-exhibition sich erobert.

So lange es sich um Werke lebender Künstler handelt, wird hoffentlich immer ein Ausweg gefunden werden können, um die oben angedeuteten Schwierigkeiten zu beseitigen. Wer sorgt aber für die Todten? Es sollen ja auch die Werke „solcher Verstorbener in die Ausstellung aufgenommen werden, welche den Entwicklungsgang der deutschen Kunst bezeichnen und zwar soll dieser von dem Beginne der künstlerischen Thätigkeit der A. Carstens, Schick und Wächter an gerechnet werden."

Die Unternehmer der Ausstellung scheinen der Ueberzeugung zu leben, daß die modernen Künstler hinreichende Muße zu gelehrten Studien besitzen und ebenso tüchtig als Kunststatistiker wie groß als ausübende Künstler sind. Sie überlassen den Localcomités die Sorge, die betreffenden Meisterwerke in den Galerien und Privatsammlungen aufzusuchen (§. 8). Unbeschadet unsrer Ehrfurcht für den Künstlergenius bezweifeln wir die Befähigung der Localcomités für diese ihnen gestellte Aufgabe. Bekanntlich kann man viel genauer Geburts- und Sterbejahr ägyptischer Pharaonen, als die Altersverhältnisse lebender Personen erforschen. In ähnlicher Art sind wir auch ungleich besser über die Kunstthätigkeit der älteren Perioden als über jene des uns unmittelbar vorangegangenen Geschlechtes unterrichtet. Es gibt keinen Gebildeten, der nicht aus dem Gedächtnisse die Standorte der raphaelischen Madonnen, der anziehendsten Rembrandts u. s. w. anzugeben wüßte. Würden dagegen selbst Kunstgelehrte gefragt werden, wo die besten Landschaften Kochs zu finden seien, wo man die von der W. K. F. so hoch gepriesenen Werke aus dem Anfange des Jahrhunderts zu suchen habe u. s. w.,

so möchten die Antworten wahrscheinlich einsilbig genug ausfallen. Dazu kommt, daß die jetzt blühende Künstlergeneration in einem ganz lockern Zusammenhange zu den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern eines Carstens steht, sowol in der Phantasierichtung wie in der technischen Auffassung andere Bahnen einschlägt, daß ihr also das Interesse, sich mit den Werken dieser Männer in eingehender Weise zu beschäftigen, mangelt. Die ältere deutsche Kunst aus den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts muß für uns gradezu neu entdeckt werden. Wir kennen sie nicht etwa blos schlecht, sondern, einige wenige Werke, die sich in öffentliche Sammlungen (Stuttgart, Leipzig) verloren haben, ausgenommen, so gut wie gar nicht. Voraussichtlich werden die ihrer Vertretung gewidmeten Räume in München eine große Anziehungskraft üben. Keine andere Abtheilung verlangt aber auch eine reifere Ueberlegung bei der Auswahl, bei keiner erscheint es nothwendiger, daß der Anordner einen umfassenden wissenschaftlichen Ueberblick über den ganzen betreffenden Zeitraum sich erworben habe. Auch in dem Falle, daß im Schoße der einzelnen Localcomités derselbe angetroffen würde, macht doch schon der Umstand, daß dieselben nicht nach einem einheitlichen Plane vorgehen, sondern was sich zufällig in ihrer Nähe vorfindet und wovon sie in diesem Augenblicke grade Kunde erhalten, zusammenraffen müssen, für die richtige, nämlich für die charakteristische und vollständige Auswahl besorgt.

Wir haben unsere Bedenken nur im Interesse der guten Sache vorgebracht und werden jede Berichtigung von sachkundiger Seite willkommen heißen. Der Plan einer allgemeinen deutschen Ausstellung erfreut sich der Zustimmung und regen Theilnahme aller Gebildeten; auch darüber kann kein Zweifel herrschen, daß dieselbe, nach richtigen Grundsätzen durchgeführt, ein großartiges Schauspiel gewähren und uns mit Stolz über den Reichthum und die Tüchtigkeit deutscher Kunst erfüllen wird. Wir fürchten nur, daß in den vorbereitenden Maßregeln mancherlei Mißgriffe eingeschlossen sind. Es fehlt, um es mit einem Worte herauszusagen, eine centralisirte, einheitliche Leitung. Das münchner Geschäftscomité verläßt sich auf die Thätigkeit der Localcomités, diese wieder sind auf den guten Willen der einzelnen Künstler angewiesen, die in einem wesentlichen Falle nicht das Interesse, in einem andern nicht die Kraft haben, zu helfen. Die Verantwortlichkeit, auf so viele Schultern vertheilt, wird freilich verringert, aber mit ihr auch die Chancen des glänzenden Erfolges. Wir beklagen ferner, daß die Bilderbesitzer nicht in unmittelbarer und energischer Weise zur Theilnahme aufgerufen sind, wir vermissen die rechte Sorgfalt hinsichtlich der Vertretung der todten Meister und bedauern, daß über das Versicherungswesen im Programm keine deutliche Auskunft gegeben ist.

Das ist, was wir vorwerfen. Was wir vorschlagen und zur Erwägung empfehlen, läßt sich in Folgendem zusammenfassen. Die Gliederung in das münchner Geschäftscomité und die mannigfachen Localcomités, die Errichtung der Localjurys, kurz die wichtigsten Bestimmungen des uns vorliegenden Programms mögen aufrecht bleiben in Bezug auf die auf der Staffelei befindlichen, noch nicht zur öffentlichen Ausstellung gelangten Kunstwerke. Hinsichtlich der älteren Werke, namentlich der Werke verstorbener Meister besorgt aber das münchner Geschäftscomité selbstständig die Auswahl, es übernimmt auch unmittelbar die Verhandlungen mit den Bilderbesitzern, um dieselben zur Abtretung ihrer Kunstschätze für die Ausstellungszwecke zu bewegen. Wir setzen voraus, daß das Geschäftscomité, als die oberste Spitze der ganzen Unternehmung, die schwere, aber unabweisbare Pflicht erfüllt und ein vollständiges Repertorium über die neuere deutsche Kunstthätigkeit verfaßt hat oder von andern verfassen ließ, eine genaue Angabe aller besseren seit sechzig Jahren geschaffenen Werke, sowie den Nachweis, wo dieselben verblieben sind. Wir setzen auch voraus, daß das Geschäftscomité auf die eine oder die andere Art die Uebersicht gewonnen, welche Kunstwerke im münchner Glaspalaste zur Ausstellung kommen müssen, um die im Programm versprochene Charakteristik des Entwicklungsgangs unsrer Kunst treu und wahr dem Auge des Beschauers vorzuführen. Mit dieser Handhabe ausgerüstet treten Agenten oder Vertrauensmänner des Comités die Rundreise durch Deutschland an. Belehrt durch das Repertorium lassen sie sich nicht, wie dies bei den ungenügend vorbereiteten Localcomités der Fall sein dürfte, auf ihrer Wanderung vom Zufall leiten, sondern richten ihre Schritte unmittelbar auf das bestimmte Ziel hin, und unterhandeln persönlich mit den Bilderbesitzern. Die persönliche Intervention, die allein es möglich macht, nach Bedürfniß hier das Motiv des Ehrgeizes, dort jenes der Eitelkeit, des Gewinnes, oder auch des Patriotismus und der Kunstliebe zur Geltung zu bringen, die im Interesse der guten Sache auch den Vorwurf der Zudringlichkeit nicht scheut, sichert allein und ausschließlich den Erfolg der Ausstellung. Selbst auf diese Art betrieben, wird die allgemeine Kunstausstellung noch manche Lücken in der Vertretung der älteren Meister aufweisen. Daher empfehlen wir schließlich die Einverleibung von Nachbildungen deutscher Kunstwerke der Neuzeit, so zahlreich als sich dieselben beschaffen lassen, um eine vollständige Uebersicht des Entwicklungsganges und der Ausdehnung unsrer Kunst zu bieten. Eine große Augenweide darf man natürlich von dieser Abtheilung der Ausstellung nicht erwarten. Dem didaktischen Zwecke aber, welchen die münchner Ausstellung nach dem Wortlaute des Programms gleichfalls in Anspruch nimmt, würde dieselbe die ersprießlichsten Dienste leisten. Keine bessere Handhabe kann man sich wünschen, um die Geschichte der Ideen in der neueren

deutschen Kunst zu studiren, um zu sehen, wie gewisse Compositionen als der Urahn einer größern Zahl von Bildern auftreten, wie einzelne glückliche Motive förmlich zu Tode gehetzt werden, eine bestimmte Formengebung gradezu ansteckend wirkt, wie gewisse Richtungen gleichzeitig an verschiedenen Punkten sich geltend machen, dann, des allgemeinen Interesses verlustig, plötzlich absterben, welchen Einfluß die Mode auch auf die Angelegenheiten der Kunst übt, wie Manieren herrschend werden, Vorzüge und Mängel sich vererben u. s. w. Wir empfehlen die Anordnung dieser Abtheilung als Ergänzung der Ausstellung auch in dem Falle, daß unsre übrigen Vorschläge verworfen würden. Es haben dieselben, wir leugnen dies nicht ab, einen gefährlichen Gegner. Sie erfordern einen größern Geldfond, als wahrscheinlich in den Händen der Unternehmer sich befindet. Als es sich um die Ausstellung in Manchester handelte, hatten die von uns wegen ihrer Geschmacklosigkeit oft verhöhnten cotton-lords in wenigen Tagen die Summe von vielen hunderttausend Thalern als Garantiefond zusammengebracht, es hatte die Bank von England ohne Zögern dem Unternehmen den reichsten Credit gewährt. Und in Deutschland sollte sich kein Fürst, kein Reicher finden, der einige tausend Thaler nicht etwa opfert, sondern blos vorstreckt, bis die münchner Ausstellung durch die eingelaufenen Eintrittsgelder ihre Kosten deckt? Erscheint ein solcher Mäcen in Deutschland undenkbar, dann, fürchten wir, erscheint es überhaupt unwahrscheinlich, daß die allgemeine deutsche Kunstausstellung die beabsichtigte Wirkung erreichen und den gewünschten Erfolg erzielen wird.

Die Einladung schließt mit den Worten: „Wir vertrauen dem deutschen Geiste, daß das Werk gelingen werde und legen es hiermit allen denen ans Herz, welchen die Liebe zur Kunst, der Ruhm des Vaterlandes, die Erhebung des Volksgemüthes theuer und werth sind.“ Wir werden am 15. October, dem Endpunkte der Ausstellung, diese Worte uns wieder in das Gedächtniß zurückrufen.

A. Spr.

Die Revue Germanique.

Wir haben dem Erscheinen der Revue Germanique mit Spannung entgegengesehen. Die Theilnahme an dem deutschen Leben und das eingehendere Studium desselben sind in Frankreich verhältnißmäßig noch gering, und wenn für manche hervorragende Männer auch das Eis gebrochen ist, so beharrt doch die große Masse, selbst der Gebildeten, in den meisten Vorurtheilen, welche aus der Unkenntniß der deutschen Verhältnisse entspringen. Das Haupthinderniß sich mit den Zuständen andrer Länder vertraut zu machen, ist für die Fran-

zosen die Sprache, oder vielmehr der Mangel der Kenntniß fremder Sprachen. So viele ihrer ausgezeichneten Schriftsteller z. B. über England geschrieben, so ist doch mit Gewißheit zu sagen, daß die Mehrzahl der Gebildeten sehr unklare Ideen über großbritannische Verhältnisse hat. Tocquevilles Werk über Nordamerika ward von der Akademie gekrönt und ist überall als classisch anerkannt, aber wie viele Franzosen werden auch nur eine oberflächliche Kenntniß von den Zuständen der Union haben? In gleichem, wenn nicht stärkerem Maße gilt dies von Deutschland. Wir wollen nicht einmal betonen, daß Thiers, der die letzten großen deutsch-französischen Kriege geschrieben, des Deutschen unkundig ist, aber man erwäge, was es sagen will, daß der Publicist, der gewöhnlich die politischen Artikel über Deutschland im Journal des Débats schreibt, kein Deutsch kann. Frau von Staëls Buch war bekanntlich die erste Kunde, welche der französischen Welt über das viel bekriegte, aber ungekannte Nachbarland zukam; seitdem hat, wie wir bereitwillig anerkennen, das Studium deutscher Verhältnisse in wachsendem Maße zugenommen, eine Reihe ausgezeichneter Köpfe, die mit Cousin beginnt, haben sich mit unsern Zuständen beschäftigt; mehr noch vielleicht haben talentvolle Deutsche, die sich in Paris niederließen und der französischen Sprache vollkommen mächtig waren, als Dolmetscher unsrer Anschauungen und Interessen gethan. Hierher gehört z. B. auch Heine, so sehr er sich durch seine Schriften gegen das Vaterland versündigt. Eine andere Brücke zwischen den beiden Ländern wurde durch die ausgezeichneten Elsasser wie Bartolmeß, Dollfuß u. a. geschlagen. Aber die vielfachen schiefen und unkundigen Urtheile, denen wir selbst in den beiden ausgezeichnetsten Organen der französischen Intelligenz, dem Journal des Débats und der Revue des deux Mondes begegnen, konnten es nur als sehr wünschenswerth erscheinen lassen, daß ein besonderes Blatt der Vermittlung deutscher Literatur, Kunst, Wissenschaft, deutschen Lebens überhaupt gewidmet würde. Es besteht bekanntlich seit einer Reihe von Jahren eine recht gute derartige Monatsschrift für England, die in Brüssel bei Schnée erscheinende Revue Britannique, die namentlich Uebersetzungen aus englischen Werken, Reviews und andern Blättern mittheilt, um so ohne Zugabe eines kritischen Apparates den französischen Leser in Stand zu setzen, über englische Verhältnisse zu urtheilen. Nach diesem Muster haben einige Männer, welche sich schon seit längerer Zeit durch ihre Theilnahme an deutscher Literatur und öffentlichem Leben bekannt gemacht haben, die Revue Germanique gegründet; sie wird sich gleichfalls hauptsächlich mit Uebersetzung und Analyse deutscher Werke und Aufsätze beschäftigen und kurze Anzeigen und Kritiken von Büchern und Correspondenzen aus verschiednen Theilen Deutschlands bringen; die eigentliche Tagespolitik ist ausgeschlossen.

Das erste Heft bringt einen Aufsatz der Herausgeber HH. Neffzer und Doll-

fuß: „Vom französischen und vom deutschen Geiste“, den wir als ein Programm der Ansichten und Zwecke der Männer betrachten dürfen, welche die Revue ins Leben gerufen und der deshalb einer nähern Betrachtung werth erscheint. Zwar sind wir nicht so unbillig zu erwarten, daß uns in dem beschränkten Raume von 20 Seiten die Eigenthümlichkeiten der deutschen und der französischen Cultur einigermaßen erschöpfend entwickelt werden, aber über den Grundstock der Gedanken, welche die Herausgeber leiten sollen, kann man sich nach diesem Aufsatz wol einen Begriff machen. Beginnen wir nun gleich mit dem Geständniß, daß sich derselbe hoch über die gewöhnlichen Vorurtheile erhebt, die wir auch bei ausgezeichneten französischen Schriftstellern finden; wir hören nicht die gebräuchlichen Phrasen: la France, la nation la plus civilisée, qui est à la tête du monde intellectuel u. s. w., sondern wir müssen ein verständiges Eingehen in die Eigenthümlichkeiten, die Nachtheile und Vorzüge beider Nationen anerkennen. Wo wir aber den Grundzügen zustimmen, sind wir berechtigt, auch richtige Auffassung im Einzelnen zu erwarten, und eine solche finden wir hier nicht überall. Nach einer Einleitung über die Annäherung und gegenseitige Durchdringung der Nationalitäten in der Neuzeit wenden sich die Verfasser gegen den Einwand, daß dadurch die eigenartige Persönlichkeit der Völker gefährdet werde, dies sei für dieselben so wenig der Fall als für die Individuen. Sehr schön heißt es hier: „Die wahre Originalität besteht nicht darin, sich so wenig als möglich mit der äußern Welt zu befassen und sich unbeweglich und unerreichbar inmitten der Bewegung der Dinge, Menschen und Ideen zu halten, die wahrhaft großen Männer verbinden im Gegentheil mit einer mächtigen Persönlichkeit etwas Unpersönliches und Allgemeines, wodurch sie sich mit ihrer Zeit, ihrem Lande, ja einzeln mit dem ganzen menschlichen Geschlecht identificiren. Sie vertiefen sich in die Gesellschaft, welche sie umgibt, und sammeln die Lichtstrahlen, welche über dieselbe ausgegossen sind, um sie mit neuer Energie der Wärme und des Lichtes zurückzuwerfen. So ist es auch mit den Völkern; die größten sind die, welche die größte Macht besitzen, von überall die Elemente des Fortschrittes zu sammeln und sie der Welt, durch den Schmelztiegel ihres civilisatorischen Genies geläutert, in allgemeiner Form zurückzugeben. Dies scheint auch die Aufgabe, welche Frankreich und Deutschland vorzugsweise zugetheilt ist.“ Die zwei größten Werke nun, welche diese beiden Nationen vollzogen, sind nach der Ansicht der Verfasser die Reformation und die französische Revolution, „die beiden größten gewonnenen Schlachten des modernen Geistes.“ Für die erstere seien wol in andern Nationen Vorläufer wie Wiclef, Savonarola u. s. w. aufgestanden, aber Luther habe sie doch vollzogen; die englische Revolution, das Vorspiel der französischen, sei eine bedeutsame, aber doch vereinzelte Thatsache, erst die französische Revolution

sei ein allgemeines Ereigniß — dieser Auffassung können wir nicht ohne weiteres beiflichten. Deutschland allerdings hat die Reformation vollzogen und mit seinem besten Blute bezahlt, wir tragen noch die schmerzlichen Wunden von diesem Kampfe für die Freiheit des menschlichen Gewissens, aber die französische Revolution hat diesen universellen Charakter nicht in ähnlicher Weise. Ohne zu verkennen, welche allgemeinere Elemente sowol in ihren Vorläufern wie Voltaire, Rousseau, den Encyklopädisten u. s. w. als in ihren eigenen Losungsworten lagen, mit voller Würdigung des ungeheuern Einflusses, welchen sie auf die ganze Welt ausgeübt, bleibt sie doch durchaus französisch. Von der Reformation kann man in Wahrheit sagen, daß sie eine gewonnene Schlacht sei, denn trotz der Reaction des Katholicismus im 17. Jahrhundert ist, das wird kein Aufrichtiger leugnen, die Fahne des wahren geistigen Fortschrittes in den Händen des Protestantismus geblieben, die Reihe von Erdstößen aber, welche in Frankreich dem von 1789 folgten, der jetzige Cäsarismus, sollten doch billig den Verfassern Bedenken eingeflößt haben, ob die Revolution im eigentlichen Sinne eine gewonnene Schlacht zu nennen sei; man mißt die Bedeutung eines Sieges doch nicht nach der Zahl der Todten auf der Wahlstatt. Die alte französische Gesellschaft ist allerdings von Grund aus zerstört, aber die neuen Gebäude, die man auf und von ihren Trümmern aufgeführt hat, sind der Reihe nach zusammengebrochen. Die englische Revolution von 1688, welche doch wol nur in beschränktem Sinne eine Vorläuferin der französischen zu nennen, ist eine gewonnene Schlacht; deshalb sind ihre Resultate den einzelnen großen Staatsmännern, welche anerkannten, daß auch unserer Nation eine politische Reformation an Haupt und Gliedern von Nöthen sei, weit mehr als die der französischen ein Vorbild gewesen. Leute wie Stein erkannten die Bedeutung der letztern sehr wohl, aber er wollte nur die berechtigten und ausführbaren von ihren Forderungen sich aneignen. Wir können danach den Satz der Revue: „Die Reformation war die Revolution des Gedankens, die Revolution die Reformation der Dinge“ nur für eine glänzende Wendung halten, die das Wesen der Sache nicht darstellt. Es ist auch offenbar unrichtig, wenn weiterhin gesagt wird, die Reformation habe wol England umgestaltet, und die Vereinigten Staaten gegründet, aber sie habe in Deutschland nicht die unmaterielle Sphäre der Gedanken überschritten, und die Deutschen hätten nicht vermocht, aus ihr die auf die Regierung der Gesellschaft anwendbaren Consequenzen abzuleiten, denn wir meinen doch, daß der dreißigjährige Krieg wol durch den Glaubensstreit veranlaßt war, und welches Ereigniß hat so entscheidend und verderblich auf unser politisches Leben gewirkt als derselbe? —

Der Gegensatz der deutschen Assimilationsgabe und der französischen Neigung sich in sich selbst zu begnügen, wird fein entwickelt, der deutsche Zug

zum speculativen Denken, das die Wahrheit um ihrer selbst willen verfolgt, der leidenschaftlichen, witzigen, aggressiven Kritik der Söhne Voltaires und ihrem Begehren alles umzugestalten gegenübergestellt. „Wir lieben es mehr," heißt es hier, „den gordischen Knoten zu zerhauen als zu lösen, wir überschreiten oft die Grenzen des Möglichen und treiben angewandte Ideologie, denn es gibt eine Utopie der Thatsachen wie der Ideen." — Wenn für die ernstere französische Kritik mit Recht der Vorzug des guten Geschmackes beansprucht wird, so wird den Jüngern Wolffs und Niebuhrs vor allem Tiefe zuerkannt, von den beiden Seiten der Methode haben die Franzosen vorzüglich das Vermögen der Analyse, die Deutschen das der Synthese. Gegen alles dies wird wenig einzuwenden sein, aber was die Sprachen, die nun geprüft werden, betrifft, so müssen wir doch einen Vorbehalt machen. Wenn wir bereitwillig der französischen Rede große Klarheit für die Auseinandersetzung und Gefügigkeit für die Unterhaltung zugestehen, so können wir nicht anerkennen, daß der deutschen Klarheit und Genauigkeit des Ausdrucks fehle und daß sie „um den Gedanken in dichten, unbestimmten Falten fließe." (Nur Goethe wird hier ausgenommen). Friedrich von Gagern zwar hat witzig bemerkt, die deutsche Sprache eigne sich wegen ihrer „dürfte, könnte, möchte, würde" für die Diplomatie, die nicht sage was sie wolle, aber wenn man zu wissen begehrt, ob die deutsche Sprache präcis sein könne, so genügt doch wol eine Seite von Lessing zu lesen. Daß so manche deutsche Schriftsteller durch den Reichthum ihrer Sprache (welchen die Revue gebührend anerkennt) in Verlegenheit gesetzt werden und ihre Gedanken nicht scharf begrenzen, beweist nichts gegen die Sprache, sie ist nicht nur reicher, sondern auch beweglicher als die französische, und darin, daß sie den Stempel jeder Individualität leichter annimmt, sehen wir einen ihrer Vorzüge, ihr wird nicht durch den Code eines Dictionnaire de l'Academie, sondern nur durch Gewohnheitsrecht das Gesetz gegeben. Wir glauben, daß, wenn die Verfasser dies berücksichtigt hätten, ihre sonst so schöne Entwicklung der Verschiedenheit der Literatur beider Länder noch zutreffender sein würde. Sehr richtig wird hervorgehoben, wie sonst der Glanz der schönen Wissenschaften nur eine Zierde der politischen Größe eines Volkes gewesen, wie die deutsche Literatur sich aber zu ihrer größten Blüte entfaltet, während die realen Zustände ganz daniederlagen. Offen wird zugestanden, daß keine Poesie so künstlich sei, als die französisch-classische, die großen Dichter unter Ludwig XIV. seien vielmehr Künstler als Dichter, die Form absorbire sie, das Herkömmliche beherrsche sie, das Zeitalter habe keinen Lyriker gehabt. Der Verfasser geht dann zu der neuen deutschen Philosophie über, deren synthetische Richtung in Hegel ihren Gipfelpunkt erreicht habe, nach ihm sei der deutsche Geist von der Höhe der Speculation herabgestiegen, und sei wieder mit dem realen Leben in Verbindung

getreten; wie Goethe der größte Dichter, Hegel der größte Metaphysiker, so stehe A. v. Humboldt als die größte Manifestation des synthetischen Genies Deutschlands in der Naturwissenschaft da, und schließe seine große Bahn würdig durch den Kosmos, „cet inventaire de l'univers". Der Mangel an Plan, die Ausschreitungen der Jünger dieser drei großen Meister werden getadelt, und schließlich auf Kuno Fischers Baco von Verulam, der die experimentale Philosophie wiederherstellen wolle, als auf ein günstiges Zeichen der Zeit hingewiesen. Baco werde an die Stelle von Spinoza treten, und Mikroskop und Wage die Synthese zurückdrängen oder ihr doch einen bescheidnern Platz anweisen. In der Schilderung dessen, was Deutschland für die Geschichtschreibung geleistet, vermissen wir bei der Anerkennung der Verdienste von Ranke, Häusser, Gervinus, unter deren Händen die Geschichte eine lebenswärmere Gestalt angenommen, doch eine Erwähnung der ältern historischen Schule. Niebuhr ist vielleicht noch bedeutender durch die Methode seiner Geschichtschreibung, als durch seine Kritik. Savigny, Böckh, die Grimms verdienten selbst in einem so allgemeinen Ueberblick genannt zu werden. Anerkannt wird der reale Zug, der jetzt durch das ganze deutsche Leben gehe, und der sich auch in den neuesten poetischen Leistungen von Auerbach, Keller, Freytag u. s. w. bekunde.

Der Vortheil, welchen die Revue aus den zahlreichen deutschen Fachzeitschriften gewinnen könne, wird in einem besondern Briefe von E. Renan an die Herausgeber auseinandergesetzt. Dankenswerth ist die warme Anerkennung der Stellung und des Einflusses der deutschen Gelehrsamkeit im Auslande, wir können in der That darauf stolz sein, daß fast alle Ausgaben der großen Sammlung der Classiker von Firmin Didot von deutschen Gelehrten besorgt sind, der erste Director der kaiserlichen Bibliothek in Paris, H. Häse, ist ein Deutscher. Zwei Dinge sind noch in dem Briefe Renans näherer Beachtung werth. Er findet ein Uebel in der großen Zahl von jungen Leuten, die sich, meist ohne genügende Subsistenzmittel, in Deutschland zur akademischen Laufbahn drängen. Hierin müssen wir ihm ganz Recht geben, unsre gelehrte Production übersteigt die Consumtion zu sehr und der Wunsch oder die Nothwendigkeit sich rasch hervorzuthun ruft eine Menge neuer Systeme und Versuche hervor, welche sich oft mehr durch Paradoxie als durch innern Werth auszeichnen. Hoffen wir, daß der reale Zug unsers neuen Lebens jenen geistigen Ueberwuchs allmälig beseitige. Die andere Bemerkung Renans ist, daß Deutschland keine Revuen habe, d. h. Zeitschriften, welche die Interessen der Nation in gediegner und doch gemeinverständlicher Weise besprechen. Es ist nun richtig, daß wir keine Zeitschrift wie die Revue des deux Mondes besitzen, aber das ist mehr eine Folge der deutschen Decentralisation als einer Abneigung gegen die Art der englischen oder französischen Revuen, man darf nicht schließen, daß

weniger Licht da sei, weil es nicht in einem Brennpunkt gesammelt ist. Zeitschriften wie die deutsche Vierteljahrsschrift, die Preußischen Jahrbücher, die Westermannschen Monatsblätter und andere bemühen sich mit Erfolg in diesem Genre.

Den beiden ersten Artikeln, welche uns die eigentlichen Tendenzen der Revue zeigen, folgen nun andere, aus denen wir sehen, wie sie verfahren wird: eine Analyse der römischen Geschichte von Mommsen, ein Stück aus der indischen Reise des Prinzen Waldemar von Preußen, ein Fragment über die Vulkane aus dem Kosmos, die Uebersetzung des Fechters von Ravenna und einer Erzählung von M. Hartmann, eine Reihe kurzer Recensionen und Correspondenzen aus Berlin, Wien, Heidelberg.

Wir haben uns erlaubt, die Punkte offen darzulegen, welche uns in dem Programm der Revue bedenklich schienen, aber wir brauchen kaum zu wiederholen, daß wir dem Unternehmen das beste Gedeihen wünschen, möge es, wie die Herausgeber beabsichtigen, eine Brücke für die Vermittlung der Kenntniß deutscher Zustände in Frankreich werden. V.

Bankiers, Banken und Geldkrisen im Alterthum.

Der Sturm, welcher vor Kurzem alle merkantilen Verhältnisse erschütterte, hat ausgetobt und nur an der Menge der übeln Nachwehen merkt man noch seine verheerende Kraft. Neben einer Anzahl fauler Stämme liegt auch viel gesundes, grünes Holz geknickt am Boden und es fehlt nicht an Stimmen, welche, die wohlthätige Reinigung der Atmosphäre von luftspiegelnden Elementen verkennend, die ganze Schuld der Calamität von den Personen auf die Einrichtungen schieben, und besonders das Haupttriebwerk des Geldverkehrs, das Bank- und Wechselwesen angreifen. Diese Erleichterungsmittel des Tausches sind jedoch unausbleibliche Begleiter der steigenden Civilisation, und da sie ohne festgeordnete Staatsverfassung und unbedingtes gegenseitiges Vertrauen sich nicht halten können, so dienen sie sogar mit als Gradmesser jeder Staatswirthschaft und jedes Volkswohlstandes. Die Geschichte zeigt, daß den großen und sichern Geld- und Handelsströmungen überall erst die engen, trüben Kanäle des Wuchers vorangingen. So entwickelte sich im Mittelalter das Bankwesen gleichzeitig mit dem steigenden Geldverkehr aus dem Wucherwesen der Juden und Lombarden. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei den beiden Hauptvölkern des classischen Alterthums.

Die griechische Nation, durch die vortreffliche topographische Beschaffenheit ihres Landes begünstigt und auf Seefahrt und Handel hingewiesen, fühlte

natürlich sehr bald das Bedürfniß des Geldwechsels, und es gab deshalb auf allen größeren Handelsplätzen Geldhändler. Das ursprünglichste Geschäft derselben bestand darin, das fremde Geld oder rohes Gold und Silber gegen marktübliches Geld oder umgekehrt zu vertauschen; ja auch ohne den Verkehr mit fremden Völkern würde dieser Handel durch die griechische Kleinstaaterei dringend geboten gewesen sein. Der ihnen aus dem Agio zufließende Gewinn war jedoch keineswegs der Hauptttheil ihres Verdienstes. Man borgte von ihnen auch Geld, und da das Maß der Zinsen gesetzlich nicht beschränkt war, und selbst Zinseszins genommen werden konnte, (die Zinsen wurden aber im Alterthume nur alljährlich zum Capital geschlagen), so bekamen die athenischen Wechsler gewöhnlich 36 Procent und gaben auch auf Pfänder nur gegen sehr hohe Zinsen Darlehne. Dennoch waren diese ausgeliehenen Capitalien selten ihr Eigenthum. Viele reiche, vornehme Leute, die zu bequem waren, sich mit der Verwaltung ihres Vermögens zu befassen, oder durch Reisen oder andere Verhältnisse an der eigenen Kassenverwaltung behindert wurden, pflegten den Wechslern im Vertrauen auf deren größere Geschäftsgewandtheit Capitalien gegen mäßige Zinsen zu übergeben. Wußten nun die Bankiers gewiß, wie lange solche Summen bei ihnen stehen blieben, so verborgten sie dieselben gegen hohe Zinsen an Dritte und betrieben so überhaupt ihr Hauptgeschäft mit fremdem Gelde. Ja, es kommt bei Demosthenes der merkwürdige Fall in Frage, daß der Besitzer einer Wechselbank, die nicht aus eigenem Handelscapital, sondern aus 15,000 Thlr. fremder Depositengelder bestand, dieselbe an seinen Freigelassenen verpachtet hatte. Dieser übernahm die Activa gegen einen jährlichen Zins von 3600 Thlr., und machte also, wenn es ihm glückte, mit 36 Procent zu verleihen, immer noch einen Gewinn von 1800 Thlr. Die ursprünglichen Darleiher wiesen aber nun alle ihre Zahlungen auf ihre Bankiers an, indem sie gewisse verabredete Zeichen, meistens Ringe, ihren Anweisungen beifügten oder die Personen namhaft machten, welche die Identität der Ueberbringer darthun sollten. So sendet in einem Lustspiele des Plautus der Gläubiger seinem Wechsler nebst seinem Siegelringe einen Brief folgenden Inhalts: „Ich bitte dich inständig, daß du demjenigen, welcher diese Zeilen überbringt, das Mädchen nebst Kleidung und Goldschmuck übergibst; das Geschäft ist in deiner Gegenwart und unter deiner Vermittlung abgeschlossen worden und du kennst ja die Abmachung: Das Geld zahlst du dem Kuppler, dem Ueberbringer überlieferst du das Mädchen.“ In dieser Vereinfachung der Zahlung liegt allerdings ohne Zweifel der Anfang zu unserem Wechselwesen; allein an den weiteren Schritt, an die Uebertragung der Anweisung auf einen Dritten und Vierten, dachten weder Griechen noch Römer. Etwas Anderes, als bloßes Deponiren und Umschreiben fand auch bei den griechischen Staatsbanken nicht statt, welche hier und da z. B. in

Tenos, Ilium, und Temnos (in Mysien) bestanden. Von der letztern sagt Cicero, es könne dort kein Geld umgesetzt werden, ohne die vom Volke gewählten fünf Prätoren, drei Quästoren und vier Bankiers. Auch in Aegypten war in jedem Districte eine königliche Bank unter einem Beamten, bei welcher Zahlungen geleistet und Contracte geschlossen wurden. Von einer öffentlichen Bank in Athen findet sich keine Spur; doch standen die Wechsler, die hier, wie in Rom, ihren Stand alle am Markte hatten, in Verbindung miteinander, so daß einer dem andern aushalf. Als Commis waren bei ihnen meist Sklaven angestellt. Die Wechsler führten nun schon im Interesse ihres Rufes genaue Handelsbücher über ihr Geschäft und ein jeder, dem in rechtlicher Beziehung daran gelegen war, scheint die Einsicht in diese Bücher haben fordern zu können, welchen auch vor Gericht Beweiskraft beigelegt wurde. Trotzdem war die Achtung, in welcher die ganze Classe der Geldhändler stand, im Ganzen keine große, Raubgier und Unehrlichkeit waren Prädicate, die man ihnen sprichwörtlich beilegte. In demselben plautinischen Stücke spricht der Wechsler mit sich selbst über seinen Stand folgendermaßen: „Ich gelte für wohlhabend; aber ich habe eben einen kleinen Ueberschlag gemacht, wie viel von meinem Gelde mir, wie viel anderen gehört. Reich bin ich, wenn ich meine Gläubiger nicht bezahle; wenn ich ihnen wiedergebe, was ich schulde, sind meine Passiva überwiegend. Wahrlich, wenn ich mir meine charmante Lage überlege, muß ich es auf eine Klage ankommen lassen, sobald sie mich bedrängen. So machen es ja die meisten Wechsler, daß sie immer, einer von dem andern, Geld fordern und niemanden wieder bezahlen. Sie möchten gern mit den Fäusten bezahlen, wenn das Geld zu dringend verlangt wird!“ — Bei den griechischen Rednern finden sich Fallissements erwähnt, bei welchen sich die Bankiers schon ganz in moderner Weise anfänglich verborgen halten und dann außer Landes gehen. Zugleich dürfte man aus diesem Umstande schließen können, daß ein insolventer Wechsler von Seiten der Gerichte gefänglich eingezogen zu werden pflegte. — Dagegen finden sich auch genug Ehrenmänner, an welche sich sogar die Regierungen in Verlegenheiten wendeten und überhaupt liegt der Grund der gewöhnlichen Mißachtung des ganzen Standes bei den Griechen nicht in dem von Einzelnen geübten Mißbrauche des Credits, sondern darin, daß sich meist Menschen von niederer Herkunft und schlechter Gesinnung, namentlich Freigelassene, dem Geschäfte widmeten.

Vergleicht man mit diesen griechischen Zuständen die römischen, so springt zuerst der Unterschied in die Augen, daß Rom zwar keine stehende öffentliche Bank hatte, daß aber der Staat mehr als in Griechenland die Wechsler beaufsichtigte, ja von Staatswegen dergleichen anstellte. Nur in Fällen großer Noth, in eigentlichen Geldkrisen errichteten die Römer Staatsbanken unter Leitung öffentlicher Beamten, und dann waren es stets nur Leihanstalten.

Zum ersten Male geschah dies im Jahre 352 v. Chr., um dem ungeheuer verschuldeten niederen Volke unter die Arme zu greifen. Fünf Staatsbeamte prüften die Verhältnisse der Schuldner und leisteten an ihren am Hauptmarkte errichteten Tischen gegen Sicherstellung Vorschüsse aus der Staatskasse. Der umgekehrte Fall trat ein, als während des zweiten punischen Krieges das Aerar selbst in die Lage kam, die aufopfernde Hilfe der Patrioten in Anspruch zu nehmen. Damals nahm dieselbe Behörde Gold und edles Metall in Empfang, während ihre Schreiber die Namen in die Liste der öffentlichen Anleihe eintrugen. Der Kaiser Augustus etablirte später aus dem Ertrage der confiscirten Güter der Verurtheilten eine Leihkasse, aus welcher jeder, der für den doppelten Betrag Unterpfand stellen konnte, auf eine gewisse Zeit geliehen bekam. Diesem Vorgange folgte auch später Alexander Severus, indem er ein großes Capital zu geringen Zinsen verlieh und Armen zum Ankaufe von Grundstücken Gelder ohne Zinsen vorstreckte, die sie dann von dem Ertrage derselben nach und nach wiedererstatteten. Wie sehr sich übrigens schon zu Anfang der Kaiserzeit der Betrieb der Geldgeschäfte geändert und das Ansehen der Bankiers gesteigert hatte, zeigt sich besonders an den Mitteln, welche Tiberius zur Beseitigung einer großen Geldkrisis im Jahre 32 n. Chr. anwendete. Es fehlte damals keineswegs an Capital; das plötzliche Aufhören des Credits war nur eine Folge falscher Maßregeln. Da nämlich die Schuldner laut über die Härte und den Zinswucher der Capitalisten klagten, zu denen freilich sämmtliche Mitglieder des demoralisirten Senats gehörten, so ging man auf ein Gesetz Cäsars zurück, nach welchem niemand mehr als 15,000 Denare (4350 Thlr.) baares Geld besitzen durfte, gebot den Reichern, zwei Drittheile ihres Vermögens in Ländereien anzulegen und setzte zu diesen Veränderungen eine Frist von 18 Monaten fest. Allein die Gläubiger kündigten nun aus Furcht alle ihre Capitalien auf; durch die Menge der Bankerotte sank der Preis aller städtischen Besitzungen und Wohlstand und Ehre vieler ging zu Grunde. Da löste endlich der Kaiser die Stockung des Credits, indem er gegen sieben Millionen Thaler den Zahltischen der Bankiers zur Disposition stellte, die nun im Namen des Staates gegen doppelte Hypothek, aber ohne Zins, auf drei Jahre Geld vorschossen. Von der Zeit an, wo sich die innern Verhältnisse des großen Römerreichs mehr consolidirten, wo die Habsucht der reich gewordenen Epigonen die alte, festgewurzelte Scheu der Altvordern vor schnödem Gelderwerb erstickte und unzählige Summen in den Provinzen auf hohe Zinsen ausgeliehen oder in Handelsgeschäften angelegt wurden, fehlte es natürlich auch nicht an ungünstigen Rückschlägen von dort nach Italien, welche mit den durch den internationalen Wechselverkehr bedingten Schwankungen des Credits in jetziger Zeit verglichen werden können. So nennt wol Cicero mit gutem Grunde die Periode Sullas „eine Zeit sehr schwie-

riger Zahlung", und ebenso sagt er über die Erschütterungen der östlichen Provinzen durch den pontischen Mithridates: „Man weiß, daß damals, als so viele in Asien große Summen verloren hatten, auch in Rom durch die in den Zahlungen eingetretene Hemmung der Credit ganz gesunken ist; denn es können nicht in einem Staate viele ihr Vermögen einbüßen, ohne andre mit sich in dasselbe Unglück zu verwickeln." Auch die Entwerthung des Geldes erzeugte große Störungen des Verkehrs. Zwar war es erst einer fernen Zukunft vorbehalten, den Geldwerth des Papiers zu entdecken und auszubeuten; aber das Kippen und Wippen verstanden die römischen Gewalthaber schon vortrefflich. Während der Bürgerkriege mischte der Triumvir Antonius Eisen unter das geprägte Silber und den Entdecker der Silberprobe ehrte damals das Volk mit Bildsäulen in allen Districten. In den 200 Jahren von Nero bis Aurelian verschlechterte sich aber das Geld allmälig immer mehr. Die Regierungen verboten das Probiren ihrer Münzen und gaben bronzene Denare mit Silberplattirung aus, deren Silbergehalt von $\frac{1}{8}$ endlich auf $\frac{1}{6}$ herabsank. Zuletzt wußte man gar nicht mehr, ob der Ueberzug des weiß gesottenen Kupfers aus Silber oder Zinn bestand und es geriethen alle Vermögensverhältnisse in die heilloseste Verwirrung. Die Abgaben mußten unter Heliogabal und Alexander Severus in Gold gezahlt werden, und hiermit war eigentlich schon der Staatsbankerott ausgesprochen. Erst Diocletian gelang es, vollständige Ordnung im Münzwesen wieder herzustellen.

Wie in Athen wurde auch in Rom das Forum dadurch zu einer Art von Börse, daß die Boutiken der Wechsler auf demselben oder in seiner Nähe sich befanden. Besonders unter den drei großen, gewölbten Durchgangsbogen desselben, in welchen besondere kleine Nischen zu diesem Zwecke angebracht waren, pflegten sie ihren Stand aufzuschlagen und nach der Localität bezeichneten sie auch ihre Firma (z. B. „der Wechsler von der julischen Basilika", „vom Circus Flaminius" u. s. w.). Ihre Geschäfte waren bedeutend ausgedehnter und vielseitiger als die der griechischen Collegen. Zwar machte das Wechselwesen selbst, wie schon erwähnt, in Rom keinen Fortschritt, und es blieb nach wie vor bei den bloßen Anweisungen, allein der Ausdehnung des Reiches analog erweiterten sich auch die Beziehungen der römischen Bankiers zu denen in den Provinzen und es kamen mit der Zeit eine Menge auf Geld und Handel bezügliche Besorgungen in ihre Hände, die bei uns besonderen Agenten und den Notaren anheimfallen. Bei Käufen und Verkäufen dienten sie als Mäkler, sie besorgten Privatauctionen und wurden bei öffentlichen Versteigerungen als Schriftführer und Kassirer zugezogen, weshalb auch die Auctionskataloge an ihre Buden angeschlagen wurden. Natürlich liehen sie auch fremdes Geld, um dasselbe zu höhern Zinsen wieder unterzubringen, aber bei solchen Operationen waren sie hinsichtlich der Zinsen immer durch

Regierungsmaßregeln beschränkt und der Zinsfuß stand in Rom nie auf der Höhe des griechischen. Von 8% stieg er zwar am Ende der Republik auf 12%, sank aber zu Anfang der Monarchie durch die Anhäufung vieler Capitalien bis auf 4% herab. Zwar dauerte dies nicht lange, aber über 8% scheint er nicht oft gestiegen zu sein, und Justinian setzte endlich den gesetzlichen Zinsfuß auf 6% fest und verbot den Zinseszins gänzlich. In Rom beaufsichtigte die Wechsler der Stadtpräfect, in den Provinzen der Statthalter, und vom Kaiser Galba wird erzählt, daß er als Gouverneur in Spanien einem unredlichen Bankier die langfingrigen Hände abhauen und an den Wechslertisch habe nageln lassen. Wie in Rom überhaupt wenig Gewerbfreiheit herrschte, war auch eine bestimmte Zahl für die Geldhändler festgesetzt, welche eine Art von Innung bildeten, zuweilen unter sich solidarische Verbindlichkeiten eingingen und das Recht besaßen, über die Aufnahme neuer Mitglieder zu entscheiden. Sclaven waren nur als Commis zulässig und der Herr des Geschäfts war stets für sie verantwortlich. Besonders streng verpflichtet waren die römischen Bankiers, ihre Bücher genau zu führen, und es befremdet dies um so weniger, als es überhaupt bei den Römern bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. allgemeine Sitte war, Ausgaben und Einnahmen gehörig aufzuschreiben und zu verrechnen, so daß Summen, die nicht im Buche (Calendarium) standen, als unredlich erworbene vorgeworfen werden konnten. Daher hatten die Wechsler nicht nur ein Kassabuch, in welches sie ihre Einnahmen und Ausgaben chronologisch eintrugen, sondern auch ein Contocurrentbuch, in welchem das Soll und Haben der einzelnen Kunden verzeichnet stand und ein Journal zum Behuf späterer Eintragung in das Kassabuch. Vor Gericht hatten diese Bücher vollständige Beweiskraft.

Justinian war den Wechslern besonders günstig gesinnt, vermehrte ihre Privilegien und sagt unter anderem in dem bezüglichen Gesetze nach der Bestimmung, daß ihnen auch ohne vorgehende Abmachung stets die gesetzlichen Zinsen des verborgten Geldes gezahlt werden sollten: „denn es wäre ungerecht, wenn diejenigen, welche bereit sind, fast alle Hilfsbedürftigen zu unterstützen durch solche kleinliche Chicanen Unrecht erleiden sollten.“ Ueberhaupt hatte in der Kaiserzeit dieser ganze Stand gleiche Geltung mit den Kaufleuten. Der reiche Bankier war ebenso angesehen, wie der Großhändler; der kleine Wechsler und der schmuzige Wucherer dagegen genossen ebenso wenig Achtung wie überhaupt jeder Kleinhändler und Krämer. Auf solche Händler niederen Ranges beziehen sich auch die bittern Worte des Plautus: „Hinter dem Castortempel sind diejenigen, bei welchen du schlecht ankommen kannst, wenn du ihnen geschwind Geld anvertraust; so wie du dies gethan hast, machen sie augenblicklich Bankerott!“

Literatur.

Die nordische Reise des Prinzen Napoleon. Voyage dans les mers du nord à bord de la Corvette La Reine Hortense par M. Charles Edmond (Choiecki) Paris, 1857. — Wir haben uns für die Mühe diesen dicken, prächtig ausgestatteten Band durchzulesen wenig belohnt gefunden. Wenn man von einigen demselben angehängten nautischen, medicinischen und geologischen Abhandlungen, deren Beurtheilung Fachkennern überlassen bleiben muß, absieht, so bieten die 625 Seiten Lexikonformat fast nichts für den, der die Berichte irgend eines neuern Reisenden z. B. „Scoresbys arktische Regionen" kennt. Dem Schreiber waren allerdings, wie das Buch zeigt, Menschen und Gegenden vollkommen neu, aber das berechtigte ihn schwerlich zu einem Rückschluß auf die Leser; die Erzählungen über Newcastle, Schottland, Irland sind mit so großer Naivetät vorgetragen, daß man glaubt, es handle sich um ganz ungekannte, neuentdeckte Länder, die Analyse der ältern Edda setzt voraus, daß niemand noch von diesem fabelhaften Buche gehört. Dabei ist das Werk nachlässig geschrieben, der Ton und die schlechten Witze z. B. über die Eigenthümlichkeiten der englischen Nationalität erinnern stark an den zweifelhaften Geschmack gewisser Gesellschaften des Palais Royal. Wenn z. B. gesagt wird, das höchste Lob für die Grabschrift eines Engländers würde in den Augen seiner Landsleute sein, daß er ein Hemde von Calico für die ganze Erde fabricirt habe, so mag das für eine Posse des Théatre Beaumarchais gut sein, wird aber in einem officiösen Reiseberichte widerwärtig. Der ganze Abschnitt über Schottland, wo uns die bekannte Geschichte Walter Scotts wieder erzählt wird, bietet nichts, was man nicht in allen neuern Reiseskizzen fände. Die Ursachen z. B. welche Glasgows Aufblühen veranlaßt, lernt man aus Murrays Handbuch weit besser kennen, der Verfasser übergeht eine Hauptursache der commerciellen Entwicklung, nämlich die berühmten und erfolgreichen Correctionen des Clyde. In Island werden die gebräuchlichen Ausflüge nach dem Hekla und Geyser gemacht, denen sporadische Mittheilungen über Geschichte und Literatur folgen. Unterhaltend zu lesen ist der Stammbaum des heutigen Bürgermeisters von Rickiavik Vilhjalmar Finson, der in gerader Linie bis auf Adam zurückgeht, und Jupiter, Priamus, Odin, Harald, Rurik neben andern Namen von ähnlichem Gewichte aufweist. Die durch das Treibeis verunglückte Expedition nach der Insel Jan Mayen bietet einen Punkt von Interesse, die Ceremonie bei Passirung des Polarkreises, welche die Schiffsmannschaft aufführt ebenfalls. Ein Matrose verkleidet und costümirt sich als Patriarch des Nordens in Kleidern von Fellen mit langem Bart von Werg. Vom Mast herab fragt er die Schiffer, was sie hier in seinem Reiche wollen. Man antwortet ihm mit Ehrerbietung, man sei keineswegs gekommen seine Herrschaft zu stören, sondern aus Gründen der wissenschaftlichen Forschung, des Handels u. s. w. Der Patriarch zögert und weicht endlich, nachdem der Capitän ihm feierlich versprochen, seine Rechte zu ehren, er steigt unter geräuschvoller Musik von seinem hohen Sitz herab, und zeigt den Reisenden in einem kleinen schmuzigen Korbe die Erzeugnisse seines Reiches, einen Schellfisch und einige Steine, das fehlende Eis, sagt er, werden sie bald finden. Einer der Besatzung erhebt sich hierauf und ermahnt seine Genossen zur Ausdauer und Kühnheit auf der Reise, hieran schließt sich Tanz und Gelage.

Ueber Grönland erfahren wir nichts Neues; daß es den acht dort lebenden Europäern ein Ereigniß war, eine französische Corvette bei Godthaab ankern zu sehen, ist begreiflich, ob aber „der Anblick eines französischen Prinzen, Nachkommen des Helden der Legende des 19. Jahrhunderts“ es grade war, was sie bewegte, muß wol dahingestellt bleiben. Wenn wir nun auch den Abschnitt über Faröer- und Shetlandsinseln für unbedeutend erklären, und die Reise durch Norwegen und Schweden ohne Interesse finden, so mag der geneigte Leser ungeduldig fragen, weshalb wir denn überhaupt dies Werk einer Besprechung unterziehen, und es nicht lieber mit einem kurzen Worte des Tadels abfertigen. Der Grund liegt in dem letzten Capitel, wo bei dem Besuch Stockholms und Kopenhagens die Idee und die Aussichten der skandinavischen Union besprochen werden, von welcher es wegen ihres Zusammenhanges mit der schleswig-holsteinischen Sache für den Deutschen gleich heißt: tua res agitur.

Nicht daß diese Besprechung an sich lehrreich sei, sie ist unwissend und voll von groben Schmähungen gegen Deutschland, der Abschnitt hat nur deshalb ein gewisses Interesse, weil er, obwol der Prinz Napoleon hier wie in dem ganzen Werk selten genannt ist, doch unzweifelhaft mit seiner Beistimmung und wenigstens nicht gegen die Ansicht der französischen Regierung geschrieben ist. Was nun Hr. Edmond und seine Protectoren zunächst von dem deutschen Rechte denken, ergibt sich aus Folgendem. Der wiener Congreß, heißt es, eine Summe von gegenseitigem Verrath, Willkür, Gewalt und Thorheit versäumte nach dem Fall des ersten Kaiserreichs nicht, auch in Dänemark die Keime von Zwistigkeiten zu legen und die skandinavischen Völker an Deutschland zu ketten. Das Herzogthum Schleswig, ursprünglich skandinavisch, war allmälig halb deutsch, halb dänisch geworden. Daher die schwierige Stellung, die nun näher entwickelt wird. 1848 war der erste Schrei des emancipirten Deutschlands der Krieg der Nationalitäten, die Unterjochung des Auslandes, um das zu ergattern (accaparer), was ihm nicht gehörte, die Verewigung eines Joches über Völkerschaften, die nichts mit ihm gemein haben wollten. Dies Benehmen Deutschlands hatte seinen verdienten Lohn; überzeugt, daß es die Freiheit nicht verdiente, welche es sogleich zur Unterdrückung anwandte, fiel es mehr denn je unter die Botmäßigkeit seiner Fürsten zurück! Hiernach wird man ungefähr sehen, was wir von Frankreichs unparteiischer Beurtheilung zu erwarten haben. Wenn später die Unhaltbarkeit des Gesammtstaats und des londoner Protokolls auseinandergesetzt wird und namentlich die Gefahr der eventuellen russischen Thronfolge signalisirt ist, so können wir das schon hinnehmen, aber wir wollen sehen, was uns denn geboten wird. Nachdem Oersted sehr für seine Neigung zu Rußland getadelt, Scheele dagegen gehörig belobt worden ist, heißt es, die Gesammtverfassung von 1855 sei unter dem offenbaren Einfluß Preußens und Oestreichs entstanden, Dänemark habe auch den Cabineten von Wien und Berlin geantwortet, daß es auf ihren Rath dieselbe octroyirt habe, die Mitglieder des Reichstages für die Herzogthümer hätten die Nichtvorlage vor die Provinzialstände als Vorwand einer Protestation genommen, der Bund habe daraus eine querelle d'Allemand gemacht, die deutschen Pamphletschreiber arbeiteten gegen das arme Dänemark! Ein solches Gewebe von Unwissenheit und Unwahrheit wagt man in einer officiösen Schrift in die Welt zu schicken!

Die einzige Lösung, heißt es nun, sei die skandinavische Union. Man könnte

sagen, daß es uns gleich sein dürfe, aus welchem Beweggrund jemand für das sei, was auch wir wollen, wenn er nur mit uns gehe, aber hier zeigt sich, daß eine Verschiedenheit in den Motiven auch gewöhnlich eine Verschiedenheit des Gewollten bedingt, der Verfasser will Aufhebung des londoner Protokolls, eine mäßige Entschädigung des Prinzen von Glücksburg, Unabhängigkeit Holsteins und Lauenburgs, aber Incorporation Schleswigs, ist also Eiderdäne. Er schildert die allmälige Hervorbildung der Idee der skandinavischen Union, die Zeit Margarethas, die Wiederaufnahme der Conföderation im Jahre 1810, als Friedrich VI. von Dänemark sich um die schwedische Krone bewarb, die poetischen, literarischen und wissenschaftlichen Vereinigungen, die ihren Höhepunkt in der Demonstration des letzten Sommers in Stockholm fanden. Die Idee einer gegenseitigen Adoption der Dynastien von Baron Blixen wird mit Recht als unpraktisch abgewiesen und eine Analyse der schwedischen Broschüre gegeben, welche dem Baron antwortete. Sie ist von Wichtigkeit, weil es mehr als wahrscheinlich ist, daß sich unter dem Pseudonym Arliot Gellina eine dem Throne nahestehende Person verbirgt; auch sie spricht sich für die Eidergrenze aus, aber sie bringt wenigstens Gründe vor, über welche sich streiten läßt. Es wird behauptet, die Ureinwohner Schleswigs seien keine Sachsen, sondern Friesen und Angeln gewesen. Was wäre aber damit bewiesen? sind etwa letztere keine Deutschen, ist Friesland nicht heutzutage noch eine deutsche Provinz und waren es nicht Angelsachsen, die England eroberten? Daß Karl der Große mit dem Fürsten Henning von Jütland einen Vertrag schloß, der die Eider zur Grenze annahm, beweist gar nichts; denn man wird doch nicht die damaligen Grenzen als heutige Normen aufstellen wollen; den Franzosen dürfte das am wenigsten passen. Die Thatsache, auf welche es ankommt, ist, daß im Laufe der Geschichte Schleswig zum größern Theile deutsch ward, und daß, wie der schwedische Verfasser nicht leugnen kann, die Union mit Holstein von Christian I. 1460 beschworen ward. Es ist aber nicht richtig, daß dieselbe 1725 aufgehoben worden ist und die schleswigschen Stände dem König von Dänemark als einzigem Herrn den Eid geleistet haben, auch beziehen sich die angeführten englisch-französischen Garantien nur auf die Vereinigung des großherzoglichen und des königlichen Theiles von Schleswig, und nicht auf die Schleswigs mit Dänemark. Gellina kann auch nicht ableugnen, da einmal die Nationalität in der skandinavischen Frage als entscheidendes Motiv gilt, daß ein Theil Schleswigs deutsch ist, obwol er die Zahl der Deutschen ungebührlich klein angibt. Aber auf diesem Standpunkt läßt sich wenigstens verhandeln, die Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten ist die naturgemäße Lösung, und Schweden wird sicher darauf eingehen, wenn es die skandinavische Krone zu diesem Preise erlangen kann. — Die Beschäftigung mit dieser Frage allein hat uns Veranlassung gegeben über die nordische Reise des Hr. Edmond zu berichten, weil wir daraus wieder klar sehen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, wenn Frankreich das große Wort führt. Von dem Buch selbst müssen wir nur wiederholen, daß es schade um das Velinpapier ist, welches man damit verdruckt hat.

Notizen.

Wir erhalten von Wien in Betreff unseres neulichen Artikels über die polnischen Juden eine Zuschrift, die verschiedene Berichtigungen enthält. Es heißt darin: „Der Aufsatz: „Juden in Galizien", der seinem ganzen Inhalte und der Darstellung nach nicht das Vorurtheil nähren will, malt nichts desto weniger Einiges dunkler als es ist. Zunächst eine kleine Unrichtigkeit. Die dort erwähnte Sekte heißt nicht Hassitten, sondern Chasidim. Man hat dieser Sekte in frühern Zeiten auch anderweitige Tendenzen zugemuthet, die sich aber als nichtig erwiesen haben. Sie hegt und pflegt manchen Aberglauben und stiftet dadurch viel Unheil. Die Behörden suchen allerdings diesem Unfug zu steuern und den Mysticismus zu bannen, doch ist dieses bisher nicht gelungen, und das leichtgläubige Volk wird noch gar oft von den Häuptern dieser Partei, die sich für Wunderthäter ausgeben, irre geführt.

Unrichtig ist es ferner, daß jüdische Frauen blos an hohen Festtagen die Schule besuchen. Dieses geschieht jeden Sonnabend, und fromme Frauen besuchen die Synagoge auch an Wochentagen.

Zur Eingehung einer giltigen Ehe gehört in Galizien so wie in den andern Kronländern des östreichischen Kaiserstaates die behördliche Bewilligung, die jetzt ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. Bis zum Jahre 1848, wo das Gesetz bekanntlich der Natur und der natürlichen Entwicklung Schranken setzen wollte, trat oft das naturam expellas furca ein und es entstanden viele Concubinate, die der Sittlichkeit großen Schaden brachten.

Die Inschrift an den Pfosten jüdischer Häuser ist nicht aus dem Talmud, sondern aus dem Pentateuch: Deuteron. 6 Cap. 4—9 V. Sie enthält das Bekenntniß zum einig-einzigen Gott und das Gebot der Liebe zu ihm.

Die Rabbiner in Galizien werden wie in allen jüdischen Gemeinden des östreichischen Kaiserstaates von Seiten der Gemeinde und nicht vom Staate besoldet. Bis zu den Zeiten Kaiser Josephs stand ihnen zu, den Bann (Cherem) zu verhängen und mußten sie diesen jährlich über diejenigen sprechen, die mit den Steuern im Rückstand waren. Es war sogar die Bannformel vorgeschrieben.

Wenn es nicht aus persönlichen Motiven geschieht, so steht dem jüdischen Soldaten nichts im Wege zu avanciren. Es gehört mit zu den Verdiensten des verstorbenen Erzherzogs Karl, daß die Rubrik „Religion" in den Pässen östreichischer Soldaten fehlt. Das Wertheimersche Jahrbuch für Israeliten 1857 (5617) bringt ein statistisches Verzeichniß der östreichischen jüdischen Offiziere im Heere, und daraus geht hervor, daß unter ungefähr 12,000 jüdischen Soldaten an 500 Offiziere sich befinden.

Galizien im Allgemeinen und die galizischen und polnischen Juden insbesondere haben viele, sehr viele Schattenseiten, wer wird diese abstreiten wollen? Aber es ist nicht zu verkennen, daß der galizische und polnische Jude auch Lichtseiten hat. Ein Mittel gibt es, um die Juden dieses Kronlandes zu heben, und das ist die Errichtung von Schulen. In den jetzt bestehenden Winkelschulen (Cheder) wird nur die physische und psychische Verwahrlosung gefördert; nur unter solchen Verhältnissen kann die Ignoranz so grauenhafte Dimensionen annehmen, nur da der Chassidismus sein Zauberwesen treiben.

Druckfehler: Der in Nr. 12. Seite 468 erwähnte Maler heißt nicht Biafre, sondern de Biefve, und Seite 480, Zeile 12 v. ob. muß es statt „bedienten sich der französischen Mundart", der friesischen heißen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

YE 06719

NON-CIRCULATING BOOK

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JAN 17 1979		
REC. CIR. JAN 2 '79		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 40m, 3/78 BERKELEY, CA 94720